ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. A. EULENBURG UND DR. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

IV. BAND APRIL 1917 1. HEFT

BONN
A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Seite

Psychosexualität. Von Lou Andreas-Salomé in Göttingen . . . 1

Hebung der Geburtenziffer nach dem Kriege. Von Dr. Hermann Rohleder in Leipzig 13

Nietzsche und Wagner. Von Dr. Wilhelm Stekel in Wien . . 22

Entwicklungsstufen der Fortpflanzung. Von H. Fehlinger in München 29

Kleine Mitteilungen 31

Sitzungsberichte 34

Referate 41

Bücherbesprechungen 44

Varia 45

New Yorker Brief 47

Diesem Heft liegt der Titel, Inhalt und das Register zu Band III bei.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Der Nachdruck der Originalbeiträge ist untersagt.

HORMIN

Neues Spezifikum gegen

Sexuelle Insuffizienz,

Beschwerden des Klimakteriums, Infantilismus, Sexuelle Neurasthenie etc.

Rein organotherapeutische Zusammensetzung: Testes, Prostata, Vesic. semin., (bzw. Ovarium u. Plazenta), Glandulae thyreoideae, Hypophysis und Pancreas.

Verordnungsweise:

Sexuelle Insuffizienz des Mannes: **Hormin masc.**
„ „ der Frau: **Hormin fem.**

Darreichungsformen:

Tabletten (erst im Dünndarm zur Lösung gelangend): täglich 3—6 Stück
Suppositorien: täglich 1—2 Stück.
Ampullen: jeden zweiten Tag oder täglich 1 Ampulle zur intraglutäalen Injektion.

Originalpackungen:

Schachtel mit 30 versilberten Tabletten
„ „ 10 Suppositorien
„ „ 10 Ampullen

Literatur: Dr. Gg. Berg (Frankfurt a. M.) „Über die Beziehungen der inneren Sekretion) zur Urogenitalsphäre". Würzburger Abhandlungen Nr. 3/1915. Dr. Max Marcuse (Berlin: „Zur Kenntnis des Climacterium virile". Neurologisches Zentralblatt Nr. 14/1916.

Proben zum Ärztepreise durch die
Impler-Apotheke, München, Valleystr. 19
Literatur kostenfrei durch

Fabrik pharmaz. Präparate Wilh. Natterer, München 19.

Zeitschrift

für

Sexualwissenschaft

Begründet von

Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin und Dr. Iwan Bloch in Berlin

unter Mitarbeit von Fachgelehrten herausgegeben von

Dr. Iwan Bloch

Band IV

April 1917 bis März 1918

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

G.C.

Nachdruck verboten.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Seite

Andreas-Salomé, L., Psychosexualität 1, 49
Becker, W. H., Männliche und weibliche Geisteskranke 83
Blum, G., Die Frauenfrage in England 191
Fehlinger, H., Entwicklungsstufen der Fortpflanzung 29
Fürth, H., Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in und nach dem Kriege und die Beratungsstellen 65
Giese, F., Die anomale Transvestie in ihrem Erlebniswert 307
Hamilton, L., Beiträge zu Oscar Wildes Biographie 321
Hirschfeld, M., Metatropismus 280, 295, 343
Hodann, M., Zur Revision des Darwinismus 77, 129
Horney, K., Die Technik der psychoanalytischen Therapie 185, 221
Lipschütz, A., Pubertätsdrüsen und Sexualität 209
Löwenfeld, L., Sexualchemismus und Sexualobjekt 153
Marcinowski, J., Die erotischen Quellen der Minderwertigkeitsgefühle . . . 313
Pirkner, E. H. F., Leben und Eugenik 332
Rohleder, H., Hebung der Geburtenziffer nach dem Kriege 13
Rosenthal, Die Regulatoren der menschlichen Fortpflanzung 123, 165
— Berichtigung 253
Saaler, B., Über die Krankheit Nietzsches 289
Schultze, E., Englische Sexualprüderie 199
Stekel, W., Nietzsche und Wagner. Eine sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsgefühles und des Freundschaftsverrates . . 22, 58
Traube, J., Physikalisch-chemische Betrachtungen über den Befruchtungsvorgang. Die Bedeutung oberflächenaktiver Stoffe 265
Vaerting, M., Über den Einfluß des Krieges auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung und seine eugenischen Folgen 137, 176
Zeiler, A., Die wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft 273, 301, 352
Zude, W., Der Kuckuck in der Sexualsymbolik 88
— Die phylogenetische Entwicklung des hominiden Genitalapparates. Eine deszendenztheoretische Forschungsanregung 228

Kleine Mitteilungen.

Groeper, R., „Die Turbine“ von Waldemar Müller-Eberhart als sexualkritisches Phänomen 92
Kisch, H., Der Fortpflanzungstrieb der Frau 356
Menzel, H., Notzucht von Frauen an Männern 31
R., L., Selektive Bedeutung der sekundären Geschlechtsmerkmale des Menschen . 203
Schneickert, H., Krieg und Soldatenehen 237
Zude, W., Unschuld oder Unwissenheit? 32
— Sexualwissenschaftliche Kuriositäten 358

Sitzungsberichte.

Seite

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin:
- Sitzung und Hauptversammlung vom 19. Januar 1917 34
- Sitzung vom 16. Februar 1917 37
- Sitzung vom 16. März 1917 144
- Sitzung vom 15. Juni 1917 239
- Sitzung vom 19. Oktober 1917 240
- Hauptversammlung vom 25. Januar 1918 360

Referate 41, 93, 147, 180, 205, 244, 287, 361

Bücherbesprechungen 44, 100, 150, 182, 205, 246

Alfred Blaschko. Zu seinem 60. Geburtstag 363
Albert Eulenburg †. 121
New Yorker Brief. Von Dr. E. H. F. Pirkner 47
Verzeichnis, Chronologisches, der sexualwissenschaftlichen Schriften und Abhandlungen von Albert Eulenburg 151

Bibliographie der gesamten Sexualwissenschaft.

Vom 1. März bis 31. Mai 1917 106
Vom 1. Juni bis 31. August 1917 254
Vom 1. September 1917 bis 28. Februar 1918 364

Verschiedenes 45, 105, 150, 252, 370

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | April 1917 | 1. Heft

Psychosexualität[1]).

Von Lou Andreas-Salomé
in Göttingen.

I.

Mit dem Wort „Sexualität" hat man das rote Tuch in Händen gegen das, von Beginn an bis jetzt, die Verpönung Freudscher Psychoanalyse so stürmisch anrennt, daß sie, in der Ungeduld den Mann auf die Hörner zu bekommen, seine eigentliche Absicht mit dem Tuch sich nie ganz deutlich machte. Erinnert man sich dann an den Terminus „Psychosexualität" als an den durch Freud von vornhinein angesetzten, so begreift man diese kämpferische Gegenstimmung gar nicht sofort; tatsächlich wurde aber, auch innerhalb der Anhängerschaft, gleichsam nur die zweite Hälfte des Wortes mitgelesen, — was sich einfach aus dem Umstand ergab, daß nur um diese Endhälfte ein Kampf zu leisten war, während an die Vordersilben keinerlei Vorurteilshörner sich stießen. Allerdings lagen Mißverständnisse nahe, setzten sich nicht nur im Publikum fest, sondern auch in der Kollegenschaft, bis es wirklich zu der erstaunlichen ironischen Bemerkung kommen konnte, die auf dem Neurologenkongreß 1913 in London von Pierre Janets Lippen fiel: daß „alle von der Ps. A. verwendeten Worte, wie Sexualinstinkte, Genitalempfinden, Drang nach dem Koitus, Libido usw. ganz einfach den ‚élan vital der Metaphysiker' bezeichneten". Auf so was hin ist denn auch von solchen, die Freud ernstlich zu verstehen suchen, gefragt worden, warum denn an einem Stichwort festgehalten werde, welches so dazu verleitet, zum Widerstand zu reizen. Als bloßer Rufname gehört ja natürlich auch dieser zu all den andern von salonmäßigerer Prägung oder philosophischern Taufpaten, — auch wäre Freud wohl der Letzte, um über Worte oder Taufhandlungen zu streiten. Nur hat die Betitelung der Sache hier einen noch ganz anderen als formalen Zweck zu erfüllen, einen praktischen, und daneben eine Aufgabe: indem es wichtig ist, schon im Wort selber ausgesprochen zu haben, inwiefern die ganze Reihe bisher entweder nicht voll berücksichtigter oder aber zu rücksichtsvoll besichtigter Phänomene der Geschlechtlichkeit in Zusammenhang steht. Wählte man aber eine sonstige Bezeichnung aus der

[1]) Vorliegende Arbeit ist der Mittelteil eines Buches, welches der Freudschen Psychoanalyse gilt und den Titel „Ulw" trägt. Niedergeschrieben 1914/1915 geht es auf Freud's letzte Aufsätze aus der „Intern. Zeitschr. für ärztl. Ps. A." nicht mehr ein, und die Zitatennachträge daraus, die hinterher zugefügt wurden, sind hier fortgelassen, um den vorhandenen Raum nicht noch mehr zu verengen.

G.C.

Leibessphäre, etwa anklingend an „Körperlust“ im allgemeinen, so würde dieser zu neutrale Klang sich zu leicht mitbeziehen auf die vitalen Vorgänge, die der Icherhaltung dienen und damit einen falschen Ton hineinbringen. Sogar das berechtigteste der Bedenken: „Sexualität“ sei ein schon zu festgelegter, mit geltenden Definitionen besetzter Begriff, den umzustoßen beinahe Herausforderung des Mißverständnisses bedeuten würde, — ist glatt zuzugeben und doch zu entkräften. Denn eben das Wespennest von Vorurteil und Mißdeutung, das noch so oft ein tieferes Eindringen in Dinge der Geschlechtlichkeit verwehrt, soll gern dadurch aufgestört werden zu seinem giftstacheligsten Tun und hinterhältigsten Gesumm. Ist hiermit einmal gründlich aufgeräumt, so mag die berüchtigte Sexualität sich nennen wie sie will: dann mag es Zeit sein zu wirklich terminologischen Streitigkeiten, die bis jetzt, bewußt oder unbewußt, meist nur Vorwand (Wespenschutz) darstellen. Bis dahin jedoch gilt vom Sexualitätsterminus — wie von so manchem Freudschen, der unverkennbar den Stempel seines Kampfursprungs an der Stirn trägt —, daß im Übertreibenden des Ausdrucks etwas steckt, was weiterkämpft: etwas, das mit seinem grellen Blutrot in die Augen springt, welche immer noch nach der alten übermalenden Schonfärberei ausblicken. Deshalb soll, wem am Erfolg Freudscher Forschungsergebnisse liegt, sich auch zu diesem Namen voll bekennen: ihn in Ehren halten auch in all seiner historischen Echtheit.

Bekanntlich waren es Nacherfahrungen an den von Jos. Breuer und Siegm. Freud gemeinschaftlich behandelten Hysteriekranken, wodurch für Freud die Sexualität als der übersehene Zug im Hintergrund des Krankheitsbildes zuerst hervortrat; die Fülle späterer, allein behandelter Fälle, belehrte ihn dann immer zweifelloser darüber, wie durchgängig gerade Hysterie auf Sexualstörungen zurückzuführen sei, während in der Behandlung von Zwangsneurosen der andere Faktor — Störung im Bereich der Ichtendenzen — kenntlicher wird und stets ausschlaggebender in der Richtung von den Neurosen auf die Psychosen zu; bis endlich Freuds heutige Formel die Gegenseitigkeit der Behinderung für beides umfaßt, indem ihm auch: „die Neurosen aus dem Konflikt zwischen dem Ich und der Libido entspringen“ (schon 1912, Zentralbl. f. Ps. A. u. Ps. Th. II 6 S. 301). Wer Freuds Arbeit von hier aus betrachtet, wie sie die Aufeinanderbezogenheit von beiden — jedesmal am empirischen Material durchgeprüft — aufzugraben versucht, dem ist es von selber klar, daß es sich dabei überhaupt nicht um Bloßlegung von „Komplexen“ (Jung) als „sexueller“, sondern als tiefstliegender handelt, um das psychisch Letzterfahr- und -erfaßbare. Weil die sexuellen noch ein ganzes Stück verborgener lagen als die im Breuer-Freudschen Hysteriefall entdeckten und therapeutisch benutzten, darum blieben sie zunächst übersehen, und bleiben sie es dauernd bei denen, deren Widerstände an ihnen selber oder den Kranken, oder deren Heilerfolge an oberflächlichen Symptombildungen, sich tieferen ps. a. Eingriffen entgegenstellen. Und so behält Freud unabänderlich den Ruf nach „Sexuellem zu fahnden“, und um deswillen den Menschen, der sich über die Grenze der

Ps. A. zu ihm verirrt, so nackt auszuziehen wie der Zollbeamte den verdächtigen, alles leugnenden Schmuggler. Trotzdem es auf der Hand liegt, was der Ps. A. gerade diese Paschware wichtig machen muß: reden wir doch von „seelischen" Äußerungen als von denen, die hinausgehen über das uns physiologisch Interpretierbare, und ist das Sexuelle doch etwas, dem schon beide Interpretationsweisen dienen können, — sowohl vom somatischen Zustand her, als vom auf seelischem Wege zu erreichenden. Mögen sonstige Körperzustände unsere psychischen herabstimmen oder steigern, so ist doch nur hier die Einheit noch gegeben, wo für unsere Erfahrung leiblicher Drang in seelischem Erlebnis ausschwingt; nur läßt sich dies Einheitliche von zwei Blickpunkten gleicherweise betrachten, vor denen es sich tatsächlich in sich selber kreuzt (— als ob wir, darauf blickend, schielten —), wie genau auch unser Verstand das Zweierlei darin auseinander halte. Deshalb reichen wir nirgends tiefer an die Basis des Seelisch-genannten als in dieser Doppelerregung, darin eine noch so ungegliederte Ganzheit sich ausdrückt, gerade wie im somatischen Geschlechtsvorgang seinerseits ebenfalls die Totalität der Lebensanteile zu ihrem primitiv alles enthaltenden Ausdruck gelangt. Überall außerhalb dieser einzigen Kreuzungsstelle erkennen wir nur nach getrennten Richtungen uns selbst: als leibliche — auch dem eigenen Leibe noch außen gegebene — Welt, oder aber als die eigene Innenwelt, deren Verständnis sich aus ihr selber heraus auftut. [1])

Wenn Freud bis an diese Sexualkreuzungsstelle zurückging, so hatte er das zunächst als Arzt zu tun, dem die krankhaften Tatbestände sich ergaben als wechselseitige Behinderungen innerhalb dieses sich überkreuzenden Lageverhältnisses, — als Verknotungen, Verwirrungen in der Abwicklung des Sexualverlaufs. Sein Eindringen galt den psychischen Frühstadien der Sexualphänomene, als den Bedingungen, unter denen sie zu dem werden, was der übliche Sprachgebrauch mit dem Sexualnamen belegt: also es galt der pathologisch beirrten und der infantilen Geschlechtlichkeit. Vom Worte: „infantil-sexuell" ist der lauteste Alarm der Gegner ausgegangen: alles mobilisierte seither einen Feldzug für den guten Ruf des Kindes, und noch heute werden an allen Fronten Schlachten dafür geschlagen. Und dennoch ist es so, daß das Kind, dieser arme, kleine, übelverleumdete Unschuldswurm, uns die ersten psychologisch tieferen Erkenntnisse vermittelte über das Wesen zurückgebliebener und dadurch krankhaft gehemmter oder asozial ausbrechender Sexualität. Durch ihn wurden Zusammenhänge klar, worin Früh- und Krankheitsstadien miteinander stehen, — wurde, sozusagen, die kindliche Sexualität mit dem Kranken, dem Irren, dem Verbrecher, in flagranti ertappt. Anstatt sich nun aber davor zu bekreuzigen wie vor einem satanischen Witz, hätte man lieber etwas dafür übrig haben sollen, daß den Unseligsten der Menschen wenigstens ein Fußbreit Erde von unser aller altem Kinderland

[1]) Beide möglichen Richtungen vertreten durch die Freudschen Zeitschriften wie durch die hier vorliegende: sich in ihrer Auffassung ergänzend, ohne sich methodologisch beeinflussen zu dürfen, weil arbeitend auf voneinander absolut zu trennenden Gebieten.

zurückgewonnen ist. Anstatt das Kind dadurch verunglimpft zu sehen, ließe sich auch ein wenig von jenem Heilandhaften daran herausfühlen, wodurch dem Schächer am Kreuz noch in letzter Stunde das Paradies sich öffnete. Denn unzweifelhaft bleibt dieses eine der wundervollsten Errungenschaften der Ps. A., ahnen zu lassen, in welchen nie ermessenen Tiefen sich scheidet und eint, was unserem menschlich-bewußten Urteil hinterher zur „höchsten" oder „niedersten", zur fruchtbarsten oder aber zerstörendsten der Kräfteentladungen wird. Man darf nur an diesem Punkt nicht nach der entgegengesetzten Seite ausschweifen, und nun das Düstere psychischer Entladungen verniedlichen durch deren Berührung mit dem Infantilen: indem man sie zu Harmlosigkeiten ausdeutet, nach denen wir nur ähnlich zurückgreifen wie nach einem Spielzeug aus der Kinderstube, das bloßem Schein galt, — so, wie noch heute aus der kindlichen Sexualität selber eine liebliche Spielerei herausgedeutet wird. Freud macht ja eben weder vor dem Kinde als dem unübersteiglichen Unschuldswall Halt, noch auch durchbricht er ihn in die leere freie Luft symbolisierend beschwichtigender Abstraktionen; daß er den Mut, den guten Mut besaß, an dieser bedenklichsten Stelle weiterzugraben, als Psychologe seine schwarzen und dunklen Grubengänge getrost bis zu Ende zu gehen, nur das ließ ihn unterirdische Verbindungen erreichen, vor denen die Grenzscheiden oben, auch die hochgetürmtesten, hinfällig sind.

Darum ist die Ansetzung der Sexualität mit dem Dasein selbst — dem frühesten Lebenstag — oder ein Freudwort wie: „Ursprünglich haben wir nur Sexualobjekte gekannt" (Jahrb. IV. S. 443) als so real wie nur möglich gemeint aufzufassen, und trotz alledem in einer Bedeutung zu verstehen, welche der Janetschen Spottbemerkung die Ironie entzieht, sie einer Wahrheit nahekommen läßt. In Wahrheit ist ja nämlich die Allverwobenheit des Einzelgeschöpfs, unsere Einheit mit dem Sein außer uns, womit der Philosoph und nicht der Psychoanalytiker sich zu befassen hat, nirgends unmittelbareres Erlebnis als im ursprünglichen leiblichen Zusammenhang, über den noch nichts in uns selber hinauslangt; nur dem Neugeborenen geht noch die Außenwelt ähnlich einer weitergreifenden Innenwelt auf, während es dem mütterlichen Organismus nach wie vor, nur von außen statt von innen, anliegt. Läßt sich von „Gefühlen" dabei noch nicht viel reden, so doch nicht bloß deshalb, weil die schlummernden Fähigkeiten noch kaum Raum geben ein paar Körperempfindungen, sondern weil, innerhalb solchen Einheitsvollzugs, „Gefühlen" auch die geringe Distanz sozusagen noch fehlen würde, über die sie ihre einigende Brücke zu schlagen haben. Die frühesten Äußerungsweisen des Kindes entsprechen einem Liebeszustand, für den noch das In-allem-umfangen-sein selber steht: es lebt die Mutter, ehe es die Mutter „liebt"; — weshalb sie ihm bei seiner ersten späteren Objektfindung nicht als ein ganz Erstmaliges, eher als ein „Wiederfinden" (Freud), Wiedersehen, naht. Mitten aus dieser urhaften Verschmolzenheit mit dem Objekt ergeben sich die ersten Lustgefühle an der wahrgenommenen Welt durch das Behagen an den eigenen Körperlichkeiten; Lust, eng noch angeschlossen dem Selbsterhaltungstrieb, dem der Nahrungs-

aufnahme, des Ausscheidungsdranges; Lust am Lutschen, am Betasten der eigenen Gliedmaßen; Lust, von jeder Leibeszone separat beschickt, — beinahe wie wenn, in den Einzelheiten einer stückweisen Darbietung seines kleinen Leibes, vor dem Kinde ausgebreitet würde etwas von dem, was an Fülle der Objektwelt seiner Libido noch entzogen ist. Diese Periode des Autoerotismus, wobei der ganze kindliche Körper gewissermaßen noch ein einziges Sexualorgan darstellt, hat Freud mit großem Nachdruck unterschieden von der nächstfolgenden etwas bewußteren Daseins, die schon erlaubt, die Sondergelüste zusammenzuschließen um ein zentrales Objekt, als welches jedoch noch die eigene Person gewählt wird. Ist der Autoerotismus eine auch von anderen Autoren besprochene Sexualphase (und namentlich Lesern einer Iw. Blochschen Zeitschrift vertraut), so ist diese zweite von größter Tragweite für Freuds spezielle Auffassung. Der Name „Narzißismus“ (den er noch von Näcke und Ellis übernahm, wo er tautologisch für Autoerotismus steht), betont für Freud gleichermaßen stark die Zuspitzung der Sexualwahl auf das Ich, wie umgekehrt die Sexualisierung der Ichtendenzen. („Endlich folgern wir für die Unterscheidung der psychischen Energien, daß sie zunächst im Zustande des Narzißmus beisammen und für unsere grobe Analyse ununterscheidbar sind, und daß es erst mit der Objektbesetzung möglich wird, eine Sexualenergie, die Libido, von einer Energie der Ichtriebe zu unterscheiden.“ Zur Einführung des Narzißmus.) Man möchte sagen: der Narzißmus leistet dadurch als psychischer Tatbestand[1]) ein Analogon dessen, was in der leiblich nachwirkenden Allverwobenheit, der Mutteranschmiegung des Neugeborenen, stattfand.

Es könnte dahin mißverstanden werden, als entspräche dieser Freudsche Begriff nicht nur keiner nächstfolgenden Sexualphase,

[1]) Deshalb sollte dieser Tatbestand möglichst genau abgehoben werden nach den zwei Seiten hin, die zu Verwechslungen Anlaß geben könnten — sei es mit Autoerotischem in zu allgemeinem Sinn, sei es mit Ichgerichtetem in zu speziellem. So kann sich, wie mir scheint, die Libido sehr wohl auf die Leibeseinheit bereits beziehen, ohne doch die Ich*person* in ihrer Ganzheit mitzumeinen (— ja sogar könnte ein mißbilligendes oder zwiespältiges Verhalten zur seelisch-geistigen Person Anlaß geben, sich in autoerotischer Betätigung zu betäuben). Und ebenso findet das Umgekehrte statt: man meint erotisch sich selber als persönliches Ganzes, jedoch in einem Grade der Bewußtheit, welche das zur Selbstbespiegelung werden läßt, zur wissenden Eitelkeit, zum Genuß eben des Umstandes, *daß* man sich genießt. In beiden Fällen durchdringen Subjekt und Objekt einander nicht mehr ganz im Sinn der Freudschen Definition; dem sich im Wasser spiegelnden Narziß stände damit sein Bildnis nicht mehr für die Welt, die Welt nicht für sein Selbst. (Besonders wichtig werden diese Unterscheidungen für die Beurteilung der schöpferischen Geistesvorgänge, die uns jedoch hier nicht aufhalten sollen.)

Auf dem Gebiet einer bestimmten Objektliebe, der Liebe der Eltern zum Kind, sehen wir Analogien zu beiden erwähnten Fällen: einmal die liebkosende Leibeszärtlichkeit, die in der neuen Kreatur gleichsam noch den eigenen Organismus mütterlich umfängt („— In dem Kinde, das sie gebären, tritt ihnen ein Teil des eigenen Körpers wie ein fremdes Objekt gegenüber, dem sie nun vom Narzißmus aus die volle Objektliebe schenken können“. Zur Einf. d. Narz.). Das andere Mal dagegen die Vollkommenheitssucht der Eltern dem Kinde gegenüber, worin sie sich in verbesserter Auflage als Persönlichkeiten wieder zu erzeugen wünschen, — „Das gute Kennzeichen der Überschätzung“ nennt Freud in der genannten Schrift dies „narzistische Stigma“: „die rührende, im Grunde so kindliche Elternliebe ist nichts anderes als der wiedergeborene Narzißmus der Eltern.“

sondern geradezu einer Rückwendung auf die allerunterste Ansatzstelle des Autoerotischen (hat es doch sogar zu der üblen Scherzfrage W. Stekels geführt: wie Freud sich denn wohl die Vermehrung der Wilden denke, wenn sie nach ihm auf narzistischer Stufe stecken geblieben seien?). Der scheinbare Widerspruch, wonach das narzistische Prinzip gleichzeitig dem einfach autoerotischen überlegen ist und doch auch fast noch hinter dieses zurückgreifen soll, löst sich darin, daß es nicht eine bloße Durchgangsphase unserer Sexual- und Ichentwicklung darstellt, — daß es die dauernde Begleitschaft aller einzelnen Phasen bleibt: als das Maß unserer lebenslänglichen Selbstliebe. Mit Freuds Worten: „wir bilden so die Vorstellung einer ursprünglichen Libidobesetzung des Ichs, von der später an die Objekte abgegeben wird, die aber, im Grunde genommen, verbleibt und sich zu den Objektsbesetzungen verhält wie der Körper eines Protoplasmatierchens zu den von ihm ausgesandten Pseudopodien.“ So redet Freud auch therapeutisch vom Narzißmus als von demjenigen Punkt, bis wohin die praktische Ps. A. zu gelangen trachten müsse, über den hinaus die Repressionsvorgänge sich nicht begleiten lassen, von dem aus jedoch alle Regenerationsvorgänge mit ihrer letztmöglichen Kraft einsetzen. Das obige Bild aus der Biologie ließe sich ergänzen durch ein zweites aus dem gleichen Stoffkreis: nicht nur das Protoplasmaklümpchen der Monere streckt immer neu Momentglieder aus und ein, auch jede der Körperzellen unseres Organismus speichert ihren Protoplasmarest — Dauerreserve hinter allen ihren Differenzierungen. Der Narzißmus, den wir uns erhalten über die Periode seiner Alleinherrschaft hinüber, verflüchtigt sich während der Weiterentwicklung so wenig total, wie jener Protoplasmafond; nur darf man sich ihn auch so wenig in festen Bewußtseinsformen ausgedrückt denken, wie Pseudopodien nicht als ausgewachsene Arme und Beine zu achten sind: nur der eiserne Bestand des Gemeinschaftlichen äußert sich darin, die stets wieder einheitliche Basis sowohl der frühen autoerotischen Spezialisierungen wie der späteren Objektbesetzungen. Das entkräftet den wunderlichen, am befremdendsten noch von

---

Es ist nicht uninteressant, sich klarzumachen, wie — im Gegensatz zu unserem späteren und bewußten Egoismus, den wir als Abgrenzung von den anderen auffassen, — in der ursprünglichen Selbstliebe alle Objektliebe, ja die Welt in toto notwendig beschlossen liegt. In der Tat bedarf es der ersten Spur von Enttäuschung und Mißfallen auch an uns selber, um uns endgültig dem Objekt als einem anderen praktisch entgegenzustellen, — um uns Nichtliebe, Haß, abstoßende Gefühle zu lehren, kurz etwas, das wir nicht mehr „introjizieren“ (Ferenczi) mögen, sondern wovon wir eine Projektion vornehmen: uns, im libidinösen Sinn, ein Außen erst schaffend. Fehlt „Außenwelt“ noch in der ersten unbewußten Liebestotalität, so ist sie dafür am härtesten „veräußerlicht“, hinausgestoßen, als Fremdes aufgestellt, an dieser Grenze der ersten Erfahrungen, nach denen wir uns nie wieder zu einer weltumschlingenden Ganzheit liebend auszudehnen vermögen, es sei denn in den Ausnahmezuständen des sexualen oder des geistschöpferischen Rausches.

Das Sprichwort, daß nach sich selber urteilt, wer allzuviel argwöhnt und verurteilt, das andere Wort von den Fehlern, die wir am stärksten an anderen hassen, wenn sie den unseren gleichen, beziehen beide noch ihre Wahrheit von dorther. Das von unserer Selbstliebe aus unserer eigenen Wesenheit Ausgeschaltete, kommt uns aus der Objektwelt aufreizend entgegen, von der wir uns ursprünglich nicht getrennt dachten.

C. G. Jung, der es besser wissen müßte, erhobenen Vorwurf, als griffe Freuds Psychologie, „trotz ihrer sonst psychodynamischen Einstellung," auf etwas wie die alten scholastischen Seelenvermögen zurück, wenn ihr das „Bündel sexueller Partialtriebe" sich erst im Genitalen einheitlich zusammentue. Dem gegenüber behält Freuds Wort recht: „Die Ps. A. steht und fällt mit der Anerkennung der sexuellen Partialtriebe, der erogenen Zonen und der so gewonnenen Ausdehnung des Begriffes „Sexualfunktion" im Gegensatz zur engeren Genitalfunktion". (Intern. Zeitschr. III. 6. S. 530.)

Von den ursprünglichen Äußerungsformen der Libido, — dieser den Gesamtkörper durchpulsenden Sinnenlust, die gleich einer ins Leben bewillkommnenden Freude darüber gebreitet ist — wird immer mehr auf Einzelbezirke eingeschränkt, bis sie sich wesentlich auf ihre genitale Sonderbehausung angewiesen sieht: ohne doch den Charakter des Hinausgreifenwollens über alles zu verlieren, — jenen Drang, ins Sexualbereich auch noch die Ichgebiete einzubeziehen, wie der narzistische Zustand es noch einheitlich dargestellt hatte. Räumlich abgegrenzt, gelingt es ihr auch zeitlich nur momentweise, im Rausch des Ganzen, durch Überrumpelung, in dem Maße als die infantile Gesamtsexualisierung abnimmt. So erscheint im Grunde der sexuelle Verlauf als in zwei einander entgegengesetzten Richtungen vor sich gehend: einer bis gegen die Pubertät hin absinkenden und einer von dort an aufsteigenden, und mir scheint als könne man, unter diesem Bilde, sich das, was Freud die Latenzzeit genannt hat, am besten verdeutlichen: denn da, wo beide Richtungen etwa auf Wegesmitte zusammentreffen, heben ihre Äußerungen einander gewissermaßen auf, lassen sie wenigstens unserem Blickpunkt nicht länger manifest werden. Wobei sich die fast amüsante Tatsache herausstellt, daß, während die Ursexualität rein leibesgerichtet beginnt, um sich erst allmählich zu immer beseelteren Zärtlichkeiten — man möchte sagen: emporzutasten, die sexuelle Reife umgekehrt, nach allen ihren seelisch-geistigen Präliminarien, den Endausdruck im Reinleiblichen des Geschlechtsaktes findet. Was asexuell zu heißen pflegte, empfängt so erst im Abklingen jenen vergeistigten Ton, auf dem später ein Hauptakzent ruht, bis er übertönt wird vom geschlechtlichen Vollkonzert der Pubertät. Dessen ganzes Programm aber wird dann allein unter den Titel der „Sexualität" gesetzt und von der Moralität allein ausgezischt, weil es nunmehr mit einer schon schrillen Dissonanz droht zu dem, wovon das entwickelte Bewußtsein uns individuell redet. Hier sammelt sich deshalb das Odium wider das „Sexuelle" überhaupt, wider die Rechtfertigung oder auch nur Durchforschung dieses, dem individuellen wie dem kulturellen Ich entgegenstehenden Prinzips. Dem Eindruck eines Gegeneinander können wir uns tatsächlich dabei nicht entziehen, mag nun des Menschen Selbst seine Geschlechtlichkeit an kürzere oder längere Leine nehmen, — als aufsässigen Diener oder als heimlich ihn leitenden Dämon; stets doch bleibt das Grundverhältnis das widerspruchsvolle, indem der auf seine ichhafte Entwicklung gestellte Einzelne die Triebkräfte dazu bezieht aus der Allverwobenheit, aus der er nur als Geschlecht zu sich selbst erwachte (weshalb

E. Bleuler im Jahrb. I. „Über den Sexualwiderstand“ ganz richtig vermerkt, dieser Kampf werde nicht erst durch kulturelle Hemmungen [Erziehung] zustande gebracht, sondern stecke schon in der Sache als solcher). „Sexualität“ und „Ich“ sind für Freud einfach die populären Bezeichnungen, die für diese, einstweilen für uns tiefstreichenden, psychischen Gegensätze stehen.

Der früheste Zwiespalt, der sich aus der Sachlage erschließt, ist von Freud geschildert worden in der Inzestsituation und dem Ödipuskomplex des Kindes, — dem wohl geflügeltesten, am weitesten gepflogenen, Wort aus der Ps. A. Die Eltern, die uns zur Welt bringen, sind naturgemäß die Kreuzungsstelle für unsere Sexualverbundenheit wie unsere Ichunterscheidung, — wobei meistens der jeweilig störende Teil, der elterliche „Nebenbuhler“, ebenso heftig verneint, wie der andere identifiziert wird. Und wenn es auch vor allem Neurotiker sein mögen, für deren Rückblick der „infantile Inzest“ sich gar so blutrünstig darstellt, und wenn auch sogar aggressive Todeswünsche weniger einer Mordlust als der kindlichen Verwechslung von Sterben und Abwesendwerden zu entspringen pflegen, so sollte man doch den Sinn dieser inneren Situation nicht allzusehr um seine Positivität bringen. Man sollte eingedenk sein, daß für das Infantile charakteristisch ist: sowohl die Wendung ins harmlos Unwillkürliche, wie auch die ganze Kraßheit noch ungeregelter Affektstärke. Ist es doch der Ansatzpunkt, wo der Übersturz aus dem elementarisch Unbegrenzten in die Personalenge, vom Unbewußten ins Ichbewußte sich vollzieht, und es dadurch zu verhängnisschwer aneinander explodierenden Wirkungen kommt. Nicht umsonst spricht Freud, ohne jeden Scherz, von der Macht der Leidenschaften vor dem fünften Lebensjahr, gegen die das Spätere eher zum Idyllischen abfällt als umgekehrt; und auch die Wucht dessen, was wir später kriminell nennen und wogegen wir uns mit Urteil und Verbot schützen, dürfte eine nie so wiederholte Erlebnisstärke dort haben, wo es sich zuerst aus einem Allesdürfen in die Erfahrung menschlicher Gebundenheit überschlägt. Denn es darf nicht vergessen werden, wie wenig das Kind sein Denken, seine Phantasie, von der Realität, die es umgibt, noch scheidet; wie ihm das Leiblichgegebene das Erste ist, woran es alles äußern mußte, die Attrappe gleichsam, in die allein zu stecken war, was an innerem Leben sich schon regte und hinausgereicht zu werden strebte, so sind auch seine „Inzestgefühle“ in all ihrer Kindlichkeit durchaus als physisch gerichtete zu betrachten. Verfälscht sich dem angstbedrückten Neurotiker seine eigene Kindergestalt übertriebenerweise in einen kleinen, mit Mordgelüst und Blutschande sich herumschlagenden Ödipus, so ist allerdings diese übertreibende, später erworbene Urteilsweise eine falsche, aber dasjenige, was seine Angst dorthin zurückreißt, ist ja nicht sie, sondern es sind eben jene alten unaufgearbeiteten Grundaffekte, die ihn wieder hineingleiten lassen in die unbewußte Materialität des infantilen Alleshabenwollens, in die kindliche Begierde nach ausschließendem Alleinbesitz.

Mir scheint deshalb für das Verständnis solcher Vorgänge nichts Bedenklicheres vorgenommen werden zu können, als deren

„Versymbolisieren“, wie es zu ihrer Abschwächung geschieht und insbesondere auch von ehemaligen Anhängern Freuds; teils indem, für die Schweizer Schule, der infantile Inzestwunsch zu einem bloßen Gleichnis wird archaïscher Rückständigkeit des Denkens, welches darunter den Drang nach Heimkehr in den Mutterschoß des Seins oder der Wiedergeburt daraus versteht; teils indem, wie für A. Adler, der Sexualfaktor darin ausgeschaltet wird zugunsten einer Fiktion des machtgierigen Ichwillens. Wesentlich erscheint mir dabei noch nicht einmal so sehr, ob etwas mehr oder minder „symbolisiert“ wird, wohl aber ob nicht Fiktion und Wirklichkeit überhaupt in völlige Umkehrung gebracht sind, so daß das einzig Tatsächliche sich gerade fiktiv ausnehmen muß, während das bloß Gleichnishafte als Realität genommen wird. Denn die Inzestsituation erlebt sich ja eben ursprünglich an höchst bestimmten Personaleindrücken, läßt diese auf ps. a. Wege zeitlebens wieder auffinden, und sammelt für immer um diesen lebendig weiterpulsenden Ausgangspunkt alle affektive Erregbarkeit. Insofern das so Erlebte jedoch nicht ins bewußtseinswache Dasein eines entwickelteren Seins fällt oder insofern es zu bald als unzulässig daraus verdrängt wurde, behält es gewissermaßen Spielraum für viele nachträgliche Beziehungen, denen es sich komplexhaft verknüpft (— nicht unähnlich jenen „Deckerinnerungen“ beim bekannten déjâ-vu-Begebnis, das nach Freuds Deutung etwas wiederzuerkennen meint, weil das Bewußtsein Gleichungspunkte findet, welche irgendein verdrängtes Stück wirklicher Identität mit dem Gegenwärtigen zugedeckt erhalten sollen). Diese nachfolgenden Personen oder Ereignisse, von uns so ganz personell, aktuell, detailliert, gewertet, erhalten ihr zutiefst Bedeutsames doch nicht aus sich selbst, sondern von jenem Ursprünglichen her, durch das sie im Grunde zu bloßen Deckgestalten abgeschattet werden. Dies ist es ja, was Freud „Übertragung“ heißt. Lebenslang beziehen wir uns auf Eindrücke, worin eine Urwirklichkeit uns wiederkehren will, — eine, die nur stückweise, halbverdeckt, gleichnishaft, wiedererfahrbar ist, weil ihr Gefühlsgrund zurückreicht bis in die noch unbewußte, ungegliederte Ganzheit, von der wir uns, zuerst erwachend, vom Leben noch als von uns selber umschlossen fühlten. Je „wirklicher“ das Damalige auf uns eindrang, um desto „symbolmäßiger“ setzt es sich fort und fort um in neue Gebilde, — desto mehr werden diese von uns mit Bedeutungen, Betonungen, Bezogenheiten sozusagen totalisiert; wogegen dasjenige, was eine solche übertragende Bewegung nicht, oder fast nicht, veranlaßt, also nicht in der unfaßlichen Nähe und Ferne des unvergänglich Vergangenen zu uns steht, auch nie wirklich uns zu sich heranreißt, wie greifbar vorhanden, wie gegenwärtig es sich auch darstelle. Im Urerlebten — in der ersten Einung von Innen und Außen zum persönlichen Leben selber, — ist so dafür gesorgt, daß von nun an Heimat um uns bleibe auch im Fremdesten noch, und noch das Bekannteste aller Sehnsucht voll, — als sei ein letzter Schleier nie ganz vom Kinde, das sich zur Welt befreit, gehoben. Der „Hellseherblick“ wie die „Blindheit der Liebe ergeben sich daraus: hellsehend über die Person hinaus, deren Einzelnes, „Zufälliges“

in uns das für uns typischste Erlebnis aufregte, sind wir in unserem sachlichen Urteil nur um so blinder.

Wenn wir im Reife-Affekt unsere Geschlechtlichkeit nach der völligen Leibesvereinigung verlangen — nach dem, was Ei und Samen zueinander fügt als den Trägern organischer Urbestandteile, — dann faßt sich unsere entwickelteste Objektbesetzung nochmals so ganz in der physischesten Libidoäußerung zusammen, wie die erste Einheit mit dem Außen für das Kind physisch-total vollzogen war. Dann ist es, über alle späteren geistig-seelischen Erlebnismethoden hinweg — als über immer noch Distanz voraussetzende, — noch einmal der Leib, der aufnimmt und ausdrückt, was in uns alle Realität übersteigen, allumfassend wirken möchte. Und damit wird auch er selber sogar, in eben dieser Tatsächlichkeit des leiblichen Vollzuges zwischen den Einzelpersonen, gewissermaßen zum Symbol der Symbole auf diesem Gebiete. Deshalb wohl bedarf der eigentliche Liebesrausch, der den ganzen Menschen trunken machende, auch seelisch eines starken Zuschusses von der animalischen Seite her, und es ist wohl der Grund, warum uns das rein physische Entzücken am Partner dermaßen entscheidend dünkt: warum dieser so unwiderleglich, so demütigend herabgesetzt erscheint, wo es nachläßt, mag er sich auch weitergeschätzt wissen in Wertvollerem, als seine Körperwerte ihm selbst sind, — warum er wie getroffen ist im Zentrum auch des übrigen Geliebtwerdens. Physisch nicht mehr lieben, heißt eben letztlich: das Geliebte nicht mehr unbewußt umfassen als das Abbild jenes Ureindrucks, den wir nur erst physisch erlebten als den Totaleindruck unserer und der Welt; es heißt: einen Menschen zurückstellen in die Dürftigkeit seines Einzeltums, worin er, wieviel auch daran gelegen sei, doch nur gerade so viel ist als er ist, nicht aber — gleichsam — alles Seiende noch hinzu, als Licht in seinen Augen, als Glanz über seinem Haar, als zaubernde Gabe seiner Hände. Welcher Grad von Neigung ihm auch gehöre, sie hat nicht nur irgendwo ihre Grenze, sondern ist ganz charakterisiert durch diese Grenze, und dieser Umstand verleiht ihrer — obwohl durch Wegfall leiblicher Bezogenheit nur um so hervortretenderen — Geistigkeit einen trotz allem irdischeren Charakter; d. h. es vorenthält ihr jenen letzten Überschwang, jenes Untaxierbare, Inkommensurable, das seinerseits die sogenannte Sinnenliebe, in all ihrer Erdenhaftigkeit, zum geflügelten „himmlischen Kinde“ zu machen vermag.

Jenes zwiefach Gerichtete, das sich als abnehmende Ursexualität und zunehmende Genitalsexualität auffassen läßt[1]), kenn-

[1]) Man wolle den Ausdruck nicht etwa verwechseln mit C. G. Jungs: „Gegensatz der Libido in sich selbst — —; ein Vorwärtsstreben und ein Zurückstreben der Libido in einem“ (Wandl. u. Symb. d. Libido). Nämlich indem Jungs „Libido“terminus auch das Asexuelle Freuds, die Ichtendenzen, mitbesagt, so bedeutet die vorwärtsstrebende Richtung ihm das Hinausgeraten aus der Libido im Freudschen Sinn, und das „Zurück“ schlechthin das zu Überwindende, — während eben dieses Urerlebte für Freud die dauernde Voraussetzung alles Künftigen bleibt, ja dessen Gesundbrunnen, den nur pathologische Einmischungen vergiften können. Es ist der gleiche Grund, weshalb Freuds von Jung gerügte „retrospektive“ Behandlungsweise ebenfalls von dorther den Anschluß an die Gesundung wiederfindet, anstatt sich auf dieser zu verschüttenden Basis „asexuell“ aufzubauen.

zeichnet darum auch allemal unsere Doppelauffassung der Physis überhaupt: einerseits als dessen, worin für uns, in leiblichem Bilde unserer selbst, stets wieder Innen und Außen sich zur Einheit und Wirklichkeit zusammenfaßt, andererseits als dessen, was von unserer bewußten Ichexistenz sich als körperhafter Gegensatz unterscheidet. Dies Zweite steht z. B. im Vordergrund, wenn Freud den Übergang vom rein narzistischen Stadium zur objektbesetzenden Libido beschreibt als den einer zunehmenden Erogenität des Körpers, — bis sich das „Zuviel" der Spannung entlade im Abströmen auf ein Objekt draußen. (Diese Nötigung: „über die Grenzen des Narzißmus hinauszugehen — —" trete ein, „wenn die Ichbesetzung mit Libido ein gewisses Maß überschritten habe". Zur Einf. d. Narz. 11.) Deshalb wirkt es so ungemein klärend, die Erörterung von Libidovorgängen durch Freud mitten hineingestellt zu sehen, teils in die über organische Krankheit und teils über Hypochondrie als einer Verliebtheit in den eigenen Körper (unter negativem Vorzeichen, dem der Unlust, des Leidens daran). In allen drei Fällen handelt es sich um eine, alles Interesse absorbierende, allein auf Entspannung, Beruhigung, Befreiung abzielende Überempfindlichkeit an einem Organ, — nur am aufdringlichsten diesen Sinn verdeutlichend am Geschlechtsorgan und im Liebesfall. Für die Libidoreife, der die Sexualität sozusagen zu einer bloßen Eigenschaft am Ich geworden ist, eingeordnet dessen verschiedenen Bezirken, wird die sexuelle Lust, Überlust, zur Last, Überlastung, da sie, ihrem Wesen entsprechend, nicht in der Ichordnung verbleibt, Gebietsüberschreitung und dadurch Ichgegner wird: der eigene Körper sogar, dessen sie sich bemächtigte, steht da als Bedränger dem Ich gegenüber. Mehr noch ist er das im hypochondrischen Verhalten, in dieser zwiespältigen Liebe zu einem Peiniger, den man zu allen Teufeln wünscht, während man abnorm im Interesse an seinem Wohlsein befangen bleibt; und am meisten in der organischen Krankheit, wo wir auf das Erbitterteste und Entschiedenste uns selber von unserem leidenden Leibe als einem Außenstück, einem unserem inneren Selbst Fremden und Feindlichen unterschieden sehen möchten.

Anders nimmt es sich aus, sobald man es von der ursprünglicheren, die Sexualität noch nicht als Ich-Eigenschaft, den Leib noch nicht als Außenteil zu einem Innenteil empfindenden Libido her betrachtet. Denn in den erwähnten drei Fällen ist jedesmal unser primäres narzistisches Verhalten auch schon als irgendwie gestört angesehen: wir können in den vollen Zusammenhang mit uns selber und unserer mit der Welt nicht ganz zurück, — finden uns statt dessen stecken geblieben in den Gegenübersetzungen der uns mehr und mehr aufgliedernden Entwicklungsphasen, endlich bis hinein in den allereigensten leiblichen Bereich. Man versteht von hier aus erst ganz Freuds Äußerung über unsere Verarmung an Narzißmus infolge von Objektbesetzungen: „Wer liebt, hat sozusagen ein Stück seines Narzißmus eingebüßt und kann es erst durch das Geliebtwerden ersetzt erhalten. — — Die zwei Grundtatsachen, — — daß bei den Paraphrenien das Selbstgefühl gesteigert, bei den Übertragungsneurosen herabgesetzt ist, und das

im Liebesleben das Nichtgeliebtwerden das Selbstgefühl erniedrigt, das Geliebtwerden dasselbe erhöht“ (Zur Einf. d. Narz. 21). Insoweit nun aber, als auch dann noch, auch innerhalb der entwickelten objektbesetzenden Libido noch, uns Narzißmus verbleibt, bewirkt er immer wieder einen unmittelbaren Zusammenschluß der eigenen Existenz mit der partnerischen als ohne weiteres identifizierten, und ebenso der seelischen Äußerungsformen mit den leiblichen als ihren natürlichen Ausdrucksmitteln. Das: „glücklich allein ist die Seele, die liebt“, bedeutet ja nicht nur: weil und wenn sie wiedergeliebt wird, sondern es ist gesprochen aus der Steigerung des Glücks- und Lebensgefühls gerade durch das „Introjizieren“ (Ferenczi) des Außen ins eigene Innere, welches sich deshalb dadurch weder beraubt noch verarmend fühlen kann. Nur der Liebende ohne Ergriffenheit bis in die Tiefstschicht seiner ursprünglichen Sexualität und — konsequenterweise — erst recht der Neurotiker mit seiner inneren Zwiespältigkeit, entbehren dessen, weil sie mitten im Sexualerlebnis ichgerichtet bleiben, nicht zum Ineinanderströmen von „Ich und Du“, sowie von „Geist und Leib“ gelangen. Daß dieser Mangel, nicht aber die „außerordentlich großen Libidobesetzungen“ an sich, dabei ausschlaggebend ist, bestätigt sich auch in Freuds Bemerkung: „Die Wahrnehmung — — des eigenen Unvermögens zu lieben, infolge seelischer oder körperlicher Störungen, wirkt in hohem Grade herabsetzend auf das Selbstgefühl ein“ und ebenso: „bei verdrängter Libido wird die Liebesbesetzung als arge Verringerung des Ichs empfunden, Liebesbefriedigung ist unmöglich, die Wiederbereicherung des Ichs wird nur durch die Zurückziehung der Libido von den Objekten möglich. Die Rückkehr der Objektlibido zum Ich, deren Verwandlung in Narzißmus stellt gleichsam wieder eine glückliche Liebe her, und andererseits entspricht auch eine reale glückliche Liebe dem Urzustand, in welchem Objekt- und Ichlibido voneinander nicht zu unterscheiden sind“ (Zur Einf. d. Narz. 22). In der Tat weiß das Glück des Liebesgefühls neben jenem Zuviel, das nach Entspannung verlangt, also die Libido loswerden zu wollen scheint, immer auch um das Niegenug, für das es nur Sehnsucht nach Libido gibt, nur die Ungenügsamkeit, der nichts genug tun könnte als die Absolutheit der Identifikation mit dem, was ursprünglich für Ein und Alles stand, für Ich und Du, für leiblich und seelisch. (Schluß folgt.)

Hebung der Geburtenziffer nach dem Kriege[1].

Von Dr. Hermann Rohleder
in Leipzig.

Seit Ausbruch des Weltkrieges mit seinen ungeheuren Verlusten an Menschenmaterial hat die Frage der Bevölkerungspolitik, d. h. der Hebung der Geburtenzahl aktuelle Bedeutung gewonnen und der Verlust von Hunderttausenden von jungen, kräftigen, zeugungsfähigen Männern wird mit unabänderlicher Notwendigkeit einen weiteren Geburtenrückgang als bisher zur Folge haben müssen. Zweitens kommt hinzu, daß infolge der Erschwerung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege noch mehr als bisher eine gewollte Beschränkung der Kindererzeugung, eine Kleinhaltung der Familien eintreten wird.

Diese doppelt verhängnisvolle Wirkung des Krieges sollen und wollen wir möglichst bekämpfen durch zukünftige Hebung der Geburtenziffer.

Um erfolgreich dies zu können, müssen wir erst die Ursachen des bisherigen Geburtenrückganges vor dem Kriege eruieren.

Dieser Geburtenrückgang betraf, und das ist charakteristisch, fast nur die ehelichen, sehr wenig oder gar nicht die unehelichen Geburten, ja die letzteren sind teilweise sogar gestiegen. Daraus geht hervor, daß wir fast allein auf Hebung der ehelichen Geburtenziffer bedacht sein müssen.

Welches sind die Gründe dieses ehelichen Geburtenrückganges?

Die Statistik zeigt uns, daß der Geburtenrückgang ein internationaler war. Er betraf z. B. im letzten Dezennium von 1901 bis 1910 alle europäischen Staaten mit Ausnahme zweier kleiner, Portugal, das 1,2‰ und Irland, das 0,6‰ zunahm.

Dieser Umstand, daß er in fast allen Kulturstaaten der Welt einsetzte, läßt schließen, daß die Gründe hierfür solche sind, die in allen Staaten mehr oder weniger vorhanden sind.

Die beiden Nationalökonomen Mombert und Brentano haben uns nun gezeigt, daß der Rückgang der Geburten in erster Linie resultiert aus dem gesteigerten Wohlstand der Völker. Diese Wohlstandstheorie ist von den meisten Nationalökonomen heute anerkannt. So ist in einer Anzahl preußischer Regierungsbezirke wie Berlin, Potsdam, Wiesbaden, Hannover, Bromberg, Münster usw. aus der Einkommensteuerstatistik nachgewiesen worden, daß Einkommen und Kinderzahl sich umgekehrt proportional verhalten, d. h. daß bei größerem Einkommen die Geburtenzahl geringer ist und umgekehrt.

Statistiken aus Italien haben gezeigt, daß in den ärmsten Bevölkerungsschichten und Provinzen, wie Cosenza, die Geburtenziffer am höchsten, in den reichsten (Turin) am niedrigsten ist.

---

[1]) Vortrag in der Sitzung der „Ärztl. Gesellsch. f. Sexualwissenschaft in Berlin“ am 19. Januar 1917.

Mit dem wachsenden Wohlstand eines Landes tritt aber auch eine höhere Kultur ein. Mombert zeigte, daß Wohlstand und Kultur die Geburtenziffer erniedrigen, Armut, Unkultur und Bildungstiefstand sie erhöhen. Das ist eine Tatsache, mit der wir leider rechnen müssen und vor der wir, wollen wir Praktisches in der Hebung der Geburtenziffer erreichen, die Augen nicht verschließen dürfen. Denn hierdurch wird in allererster Linie die eheliche Einschränkung der Kinderzahl bedingt. Alle anderen Ursachen treten gegenüber dieser weit zurück. Die Grundursache des Geburtenrückganges ist nicht der Notstand, sondern der Wohlstand. Damit ist die Aufgabe der zukünftigen Hebung der Geburtenziffer, der gesamten Bevölkerungspolitik, eine eminent schwierige geworden, besonders im Hinblick auf die noch hinzukommenden Kriegsverluste. Dennoch läßt bis zu einem gewissen Grade eine weise Bevölkerungspolitik eine Hebung der Geburtenziffer erwarten.

Wir hatten vor dem Kriege pro Jahr noch rund einen Überschuß von 800000 Geburten über die Sterbefälle. Rechnen wir z. B. die Zahl der Gefallenen kurz ebenso hoch, so würde dies schon ergeben, daß dieser Geburtenüberschuß in Deutschland ausgeglichen wird. Bisher war der Geburtenrückgang nur ein relativer, d. h. die Geburten gingen zurück, die Bevölkerung nahm trotzdem noch zu, weil 800000 Menschen mehr geboren wurden als starben. In Zukunft wird wahrscheinlich — leider — der Geburtenrückgang ein absoluter werden, d. h. es werden weniger Menschen geboren werden als sterben, die Bevölkerung Deutschlands wird abnehmen.

Den Beweis für die Behauptung, daß die Kultur die Bevölkerungszahl bestimmt, erbringt die Statistik. Statt vieler nur eine. Wenn z. B. im vorigen Jahrzehnt von 1901—1910

Rußland, das östlichste, aber auch unkultivierteste Reich	44,8	auf	1000
Rumänien, Bulgarien	40,8	„	„
Serbien	39,7	„	„
Ungarn	36,4	„	„
Österreich	34,5	„	„
Deutschland	30,7	„	„
Dänemark	28,2	„	„
Norwegen	26,7	„	„
England	25,1	„	„
Frankreich	20,6	„	„

Geburten hatten, so kann das unmöglich blinder Zufall sein, daß schrittweise die Geburten von Ost nach West abnehmen. Es kann auch nicht aus der geographischen Lage, dem Klima usw. erklärt werden. Die Erklärung ist gegeben in der Kulturstufe der einzelnen Länder. Je mehr ein Staat im Osten liegt, wie Rußland, desto mehr ist er von der Kultur, dem Wohlstand, dem damit einhergehenden Luxus- und Lebensgenuß entfernt, desto höher die Geburtenziffer. Je mehr er im

Westen liegt, wie Frankreich, desto mehr Lebenskultur, Sinnes- und Lebensgenuß, desto geringer die Bevölkerungsziffer, desto lockerer die sexuelle Moral, desto verbreiteter das Zwei-, Ein- und Keinkindersystem.

Als zweite Ursache der Abnahme der Geburtenziffer kommen neben Kultur und Wohlstand noch in Betracht

2. Die zunehmende Industrialisierung des Landes, die Millionen von Frauen in die industrielle und kommerzielle Berufs- und Erwerbstätigkeit einbezieht, wodurch sie der Ehe, dem Familienleben, der Mutterschaft entzogen werden. Damit hängt zusammen

3. Die sog. „Urbanisierung", d. h. der Zuzug vom Lande in die Stadt, die mangelnde Wohnungshygiene;

4. Die kriminellen Aborte;

5. Die sexuellen Erkrankungen;

6. Der Alkoholismus;

alles Dinge, die man mehr oder weniger als Folgen der fortschreitenden Kultur bezeichnen muß, während m. E. das Religionsbekenntnis keinen oder keinen derartigen Einfluß auf die Bevölkerungszahl ausübt, wie Wolf, Bornträger u. a. meinen.

Auch Abnahme der Eheschließungen ist nicht für den Geburtenrückgang verantwortlich zu machen. Deutschlands Eheschließungsziffer ist dauernd gestiegen. Wurden z. B. 1900 476000 Ehen geschlossen, waren es 1913 513000. Trotzdem war die Geburtenzahl rund 160000 weniger als 1900!

Auch eine Rassenverschlechterung, infolgedessen eine Abnahme der Fortpflanzungsfähigkeit ist nicht eingetreten, das zeigt die außerordentliche Tüchtigkeit unseres Heeres, die ständige Abnahme der Kindersterblichkeit, die für alles andere eher sprechen als für eine körperliche Entartung unseres Volkes.

Auch eine wirtschaftliche soziale Verschlechterung kann man keineswegs für die Abnahme der Geburtenziffer verantwortlich machen. Im Gegenteil. Die wirtschaftliche soziale Hebung aller Bevölkerungsschichten Deutschlands, der gehobene Wohlstand, der deutlich in unseren Kriegsanleihen zum Ausdruck kommt, der damit einhergehende Luxus und erhöhte Lebensgenuß, die damit einhergehende Scheu vor Kinderaufziehung waren es eben, die zur gewollten Einschränkung der Kindererzeugung führten, damit die sinkende Geburtenfrequenz verschuldeten.

Welche Mittel versprechen bei **dieser** Sachlage der Dinge noch den meisten Erfolg?

Es sind zur Hebung der Geburtenziffer die allerverschiedensten Vorschläge gemacht, die hier anzuführen zu weit führen würde. Ich erinnere nur an Mittel wie

1. Ausgesprochene Bevorzugung der Verheirateten bei Besetzung von Stellen im Reichs- und Staatsdienste;

2. Bevorzugung von verheirateten Bewerbern um Stipendien, Freistellen, Renten usw.;
3. längere Militärdienstpflicht der Junggesellen als der Verheirateten usw.

Diese Vorschläge Bornträgers sind erstens gar nicht durchzuführen und, wenn sie es wären, würden sie etwas nützen? Nein. Dadurch wird kein Kind mehr geboren als heute.

Auch Vorschläge wie Junggesellensteuer dürften kaum etwas nützen, abgesehen davon, daß sie teilweise eine große Ungerechtigkeit darstellen würden, im Hinblick auf die Kranken, die pervers Veranlagten wie Sadisten, Homosexuelle usw. Ebenso ist der Vorschlag einer „Heiratsversicherung" nach Art einer Lebensversicherung ein sehr problematischer.

Auch Kinderprämien sind wohlgemeint, werden aber heute, bei der jetzigen gehobenen sozialen Lage kaum einen nennenswerten Einfluß auf die Hebung der Geburtenziffer haben. Ja ich glaube, sie sind teilweise ein zweischneidiges Schwert, da sie nur für gewisse Volksklassen, von denen Nachkommenschaft oft nicht wünschenswert ist, einen Anreiz für Vermehrung darstellen, ebenso die sog. Erziehungsbeiträge.

Besonders viel erhoffen gewisse Kreise von der Hebung der sozialen Lage, der Aufbesserung der Löhne, des Gehaltes usw. Dieses Mittel, so wünschenswert es in sozialer Hinsicht ist, ist für unsere Frage hinfällig, ja vielleicht sogar schädlich. Denn mit Aufbesserung der pekuniären Lage sehen wir stets einen Rückgang in der Kinderzahl eintreten.

All diese Vorschläge, die sich noch vermehren ließen, sind mehr oder weniger solche vom grünen Tisch, denen jedenfalls noch keine praktische Erprobung zugrunde liegt und die alle zusammen selbst kaum irgendeinen bemerkenswerten Erfolg in der Hebung der Geburtenziffer haben würden.

Wirklichen Erfolg haben und außerdem wirklich durchführbar sind m. E. nur folgende Vorschläge:

A. Indirekte, d. h. solche, mit denen wir erst größere Zahl von Kindern erreichen, also zukünftiges Menschenmaterial wollen. Es sind
   1. Energische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.
   2. Bekämpfung der kriminellen Aborte.
   3. Kampf gegen den Alkoholismus.
   4. Wohnungshygiene, Ansiedelungswesen.
   5. Aufhebung des Zwangszölibats der katholischen Geistlichkeit und unserer Beamtinnen.

B. Direkte, die eine Erhaltung des schon vorhandenen Menschenmaterials bezwecken.
   6. Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit.
   7. Beschränkung der Auswanderung.

1. Energische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist eins der hauptsächlichsten Mittel zur Hebung der Geburtenziffer, denn die venerischen Erkrankungen verkürzen nicht

allein die Lebensdauer der Patienten, sondern führen durch Übertragung auf die Nachkommenschaft zu Aborten oder Lebensschwäche der Neugeborenen, zur Herabsetzung der Zeugungsfähigkeit usw.

Sie alle kennen ja die Statistiken, nach denen rund 80% unserer männlichen Großstadtbevölkerung an Gonorrhöe, 10% an Syphilis gelitten haben, daß rund 12% aller Ehen dadurch kinderlos bleiben, daß wir einen Ausfall von rund 150—200000 Kinder pro Jahr auf sexuelle Erkrankungen rechnen müssen. Das würde in 10 Jahren rund 1½ Millionen ergeben, d. h. die sexuellen Erkrankungen spielen eine unheilvolle Rolle nicht bloß für das Einzelindividuum, sondern auch für die Gesellschaft, den Staat und das Wachstum der ganzen Nation wie keine zweite Erkrankung, nicht einmal die Tuberkulose. Aber die Volkskraft wird nicht nur quantitativ an Menge, sondern auch qualitativ, also an Güte verschlechtert, und zwar dauernd. Auf Generationen wirkend, wird Verschlechterung des Gesundheitszustandes der ganzen Nation, damit enorme Verluste an Arbeitskraft, Siechtum herbeigeführt.

Eine möglichst energische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, wie die G. B. G. anstrebt, wirkt also quantitativ und qualitativ an der Hebung der Bevölkerungszahl und ist m. E., nach der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, der aussichtsreichste Kampf zur Hebung der Geburtenziffer, daher **staatliche** Unterstützung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Desto mehr ist es zu bedauern, daß der Antrag, den Exz. Freiherr von Bissing, der Generalgouverneur von Belgien, im Herrenhaus behufs Einführung der Sexualpädagogik eingebracht hatte, so außerordentlich beschnitten nur durchgegangen ist, insbesondere die Einführung der Sexualpädagogik und die Unterstützung der G. B. G. ganz fallen gelassen wurde.

2. Bekämpfung der kriminellen Aborte.

Für die Zahl dieser gibt es — aus natürlichen Gründen — keine Statistiken. Dieselbe ist aber weit höher als gemeiniglich angenommen wird. Wenn z. B. ein Franzose, Leroy-Beaulieu für Frankreich mit 38½ Millionen Einwohnern diese auf rund 100000 pro Jahr schätzt, dürfen wir annehmen, daß die Zahl für Deutschlaud mit 68 Millionen wohl kaum niedriger sein wird. In einigen Ländern, wie Nordamerika, grassiert diese Seuche geradezu epidemisch. Rechnet man z. B. doch in New York allein mindestens 75000 Aborte pro Jahr.

Hier würde der Mutterschutzbewegung und dem Hebammenstande die Hauptrolle der Bekämpfung zufallen.

Ein wichtiges Mittel zur Hebung der Geburtenziffer ist

3. Der Kampf gegen den Alkoholismus.

Der ständige, wenn auch noch so geringe Alkoholgenuß bei unseren Kindern, wie wir ihn heute leider noch so verbreitet in unseren Familien finden, meist in reiner Unkenntnis der Eltern bezüglich seiner Wirkung, ist es, der einen starken Antrieb auf den

sich entwickelnden Sexualtrieb auslöst, so daß er zu frühzeitig ausbricht, die Jugend zu früh geschlechtsreif macht, damit zu frühzeitigem Sexualleben in die Arme treibt. Dieses zu frühzeitige Sexualleben heißt ein solches bei der Prostitution. Dieses aber heißt sexuelle Erkrankungen, die ihrerseits wieder zur Zeugungsunfähigkeit und Kinderlosigkeit führen. Denn nach Meirowskys Statistik hatten ja z. B. 70 % aller Schüler sexuell verkehrt und von diesen 73 % sich infiziert.

Hier kann nur eine Sexualpädagogik, und zwar eine staatlich eingeführte Wandel schaffen. Denn die bisher z. B. von der G. B. G. bzw. deren ärztlichen Mitgliedern hin und wieder gehaltenen Vorträge bei der Entlassung sind natürlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Weit mehr noch aber fördert die Erhöhung der Geburtenziffer die Bekämpfung des Alkoholismus bei der geschlechtsreifen Jugend und den Erwachsenen überhaupt, da der Alkohol ja den Verfall in den außerehelichen Verkehr mit der Prostitution, damit mit der Infektion begünstigt, wie ja bekannt.

Als ein sehr wichtiges Mittel zur Erhöhung der Geburtenziffer wird

4. Die Wohnungshygiene und die Ansiedelung angesprochen.

Im Punkte der Wohnungshygiene bin ich sehr skeptisch. Wir wissen, daß gerade bei den besser Situierten, den in größeren Wohnungen Wohnenden die Geburtenzahl niedriger, bei engem Zusammenwohnen in kleinen Wohnungen die Kinderzahl höher ist.

Nichtsdestoweniger ist die Wohnungshygiene dringend notwendig, erstens schon im sozialen, zweitens im hygienischen Interesse, weil sie eins unserer besten Mittel im Kampf gegen die Unsittlichkeit und Prostitution, damit indirekt gegen den Geburtenrückgang ist. Ebenso ist eine großzügige Ansiedelung auf dem Lande mit staatlicher Subventionierung anzustreben. Die neu eroberten Gebiete, besonders im Osten, geben hierzu ja beste Gelegenheit.

Weit wichtiger wäre ein Heimstättengesetz von Reichs wegen für die heimkehrenden Krieger, bzw. Kolonisation überseeischer Gebiete.

Weniger von Bedeutung, wenn immerhin nicht unwichtig, wäre

5. die Aufhebung des Zwangszölibats der katholischen Geistlichkeit und der Beamtinnen, Lehrerinnen usw., das für die Bevölkerungspolitik ebenso verhängnisvoll wie physisch unnatürlich ist. Nicht dadurch, daß wir die Eheleute zu überreden suchen, sich viel Kinder anzuschaffen, werden wir etwas erreichen, sondern dadurch, daß wir denen, die gern heiraten möchten, dazu verhelfen, erhöhen wir die Geburtenziffer. 1907 gab es in Deutschland 22 845 katholische Geistliche, 18 508 Mönche bzw. Insassen religiöser Anstalten, zusammen 41 362 männliche Personen, ferner 76 187 Nonnen und barmherzige Schwestern, zusammen 117 500 Personen, denen das Heiraten versagt ist.

Ein eigentliches Zölibat für Beamtinnen gibt es nicht, nur eine Verordnung, daß verheiratete Lehrerinnen und Beamtinnen nicht anzustellen sind, d. h. ein indirektes Eheverbot.

Aufhebung dieser Zölibate würde immerhin bis zu einem geringen Maße die Geburtenziffer heben.

All diese genannten Mittel sind solche, die indirekt wirken, d. h. mit denen wir erst eine größere Anzahl von Kindern erreichen wollen.

Nun gibt es aber zwei Mittel, die direkt wirken, die eine Erhaltung der schon vorhandenen Bevölkerung anstreben. Das erste wäre

1. Eine gewisse gesetzliche Beschränkung der Auswanderung. Ich weiß sehr wohl, daß gegen einen solchen Vorschlag ein außerordentlich heftiger Widerstand sich erheben würde, besonders von seiten der linksstehenden Parteien, denn wir haben ja Freizügigkeit im Deutschen Reiche. Aber es ist eine Erfahrungstatsache, daß nach den Kriegen stets eine stärkere Abwanderung einsetzt, infolge der nach einem Kriege einsetzenden schwierigeren Erwerbsverhältnisse. So betrug dieselbe z. B.

1870—1880 576000 Mann
1881—1890 1342000 Mann.

Man vergesse nun nicht, daß die Auswandernden
im jugendlichen, kräftigsten und produktivsten Alter stehen,
daß die Männer $^3/_5$ aller Auswanderer stellen und andererseits,
daß die Abwanderung stattfindet aus denjenigen Kreisen, die bisher die meisten Kinder hatten, aus der Landbevölkerung, den Landwirten und Landarbeitern.

Gesetzt aber, in Deutschland würde nach dem Kriege keine stärkere Abwanderung erfolgen als bisher, so würden wir doch in einem Jahrzehnt rund 300000 Mann in schönstem, schaffensfreudigstem und zeugungsfähigstem Alter verlieren, denn in den Jahren 1901—1910 verließen rund 280000 unsere heimatliche Scholle. Man kann sich ausrechnen, welche Menge von produktiver Kraft und Vaterlandsverteidigung, von Familien uns verloren geht, wenn wir durchschnittlich nur 3 Kinder pro Familie rechnen.

Ganz besonders wird diese Auswanderung gefährlich für unseren Bundesgenossen Österreich-Ungarn. Hier ist die Zahl der Auswanderer ins ungeheure gestiegen. Während sie hier

1881—1890 rund 200000 betrug, war sie
1891—1900 „ 400000
1901—1910 „ 1000000

d. h. während aus Deutschland von 10000 Einwohnern rund 3,7 auswanderten, waren es aus Österreich rund 45,7, aus Ungarn rund 70,5.

Man bedenke, in einem Jahrzehnt verloren Deutschland und Österreich-Ungarn rund 1300000 gesunde, kräftige Einwohner. Ob es da nicht möglich wäre, durch eine gewisse Beschränkung und Erschwerung der Auswanderung, dafür durch Ansiedelung in okkupierten Gebieten „Menschheitökonomie“ zu treiben?

Das letzte Mittel, an schon vorhandenem Material und überhaupt das wichtigste Mittel, eine Erhöhung der Geburtenziffer zu erstreben, ist die

Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit.

Es hängt nun der Geburtenrückgang bzw. der Stand der Bevölkerungszahl nicht allein ab von der Zahl der Geburten, sondern auch von der Zahl der Sterbefälle. Das aussichtsvollste Mittel, die Geburtenzahl zu erhöhen, besteht bei der heutigen Sachlage der Dinge m. E. nicht in der absoluten Erhöhung der Bevölkerungszahl, sondern in der Verminderung der Sterbefälle, wie Dr. Drysdale's Statistiken aus allen europäischen Ländern uns gezeigt haben.

Die Sterblichkeit des Menschengeschlechts ist aber am größten bei den Säuglingen: Allererstes Erfordernis jeglicher Bevölkerungspolitik ist daher Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Vieles ist hier erreicht worden, wenn wir bedenken, daß sie in Deutschland

1876—1880 noch 22,3%
1906 nur 18,1% betrug.

Nichtsdestoweniger müssen wir zugeben, daß hier noch viel zu tun übrig bleibt. Man bedenke, unser Gegner England hatte z. B. 1907 11,5% Kindersterblichkeit, Deutschland 17%, Dänemark 11%, Schweden 8%, Norwegen 7%, also rund 40% der unserigen. Würde es uns gelingen, die Sterblichkeit bei uns auf die Hälfte herabzusetzen, würden wir rund 200000 Kinder dem Staate erhalten, in einem Jahrzehnt 2 Millionen!

Dies kann nur erreicht werden, wenn wir uns nicht nur der ehelichen, sondern auch der unehelichen Kinder annehmen, deren Zahl erstens sehr groß (rund 10% der Geburten überhaupt) und deren Sterblichkeit noch einmal so groß als die der ehelichen, und zwar durch Schutz der Mutter. Mutterschutz bedeutet auch Säuglingsschutz.

Als in den ersten Kriegsmonaten die Säuglingssterblichkeit bedenklich stieg, wurde durch 3 Verordnungen (vom 3. Dezember 1914, 28. Januar 1915 und 22. April 1915) die sog. Reichswochenhilfe geschaffen, und die Folge war ein seit Januar 1915 eintretendes Absinken der Säuglingssterblichkeit.

Letzteres kann weiter nur erreicht werden durch **umfassenden** Mutterschutz, durch Umwandlung der Reichswochenhilfe in eine selbständige Versicherung, wie Mayet will, oder eine zwangsweise, auf 10 Jahre bemessene Mutterschaftsversicherung, wie v. Behr-Pinnow will. Denn wie dieser Säuglings- und Mutterschutz durchzuführen ist, die Art und Weise der erfolgreichen Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit ist, dank der medizinischen Wissenschaft, heute ein gelöstes Problem, nicht aber ihre Durchführung. Wollen wir hier Ganzes leisten, muß eine staatliche Versicherung für Mütter und Säuglinge eintreten, eine Reichsmutterschaftsversicherung, analog der Kranken- und Invalidenversicherung.

Nur so können wir das Bevölkerungsproblem lösen, nur so das für unsere nationale und politische Zu-

kunft nötige und durch den Krieg doppelt gefährdete Menschenmaterial schaffen. Wir bedürfen dazu unumgänglich notwendig der staatlichen Organisation, genau so wie wir derselben bedürfen zur Einführung der Sexualpädagogik an den Schulen, zur Schaffung eines Reichskriegsheimstättengesetzes usw. Ohne staatliches Eingreifen bleiben alle unsere Bestrebungen mehr oder weniger Stückwerk. Ist der Krieg Sache des Reiches, muß auch das Reich als Gesetzgeber Mittel und Wege weisen, die Wunden des Krieges, den Geburtenrückgang, zu heben.

Bei all den bisherigen Bestrebungen, nach welcher Richtung sie auch einsetzen, und mit welchen Mitteln sie auch eine Hebung der Geburtenziffer zu erreichen suchen, wurde immer, oder fast immer nur hingearbeitet auf quantitative Hebung der Geburtenziffer, auf Hebung der Geburtenzahl, nicht aber auf die qualitative, auf die Hebung der Güte der Nachkommenschaft. Aber — die Volksvermehrung allein ist nicht entscheidend, sondern auch die Volksverbesserung, die Eugenik, weil damit die Kraft und Leistungsfähigkeit des Volkes erhöht wird. Dies kann geschehen:

1. durch Verhütung von Geburten Lebensuntauglicher, wie bei stark Tuberkulösen, bei unheilbar Belasteten u. a. Die Ehe können wir diesen nicht verbieten, den Sexualverkehr erst recht nicht. Bleibt also nur in solchen schwerwiegenden Fällen Konzeptionsverhütung durch Schutzmittel, und zwar allein ärztlicherseits (Hygiene, Neumalthusianismus), die nicht allein hygienisch wirken, sondern auch prophylaktisch, gegen die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten. Leider hat auf diesem Gebiete der Kampf der nur Bevölkerungfszahlfanatiker zum Einbringen eines Gesetzentwurfes geführt, der eine Erschwerung des Verkehrs dieser Mittel bezweckt, ein Entwurf, der ja von unseren Autoritäten wie Neißer, Baginsky, Landau, Dührßen, Blaschko, Grotjahn u. v. a. als verfehlt betrachtet wird.

2. Durch zwangsweise Sterilisierung Geisteskranker, Verbrecher usw. wie in Nordamerika, ein Verfahren, das für Deutschland noch nicht spruchreif ist.

3. Durch Einführen des ärztlichen Ehegesundheitsattestes.

Dadurch könnten wir, in weit höherem Maße als bisher, ein Gesundgeborenwerden der Nachkommenschaft, damit Verminderung der Säuglingssterblichkeit, d. h. eins der Hauptziele und -mittel der gesamten Bevölkerungspolitik erreichen. Denn unser Ziel in der Hebung der Geburtenziffer muß sein: Verbesserung des zukünftigen Menschenmaterials bei gleichzeitig quantitativer Erhaltung und Vermehrung desselben, Quantität und Qualität, oder, wie Goldscheid sich ausdrückt: „Höherentwicklung und Menschheitsökonomie“.

Die ganze Frage der Hebung der Geburtenziffer, der gesamten Bevölkerungspolitik läuft letzten Endes darauf hinaus: „Ist die

Furcht vor der Entvölkerung in Deutschland gerechtfertigt?“ Ich verweise da besonders auf die Statistiken Geheimrat Würzburgers, des Direktors im Statistischen Amt in Dresden, die uns berechtigen, mit nein zu antworten. Wenn es gelingt, die staatliche Unterstützung und Organisation in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, des Alkoholismus, der Säuglingssterblichkeit zu erhalten, ebenso eine obligatorische Sexualpädagogik in den Schulen, ein Reichsheimstättengesetz, eine Reichsmutterschaftsversicherung, können wir die durch den Krieg so schwer erschütterte Regenerationskraft unseres Volkes am besten stärken.

Daß nicht allein die Quantität den Ausschlag gibt, zeigt uns ja Rußland mit seiner $2^1/_2$fachen Bevölkerungszahl, während Frankreich mit der geringsten Bevölkerungszahl sich als unser ebenbürtigster Gegner erwies.

Nicht der Fanatismus der unbedingten Erhöhung der Geburtenzahl tut es, sondern auch die Verbesserung, die Hebung der Qualität.

Nietzsche und Wagner.

Eine sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsgefühles und des Freundschaftsverrates.

Von Dr. Wilhelm Stekel
in Wien.

Wenn es sich unseren Gegnern darum handelt, der deutschen Nation ihre Barbarei nachzuweisen, ihre Bedeutung herunterzudrücken, ihre überragende Kulturmission als führendes Volk zu verkleinern, wird Nietzsche, der erbitterte Feind des Germanismus herangezogen. Seine letzten Schriften bieten eine leichte Auslese von gehässigen Ausfällen gegen das Deutschtum und — gegen Wagner. Beide Begriffe „Deutschland“ und „Wagner“ sind für Nietzsche unzertrennlich. Wagner ist ihm nur der extreme Repräsentant des Deutschen.

Es läßt sich nun leicht aus den Schriften Nietzsches nachweisen, daß er ursprünglich sich als radikaler Deutschnationaler fühlte. Noch auf dem Gymnasium zu Schulpforta gehörte er einem kleinen Vereine an, der sich „Germania“ benannte; er trat als Bonner Hochschüler in die Burschenschaft „Franconia“ ein; seine ersten Schriften befassen sich viel mit der Kulturmission des deutschen Volkes; und er schließt sich in aufwallender deutscher Begeisterung an Richard Wagner an, ja er läßt es in dieser Periode an den Wagner so genehmen obligaten „antisemitischen Äußerungen“ nicht fehlen.

Wagner ist sein Gott, Wagner ist sein Vater, Wagner ist sein Ideal. Und trotzdem dieser Abfall, der in der Geschichte bedeutender Männer nicht seinesgleichen findet!

VERZEICHNIS

sexualwissenschaftlicher Neuigkeiten

aus

A. Marcus & E. Webers Verlag

Dr. jur. Albert Ahn

in Bonn

Soeben erschien:

Die sexuelle Untreue der Frau

Eine sozial-medizinische Studie

von

Universitätsprofessor Dr. E. Heinrich Kisch

K. k. Regierungsrat

Preis: geheftet 4.50 Mark, gebunden 5.50 Mark

Aus dem Inhalt:

Die geschlechtliche Untreue der Frau. – Die Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau. – Phänomene des weiblichen Ehebruches. – Der Muttertypus und die kinderlose Frau. – Die degenerierte Frau und der Ehebruch. – Die Wahlverwandtschaft als Motiv geschlechtlicher Untreue. – Die emanzipierte Frau und ihre Untreue. – Schlußwort und Rückblick.

Die Weltliteratur besitzt keine ähnliche Monographie über das Thema der weiblichen Geschlechtsuntreue, den Ehebruch der Frau, vom physiologischen und psychologischen Standpunkte betrachtet, wie das vorliegende Buch. Der bekannte Verfasser gibt auf Grundlage seiner reichen eigenen fachärztlichen Beobachtungen, wie auf der Basis der neuesten wissensschaftlichen Ergebnisse eine scharfe und eindringliche Analyse der sexuellen Untreue des Weibes, erforscht die Motive und den Werdegang seines Ehebruches, den Zusammenhang des letzteren mit der angeborenen Keimanlage, wie mit der Umwelt der Ehefrau und mit der Schuld des eigenen Mannes. Naturwahr und vom kritischen Geist durchweht werden die verschiedenen Typen der ehebrecherischen Frauen gezeichnet: Die Treue des echten Mutterweibes, die Versuchung der kinderlosen Frau, der Ehebruch der Degenerierten, die Verführung aus Wahlverwandtschaftsmotiven, die Verirrungen der Mammonfürstinnen, der Fehltritt der modernen Emanzipierten.

Häufige Beziehungen auf die einschlägige zeitgenössische Literatur in Drama und Epik beleben die Darstellung, welche für den Arzt und Naturforscher, den Rechtsgelehrten und Geistlichen, den Soziologen und Ethiker gleiches Interesse bietet und bei aller spannenden Form des Stiles eine ernste Arbeit ist, die den hohen Wert der Frauentreue für das Glück der Ehe, die Wohlfahrt der Familie, das Gedeihen des Volkstums und den Aufstieg der Rasse einschätzt und preist.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn**

Soeben erschien:

Moralität und Sexualität

Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik

Von Professor Dr. **Albert Eulenburg**
Geh. Med.-Rat in Berlin

Preis: geheftet 3.50 Mark, gebunden 4.50 Mark

Auszüge aus Besprechungen:

Eulenburg, dem wir schon so manche wertvolle Arbeit über Sondergebiete des Sexualismus verdanken, hat eine fesselnde und in mehr als einer Hinsicht lehrreiche Untersuchung über die Stellung der modernen Philosophie zu dem wechselseitigen Verhältnis der Moralität und Sexualität veröffentlicht. Wir durchschreiten mit dem Verfasser, der überall in kritischen Anmerkungen zu den einzelnen Systemen Stellung nimmt, den Zickzackweg, den die Philosophie von der engherzigen und vielfach einseitigen Theorie Kants ab über Fichte, Schleiermacher, Schopenhauer, Lotze, v. Hartmann und andere ältere Denker zu Nietzsche, Wundt und den allerneuesten Vertretern der sozialen Philosophie und Ethik zurückgelegt hat. Es gibt keine eindrucksvollere Methode, den gewaltigen Wandel der Anschauungen, wie er sich in kaum mehr als einem Jahrhundert in den Köpfen unserer führenden Denker vollzogen hat, dem Leser zum Bewußtsein zu bringen, als die von Eulenburg gewählte; sie darf bei der Bedeutung des behandelten Gegenstandes daher das Interesse jedes Gebildeten für sich in Anspruch nehmen. *Kölnische Zeitung, 21. Januar 1917.*

Eulenburg geht auch an den jüngsten, von dem Weltkrieg begünstigten Bestrebungen im Sinne einer energischen positiven Bevölkerungspolitik und Eugenik nicht vorbei. Soweit Eulenburg eigene Ansichten durchblicken läßt, erweist sich sein Standpunkt als durchaus vorurteilsfrei, durch politische, soziale oder religiöse Engherzigkeit unbeeinflußt. *Allgemeine medizinische Zentralzeitung, 1917, Nr. 47, S. 188.*

Die tiefgründige Arbeit des auf dem Gebiet der Sexualforschung rühmlichst bekannten Verfassers verdient auch an dieser Stelle ein Wort auszeichnender Erwähnung, obwohl die Ausführungen selbst mit dem Gebiet der Kriminologie an sich nichts zu tun haben. . . . An dieser Stelle sei nur auf die Schrift selbst, die die vollste Aufmerksamkeit der für diese Gebiete sich interessierenden Forscher beansprucht, nachdrücklich hingewiesen. *Archiv für Kriminologie, Bd. 67, H. 4, S. 308.*

Das Buch bietet vor allem dem Ethiker einen wertvollen und großzügigen Überblick über die Bedeutung und Wandlung der sexualethischen Anschauungen. . . .
Büchermarkt 1916, Nr. 12, S. 19.

. . . Wie sich die einzelnen Philosophen des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart dazu stellen, wird dargelegt. Die gründliche und äußerst anregende Schrift ist Rudolf Eucken gewidmet. *Der Korrespondent für die Arbeit zur Hebung der Sittlichkeit, 1917, Nr. 2, S. 16.*

A. Eulenburg berichtet mit ruhiger Sachlichkeit und Kritik über sexualethische Gedanken der letzten etwa 100 Jahre und gewinnt für den Standpunkt des modernen, medizinisch und sozial gebildeten Menschen damit neue Befestigungen; für die ganze Reformbewegung der Neuzeit hat diese Studie Bedeutung.
Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes 1916, S. 131.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn**

Soeben erschien:

Sexualpathologie

Ein Lehrbuch für Ärzte und Studierende

Von

Dr. med. Magnus Hirschfeld
Spezialarzt für nervöse und psychische Leiden in Berlin

ERSTER TEIL:

Geschlechtliche Entwicklungsstörungen

mit besonderer Berücksichtigung der Onanie

Mit vierzehn Tafeln, einem Textbild und einer Kurve

Preis: geheftet 8 Mark 40 Pf., gebunden 10 Mark

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel: Der Geschlechtsdrüsenausfall.
Zweites Kapitel: Der Infantilismus.
Drittes Kapitel: Die Frühreife.
Viertes Kapitel: Sexualkrisen.
Fünftes Kapitel: Die Onanie (Ipsation).
Sechstes Kapitel: Der Automonosexualismus.

Verzeichnis der Abbildungen.

Tafel I: Äußere und innere Sekretion der männlichen Geschlechtsdrüse.
Tafel II: Angeborener Geschlechtsdrüsenausfall (Eunuchoidismus).
Textbild: Hoden und Nebenhoden eines Eunuchoiden.
Tafel III: Erworbener Geschlechtsdrüsenausfall (Kastratensänger).
Tafel IV: Geschlechsdrüsenverlust im 20. Lebensjahre.
Tafel V: Hodenverlust im Kriege.
Tafel VI: Spätkastrat.
Tafel VII: Geschlechtsteile eines infantilen Kryptorchisten.
Tafel VIII: Schnitte durch kryptorche Hoden.
Tafel IX: Zisvestitismus eines psychosexuellen Infantilen.
Tafel X: Proben aus der Bildersammlung eines infantilen Masochisten.
Tafel XI: Proben aus der Bildersammlung eines infantilen Fetischisten und Exhibitionisten.
Tafel XII: Prämature Geschlechtsentwicklung bei einem vierjährigen Knaben.
Tafel XIII: Doppelgeschlechtliche Frühreife im achten Lebensjahre.
Tafel XIV: Selbstbildnis Dürers im 13. Lebensjahre.
Kurve über den Beginn der Onanie.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Aus den ersten Besprechungen:

30 Jahre sind verflossen, seit Krafft-Ebings berühmte Psychopathia sexualis das erstemal erschien. Seither hat die Sexualwissenschaft eine enorme Bereicherung erfahren, die jenes ausgezeichnete Werk trotz Berücksichtigung des neuen in den späteren Auflagen veralten ließ. So hat es der auf dem Gebiete der Sexualpathologie rühmlichst bekannte Autor unternommen, ein neues Lehrbuch zu schreiben, dessen erster Teil, die geschlechtlichen Entwicklungsstörungen enthaltend, nun vorliegt. . . . Eine Reihe ausführlicher Krankengeschichten und guter Abbildungen ergänzt das Gesagte aufs Beste. Möge das Buch das vom Autor gesetzte Ziel erreichen, den Sexuell-Pathologischen eine gerechtere und mildere Beurteilung zu sichern.

Der praktische Arzt, 1917, H. 5, S. 100.

. . . Eine systematische Bearbeitung der sexuellen Störungen unter Berücksichtigung dieser neugefundenen Tatsachen hat bis jetzt gefehlt, und diese Lücke wird durch Hirschfelds Buch ausgefüllt. . . . Dabei schöpft der Verfasser aus dem reichen Born einer langjährigen praktischen Beschäftigung auf diesem Sondergebiete der Medizin, so daß er seine Ausführungen fast durchweg mit lehrreichen Fällen seiner eigenen Erfahrung belegen kann. . . .

Frankfurter Ärzte-Correspondenz, 1916/17, Nr. 20, S. 116.

. . . Das Buch ist all denen, die sich für dieses Spezialgebiet interessieren, wohl zu empfehlen, besonders da H. mit zahlreichen Krankengeschichten die systematische Darstellung illustriert. Württ. med. Correspondenz-Blatt, 1917, Nr. 7, S. 65.

. . . Der bekannte Verfasser hat sich befleißigt, alles zu vermeiden, was als Mangel an kühler Sachlichkeit angesehen werden könnte. Trotzdem kann man sich bei der Lektüre des Werkes des Eindrucks nicht erwehren, daß die Menschen, von denen hier die Rede ist, doppelt leiden, nicht nur an der Triebrichtung an und für sich, sondern mehr noch unter ihrer Verkennung. Schon um hier eine Besserung herbeizuführen, ist dem Hirschfeldschen Buche, dem eine größere Anzahl instruktiver Bildtafeln beigegeben sind, weiteste Verbreitung zu wünschen.

Bayr. Ärztl. Corr.-Blatt, 1917, Nr. 2, S. 14.

. . . Hirschfeld schöpft aus dem Leben und aus dem Vollen, sein Werk entstammt nicht der Schreibstube, sondern dem Sprechzimmer und seiner sehr umfangreichen Spezialpraxis der Millionenstadt Berlin. Es beginnt mit den Ursachen und Folgen des Geschlechtsdrüsenausfalls, dann folgen: Stehenbleiben auf kindlicher Entwicklungsstufe (Infantilismus), Vorzeitige Entwicklung von Körper, Geist, Geschlechtsempfinden und Geschlechtstrieb (Frühreife), Neurosen und Psychosen im Pubertäts- und Rückbildungsalter (genitale Evolution und Involution), zusammengefaßt als „Sexualkrisen", schließlich die Onanie und das Verliebtsein in die eigene Persönlichkeit (Automonosexualismus). Die nächsten Teile sollen bringen: Störungen der Geschlechtsdifferenzierung und die geschlechtlichen Eindrucks- und Ausdrucksstörungen. Eine eingehende Besprechung des ganzen Werkes nach Erscheinen behalte ich mir vor. Zum ersten Teile bemerke ich, daß dem Verfasser die Neuordnung des schwierigen Stoffes, seine wissenschaftliche Durchdringung und das Fernhalten von jeglichem sensationellen Beigeschmack durchaus gelungen ist, so daß nur der ernste Forscher der dunklen Seiten des Menschenlebens auf seine Kosten kommen wird. Der Stil ist flüssig, die Darstellung ungemein klar.

K. Gerster im Literar. Zentralblatt 1917, Nr. 12.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn**

Freundschaft und Sexualität

Von **Dr. Placzek**
Nervenarzt in Berlin

Dritte, wieder vermehrte Auflage ⁘ Preis 2 Mark

Auszüge aus Besprechungen der zweiten Auflage:

Verfasser ist kein Anhänger der Freudschen Lehren, wie man nach der Überschrift des Büchleins vermuten könnte, im Gegenteil, er wendet sich wiederholt ziemlich entschieden gegen deren Anwendung, insbesondere auf die Freundschaft zwischen Personen desselben Geschlechtes. . . .

Wiener medizinische Wochenschrift, 1917, Nr. 10.

Die sehr interessante Abhandlung sucht die Grenze zu ziehen zwischen der Freundschaft und gewissen pathologischen Wirrungen. Eine solche Arbeit wird notwendig durch die Übertreibung von Forschungsergebnissen einiger Seelenärzte. . . . Die kleine Arbeit ist durch die Tiefgründigkeit und Genauigkeit ihrer Entscheidung von unschätzbarem Wert. Tägliche Rundschau, Berlin 1916, 20. Dez.

Zu den interessantesten Problemen unter den mannigfachen Rätseln des menschlichen Lebens zählen zweifellos die Wechselbeziehungen von Freundschaft und Sexualität. Wie diese Beziehungen, bald bewußt, bald unbewußt, miteinander sich verketten und täuschend decken, wie sie sich anscheinend untrennbar miteinander verschmelzen können, zeigt der bekannte Verfasser in obiger Broschüre.

Die Woche, 1916, H. 48.

. . . Inhaltlich wesentlich verändert und erweitert, äußerlich klar und anschaulich gegliedert, erscheint sie jetzt und wird sicherlich gleich ihrer bescheideneren Vorgängerin all derer Interesse wecken, die immer noch im Menschen und seiner seelischen Artung das lockendste Studienobjekt finden.

Königsberger Hartungsche Ztg., 1917, 17. Nov.

. . . da ist es ein wirkliches Verdienst, wenn eine Autorität auf diesem Gebiet den Versuch macht, dieses Problem einmal wissenschaftlich zu erörtern und nachzuweisen, wieviel bei überschwenglichen oder gar verfänglichen Freundschaftsbeteuerungen der Zeitmode auf die Rechnung zu schreiben ist. Interessant sind in dieser Hinsicht Placzeks Auszüge aus alten Stammbüchern. Büchermarkt, 1916, Nr. 12. S. 19.

Das wichtigste Kapitel in der sehr gründlichen Arbeit behandelt „die Freundschaft und das Geschlechtsleben", und zwar in den Unterabteilungen: Männerfreundschaft, Frauenfreundschaft, Mannweibliche Freundschaft, Freundschaft und Ehe, während eine spezielle Beurteilung der neuerlich auch von dem Gesichtspunkt der Sexualität häufig angegriffenen Wandervogelbewegung gewidmet ist. . . .

Archiv für Kriminologie, 1916, Bd. 67, H. 3, S. 235.

. . . Man muß dem Verfasser dankbar sein, daß er durch Aufrollung des Freundschaftsproblems zeigt, wohin einseitige Denkweise, die sich in wissenschaftliches Gewand kleidet, zum Schaden der gesamten Sexualwissenschaft führen kann.

Wolfenbütteler Kreisblatt, 16. Januar 1917.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn**

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

Internationales Zentralblatt für die Biologie, Psychologie, Pathologie und Soziologie des Sexuallebens

Offizielles Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

Unter Mitarbeit in- und ausländischer Fachgelehrter

herausgegeben von

Prof. Dr. A. Eulenburg und **Dr. med. Iwan Bloch**
Geh. Med.-Rat in Berlin in Berlin

Preis für den Jahrgang von 12 monatlich erscheinenden Heften 16 Mark

---

Die „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" begann im April 1917 ihren **vierten** Band. Die allseitige Anerkennung und die große Zahl von Abonnenten, die die Zeitschrift in den voraufgegangenen drei Jahrgängen bereits gefunden hat, wird ihr ein Ansporn sein, auch weiterhin, getreu ihrer Aufgabe, in streng wissenschaftlicher Form das

Gesamtgebiet der Sexualwissenschaft

zu erforschen. Zur Lösung dieser Aufgabe wird wie bisher besonderes Gewicht auf die

Biologie des Sexuallebens,

auf deren Grundlagen alle Einzelfragen des menschlichen Geschlechtslebens beruhen, gelegt werden. Auch in Zukunft wird der

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn**

Ätiologie, Prophylaxe, Pathologie
und **Therapie der Sexualleiden** sowie der
sexuellen Hygiene

ein breiter Raum in den Spalten unserer Zeitschrift zur Verfügung stehen.

Entsprechend ihrer außerordentlich weittragenden Bedeutung für Volk und Staat wird auch fernerhin versucht werden, die

sozialen Probleme der Sexualwissenschaft

ihrer Lösung entgegenzuführen. In Zusammenhang damit finden die **sexuelle Pädagogik** und **Aufklärung,** die **Eugenik,** die gerade jetzt im Brennpunkt des öffentlichen Interesses stehende Frage des **Geburtenrückganges** und die **sexuelle Statistik** eingehende Berücksichtigung. Nach wie vor wird die Zeitschrift auch der Erforschung der Grenzgebiete der Sexualwissenschaft,

ihren Beziehungen zur Kriminologie, Strafrechtspflege, forensischen Medizin und zum Zivilrecht

dienen. Daneben wird sie alle Fragen der

Sexualethik

behandeln und **ethnologisch-historische** Aufsätze bringen.

Endlich wird die vierteljährliche

Bibliographie der gesamten Sexualwissenschaft

fortgeführt und immer mehr vervollkommnet werden.

Über die Zeitschrift unterrichtet am besten ein **Probeheft,** welches jede Buchhandlung oder der Verlag gern unberechnet liefert.

Die Bände I, II und III können geheftet zum Preise von je 16.— Mark und gebunden zu je 19.60 Mark durch jede Buchhandlung oder den Verlag nachbezogen werden.

Bestellzettel

Aus dem Verlage von **A. Marcus & E. Weber** (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn** bestelle ich*) durch die Buchhandlung

.....

.....

..... Expl. **Eulenburg, Moralität und Sexualität**
Geheftet 3.50 M., dasselbe gebunden 4.50 M.

..... Expl. **Hirschfeld, Sexualpathologie I.**
Geheftet 8.40 M., gebunden 10 M.

..... Expl. **Kisch, Die sexuelle Untreue der Frau**
Geheftet 4.50 M., gebunden 5.50 M.

..... Expl. **Placzek, Freundschaft und Sexualität**
Dritte, wieder vermehrte Auflage. — 2 M.

Zur Fortsetzung:

..... Expl. **Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. IV.**

Ferner:

..... Expl. **Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. I, II, III**
Geheftet je 16 M., gebunden je 19.60 M.

Zur Ansicht:

1 Probeheft der Zeitschrift für Sexualwissenschaft.
Gratis: 1 Verzeichnis neuerer medizinischer Bücher.

Unterschrift: .....

Ort und Datum: .....

*) Nicht gewünschtes ist durchzustreichen.

Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Ich will es versuchen, die menschlichen Motive dieses Verrates aufzuweisen. Denn es ist ja selbstverständlich, daß der geniale Verräter für seinen Verrat eine Menge ethischer Motive zur Verfügung hat. Er „rationalisiert" den Verrat, er stellt ihn als geistige Entwicklung, als Notwendigkeit, ja sogar als innere Wahrheit dar. So auch bei Nietzsche. Auch seine Schwester, der wir jetzt ein zusammenfassendes Buch „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft" (München, Georg Müller 1915) verdanken, sieht über alle anderen Motive dieses Abfalles hinweg und sucht innere Erkenntnis und Entwicklung, Abscheu über die Neigung Wagners zur Frömmigkeit in den Vordergrund zu stellen. Aber sie selbst weist auf die Worte hin, die der große Psychologe Nietzsche einige Wochen vor seinem geistigen Zusammenbruche im „Ecce homo" niederschrieb. Sie sind ein wirkliches Bekenntnis und lauten: „Hier, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nötig, um meine Dankbarkeit für das auszudrücken, was mich in ihm am tiefsten und herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen (wo er Wagner zuerst näher kam, Anmerkung) aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle — der tiefen Augenblicke . . ." Was er sonst über Wagner geschrieben hat, als er dessen Bewunderer gewesen, ist zu bekannt und kommt hier nicht in Betracht, weil er es ja später widerrufen hat. Aber dieser letzte Ausspruch läßt tief blicken und zeigt, daß Wagner seine stärkste Liebe gewesen ist. Alles andere erscheint ihm billig dagegen.

Bevor ich auf die Schicksale dieser Liebe und ihren Einfluß auf die Wandlung eingehe, möchte ich auf die tiefste Sehnsucht von Nietzsche aufmerksam machen. Wir werden oft großen Menschen begegnen, die ihren eigentlichen Beruf verfehlt haben. Maler glauben, sie hätten Dichter werden sollen, Musiker betrachten sich als große Maler usw. Nietzsches unerfüllte Sehnsucht war es . . . ein großer Musiker zu werden. Die Musik war seine erste und letzte Leidenschaft. Schon als einjähriges Kind war er von seines Vaters „Musikmachen" so entzückt, daß der Vater Klavier spielen mußte, wenn Fritzchen aus unbekannten Gründen schrie. „Dann wurde Fritzchen mäuschenstill, setzte sich aufrecht in seinem kleinen Wagen und verwandte kein Auge von dem Spielenden." (Der junge Nietzsche von Elisabeth Förster-Nietzsche. Alfred Kröner. Leipzig 1912.) Mit 10 Jahren (!) überraschte der „kleine Pastor" — so wurde das tiefreligiöse artige Kind allgemein genannt — seine fromme Großmutter mit einer kleinen selbstkomponierten Motette, die heimlich in der Kinderstube eingeübt und am Weihnachtsabend vorgetragen wurde. (Text: „Hoch tut euch auf, ihr Tore der Welt, der König der Ehren zieht ein.") Er schrieb dann mit großem Fleiße allerlei Kompositionen und bemerkte später, er bedauere das viele verschriebene Notenpapier nicht, er habe doch viel dabei gelernt. Besonders die Kirchenmusik regte ihn sehr an, ein „Dies irae" ging ihm durch Mark und Bein und manche Stunde lauschte

er im Halbdunkel der Kirche zu Naumburg den hehren Melodien; sogar die Proben der Messen machte er nach Möglichkeit alle mit.

Von seinem Vater hatte er die Gabe freien Phantasierens am Klaviere geerbt. Wagner, Frau Cosima und viele andere Gewährsmänner behaupten, daß er darin Meister gewesen. Wagner fand sogar, daß er für einen Philosophen zu gut phantasiere.

Seine Jugend ist die eines Musikers. Wie kommt es, daß er doch nicht dem inneren Drängen nachgab und kein Musiker wurde? Eine andere Neigung und die Pflicht drängten ihn in eine andere Richtung. Aber er blieb sein ganzes Leben lang der Musiker und gab nie die Hoffnung auf, sich als Musiker durchzusetzen. Wie ungeheuer groß muß seine Enttäuschung gewesen sein, als er die Partitur einer Ouvertüre an Hans von Bülow sandte, der sich über seine „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" entzückt geäußert hatte, und eine vernichtende Antwort erhielt. So schmählich — schrieb ihm Bülow — wäre Euterpe nie mißhandelt worden. Trotzdem weiß er sich Bülow gegenüber von Ressentiment frei und setzt den Briefwechsel fort, hofft ihm aber zu beweisen, daß er doch ein großer Musiker sei.

Es ist nun einleuchtend, daß er eine Begutachtung seiner musikalischen Fähigkeiten von Wagner erwartete, daß es ihm nicht genügte, daß sich Cosima für sein freies Phantasieren begeistern konnte. Ebenso klar ist, daß er Wagner um sein musikalisches Schaffen beneiden mußte. Vor dem Neide retten wir uns am besten in die Liebe, sagt ein herrliches Wort von Goethe. Dieses Mittel wendete Nietzsche an. Er konnte Wagner solange nicht beneiden, als er ihn lieben konnte. Erst als die Liebe starb oder unbefriedigt sich zurückzog, konnte der häßliche Neid — allerdings in versteckter Form — wieder zum Vorschein kommen.

Nun scheint Wagner die musikalischen Fähigkeiten Nietzsches sonst nicht sehr hoch eingeschätzt zu haben. Aus dem Briefwechsel können wir verschiedene Stellen entnehmen, die Nietzsche empfindlich treffen mußten.

So enthält ein Brief aus Triebschen folgende charakteristische Stelle: „Sehen Sie, wie elend ich mich mit der Philologie abgefunden habe und wie gut es dagegen ist, daß Sie sich ungefähr ebenso mit der Musik abgefunden haben. Wären Sie Musiker geworden, so würden Sie ungefähr das sein, was ich geworden wäre, wenn ich mich auf die Philologie obstiniert hätte". . . . . Das heißt so viel als: Schuster bleib bei deinem Leisten! Du bist ein prachtvoller Philologe, aber ein mäßiger Musiker. Wagner meinte noch, Nietzsche solle sich von der Musik dirigieren lassen, wie er sich gerne von der Philologie dirigieren lasse. Nietzsche erwidert als Geburtstagswunsch: „Wenn es wahr ist, was Sie einmal — zu meinem Stolze — geschrieben haben, daß die Musik mich dirigiert, so sind Sie jedenfalls der Dirigent dieser meiner Musik; und Sie haben es mir selbst gesagt, daß auch etwas Mittelmäßiges, gut dirigiert, einen befriedigenden Eindruck machen könne. In diesem Sinne bringe ich den seltensten aller Wünsche: es mag so bleiben, der Augenblick verharre: er ist so schön!"

Es ist als ob sich Nietzsche mit Erfolg gegen jedes Gefühl der Bitterkeit gewehrt hätte. Trotzdem drängt es ihn zum Komponieren. Frau Förster-Nietzsche meint, es sei amüsant, daß nicht nur Wagner, sondern auch ihr Bruder im Herbst 1871 mit Komponieren beschäftigt waren. Es war aber nicht amüsant, sondern tragisch, daß Nietzsche versuchte, eine Idylle zu komponieren („Die verklärte Erinnerung an das Glücksgefühl seiner Herbstferien"), nachdem die „Treppenmusik", wie das Siegfriedidyll ursprünglich wegen der ersten Aufführung auf der Treppe genannt wurde, auf ihn einen so mächtigen Eindruck gemacht hatte. Nietzsche sandte diese Komposition an Wagner, erwartet ein Wort der Anerkennung, eine Kritik; sie scheint nicht nach seinem Sinne ausgefallen zu sein, denn er erhält zahlreiche Einladungen nach Tribschen, die er ablehnt. Wagner sucht ihn von den Verstimmungen zu heilen und rafft sich zu einem langen Brief auf, er, der sich schon bald den Telegrammstil der Briefe angewöhnen mußte. In diesem Briefe erwähnt er die Komposition, aber weicht einer Kritik mit großer Geschicklichkeit aus: „Sie sind tief, und gewiß ersehen Sie in meinem Verkehre mit Ihnen keine Oberflächlichkeit. Ich verstehe Sie auch mit dem Sinne der musikalischen Komposition, mit welcher Sie uns so sinnig überraschten. Nur fällt es mir schwer, mein Verständnis Ihnen mitzuteilen. Und daß ich diese Schwierigkeit empfinde, beklemmt mich eben."

Man merkt, daß sich Wagner um ein Urteil windet. Wer feine Ohren hat, hört aus einem anderen Briefe den gleichen vorsichtigen Ton heraus. Liszt war bei Wagner und dort wurde ihm die Komposition von Nietsche gezeigt. Wagner berichtet darüber: „Das Urteil Bülows über Sie fand er nach Kenntnisnahme Ihrer Silvesterklänge sehr desperat: ohne daß Sie ihm das Stück vorgetragen hatten (was bei uns entscheidend war), glaubte er sein Urteil anders und günstiger über Ihre ‚Musik' stellen zu müssen. Also lassen wir das B.sche Intermezzo jetzt auf sich beruhen; mir ist's, als ob hier zwei Absonderlichkeiten der allerextremsten Art aufeinander gestoßen seien. Auch dieses sage ich Ihnen nur so nebenbei: denn im ganzen und in der Hauptsache muß jeder durch sich, und nicht durch andere über sich ins Reine kommen. Was sollte aus mir werden, wenn ich auf Herrn E. H. (Eduard Hanslick. Anm.) zu viel gäbe." (Bülow urteilte vernichtend, Liszt günstiger ... das ist nicht viel!)

Schließlich schwenkt Wagner sehr geschickt auf das „Buch" seines jungen Freundes ein, das er ungeschminkt loben kann. Wir ersehen aus diesem Briefe, daß Nietzsche seine Silvesterklänge in Tribschen vorgespielt und die Wagners dafür eingenommen hat.

Doch Wagner scheint zu merken, daß Nietzsche ihm Konkurrenz machen will. In einem sehr interessanten Briefe, der Wagner als wunderbaren Psychologen erkennen läßt, drückt er seine Verwunderung aus, daß Nietzsche immer nur Freunde und nie eine rechte Freundin habe. „Unter anderem fand ich, daß ich einen solchen männlichen Umgang, wie Sie ihn in Basel für die Abendstunden haben, in meinem Leben nicht hatte: seid Ihr alle Hypochonder, dann ist's allerdings nicht viel wert. Nur scheinen aber den jungen

Herren Frauen zu fehlen: da heißt es allerdings, wo nehmen und nicht stehlen? Indes, man könnte auch einmal in der Not stehlen. Ich meine, Sie müßten heiraten oder eine Oper komponieren; eines würde Ihnen so gut und so schlimm wie das andere helfen. Das Heiraten halte ich aber für besser."

Die feine Ironie, die diesen Worten zugrunde liegt, kann Nietzsche nicht entgangen sein. Die Verbindung von Ehe und Oper zeigt, wie sicher Wagner die Quelle des Neides erkannt hatte. Um Cosima Wagner und um sein Werk beneidete Nietzsche den großen Meister. Daß er Cosima Wagner, die er die einzige Frau nennt, die ihm imponiert hatte, geliebt, wurde von vielen behauptet und sogar öffentlich vertreten. Ich sehe in der Liebe zu Cosima nur ein Überspringen von der Liebe zu Wagner auf das von ihm geliebte Wesen. So ähnlich handelt Nietzsche, der alle seine Freunde, Gehrsdorff und Rhode, mit Wagner bekannt machte, damit sie ihn auch lieben sollten. Dieser Kommunismus der Liebe zeigt Beziehungen zu Problemen der Sexualpsychologie, die ich in meinem neuen Buche „Onanie und Homosexualität" [1]) erschöpfend behandelt habe. Es handelt sich um die Wirkung der unbewußten homosexuellen Komponente, ohne deren Kenntnis uns das Liebesleben Nietzsches unverständlich wäre. Sein ewiges Bedürfnis nach Freunden, seine Flucht vor den Frauen, seine Liebe zu Wagner, und seine Liebe zu der Frau Wagners.

In dem gleichen Briefe rät Wagner auch Nietzsche, bei der Wahl der Frau ihre Vermögensverhältnisse zu berücksichtigen und erkennt, daß in der Liebe zu seinen Freunden ein Hindernis steckt, das ihn vom Weibe abhält. War Nietzsche sexuell abnorm? Eine — selbstverständlich unbewußte — gleichgeschlechtliche Komponente des Philosophen läßt uns viele Rätsel auflösen, auch die Liebe zu Cosima. Denn die Liebe zu Wagner war die stärkste Kraft seines Lebens. Vor der Eifersucht auf Cosima konnte ihn nur die Liebe retten. Schließlich liebt man den Becher, aus dem der andere trinkt. Viele dunkle Rätsel und Tragödien zwischen Frauen und den Freunden ihrer Männer, und umgekehrt, lassen sich auf den Umweg gleichgeschlechtlicher Regungen zurückführen, sie sind „Masken der Homosexualität".

Nun zurück zu den Worten Wagners: „Ach Gott! Heiraten Sie eine reiche Frau! Warum muß nur Gersdorff gerade eine Mannsperson sein?! Dann reisen Sie, und — komponieren Ihre Oper, die aber gewiß schändlich schwer aufzuführen sein wird. — Welcher Satan hat Sie zum Pädagogen gemacht! ..." Schließlich die Mahnung: „Essen Sie auch Fleisch!"

Der Asketismus von Nietzsche, der sich fast jeder Abstinenzbewegung anschloß und das Bild eines typischen Hypochonders bot, paßt schlecht zum Bilde eines „Dionysos", wie er sich gerne bezeichnet. „Dionysos gegen den Gekreuzigten!" — triumphiert

[1]) Onanie und Homosexualitat. (Die homosexuello Neurose.) II. Band der „Störungen des Trieb- und Affektlebens". Verlag von Urban & Schwarzenberg. Berlin und Wien 1917.

er im Ecce homo. Ich weiß, daß ich viel Widerspruch erregen werde, wenn ich die Behauptung aufstelle, Nietzsche sei im Grunde seines Herzens immer fromm gewesen. Er hatte die Religion wohl im Intellekte überwunden; dem Gefühle nach blieb er sein Leben lang der Pastorensohn, dessen kindliches Ideal es war, Pastor zu werden. Christus war sein Vorbild, nicht Dionysos! Hat man schon einen Dionysos gesehen, der Vegetarianer ist, nicht trinkt, nicht raucht, die Weiber meidet?

Unter den Neurotikern finden sich zahllose solcher Exemplare, die sich als Freigeister gebärden, sogar die atheistische Propaganda unterstützen und innerlich fromm sind, ja als Frömmlinge leben. Ihr Leben widerspricht ihren Anschauungen. Ihr Leben ist ein Kompromiß aus den religiösen und antireligiösen Strömungen. Dann vergesse man nicht, daß der wirkliche Atheist für seinen Atheismus keine Propaganda macht, daß er es nicht nötig hat, sich als „Antichrist" zu proklamieren, wie es Nietzsche getan hat. Daß er immer wieder Christus bekämpfte, beweist uns, daß er innerlich von ihm nicht loskommen konnte.

Frau Förster-Nietzsche stellt den Abfall ihres Bruders von Wagner sehr dramatisch dar. Wagner hatte Nietzsche in Sorrent besucht, sie gingen an einem herrlichen Abende am Meeresstrande, als ihm Wagner die Idee des Parsifal mitteilte. Da merkte der Freidenker mit Schaudern, daß sein atheistischer Freund die Walhalla zugunsten von Christus verraten hatte. Nietzsche notiert auch in sein Notizbuch: „Der Parsifal Wagners war zu allererst eine Geschmackskondeszendenz zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszts." Also die Empörung über den Abfall Wagners von der atheistischen Weltanschauung habe Nietzsche zum Gegner Wagners gemacht.

Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß sich ein ähnlicher Abfall in Nietzsche selbst vorbereiten wollte. Er lebte wie ein Heiliger, hatte seine Bibel (den Zarathustra) geschrieben, er hatte den festen Glauben an seine große historische Mission, er war Christus selbst. Er identifizierte sich mit seinem geheimen Ideal. („Mein Bruder hatte immer eine Vorliebe für aufrichtige redliche Christen," sagte seine Schwester.) In der Krankheit fielen die letzten Hemmungen weg. Er konnte und durfte sich als Christus fühlen, der furchtbare Kampf, die Quelle seiner Kopfschmerzen[1]) war zu Ende. Er unterschrieb seine letzten kurzen Briefe an seine Freunde „Der Gekreuzigte".

Nietzsche hat meiner Ansicht nach Wagner darum beneidet, daß er die Regression zum infantilen Glauben vollziehen konnte, er hat ihn um den Parsifal beneidet. So schrieb er 1887 an seinen Freund Peter Gast: „Neulich hörte ich das erstemal die Einleitung zum Parsifal. Rein ästhetisch gefragt, hat Wagner je etwas besser

[1]) Kopfschmerzen treten nach meiner Erfahrung am häufigsten bei Menschen auf, die gewisse Gedanken nicht denken wollen. Sie sind dann gezwungen, mit großem psychischen Aufwand diesen Gedanken, der immer wieder ins Bewußtsein kommen will, zu verdrängen. Dieser psychische Aufwand äußert sich in dem Überreizungs- und Erschöpfungssymptom „Kopfschmerz".

gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in bezug auf das, was hier gesagt, ausgedrückt, mitgeteilt werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis auf das Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als deskriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabner Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebnis, Ereignis der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch ‚höheren Menschen', als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von ‚Höhe' im erschreckenden Sinne des Wortes, von einem Mitwissen und Durchschauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet — und von Mitleid mit dem, was da geschaut und gerichtet wird."

Wie ungeheuer muß diese Musik auf ihn gewirkt haben! Welche Tiefen hat sie in ihm aufgewühlt! Selbst im „Fall Wagner" gesteht er: „Die Musik als Circe ... Sein letztes Werk ist hierin sein größtes Meisterstück. Der Parsifal wird in der Kunst der Verführung ewig seinen Rang behalten, als der Geniestreich der Verführung .... Ich bewundere dieses Werk, ich möchte es selbst gemacht haben; in Ermanglung davon verstehe ich es ... Wagner war nie besser inspiriert als am Ende."

Hier dringt die Wahrheit durch alle Hüllen der Rationalisierung: Ich bewundere dieses Werk, ich möchte es selbst gemacht haben!

Und in den Aphorismen „Kunst und Künstler" verrät er die tiefste Quelle seiner Affekte, seine Angst vor der Verführung zum Glauben. Das Werk, das er so versteht, weil er im Innern religiös ist, wird ihm gefährlich: „Was Richard Wagner betrifft, so gab es einen Augenblick meines Lebens, wo ich ihn mit Heftigkeit von mir stieß. Weg von mir! — das schrie ich."

„Er versuchte mit dem bestehenden Christentum zu ‚arrangieren', indem er die linke Hand dem protestantischen Abendmahle entgegenstreckte — er hat mir von den Entzückungen gesprochen, die er dieser Mahlzeit abzugewinnen wisse —, die rechte Hand aber zu gleicher Zeit der katholischen Kirche: er bot ihr seinen ‚Parsifal' an und gab sich für alle, die Ohren haben, als ‚Römling' in partibus infedelium zu erkennen." — „Unglaublich! Wagner war fromm geworden!" bemerkt er im Ecce homo ... (Schluß folgt.)

Entwicklungsstufen der Fortpflanzung.

Von H. Fehlinger
in München.

Wenn man von der Urzeugung absieht, durch die jedenfalls die ersten Lebewesen entstanden sind, die aber heute nicht einmal bei den einfachsten Organismen nachzuweisen ist, so gehen alle Lebewesen aus ihnen vorausgegangenen elterlichen Organismen hervor. Die einfachste Art der Hervorbringung neuer Individuen, der Fortpflanzung, geht ohne geschlechtliche Differenzierung vor sich; sie stellt einen rein physiologischen Vorgang dar, ein Wachsen des Individuums über seine natürlichen Grenzen hinaus, wobei es sich entweder einfach teilt oder durch Knospung vermehrt. Die durch Teilung entstandenen Nachkommen gleichen den Eltern ganz, oder unterscheiden sich von ihnen nur durch die Größe. Zur Höherentwicklung oder Vervollkommnung sind sie nicht fähig. Eine solche wird dadurch ermöglicht, daß bei den nicht einzellig bleibenden Lebewesen im Formenkreis der Metazoen eine steigende Ungleichwertigkeit der Zellen entsteht, und dieses Moment, sagt Prof. Dr. Gustav Fritsch[1]), „bildet den Ausgangspunkt für jeden weiteren Fortschritt bis hinauf zu den höchsten Lebewesen, bis zum Menschen einschließlich. Noch fehlt aber dem Vorgang jedes Merkmal einer geschlechtlichen Entwicklung"; die neuen Individuen entstehen aus Zellwucherungen an bestimmten Körperstellen, den Keimlagern. Das ist der Vorgang der Knospenzeugung. Unterscheiden sich die Keimlager in ausreichender Weise von den umgebenden Gewebeteilen, so bekommen sie den Charakter besonderer Organe, in denen man die Vorläufer von Geschlechtsorganen zu sehen hat, aber ihr Charakter ist noch einheitlich, die Fortpflanzung ist noch ungeschlechtlich. Sie wird auch monogene Fortpflanzung genannt und kommt in der ganzen Reihe der Lebewesen mit Ausnahme der Wirbeltiere vor. Bei hochentwickelten Formen wird sie als Parthenogenesis oder Jungfernzeugung bezeichnet. Ausnahmsweise findet sie selbst bei zweigeschlechtlich differenzierten Organismen statt[2]). Prof. Fritsch verweist darauf, daß die Natur die Keimlager, welche befähigt sind, fortpflanzungsfähige Individuen hervorzubringen, in mannigfacher und zum Teil bewunderungswürdiger Weise variiert, wie z. B. beim sogenannten Generationswechsel auf besondere Individuen, die man als Ammen bezeichnet.

Die Entwicklung ging aber weiter. Die Produkte der Keimlager — die Keime — erlangten Zwiegestalt und sie wurden so beschaffen, daß in der Regel die Vereinigung zweier verschieden gearteter Keime zur Hervorbringung eines neuen Individuums erforderlich ist. Dadurch erst wurden die keimbereitenden Organe

---

[1]) Fritsch, Das angebliche dritte Geschlecht. Archiv f. Sex.-Forschung I. S. 197 ff. (1916).

[2]) Vgl. Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt. Von Prof. Dr. F. Knauer. Leipzig 1907.

zu Geschlechtsorganen, wobei auch die den Fortpflanzungszellen (oder Gameten) zunächst gelegenen Körper- (oder Soma-) Zellen, die bereits gewissen Funktionen dienten, unter teilweiser und vielfach unter vollständiger Aufgabe ihrer ursprünglichen Funktion in den Dienst der Fortpflanzung traten; es wurde ihre Aufgabe, die Gameten zu beherbergen, sie reifen zu lassen und zu ernähren, ihre gegenseitige Annäherung zu ermöglichen oder zu begünstigen, ihre Vereinigung und damit die Befruchtung zu sichern und das Produkt der Befruchtung zu ernähren und zu beschützen [1]).

Doch sind selbst auf dieser Stufe, bei der geschlechtlichen Zeugung, nicht immer zwei Geschlechtsindividuen zur Fortpflanzung nötig, die vielmehr bei manchen Arten durchweg, und bei anderen teilweise durch Selbstbefruchtung erfolgt. Die doppelgeschlechtlichen Individuen (Hermaphroditen) verhalten sich jedoch zumeist wechselweise als Männchen und Weibchen, indem ein Individuum gleichzeitig begattet und empfängt. Dadurch, daß die beiderlei Geschlechtsprodukte nicht gleichzeitig zur Reife gelangen, wird in den meisten Fällen Selbstbefruchtung verhindert und die Erhaltung der Art viel besser gesichert. (Knauer.) Für die hier geschilderte Art der Fortpflanzung sind die Verhältnisse bei den hermaphroditischen Schnecken besonders lehrreich. „Bei diesen", sagt Fritsch, „entwickelt sich im Individuum trotz der bilateralen Anlage überhaupt nur eine Keimdrüse, welche imstande ist, Samen und Eier zu erzeugen und daher anatomisch als Zwitterdrüse bezeichnet wird. Sie liefert die zweigeschlechtlichen Keime, Samenelemente und Eier, streckenweise und periodisch, so daß dadurch die ursprüngliche Gleichwertigkeit der Keimzellen außer Frage ist. Jedes Individuum hat männliche und weibliche äußere Genitalien, welche in der Weise in Funktion treten, daß die Schnecken sich nicht selbst, sondern gegenseitig begatten . . . Die Anlage der äußeren Genitalien entwickelt sich also nicht in Übereinstimmung mit derjenigen der Keimdrüse und verrät dadurch ihren sekundären der Funktion speziell angepaßten Charakter."

Die besondere Bedeutung der geschlechtlichen Fortpflanzung liegt darin, daß sie es möglich macht, die „Merkmale zweier durch die Variation ungleicher Individuen durch die Vereinigung zum Ausgleich zu bringen und durch die Vererbung dem Passendsten zum Siege zu verhelfen". Die zweigeschlechtliche Anlage der Fortpflanzungsorgane ist, wie die vergleichende Anatomie deutlich zeigt, das letzte Glied einer aufsteigenden Entwicklungsreihe. Gleichsam spielend, sagt Fritsch, vollzieht die Natur „die Fortentwicklung indifferenter Zellen zu Keimzellen, deren Vereinigung zu Keimlagern", und dann läßt sie „zur Erreichung höherer Vollkommenheit durch das Zusammenwirken zweier in gewissen Grenzen voneinander verschiedener Individuen in den Keimlagern zwei heterosexuelle (verschiedengeschlechtliche) Produkte, Samen und Eier, entstehen, die zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt sind".

---

[1]) Tandler und Gross, Die biologischen Grundlagen der sekundären Geschlechtscharaktere. Berlin 1913.

Anzeichen einer Weiterbildung, welche über die zweigeschlechtliche hinausginge, sind in der Natur nirgends zu finden.

Bemerkt soll noch werden, daß beim Menschen, dem höchstentwickelten Lebewesen, eine doppelgeschlechtliche Anlage (Hermaphroditismus) bisher in keinem einzigen Fall festgestellt wurde. Was hierzu gerechnet wurde, sind falsch gedeutete Monstrositäten (Pseudo-Hermaphroditismus). Wirklicher Hermaphroditismus wurde beim Menschen noch niemals beobachtet, nämlich der Fall, wo bei demselben Individuum gleichzeitig funktionierende Keimdrüsen, die sowohl Samen als Eier liefern, vorhanden sind.

Kleine Mitteilungen.

Notzucht von Frauen an Männern.

Von Dr. jur. Hans Menzel in Breslau.

Göring bemerkt im Archiv für Frauenkunde und Eugenik Bd. I S. 125, es sei äußerst selten, daß ein Mann von einer Frau „genotzüchtigt" werde. Es scheint ihm außer dem von Ehmer im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik Bd. 35 S. 261 mitgeteilten Falle, in dem übermütige Burschen und Mägde einen scheuen, etwas schwachsinnigen Menschen zum Beischlaf zwangen, kein weiterer Fall weiblicher Notzucht bekannt zu sein.

§ 177 R.Str.GB. bestraft nur den, der eine Frauensperson durch Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib oder Leben zur Duldung des außerehelichen Beischlafs nötigt, bzw. mißbraucht, nachdem er sie zu diesem Zwecke in einen willenlosen oder bewußtlosen Zustand versetzt hat. Auch der Vorentwurf vom Jahre 1909 kennt in seinem § 253 nur die an Frauen verübte Notzucht. In der Begründung zum folgenden Paragraphen auf Seite 680 wird die Ausdehnung des Schutzes auf Männer mangels eines praktischen Bedürfnisses abgelehnt; denn es seien einschlägige Fälle nicht bekannt geworden.

Die Vermutung liegt nahe, daß die Notzucht an Männern infolge des starken Männermangels im Kriege, der in sich stetig abschwächendem Maße den Friedensschluß um viele Jahre überdauern wird, jetzt und in Zukunft keine so ganz seltene Erscheinung sein wird. Jedenfalls ist, auch wenn man die Geschlechtsehre des Mannes nicht mit dem gleichen Schutz wie die der Frau umgeben will — und die hierfür beigebrachten Gründe des Vorentwurfes sind tatsächlich durchschlagend —, die Mitteilung von Fällen weiblicher Notzucht im Interesse der beteiligten Wissenschaften angezeigt.

In der Sprechstunde des Gemeinnützigen Volksbüros in Breslau trat vor einiger Zeit eine Frau mit der Frage an mich heran, ob sie berechtigt sei, ihren 16jährigen Sohn, der als Jungknecht auf einem größeren schlesischen Bauerngute arbeite, sofort aus dem Dienst zu nehmen. Der Junge wolle dort nicht mehr dienen, da er von zwei Mägden dauernd belästigt werde. Auf meine Fragen erzählte mir der körperlich und geistig normal entwickelte junge Mensch, daß außer ihm auf dem Gute noch ein vom Militär zeitweilig entlassener etwa 30jähriger Knecht und zwei Mägde im Alter von 20 und 25 Jahren dienten. Die letztere habe ein Verhältnis mit dem Knecht, die jüngere sei hinter ihm her. Da er ihren Lockungen gegenüber standhaft ge-

blieben sei, hätten seine Dienstgefährten ihn zuerst gemeinsam in unflätiger Weise verhöhnt. Eines Tages hätten die beiden Mägde auf dem Felde ihre Röcke hochgehoben und ihm ihre Geschlechtsteile gezeigt, das Hemd der älteren sei blutig gewesen, dann hätten die beiden sehr starken Mädchen ihn hingeworfen, sich auf ihn gesetzt und ihm die Hosen heruntergezogen. Die jüngere habe an seinem Geschlechtsteil gespielt und dabei geäußert, man müsse doch sehen, ob er „hengstreif" sei, da es jetzt an Hengsten fehle. Die ältere habe hinzugefügt, wenn er sich sträube oder etwas verrate, dann schlüge ihn ihr Liebster tot. Er habe sich trotzdem gewehrt. Doch sei es der jüngeren gelungen, seinen erigierten Geschlechtsteil in ihre Scheide zu stecken und den Geschlechtsakt zu vollziehen.

Der Junge machte einen glaubwürdigen Eindruck. Mutter und Sohn, die einer der in Schlesien nicht ganz seltenen streng religiösen Sekte angehören, wollten strafrechtliche Verfolgung nur, wenn der Bauer auf der weiteren Zusammenarbeit des Jungen mit seinen drei Dienstgefährten bestünde. Ein Strafverfahren wegen Nötigung, Körperverletzung oder tätlicher Beleidigung ist meines Wissens nicht eingeleitet worden.

Unschuld oder Unwissenheit?

Von Waldemar Zude, z. Z. im Felde.

Mit großer Freude habe ich hier draußen an der Ostfront vernommen, daß unter obigem Titel Frau Liska Gerkin-Leitgebel am 5. März d. J. im Bürgersaal des Berliner Rathauses einen nur für Frauen bestimmten, zahlreich besuchten Vortrag gehalten hat, in dem sie besonders den Müttern, als den ersten und grundlegenden Lehrern der Jugend, eindringlich ans Herz legt, die Kinder über das Natürliche, die Entstehung des Menschen, in ehrfürchtiger Weise aufzuklären, statt daß sie es auf schmutzige Weise von ihren Mitschülern und anderen Personen erfahren; zumal gerade die durch den Krieg noch geförderte Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten eine ernste Gefahr für das deutsche Volk ist, die durch Unwissenheit den Ansteckungsstoff in zahlreiche Familien trägt. Ich kenne z. B. eine junge, blühende Frau, die mit 16 Jahren einen syphilitischen Lebemann heiratete. Bis dahin war sie im Elternhause ängstlich vor jedem Wissen des Häßlichen behütet worden, um dann den Verführungskünsten ihres leichtsinnigen Bräutigams arglos zu unterliegen. Doch fühlte sie sich danach durch die brutale Sinnlichkeit des letzteren abgestoßen, zumal er ihr kurz vor der Hochzeit offenbarte, daß er geschlechtskrank sei, was das junge, unaufgeklärte Mädchen kaum richtig verstand und noch viel weniger in seiner ganzen Tragweite erfaßte. Sie meinte den Mann heiraten zu müssen, dem sie ihre „jungfräuliche Unschuld" geopfert habe, und so kam es — trotz aller inneren Abneigung — zur Hochzeit. Der Ehe entsproß frühzeitig ein Mädchen, an dessen Füßen sich bald die syphilitischen Ausschläge bemerkbar machten. Der Kunst des Arztes gelang es in kurzer Zeit zu heilen. Das Kind ist gesund! Auch das einige Jahre später geborene Mädchen mußte auf gleiche Weise medizinisch behandelt werden. Der Mann ist trotz aller Ehrlichschen Kuren noch immer krank. Seine Frau „schonte" er sehr, dafür koitierte er aber ganz offenkundig anderweitig und nun — ständen sie vor der Scheidung, wenn er nicht gleich zu Kriegsbeginn ins Feld gerückt wäre! Auch Frau Gerkin-Leitgebel zeigte in ihrem Berliner Vortrage das Schicksal der ängstlich in sexueller Dummheit erhaltenen Tochter, die dann arglos einen Lebemann heiratet, von ihm angesteckt, unheilbar erkrankt und im Irrenhaus

ihr Leben beschließt, — und malte ergreifende Bilder von Mädchen, denen die gedankenlose Mutter gern das Amüsement mit „einem Verhältnis“ gönnte und die dann als geschlechtskranke Prostituierte endeten. Leider lassen noch immer viele Mütter ihre Töchter und Söhne schutzlos, weil ungewarnt, hinausziehen in den Kampf des Lebens mit seinen Versuchungen und Gefahren und darin — untergehen, statt sie zur Achtung der eigenen Würde, zur äußeren und inneren Sauberkeit und Selbstbeherrschung zu erziehen. In welcher Weise das geschehen kann, deutete ich in früheren Aufsätzen bereits an und ist von zahlreichen Autoren (Fernau, Förster, Schwaner, Hellmut, Christaller, Lischnewska, v. Baginski und vielen anderen) in mustergültiger Weise ausgeführt worden. Trotzdem aber verhält sich das Elternhaus sehr passiv, und ich sagte schon an anderer Stelle, daß aus diesem Grunde auch hier die Schule eingreifen muß. In welcher Weise eine gewissenhafte und reine Pädagogik diesbezügliche Belehrungen anstellen sollte, habe ich in meiner „sexualpädagogischen Lektion“ und den „sexualpädagogischen Bruchstücken“ eingehend gezeigt. Doch verhält sich die Schule der Sexualpädagogik gegenüber sehr pessimistisch! Ein Schulrat sagte mir: „Das läßt sich nicht so durchführen!“ Ein Oberlehrer meinte, ich sei zu ausführlich und überlade den kindlichen Geist mit unnötigem Wissensballast, z. B. sei die endlose Aufzählung von lebendiggebärenden Tieren unter der 1. Zusammenfassung überflüssig, wenige Beispiele genügten. Dieser Übelstand der Lektion ließe sich durch den Blaustift des unterrichtenden Lehrers leicht beseitigen, doch verkennt der Herr Oberlehrer ganz den Zweck meiner Arbeit. Sie ist als Anregung und Leitfaden für den Lehrer, aber nicht zum Auswendiglernen für den Schüler geschrieben! Zudem habe ich ja diesen Passus sogar in [ ] gesetzt, d. h. er gilt nur zur Vertiefung für den Lehrer selbst und um ihm das mühselige Nachschlagen in dicken Werken zu erparen, was diese Namenreihe übrigens noch verlängern würde, sodann zur Ergänzung und Vertiefung des Wissens an Fortbildungsschulen und höheren Lehranstalten und soll den phylogenetischen Entwicklungsgang des Lebendiggebärens vor Augen führen. Sodann machte mir der Herr zum Vorwurf, daß ich unter Zusammenfassung 1 den Menschen zu den Säugetieren rechne, was er den physiologischen Funktionen und dem anatomischen Bau nach zweifellos tatsächlich ist, und zieh mich eines Widerspruches mit Zusammenfassung 7, wo ich sagte, daß die Menschen höhere, edlere Geschöpfe als die Tiere seien, was in Anbetracht ihrer selischen und geistigen Fähigkeiten ganz fraglos der Fall ist. Das sind eben Wortklaubereien ohne wahres Verständnis, doch liegt es hier meist an dem Nichtwollen, man will keine Sexualpädagogik treiben! Darum hält man meine Lektion für verfrüht und verfehlt, die der Försterschen Methode, die sich in dem zitierten Telmarschen Gedicht widerspiegelt, geradezu ins Gesicht schlage. Wirklich? Ich persönlich glaube mit klaren naturwissenschaftlichen Tatsachenbelehrungen weiter zu kommen, als durch ein Spiel mit leeren Worten, bei dem sich die Kinder entweder alles oder gar nichts denken. Oder sind die heimlichen Belehrungen durch lüsterne Freundinnen oder Dienstboten zartfühlender, das sittliche Schamgefühl weniger beleidigend und verletzend als ein weihevoller, heiliger Naturkundeunterricht? — Wenn nun gar eine gebildete Dame meinte, daß die Mädchen durch solche sexualpädagogischen Belehrungen frühzeitig zu klug gemacht würden und dann der Heirat aus dem Wege gingen, so weiß ich darauf gar nichts zu antworten. Man steht hier vor einem Hindernis, von dem man sagt, daß selbst Götter vergebens dagegen ankämpfen!

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Sitzung und Hauptversammlung vom 19. Januar 1917.

An Stelle des verhinderten ersten Vorsitzenden Herrn Albert Eulenburg eröffnet der stellvertretende Vorsitzende Herr Iwan Bloch die Sitzung und gibt einen kurzen Überblick über die Tätigkeit der Gesellschaft im abgelaufenen Geschäftsjahre 1916. Wenngleich dieses leider immer noch unter dem Zeichen des alle Kräfte mehr und mehr in Anspruch nehmenden großen Krieges und Daseinskampfes stand und viele Mitglieder, unter ihnen auch unseren Kassenwart Herrn Otto Adler, fernhielt, so war es doch möglich, 6 Sitzungen abzuhalten mit ebensovielen Vorträgen, an die sich durchgehend lebhafte und wissenschaftlich ertragreiche Diskussionen anschlossen. Auch das offizielle Organ der Gesellschaft, die Zeitschrift für Sexualwissenschaft, konnte regelmäßig allmonatlich erscheinen, wenn auch infolge der bekannten Schwierigkeiten die einzelnen Hefte verspätet herauskamen. Der Umfang der darin veröffentlichten vierteljährlichen Bibliographie der gesamten Sexualwissenschaft hat eher zu- als abgenommen. Soweit es möglich war, ist darin auch die jetzt so schwer zugängliche ausländische Literatur berücksichtigt worden.

In den 6 Sitzungen sprachen im Februar: Herr Koerber, Über die Freudsche Lehre; im März: Diskussion über die Freudsche Lehre (die Herren Iwan Bloch, Otto Juliusburger, Magnus Hirschfeld, Frau Karen Horney, Herr Heinrich Koerber); im Mai: Herr M. Hirschfeld, Die Psychoneurosen der Entwicklungsjahre; im Juni: Herr E. Burchard, Das Geschlechts- und Gesellschaftsleben der Insekten; im November: Herr Gaffron, Über altperuanische erotische Graburnen (mit Demonstrationen), und Herr Eduard David, Krieg und Bevölkerungspolitik; im Dezember: Herr Siegfr. Croner, Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform.

Die Gesellschaft verlor durch den Tod ihr Mitglied Albert Neißer, den berühmten Dermatologen, und zwei nahestehende Freunde ihrer Bestrebungen, den durch sein großes Werk über den Hermaphroditismus bekannten Warschauer Gynäkologen Franz v. Neugebauer und Dr. Hans Kurella, den hervorragenden Kriminalanthropologen, der in einer der ersten Sitzungen unserer neugegründeten Gesellschaft einen tiefschürfenden Vortrag über die „Vita sexualis des Intellektuellen“ gehalten hat.

Da Herr A. Eulenburg wegen seines Gesundheitszustandes leider eine Wiederwahl zum ersten Vorsitzenden abgelehnt hat, so wird bei der Vorstandswahl Herr Iwan Bloch zum ersten Vorsitzenden gewählt. Die weitere Wahl ergibt: Dr. Magnus Hirschfeld und Dr. Hermann Rohleder, stellvertretende Vorsitzende; San.-Rat Dr. H. Koerber, Schriftführer; Dr. Otto Adler, Schatzmeister; Prof. Dr. Blaschko, San.-Rat Dr. Isaac, Dr. Otto Juliusburger, Dr. H. Stabel, Beisitzer.

Unter lebhaftem Beifall wird der verdienstvolle Mitbegründer der Gesellschaft, Herr Geheimrat Prof. Dr. A. Eulenburg einstimmig zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Hierauf sprach Herr Dr. Hermann Rohleder aus Leipzig
„Über Steigerung der Geburtenziffer nach dem Kriege.“

Redner bespricht zuerst die Ursachen des Geburtenrückganges und nennt als solche:

1. den wachsenden Wohlstand und die Steigerung der Kultur,
2. die zunehmende Industrialisierung des Landes, die Millionen von Frauen in Dienst stellt,
3. die Urbanisierung, der Zuzug nach der Stadt,
4. die Aborte,
5. sexuelle Krankheiten,
6. Alkoholismus.

Was die Mittel zur Hebung der Geburtenziffer anlangt, so verspricht er sich von einer Junggesellensteuer, einer Bevorzugung der Verheirateten bei Staatsstellen, von Kinderprämien u. dgl. nicht viel.

Wichtiger erscheint: Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der künstlichen Aborte; der Kampf gegen Alkohol und Tuberkulose; Aufhebung des Zölibatzwanges; Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit; Heiratsbeihilfe jeder Art und vor allem Beschränkung der Auswanderung und Unterstützung der Ansiedlung im eigenen Lande. Daneben Mutterschutz, Reichswochenhilfe und eine durchgehende Mutterschaftsversicherung von Reichs wegen.

Neben der Quantität ist auch die Qualität zu züchten. (Der Vortrag ist in extenso oben S. 13 ff. abgedruckt.)

In der Diskussion äußert sich nach kurzen Bemerkungen der Herren Bloch, Stümcke und Hirschfeld Herr Dr. med. et phil. et jur. Hammer, der den Ausdruck Wohlstandstheorie bemängelt, folgendermaßen:

Prüft man, welch gemeinsamer Beweggrund innerhalb der Völkergruppe der nordamerikanisch-westeuropäischen Kultur die Hauptursache zur willkürlichen Geburteneinschränkung über das zur Volksvermehrung erwünschte Maß hinaus veranlasse, so handle es sich um eine Doppeltatsache, nämlich 1. um ungeheure Erleichterung des Standesaufstiegs, unter 2. gleichzeitiger Verpönung des Standesabstiegs. Das sei aber etwas ganz anderes als Wohlstand, vielmehr eine gewaltige Unsicherheit der ständig Emporgestiegenen und der von alters her Hochstehenden, im Elend zu versinken.

Die von Rohleder empfohlenen Mittel dienten *nicht* der Geburtensteigerung, sondern günstigsten Falles der Bekämpfung des frühen Hinsterbens der geringen Zahl der Geborenen. Doch gäbe es auch Mittel zur wirklichen Hebung der Geburtlichkeit. Wolle man diese erzielen, so sei davon auszugehen, daß es im Deutschen Reiche hauptsächlich zwei Gruppen von Leuten gäbe, volkswirtschaftlich betrachtet 1. Leute mit vorwiegend gebundener Wirtschaftsform, grundsätzlich bezahlt mit Rücksicht auf den „standesgemäßen" Familienunterhalt, also einen erheblichen Teil der Beamten, besonders der mittleren Beamten; 2. Leute mit vorwiegend freier Wirtschaftsform, grundsätzlich entlohnt ohne Rücksicht auf Stand und Familiengründung, nach Angebot und Nachfrage, wobei Hagestolze und unverheiratete Mädchen in freien Wettbewerb träten mit Familienvätern, so daß die Entschädigung z. B. der Rotkreuz-Ärzte zwischen 1904 und 1914 für sechsstündige Tagesarbeit zwischen 50 Mk. monatlich ohne Essen (Berliner Unfallstation) und 450 Mk. monatlich und außerdem Essen (Kriegsarzt) hin- und hersprang. Dabei fehlte jeder Anhaltepunkt dafür, daß die 50-Mk.-Doktoren entsprechend der Wohlstandstheorie mehr Kinder erzeugt hätten als die höherbesoldeten Ärzte.

Wolle man eine Geburtensteigerung erzielen, so seien hinsichtlich der *Festbesoldeten*, also der Leute mit gebundener Wirtschaftsform, soweit ihre Bezüge zur Familiengründung ausreichten, 3 Punkte zu erfüllen:

α) innerhalb derselben Beamtengruppe sind nur so viel Mädchen anzustellen, als der Zahl männlicher Hagestolze entspricht, mit Berücksichtigung der Überschußzahlen des weiblichen Geschlechts;

β) für gleiche Leistung gleiche Bezahlung;

γ) Riesenabzüge vom Gehalt der männlichen Hagestolze und der Mädchen zugunsten der Familienväter mit 5 und mehr *unversorgten* Kindern, geringere Abzüge seitens der Ein-, Zwei-, Dreikinder-Väter. Will man auf diesem Wege weiter wandern, so lassen sich Ausstattungsgelder für junge Beamtentöchter am höchsten für 14jährige, von Jahr zu

Jahr fallend, die einen Beamten derselben Gruppe heiraten, aus den ersparten Gehaltteilen des Vaters gewähren. An Stelle endloser Gehaltserhöhungen ließe sich durch Begünstigung von Beamtenkonsumgenossenschaften unter der Bedingung gleicher Anstellungsweise, wie sie für Beamte gefordert werden (Lebenslänglichkeit, Frauen nur entsprechend der Zahl der männlichen Hagestolze, Riesengehaltabzüge zugunsten der Fünf- und Mehrkinder-Väter) und Ausschaltung derjenigen Industrie, die nur, um ihre Angestellten weiter bezahlen zu können, absichtlich kurzlebige und fehlerhafte Waren geliefert habe, mit einfachen Mitteln mindestens dasselbe erreichen, was andere durch Höherentlohnung erzielen wollen. Das Höchstgehalt für Beamte im Range des Regierungs-Medizinalrats könne, falls es sich um einen Hagestolzen handle, mit 2000 Mk. jährlich netto (nach Abzug der Hagestolzenbeiträge) angesetzt werden.

Gegenüber Rohleder, der eine solche Bezahlung für ungerecht hält: Diese Beamtengruppe wird nicht bezahlt für ihre Berufsleistungen, sondern mit Rücksicht 1. auf Heirat, 2. auf Kindererzeugung, 3. auf Berufsleistung. Wer Heirat und Nachkommenschaft nicht leiste, könne sich gerechterweise Abzüge gefallen lassen oder abgehen, falls er wirklich glaube als Angehöriger eines freien Berufs mehr verdienen zu können.

Gegenüber Magnus Hirschfeld, der die Frage nach der Erhöhung der Fruchtbarkeit derjenigen Mädchen und Frauen, die trotz des Wunsches nach Mutterschaft, keine Kinder erlangen, weist Hammer auf die Tatsache hin, daß die Verheiratung der Vierzehn-, Fünfzehnjährigen statt der Vierundzwanzig- bis Achtundzwanzigjährigen glänzende Ergebnisse zeige.

Auf 1000 geschlossene Ehen waren unfruchtbar 1861 bis 1870 in Neusüdwales:

13	wenn	die	Frau	mit	15	Jahren	heiratete	
30	„	„	„	„	20	„	„	
37	„	„	„	„	25	„	„	
145	„	„	„	„	35	„	„	
281	„	„	„	„	40	„	„	

ganz ähnlich lauten die Zahlen für 1871 bis 1897.

Je älter die Heiratende um so wahrscheinlicher die Selbstbefleckungs-, Abtreibungs- und Lustseucheunfruchtbarkeit, um so geringer die Aussicht auf jungfräuliche Eheschließung und Kinderreichtum.

Gegenüber Rohlebers Empfehlung der Grenzsperre: Das Deutsche Reich hat weit mehr Menschen zu Zeiten des Geburtenrückganges ein-, als ausgeführt.

Der Vergleich der Unehelichen- und Ehelichensterblichkeiten als Beweis für die angebliche Schlechtbehandlung der Unehelichen sei wissenschaftlich unhaltbar, da zwischen Erst- und Mehrgeburten, die aus körperlichen Gründen, die nichts mit dem Standesamt zu tun haben, eine ganz verschiedene Sterblichkeit hätten, unterschieden werden müssen.

Das Versagen der leges Julia et Papia Poppaea beweise nicht, daß die heute vorgeschlagenen Maßnahmen versagen müßten, zumal staatliche Maßnahmen schon oft die Volksvermehrung günstig beeinflußt hätten.

Eins aber habe die heutige Erörterung ergeben: Wir bedürfen dringend einer Geschlechtswissenschaft, die ihre Jünger in ein bis zwei Halbjahren bei genügender ärztlicher Vorbildung, dahin fördert, daß sie selbständig weiterarbeiten können und die weitzerstreuten Einzelwissenszweige zusammenfassend beherrschen lernen.

Kurzes Schlußwort von Herrn Rohleder.

Sitzung vom 16. Februar 1917.

Leitung Herr Iwan Bloch. Die Versammlung delegiert zu den von der „Gesellschaft für Rassenhygiene" angeregten Besprechungen über Einführung von staatlichen Ehegesundheitsattesten Herrn Magnus Hirschfeld.

Frau Dr. Horney hält ihren angekündigten Vortrag über:

Die Technik der psychoanalytischen Therapie.

Die größten Störungen einer psychoanalytischen Kur stellen die Widerstände, namentlich die unbewußten, dar, die stets in der Nähe der pathogenen psychischen Komplexe zu suchen sind. Diese aufzudecken und dem Patienten klarzumachen ist notwendiges Erfordernis. Auch das Phänomen der Übertragung der positiven wie negativen Affekte auf den Arzt bedarf einer beständigen Kontrolle und darf die schließliche Ablösung von Kur und Arzt nicht unmöglich machen. Rednerin bespricht neben der allgemeinen von Freud eingeführten Technik auch Verlauf, Komplikationen und Dauer der Kur sowie die Indikationsstellung.

Der Vortrag erscheint in dieser Zeitschrift.

In der Diskussion hierüber verweist Herr Iwan Bloch im wesentlichen auf seine früheren kritischen Ausführungen über die Freudsche Psychoanalyse (vgl. Bd. III dieser Zeitschrift Heft 2, Mai 1916, S. 57—63) und geht nur auf einige ihm angreifbar erscheinende Punkte in den Ausführungen der Vortragenden ein. Vor allem bekämpft er die These, daß der Psychoanalytiker nicht selbst die körperliche Untersuchung der zu analysierenden Person vornehmen dürfe, sondern diese lieber einem anderen Arzte überlassen solle. Nach seinen Erfahrungen liefert gerade bei sexualpathologischen Fällen, namentlich bei Sexualneurosen, die körperliche Untersuchung wichtige Anhaltspunkte auch für die psychische Pathogenese. Ferner wird in vielen Fällen von Sexualneurose der von Freud und seiner Schule postulierte „Widerstand" von seiten der Kranken durchaus vermißt, desgleichen die „Übertragung" auf den Arzt, namentlich in Fällen, wo Patient und Arzt das gleiche Geschlecht haben. Auch die Symbolik ist als individuelles Phänomen mit großer Vorsicht zu benutzen, da vieles aus der Volkspsyche, dem Volksglauben, aus Sitte und Brauch stammt und mit dem individuellen psychischen Erlebnis des Einzelnen nichts zu tun hat. Die durchgängige sexualsymbolische Deutung der Träume, wie sie in der Freudschen Schule betrieben wird, fordert schon deshalb die Kritik heraus, weil viele Träume eine rein somatische Entstehung haben und kurz vorher gehabte zufällige Eindrücke und Erlebnisse widerspiegeln. Ein im Traum wiedergesehener Baum ist oft wirklich nur ein Baum und sicherlich kein Sexualsymbol des Penis! Endlich birgt die schon an sich große Anforderungen an die Psyche des Kranken stellende lange Dauer der täglichen psychoanalytischen Behandlung ($^1/_2$—1 Jahr) die nicht zu unterschätzende Gefahr einseitiger Beeinflussung des Phantasielebens in sich.

Herr Leo:

Die Differentialdiagnose zwischen Schizophrenie und Psychoneurosen ist überaus schwierig und bildet eine wahre Crux in der Neurologie. Meistens wird die Differentialdiagnose verfehlt in dem Sinne, daß die Diagnose Schizophrenie, wie Oppenheim sehr hübsch nachgewiesen hat, oft fälschlicherweise da gestellt wird, wo es sich doch nur um eine schwere Psychoneurose handelt, was für das Lebensglück des Patienten von sehr traurigen Folgen ist. Frau Dr. Horney sagte eben, daß bei der Psychoanalyse es gelingt, frühzeitig die Differentialdiagnose zwischen Psychoneurose und Schizophrenie zu stellen, sie hat aber nicht die differentialdiagnostischen Merkmale angegeben, welche sich ihr hierfür bei der Psychoanalyse ergeben.

Herr Koerber bringt einige Ergänzungen zur Wichtigkeit der Symbolik im psychischen Erleben, deren sich auch der Gesunde, wenn auch nicht so stark und charakteristisch wie ein Neurotiker, bedient. Ein Wesensunterschied zwischen Völkerpsychologie und Personalpsychologie besteht nicht; daher sind auch gewisse, besonders dem Sexualleben angehörende Symbolismen ubiquitär. Ähnliche Gemeinsamkeiten zeigen die Märchen und Mythen aller Völker und Zeiten. Freud hat ganz eingehend auf Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker hingewiesen. Der Neurotiker erscheint wegen seiner vielen Infantilismen dem primitiven Menschen nahegerückt.

Nicht heilbar sind allgemein die Fälle, wo während der Psychoanalyse eine „Übertragung" auf den Arzt nicht zustande kommt oder wo die Widerstände darum ins Unüberwindliche sich steigern, weil dem Patienten die Vorteile des Krankseins — die oft nicht gering sind — größer erscheinen als die eventuellen Vorteile des Genesens. Die eigentliche Aufgabe aller Psychoanalyse ist: Unbewußtes ins Bewußtsein zu rücken; dadurch wird es diesem möglich, Hemmungen und Schädigungen, die sich, meist schon von Kindheit her, im Psychischen auswirkten, durch den Intellekt und entsprechende Willensumstellung zu beseitigen. —

Herr Magnus Hirschfeld möchte gern noch Näheres über Methodik und Ausführung einer analytischen Sitzung erfahren. Er erkennt den Wert des Abreagierens durch Zwiesprache als ein wesentliches Beruhigungsmittel voll an, doch verhält er sich der weitgehenden Ausnutzung der Symbolik gegenüber skeptisch.

Herr Wiszwianski bedauert, daß die moderne Psychotherapie die Symptomatik des peripheren Nervensystems ganz übersieht. Er habe durch Nervenmassage in Verbindung mit Organotherapie zwei hysterische Lähmungen, die infolge psychischer Traumen auftraten, geheilt.

Herr Müller-Braunschweig fordert, daß jeder, der die Technik der Psychoanalyse erlernen will, sich zunächst selbst analysieren lasse. Diese Forderung ist nicht rigoros, sondern folgt aus der Natur der Sache. Nicht nur der neurotische Patient, sondern jedermann hat das in sich, was die Psychoanalyse Widerstand nennt. Warum die Widerstände den Gesunden in seiner Lebens- und Leistungsfähigkeit nicht erheblich beeinflussen — es sei denn, er wolle es unternehmen, praktische Psychoanalyse auszuüben — während gerade ihre Auflösung beim Kranken die Bedingung der Gesundung darstellen, kann hier nicht erörtert werden.

Das Allgemein-Menschliche des „Widerstandes" ist erklärlich aus der durchgängigen Zweiheit der menschlichen Psyche, deren Regungen zum Teil sozusagen hoffähig, daher dem Bewußtsein zugänglich sind, während sie zum anderen Teil vor diesem — immer in irgendeinem moralischen, ästhetischen, sozialen, also idealen Sinne wertenden — Bewußtsein nicht gut zu bestehen vermögen, nun aber nicht immer beseitigt oder umgewandelt zu werden vermögen, sondern nur beiseite geschoben, automatisch vom Bewußtsein abgedrängt, ins Unbewußte der Psyche verdrängt werden. Der seelische Mechanismus funktioniert dabei meist so, daß solche nicht hoffähigen Regungen erst gar nicht die Schwelle des Bewußtseins überschreiten.

Derjenige, der nun die psychoanalytische Technik beherrschen lernen will, muß zunächst seinen eigenen nicht hoffähigen Bezirk gründlich kennen lernen. Das geschieht unter Widerständen, deren Kräfte denjenigen gleichen, mit denen die seinem Bewußtsein nicht gemäßen Regungen niedergehalten werden.

Diese Widerstände werden naturgemäß in allen Nicht-Analysierten wach, sobald sie auch nur von ferne mit der Psychoanalyse in Berührung kommen. Man kann der begabteste und objektivste Mathematiker, Physiker, Anatom, Pathologe sein, der Psychoanalyse gegenüber wird man notwendig zunächst subjektiv, affektvoll und begriffsstutzig. Das beruht dann nicht auf einem Intelligenzmangel, braucht auch nicht auf einen Mangel an spezifischer Eignung schließen zu lassen, sondern ist die einfache Wirkung des Mechanismus des Widerstandes. Erst eine Analyse verschafft die psychische Auflockerung und dadurch die Beseitigung der Verständnishemmungen.

Darum ist eine wirkliche Beherrschung der psychoanalytischen Technik nur erreichbar durch die psychoanalytische Aufdeckung und die dadurch mögliche Überwindung der eigenen Widerstände und die weiterhin dadurch erzielte Ausschaltung notwendig subjektiver Einstellungen, denen keiner, der sich mit der Psychoanalyse vertraut zu machen unternimmt, entgehen kann, deren er sich aber auch nicht zu schämen braucht. Im Gegenteil, in demselben Maße nur, als er fähiger wird, objektiver zu seiner eigenen Psyche zu stehen und seine eigenen Verdrängungen und Widerstände einzusehen, wird er auch hellsichtig gegenüber der Psyche und dem komplizierten Verdrängungsmechanismus des Neurotikers. —

Herr Dr. Müller-Braunschweig geht dann auf einige Bemerkungen der anderen Diskussionsredner ein:

Es wurde geäußert, daß es eine schwere Unterlassungssünde der Psychoanalyse sei, wenn sie auf die körperliche Untersuchung des Patienten verzichte. Die gehöre unbedingt zu einer sicheren Diagnose hinzu. Es liegt hier ein bloßes Mißverständnis vor. Die Psychoanalyse verkennt keineswegs die Wichtigkeit der körperlichen Untersuchung, nur verlangt es die Natur der psychoanalytischen Behandlung, daß die körperliche Untersuchung nicht vom Analytiker selbst, sondern von einem anderen Arzte vorgenommen wird. Die nähere Begründung dieser Forderung kann hier nicht gegeben werden, sie wird nur aus einer eingehenderen Kenntnis des eigentümlichen psychischen Prozesses verständlich, den die psychoanalytische Behandlung im Patienten auslöst, u. a. der Erscheinungen der sog. Übertragung und des Widerstandes.

Überhaupt würde man irren, wenn man dem Begründer der Analyse und seinen Schülern Mißachtung des somatischen Faktors in der Genese der Neurosen und Interesselosigkeit gegenüber Forschungen wie die der inneren Sekretion vorwerfen wollte. Freud ist durchaus davon überzeugt, daß den psychischen Erscheinungen, seien sie nun normal oder pathologisch, physiologische Prozesse, teils entsprechen, teils zugrunde liegen. Sollte aus den physiologischen Forschungen eine neue, erfolgreichere Therapie der Neurosen hervorgehen, als sie in der Psychoanalyse tatsächlich vorliegt, so würde es ihm keine Mühe bereiten, eine solche Tatsache anzuerkennen.

Wie aber die Dinge jetzt liegen, ist die Psychoanalyse in ihrer Theorie vorwiegend psychologischer Natur und arbeitet ihre Praxis mit rein psychologischen Mitteln. Die Erfolge bestätigen Wert und Richtigkeit dieser sich [1]) auf das Psychologische beschränkenden und darin innerlich geschlossenen Wissenschaft und Praxis. —

Herr Dr. Bloch warnte vor der Überschätzung der Symbole in den Träumen. Die Symbole würden meist ganz bedeutungslos verwertet und ein-

[1]) Bei aller Anerkenntnis der physiologischen Blickrichtung.

fach gewohnheitsgemäß aus dem allgemeinen Sprachgebrauch übernommen. Sie hätten dann mit dem Individuellen nichts zu tun. Demgegenüber wäre daran zu erinnern, daß ja doch letzthin es wieder nur das Individuum ist, das, allerdings aus der Wechselwirkung mit anderen Individuen, also aus der Gemeinschaft heraus, die Sprache und damit die Symbole schuf. Der Analytiker darf natürlich ein Symbol nicht wie ein Geldstück betrachten, das immer ein und dieselbe Bedeutung hat. Das Symbol ist seiner Sinnbedeutung nach immer aus dem jeweiligen, durch die tatsächliche Gedankenreihe des Patienten gegebenen Zusammenhange zu erschließen. Wird so verfahren, dann erweist sich freilich wiederum gerade auch — und zwar unbestreitbar, weil ja durch unmittelbare Empirie — die große Allgemeingültigkeit der Symbole. —

Einer der Redner äußerte, daß er sich wohl eine heterosexuelle, aber nicht eine homosexuelle Übertragung vorstellen könne. Darauf möchte ich erwidern, daß diejenigen Patienten, die vorwiegend homosexuell veranlagt oder eingestellt sind und desselben Geschlechts wie der Analytiker, auf diesen ebensosehr homosexuell übertragen wie andere heterosexuell. Die Schwierigkeit, sich solche homosexuelle Übertragung vorzustellen, beruht nur darauf, daß gemäß der starken moralischen und strafrechtlichen Verpönung homosexueller Regungen diese gemeinhin stark verdrängt und dem Bewußtsein schwer zugänglich geworden sind, trotzdem sie — entsprechend der allgemeinen bisexuellen Anlage des Menschen — in jedem von uns schlummern, was die Psychoanalyse unbestreitbar zu erhärten vermag. —

Frau Dr. Horney gibt im Schlußwort zu, daß die Freudsche Lehre selbst zwar ein tiefgehendes Studium erfordere, daß aber die psychoanalytische Kur kein Mysterium, sondern wohl erlernbar sei, zumal wenn man vorher an sich eine Psychoanalyse erfahren hat. Daß die Neurosen meist erst nach Monaten zur Heilung kommen, ist bei der Schwere und Vernachlässigung der meisten Fälle nicht wunderbar. Bisher stand man diesen Erkrankungen völlig ratlos gegenüber. Man beginnt am besten mit einer Probebehandlung von etwa 4 Wochen, nach welcher man sich entscheidet, ob die Fortsetzung der Kur Erfolg verspricht oder nicht.

Die Analyse selbst, am liegenden Patienten vorgenommen, beginnt mit einer freien Aussprache des Kranken, einer ausführlichen Selbstanamnese unter absichtlicher Ausschaltung körperlicher Beschwerden oder aktueller Konflikte. Patient kann das Thema der jeweiligen Sitzungen selbst anschlagen, bis das Auftreten von Widerständen den Arzt zwingt, einzugreifen und nun in methodisch festgelegter Weise fortzufahren.

H. Koerber.

Referate.

Biologie.

1. Hoffmann, **Vererbungsprobleme bei Bakterien, Pflanzen und Tieren,** mit einer Anmerkung über einen Katzenhund. Öst. Wochenschr. f. Tierheilk. 1917. Nr. 1 u. 2.

H. bespricht Versuche, welche mit einem aus enteritischen Stuhl gezogenen Kolistamm angestellt wurden. Anfangs konnte dieser Milchzucker nicht vergären, welche Eigenschaft durch Züchtung auf anderem Nährmaterial erworben wurde. Diese sprunghafte Abänderung führt H. zu der Überzeugung, daß die Arten nicht fließend, sondern stufenweise auseinander hervorgegangen sind, welche Ansicht durch die Darlegungen von Vries gestützt wird. Auch Fortzüchtung unter unveränderten Verhältnissen führt zu plötzlichen Änderungen, die dann konstant vererbt werden. Schließlich berichtet H. von einem Hund, den eine Katze geboren haben soll, welcher nach der Geburt jedoch bald einging. Der Mangel von katzenartigen Eigenschaften legt die von H. zurückgewiesene Vermutung nahe, daß die Katze den Hund gefunden und in ihr Lager zu den jungen Katzen gelegt habe.

2. Krieg, **Einiges über die Regeln der Vererbung.** Berl. Tierärztl. Wochenschr. 1916. Nr. 51 u. 52.

K. bespricht die Mendelschen Vererbungsgesetze ausführlich und empfiehlt den Züchtern, die Mendelschen Regeln in der Tierzucht nutzbar zu machen.

3. Keller und Tandler. **Über das Verhalten der Eihäute bei der Zwillingsträchtigkeit des Rindes.** Wien. Tierärztl. Monatsschr. 1916. Nr. 12.

Einleitend wird bemerkt, daß Zwillingskälber des Rindes gewöhnlich nur dann vollkommen normal in ihren Geschlechtsorganen entwickelt sind, wenn beide dem gleichen Geschlecht angehören. Sind die Zwillinge verschieden geschlechtlich, so ist der männliche stets, der weibliche nur sehr selten mit normal entwickelten Genitalien versehen. Um zu entscheiden, ob beide Zwillinge, das ist der männliche normale und der weibliche im Genitale verkümmerte, aus einem oder aus zwei Eiern hervorgegangen sind, wurde eine große Anzahl von Uteri mit Zwillingsträchtigkeiten einer Untersuchung unterzogen. Zugleich sollte festgestellt werden, ob es einen Unterschied in etwa herrschenden morphologischen Beziehungen der beiden Föten zueinander gibt, welcher die Erscheinung erklärt, daß in manchen Fällen, entgegen der Regel, der weibliche Zwilling normal entwickelt ist. Auf Grund ihres Untersuchungsmaterials kommen die Verfasser zu dem Resultat, daß die verschieden geschlechtlichen Zwillinge des Rindes, deren weiblicher ein hypoplastisches Genitale besitzt, sich aus zwei selbständigen Eiern entwickeln. Diese Zwillinge besitzen ein gemeinsames Chorion mit starken Anastomosen der Plazentarkreisläufe. Innersekretorische Vorgänge, welche vom männlichen Fötus ausgehen, sollen das Genitale des weiblichen Fötus hemmend beeinflussen, was um so eher möglich, als die innersekretorische Wirkung schon im frühesten Embryonalleben sich geltend macht.

4. Benthien, Wilhelm, **Beitrag zur Schwangerschaftsdiagnostik nach Abderhalden.** Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochsch. Hannover.

Nachdem der Verfasser die Grundlagen des Abderhaldenschen Verfahrens kurz wiederholt, bespricht er die bisherigen Ergebnisse seiner Anwendung in der Veterinärmedizin. Während sich Rehbock und Schattke für das Abderhaldensche Dialysierverfahren aussprechen, finden Raebiger, Rautmann und Bernhardt, daß die Methode zwar brauchbar, jedoch nicht unfehlbar sicher sei. Auf Veranlassung Professor Dr. Oppermanns war es Aufgabe Benthiens festzustellen, inwieweit fehlerhafte Methodik, Fütterung, Geschlecht und Alter der Pferde auf die Verläßlichkeit des Dialysierverfahrens nach Abderhalden Einfluß haben. Der Versuch wurde ausgeführt, indem 1.5 cm³ Serum in einen geprüften Dialysierschlauch gebracht und dieser in einen mit 20 cm³ Aqua dest. gefüllten Erlenmeyerkolben gestellt wurde. Die Probe kommt dann auf 20 Stunden in den Brutschrank. Nach Ablauf der angegebenen Zeit wird das Dialysat auf Abbauprodukte von Eiweiß mit Hilfe der Ninhydrinreaktion untersucht, zu welchem Zwecke 10 cm³ des Dialysates mit 0.2 cm³ einprozentiger Ninhydrinlösung versetzt wird. Nach halbstündigem Kochen wird festgestellt, ob eine Färbung eingetreten

ist. Da es sich darum handelte, festzustellen, ob und unter welchen Bedingungen das Blut von nichtträchtigen, gesunden Tieren Abbauprodukte des Eiweißes führt, die mit Hilfe des benutzten Verfahrens nachweisbar sind, so wurden bei den Versuchen nur Serum von Wallachen und nichtträchtigen Stuten verwendet. Auf Grund von 75 Versuchen kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß zur Durchführung des Abderhaldenschen Dialysierverfahrens die Blutentnahme nicht vor 3 Stunden nach dem Füttern stattfinden darf. Nach dieser Zeit sind im Serum durch Ninhydrin keine Verdauungsfermente mehr nachzuweisen. Hämolytisches Serum gibt stets eine positive Reaktion. Das Alter der Tiere beeinflußt die Versuchsergebnisse nicht. X.

Neue Untersuchungen über die geschlechtsbestimmenden Ursachen bei niederen Tieren (Rüsselwürmern).

Jedermann ist bekannt, daß die Geschlechtsverschiedenheit bei Tieren gleicher Art nicht nur im Bau der Fortpflanzungswerkzeuge und durch die Art der produzierten Keimzellen zum Ausdruck kommt, sondern sich auch häufig schon äußerlich in gewissen Körperbildungen oder Funktionen, den sogenannten sekundären Geschlechtsmrkmalen, anzeigt. Die Mähne des männlichen Löwen, der Sporn des männlichen Huhns, das Geweih des männlichen Hirsches sind die bekanntesten Beispiele dafür. Es gibt nun aber niedere Tiere aller Art, bei denen die Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen auch im Äußerlichen noch auffälliger sich ausdrückt als bei den höheren Tieren. Das Tier, bei dem sie die markanteste Form erreicht hat, dürfte aber der grüne Rüsselwurm (Bonelia viridis) sein, der im Mittelmeere unter Felsen und in Steinhöhlen lebt. Während das Weibchen aus einem ca. 6—8 cm langen Sack und einem außerordentlich dehnbaren Kopflappen (dem sogenannten Rüssel) besteht, der an seinem Ende gegabelt ist und im angestrengten Zustande eine Länge von über $^1/_2$ m erreicht hat, ist das Männchen nur 1—2 mm groß und unterscheidet sich auch in seinem Äußern und Innern wesentlich vom Weibchen. Es ähnelt etwa einem Strudelwurm. Es fehlen ihm das Blutgefäßsystem, die Augen und außerdem die grüne Farbe des Weibchens. Das Bauchmark und der Darm, dem Schlund und After fehlen, sind stark zurückgebildet, hingegen ist das Geschlechtsorgan, der sogenannte Samenschlauch, sehr kräftig entwickelt. Sehr sonderbar ist nun die Lebensweise dieses Männchens. Es schmarotzt nämlich zunächst auf dem Rüssel des Weibchens, dann wandert es in den Uterus desselben, um dort die Eier zu befruchten. Bei einer Untersuchung darüber, inwieweit die am Rüssel des Weibchens sich entwickelten männlichen Larven vom Rüssel überhaupt abhängig sind, hat C. Baltzer in Neapel festgestellt, *daß die parasitische Lebensweise der Larven für die Geschlechtsbestimmung von wesentlicher Bedeutung ist.* Ja, es hat sich dabei ein höchst eigenartiger Modus der Geschlechtsbestimmung herausgestellt.

Was nun zunächst die Beziehungen zwischen der männlichen Larve und dem weiblichen Rüssel anbetrifft, haben die Experimente zweifellos ergeben, daß die Larve aus dem Rüssel Stoffe aufnimmt. Nahrungsstoffe dürften es aber nicht sein, denn jede Larve besitzt solche in Gestalt von Öltropfen selbst in genügender Menge. Man muß vielmehr annehmen, daß die aus dem Rüssel in die Larve übertretenden Stoffe *geschlechtsbestimmende* Substanzen sind, die bewirken, daß die bis dahin geschlechtlich indifferente Larve zu einem Männchen wird. Daß letztere Annahme richtig ist, dafür sprechen die Experimente. Der Gelehrte teilte nämlich die von einem einzigen Weibchen stammenden Eier in mehrere Portionen von je 100 Eiern. Den Larven nun, die aus einer solchen Portion stammten, wurden erwachsene Weibchen sofort beigestellt, an deren Rüssel sie sich festsetzen konnten. Die aus einer anderen Portion entstandenen Larven wurden hingegen in Glasschalen ohne Weibchen weiter gezüchtet. Da stellte sich nun schließlich heraus, daß die Larven, die Gelegenheit hatten, sich an die Rüssel der beigegebenen Weibchen zu setzen, ausnahmslos zu Männchen wurden, während aus den Larven, die diese Möglichkeit nicht besaßen, fast ausschließlich Weibchen sich entwickelten, und zwar in der Weise, daß sie erst eine Zeitlang beim geschlechtlichen indifferenten Stadium verweilten und danach erst die Entwicklung zum Weibchen einschlugen. Daß für die Entstehung der Männchen nicht unbedingt die parasitäre Lebensweise auf dem weiblichen Rüssel notwendig ist, zeigt die Tatsache, daß auch unter den isoliert gehaltenen Larven einige (wenn auch nur ca. 2—6) sich zu Männchen entwickelten. In dieser isoliert entwickelten Eierportion entstanden übrigens auch einige Zwitter, d. h. Tiere, die zugleich männliche und weibliche Eigenschaften besaßen. Solche Zwitterformen erhält man auch — und zwar in größerer Zahl — wenn man solche Larven, die nicht länger als höchstens 2 Tage auf Weibchenrüsseln schmarotzt haben, von diesen entfernt und sie dann isoliert weiterzüchtet. Bei Tieren, die länger als 2 Tage auf dem Weibchenrüssel lebten, bildet

sich auch bei isolierter Weiterzüchtung der reine Männchencharakter aus. Die Tendenz zu männlicher Entwicklung ist also hier schon vorherrschend geworden.

Durch diese Tatsache sieht sich Baltzer zu der Annahme veranlaßt, daß beim Rüsselwurm das befruchtete Ei sowohl wie auch noch die junge Larve zur Bildung eines Männchens wie eines Weibchens fähig ist. Erst bestimmte äußere Faktoren, nämlich die schmarotzende Lebensweise auf dem Weibchenrüssel, lassen in der weiteren Entwicklung die eine (männliche) Tendenz über die andere siegen. Er bezeichnet diese Art von Geschlechtsbestimmung als metagam, im Unterschied von der syngamen Geschlechtsbestimmung, wie sie bei den meisten Tieren zu finden ist, wo das Geschlecht schon mit der Befruchtung festgelegt wird. Es gibt schließlich noch eine dritte Art von Geschlechtsbestimmung, die bei einem anderen Wurm mit Zwergmännchen, dem Dinophilus, konstatiert werden konnte. Hier findet man bereits im Eierstock — also vor der Befruchtung — sowohl „männliche" wie „weibliche" Eier. Beide Sorten werden zwar auch befruchtet, aber die Befruchtung hat nicht den geringsten Einfluß mehr auf den Geschlechtscharakter des zukünftigen Tieres.

Die Tatsache übrigens, daß auch aus den isoliert gezüchteten Eiern des Rüsselwurms ein geringer Prozentsatz von Männchen sich entwickelt hat, trotzdem sie keine Gelegenheit hatten, auf Weibchenrüsseln zu schmarotzen und dadurch geschlechtsbestimmende Substanzen aufzunehmen, versucht Baltzer mit der Annahme zu erklären, daß die junge Larve des Rüsselwurms zwar ein Zwitter sei, aber ein solcher, bei dem die männliche Tendenz vorherrscht. Dr. Baege (Berlin-Wilhelmshagen).

Psychologie und Psychoanalyse.

Schacht, Franz (Heidelberg), **Die Ursachen der Homosexualität.** (Reichs-Medizinalanzeiger 61. Jahrg. Nr. 23. 24 u. 25.)

Verf. weist nach, daß die Homosexualität des Menschen sich — vielleicht bis auf einen bedeutungslosen Rest — aus der getrennt-geschlechtlichen Erziehung erklären läßt.

Dafür spricht erstens der Umstand, daß vollendete Homosexualität bei höheren Tieren niemals als bleibende Eigenschaft vorkommt. Abwesenheit des andern Geschlechts jedoch führt z. B. bei Rindern und Hunden zu Homosexualität, und zwar tritt gleichgeschlechtliche Attraktion bei beiden Geschlechtern des Rindes und bei männlichen Hunden in Wirksamkeit.

Die Erziehung des Menschen nun arbeitet theoretisch und praktisch mit allen Mitteln an der Trennung der Geschlechter. Das Tier verläßt seine Eltern frühzeitig und sucht sich nach dem Erwachen seiner Geschlechtlichkeit seinen Gefährten unter dem anderen Geschlecht, ohne daran gehindert zu werden. Der Mensch bleibt weit über das Pubertätsalter hinaus, bis zu seinem 20. und 30. Lebensjahr, innerlich und äußerlich mit seinen Eltern und Geschwistern verbunden, die für ihn den Charakter der Asexualität haben.

Zwanzig Jahre lang wird ferner jedem, der erzogen wird, mit allem nur denkbaren Raffinement beizubringen versucht, wie verächtlich das normale Geschlechtsleben ist, und wie man sich vor dem anderen Geschlechte und dessen Schlechtigkeiten zu hüten habe. „Das ist Jahrtausende hindurch von Generation zu Generation fortgesetzt worden unter strengster örtlicher Trennung der Geschlechter."

Die erste Folge der getrennt-geschlechtlichen Erziehung ist die Verschüchterung gegenüber dem anderen Geschlecht. Man scheut sich selbst vor kameradschaftlicher Annäherung in der Furcht vor Abweisung, weil jenes Geschlecht dieselbe Lehre empfangen hat, sich vor dem diesseitigen zu hüten. Vor dem eigenen Geschlechte fehlt diese Scheu. Da überall die Zöglinge sich bei wirksamer Erziehung miterziehen helfen, so verhöhnen die Gleichgeschlechtlichen auf beiden Seiten diejenigen, die Umgang mit dem anderen Geschlechte suchen.

„Wenn bei eintretender Pubertät das andere Geschlecht unzugänglich ist, bleibt eben kein Ausweg, als die Annäherung an das eigene, bei solchen Individuen, bei denen die Natur sich sexuell durchzusetzen sucht. Die Zurechtführung des geschlechtlichen Empfindens zur natürlichen Norm wird damit verhindert."

Die homosexuelle Fixierung wird ferner bei Naturen mit mangelnder Kraft zur Selbstkorrektur ihres Geschlechtsempfindens begünstigt durch die auf dem Wege der Erziehung erfolgte Infamierung der natürlichen „Folgen" des Geschlechtsverkehrs. Bei Naturen mit geringer Initiative wird außerdem die Homosexualität leicht dadurch dauernd, daß die Annäherung an das andere Geschlecht auch später noch sehr umständlich und schwierig ist.

Ein weiterer Beweis dafür, daß die Homosexualität ein Erziehungsprodukt ist, liegt in der Tatsache, daß sie dort am stärksten verbreitet ist, wo die meiste Erziehung ausgeübt wird, nämlich in den *obersten Volksschichten*. Theoretisch wie praktisch ist hier die Erziehung zur Trennung der Geschlechter am vollkommensten durchgeführt. Die besonders weite Verbreitung der Homosexualität unter den Offizieren und im katholischen Priesterstande verstärkt dieses Argument noch.

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Hoffmann, Géza v. (Berlin), **Rassenhygiene und Fortpflanzungshygiene (Eugenik).** (Öffentl. Gesundheitspflege II. Jahrg. H. 1.)

Der Verf. hat sich in dankenswerter Weise der Arbeit unterzogen, die Begriffe Rassenhygiene und Eugenik, die heute noch vielfach als gleichbedeutend gebraucht werden, scharf gegeneinander abzugrenzen. Der Begriff der Eugenik stammt von Galton, dem Begründer dieser Wissenschaft. Die Eugenik betrachtet den Menschen als biologisches Einzelwesen mit dem Ziel, seine Fortpflanzung zu verbessern. Da zur unmittelbaren Verbesserung des Keimplasmas bisher noch keine Wege gefunden worden sind, so sind die Mittel der Eugenik heute noch beschränkt. Sie bestehen hauptsächlich in einer Herabsetzung der Fruchtbarkeit der Minderwertigen und einer Steigerung der Fruchtbarkeit der Tüchtigen, und ferner in der Verhütung der Verschlechterung des Keimplasmas durch bekannte Keimgifte. Theoretisch ist die Eugenik von den Engländern und praktisch vor allem von den Amerikanern am weitesten ausgebaut. Die deutsche Wissenschaft hat diesen englisch-amerikanischen Gedankenkreis der Eugenik erweitert zum Begriff der Rassenhygiene. Diese hat nicht das biologische Einzelwesen von seiner Umgebung losgelöst zum Gegenstande, sondern die „Summe der Einzelwesen in ihrer Gesamtheit". „Die Rasse bildet eine Analogie zum Einzelwesen. Die Lehre, die eine bestmögliche Entwicklung des Individuums anstrebt, heißt Hygiene und ist eine Unterabteilung der Biologie. Folglich nennen wir jene Lehre, deren Ziel die bestmögliche Entwicklung der Rasse ist, Hygiene der Rasse, kurz Rassenhygiene als Unterabteilung einer Rassenbiologie."

Für die Erreichung des Zieles der Rassenhygiene, der bestmöglichsten Entwicklung der hochwertigsten Rasse, bilden Vererbungslehre und Eugenik die Grundlagen, doch geht die Rassenhygiene über die Fortpflanzungshygiene hinaus, indem sie alle Einwirkungen auf die Rassenwohlfahrt berücksichtigt.

Nach seiner auf historischer Entwicklung der Begriffe und ihrer entsprechenden Wissensgebiete basierenden eingehenden Untersuchung kommt v. Hoffmann zu folgendem Resultat: „Rassenhygiene und Eugenik sind nicht gleichbedeutend, Rassenhygiene ist das Ganze, Eugenik oder Fortpflanzungshygiene ist ein Teil der Rassenhygiene."

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Bücherbesprechungen.

Die sexuelle Untreue der Frau, von Univ.-Prof. Dr. E. Heinrich Kisch, k. k. Regierungsrat. Bonn 1917. A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Alb. Ahn). 208 S. 4 Mk. 50 Pf.

Unser verehrter Mitarbeiter Heinrich Kisch, der allgeschätzte Senior der deutschen Gynäkologie und Balneologie, der Verfasser des soeben in dritter Auflage erschienenen klassischen Werkes über das Geschlechtsleben des Weibes — er hat zu unserer Freude neuerdings noch Muße und Stimmung gefunden, uns mit einer kleinen, aber inhaltreichen Schrift von mehr populärwissenschaftlichem, sozial- und kulturgeschichtlichem Charakter zu beschenken, das „die sexuelle Untreue der Frau" zum Gegenstand hat. Er selbst sagt im Vorwort, gewiß mit Recht, daß eine große über fünf Dezennien sich erstreckende internationale Frauenpraxis ihm neben der Fülle fachärztlicher Belehrung, auch „tiefe Einblicke in die allgemein menschlichen Vorgänge *hinter den Kulissen der Ehe*" gewährt habe. Auf Grund dieser Lebenserfahrungen und zugleich einer reichhaltigen neueren (auch belletristischen) Literaturbenutzung, läßt er ein in solchem Zusammenhange bisher wohl noch nie gezeichnetes „Bild der ehebrecherischen Frau" vor unseren Augen entstehen. Er zeigt, wie die verschiedenartigen Motive —

und zwar solche teils von seiten der Frau, teils aber (und fast noch häufiger) von seiten des Mannes zusammenwirken, um den ehelichen Fehltritt der Frau zu begründen und zu erklären. Von ganz besonderem Interesse ist nach dieser Richtung hin das zweite, die „Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau" behandelnde Kapitel. Hier werden die auf den weiblichen Geschlechtstrieb einwirkenden Anregungen und Hemmungen, die äußeren und inneren Reize, Macht der anziehenden fremden (männlichen) Persönlichkeit, Gelegenheitseinflüsse, Kultur- und Gesellschaftsverhältnisse, Beeinflussung und Hemmung der Willenskraft und weibliche Tugend, Abhängigkeit von bestimmten Vorgängen des weiblichen Organismus usw., eingehend gewürdigt. Es folgen später sehr interessante Darstellungen einzelner Frauentypen in ihrem Verhältnis zur sexuellen Untreue; so des Muttertypus und der kinderlosen Frau, der degenerierten, der „unverstandenen", der „emanzipierten", der genialen, der koketten Frau. Die Gegenwartsverhältnisse erscheinen dem Verfasser als ein besonders günstiger Nährboden der ehelichen weiblichen Untreue — doch glaubt er (hoffentlich mit Recht) einen sittlichen Umschwung durch den Krieg selbst und seine Folgen, eine mächtige Weckung des Treusinns davon erwarten zu dürfen. A. Eulenburg (Berlin).

Varia.

Beratung über den Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung. Die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene lud im Sommer 1916 Sachverständige zu einer Beratung über den Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung ein. Als Grundlage der Beratungen dienten folgende, den Standpunkt der Berliner Gesellschaft kennzeichnenden Leitsätze:

„1. Zur Sicherstellung eines zahlenmäßig ausreichenden und tüchtigen Nachwuchses sind Maßnahmen erforderlich, die nicht nur die Menge, sondern auch die Güte der Nachkommen ins Auge fassen.

2. Solche qualitative Maßnahmen hätten eine möglichst erhöhte Fruchtbarkeit der Tüchtigen und eine möglichst herabgesetzte Fortpflanzung der Minderwertigen anzustreben.

3. Zur möglichsten Hintanhaltung rassenschädigender ehelicher Verbindungen ist vor allem die *gesetzliche Einführung des Austausches von amtsärztlichen Gesundheitszeugnissen* vor Schließung jeder Ehe erwünscht.

4. Der Austausch von Gesundheitszeugnissen hätte vorerst, *ohne irgendwelche Eheverbote* nach sich ziehend, nur die gegenseitige Aufklärung der Ehebewerber über ihren Gesundheitszustand herbeizuführen; es wäre zunächst den Ehebewerbern zu überlassen, aus dem Inhalte die Folgerungen zu ziehen.

Die Maßnahme wäre ein wirksames Mittel, die Bevölkerung über die Bedeutung der Gesundheit für die Eheschießung aufzuklären, die Gewissen der Ehebewerber zu schärfen und sie in den Stand zu setzen, die Gefahren im Einzelfalle leichter als bisher zu erkennen."

Am 22. September 1916 versammelten sich im Hygienischen Institut in Berlin folgende Herren zur Aussprache:

Geh. Reg.-Rat Dr. Bielefeld, Lübeck, Vorsitzender der Landes-Versicherungsanstalt der Hansastädte; Professor Dr. A. W. Blaschko, Berlin, Vorsitzender der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; Stabsarzt a. D. Dr. Max Christian, Berlin, Abteilungsvorsteher an der Zentralstelle für Volkswohlfahrt; Geh. San.-Rat Stadtrat Dr. A. Gottstein, Berlin-Charlottenburg; Dr. H. Grandke, Berlin-Charlottenburg, Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik; G. v. Hoffmann, Berlin, k. u. k. Konsul; Reg.-Rat Dr. jur. Bernhard Koerner, Berlin; Wirkl. Geh. Rat Dr. Dr. Dr. von Strauß und Torney, Berlin, Senatspräsident a. D., Vorsitzender des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke; Reg.- und Geh. Medizinalrat Dr. Schlegtendal, Berlin, in Vertretung des Herrn Polizeipräsidenten von Berlin; Dr. Paul Träger, Berlin-Zehlendorf, Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene.

Eine Anzahl von Fachleuten, die ihre Zustimmung schriftlich zum Ausdruck gebracht haben, entschuldigt ihr Fernbleiben durch anderweitige Inanspruchnahme. Die Aussprache brachte keine Einigung, da ein Teil der Redner in der noch ungenügenden Aufklärung der Bevölkerung, ein anderer in der Mangelhaftigkeit unserer wissenschaft-

lichen Kenntnisse ein allzugroßes Hindernis der erfolgreichen Durchführung der Maßnahme erblickte, während andere für die gesetzliche Einführung des Austausches von Gesundheitszeugnissen eben im Hinblick auf die zu erwartende Aufklärung und Gewissensschärfung der Öffentlichkeit eintraten und den Inhalt der Zeugnisse auch dann für zweckdienlich erklärten, wenn diese nicht jedes Gebrechen lückenlos aufzudecken geeignet sind. Einstimmigkeit herrschte darüber, daß die Frage möglichst eingehend und öffentlich besprochen werden müßte, um *die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die große Bedeutung der körperlichen und geistigen Gesundheit für Eheschließung und Nachkommenschaft zu lenken.*

Es wurde daher die Abhaltung einer *erweiterten, auch der Öffentlichkeit zugänglichen Beratung* beschlossen, die nach gründlicher Vorbereitung unter starker Beteiligung der in Betracht kommenden Gesellschaften am 6. Februar 1917 in der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin stattfand. Eine lange Reihe der namhaftesten Gesellschaften sandten ihre Vertreter oder reichten schriftliche Gutachten ein. Stabsarzt a. D. Dr. Max Christian, Abteilungsvorsteher an der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin, hielt einen beifällig aufgenommenen einleitenden Vortrag, der nicht den Standpunkt der Zentralstelle, sondern eine sachlich gehaltene Übersicht der ganzen Frage wiedergab. Er wies darauf hin, daß im Unterschiede zu den bereits verwirklichten amerikanischen und schwedischen Maßnahmen vorerst nicht die Einführung von Eheverboten für Minderwertige, sondern nur der unverbindliche Austausch von Gesundheitszeugnissen anzustreben sei; dieser Gedanke sei übrigens auf deutschem Boden entstanden. Er würdigte alle Gründe für und wider und kam zum Schlusse, *daß die Maßnahme trotz alter Bedenken jetzt schon mit segensreichem Erfolge verwirklicht werden könnte.* In der hiernach folgenden Aussprache begrüßten *alle Redner* den Gedanken, daß vor der Eheschließung *ein ärztliches Zeugnis* zur womöglichen Feststellung der Ehetauglichkeit *einzuholen* sei, nur *gegen die vorgeschlagene gesetzliche Einführung* der Maßnahme wurden aus verschiedenen Gründen Bedenken geltend gemacht. Prof. A. W. Blaschko, Vorsitzender der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, wies, lediglich vom Standpunkt der *Geschlechtskrankheiten,* auf die Schwierigkeiten hin, die sich bei der Feststellung des Vorhandenseins von Krankheiten ergeben; die freiwillige Beratung des Arztes halte er für geboten, die in allen Fällen vorgeschriebene jedoch für erfolglos. Oberarzt Dr. Rott von der Deutschen Vereinigung für Säuglingsschutz, Dr. A. Fischer von der Badischen Gesellschaft für Soziale Hygiene und Dr. Grandke von der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik wandten sich ebenfalls *gegen den gesetzlichen Zwang.* Am persönlichen Erscheinen verhindert, sandten schriftliche Gutachten ein die Herren: Professor Dr. Emil Abderhalden, Halle a. S., Vorsitzender des Bundes zur Erhaltung und Mehrung der Deutschen Volkskraft, und Konsistorialrat a. D. Dr. G. von Rohden, Spoeren b. Halle a. S., Vorsitzender des Provinzialausschusses für Fragen der geschlechtlichen Gesundung unseres Volkslebens, ferner Frau Anna Pappritz, Vorsitzende des Berliner Vereins zur Förderung der Sittlichkeit, die alle für die *gesetzliche Einführung des Austausches von Gesundheitszeugnissen* eintraten. Ihre eingehenden Beweisführungen, durch Vertreter verlesen, machten auf die Zuhörer naturgemäß geringeren Eindruck, als die persönlich vorgetragenen Ausführungen der übrigen Redner. Herr Schlueter wies in Vertretung der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge auf den Umstand hin, daß die *Kriegsbeschädigten* den erblich Minderwertigen nicht gleichgestellt werden dürfen, im Gegenteil, vom Standpunkt der Fortpflanzung als überaus *wünschenswert* zu betrachten sind, eine Feststellung, die Fachkreisen seit jeher geläufig ist, der breiten Öffentlichkeit gegenüber aber zur Vermeidung von Mißverständnissen nicht laut genug verkündet werden kann. Professor Gonser vom Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, betonte die Notwendigkeit, die Frage nicht nur ausschließlich vom Gesichtspunkte der Geschlechtskrankheiten zu behandeln. In Vertretung der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht, sprach sich Frau Adele Schreiber *zugunsten der vorgeschlagenen Maßnahme* aus, ebenso Frau Dr. Helene Stoecker als Vorsitzende des Bundes für Mutterschutz, Professor Dr. Schwalbe, Deutsche Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege in Berlin, schlug als ersten Schritt die Ausarbeitung von *Merkblättern* vor, die auf die *Bedeutung der Gesundheit für die Eheschließung* hinzuweisen hätten und von den Standesämtern an die Ehebewerber zu verteilen wären. K. und k. Konsul von Hoffmann, Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene, vertrat den grundsätzlichen Standpunkt der *Rassenhygiene,* wonach als *Endziel die Einführung von Eheverboten* für gewisse Gruppen von Minderwertigen als vorbereitende Maßnahme zur Aufklärung der Öffentlichkeit der gesetzliche Austausch von Gesundheitszeugnissen zu betrachten wäre.

Der erwähnte Antrag des Professors Schwalbe wurde angenommen und beschlossen, den ungekürzten Sitzungsbericht in Buchform zu veröffentlichen und den zuständigen

Stellen im Namen aller Gesellschaften als Material zu unterbreiten. Nach dem günstigen Widerhall zu urteilen, den die Aussprache bereits gefunden hat, dürfte die einmal aufgeworfene Frage von der Tagesordnung nicht mehr abgesetzt werden, wodurch das Hauptziel, die Aufklärung der Öffentlichkeit, auch dann als erreicht zu betrachten ist, wenn es zu einer gesetzlichen Regelung noch lange nicht kommen wird.

New Yorker Brief[1]).

Im Januar 1917.

Anknüpfend an meine letzte Mitteilung betreffend „Birth Control", hat die N. Y. County, Medical Society sich energisch gegen die in Vorschlag gebrachte Änderung des Staatsgesetzes ausgesprochen, nämlich Ärzten zu gestatten, verheiratete Patienten in der Anwendung von Methoden zu unterrichten, welche eine Beschränkung der Geburtenzahl bezwecken und erzielen würden. Sechs Ärzte eines Komitees von neun haben sich gegen den Gesetzesvorschlag ausgesprochen. Ihr Bericht wurde am 27. Dezember in einer langen, sehr lebhaften Sitzung angenommen.

Im Interesse wissenschaftlicher Forschung hat im letzten Monat das Komitee von 100 Gelehrten, welches in amerikanischen Zentren der Wissenschaft alle 4 Jahre Sitzungen veranstaltet, mit der ausgesprochenen Absicht, die „Gesetze der Natur zu studieren", von deren genauer Kenntnis „die industrielle Wohlfahrt, ja selbst die Sicherheit des Landes abhänge", in New York City einen „Scientific Congress" einberufen. — Der nächste Kongreß, zu welchem Gelehrte aller Länder eingeladen sind, soll 1920 in Chicago, der für 1924 in Washington abgehalten werden.

Die verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften stellen in zahlreichen Sitzungen ihre Tätigkeit vornehmlich in den Dienst des amerikanischen Volkes zunächst insofern es sich um nationale Kriegsbereitschaft handelt, dann hinsichtlich Beeinflussung der Geburtenzahl. Es zeigte sich, daß beide Gegenstände in direkten Beziehungen zueinander ständen.

Robert J. Sprague, Professor am Agricultural College, Amherst, Mass., stellte in einer Ansprache an die „American Genetic Association of Columbia University", in einer Sonderversammlung des „wissenschaftlichen Kongresses" folgende Sätze auf:

Geburtenkontrolle der rechten Art ist weiter nichts als Herrschaft des Geistes über Materie.

Geburtenkontrolle in der Klasse der Armen ist ein Problem, Rassenmord der Mittelklassen hingegen eine Gefahr, welche die Rasse bedroht.

Jede verheiratete Frau sollte im Durchschnitt drei Kinder haben, um die Bevölkerungszahl auf der Höhe zu erhalten.

Für einen großen Teil der Bevölkerung brauchen wir Geburtenkontrolle, für den übrigen Teil unbeschränkte Gebärfreiheit („Birth Release", ein neuer vom Redner erfundener Ausdruck).

Exzessive Geburtenzahl ist eines der größten Übel, welches ein Volk befallen kann.

Die „barbarische" Überzahl der Geburten Deutschlands (!) hat den großen Krieg unvermeidlich gemacht.

Geburtenkontrolle darf nicht der Sündenbock von Selbstsucht und Leidenschaft werden.

[1]) Vgl. diese Zeitschrift Bd. III (April 1916, H. 1) S. 55—56 und (Jan./Febr. 1917 H. 10/11) S. 470—472.

„Es ist noch eine viel umstrittene Frage," erklärt ferner Dr. Sprague, „ob die Ausführung dieses Programms eugenisch ein Überleben und Vorherrschen der kräftigsten und besten Rasse zur Folge haben würde. Es ist zu bedenken, daß das Überleben des Starken ein Vorherrschen des ‚Hamsters', des rücksichtslosen Übermenschen, herbeiführen muß."

Statistisch wird am Ende des Jahres festgestellt, daß von den Abiturientinnen der Frauenhochschulen (Colleges) im allgemeinen nur die Hälfte überhaupt heiraten und im Durchschnitt weniger als ein Kind auf jede Frau kommt.

Von den „Graduierten" von Wellesley College z. B. (Mädchengymnasium und Hochschule) heirateten von den Jahrgängen 1879 bis 1888 nur etwa die Hälfte mit einer Fruchtbarkeit von 1,5 Kindern auf die Mutter, jedoch nur 0,86 Kind auf die Graduierte.

Dr. John C. Phillips dehnte derartige Beobachtungen aus auf graduierte Männer von Yale und Harvard (Universitäten). Sehr genaue Studien ergaben da, daß in der Dekade von 1851 bis 1860 die Zahl der Kinder per capita der Verheirateten 3,25, in der Dekade von 1881 bis 1890 hingegen nur 2,50 betrug, während die Heiratsziffer dieselbe geblieben war. Der Prozentsatz der kinderlosen Ehen wuchs in den ersten 20 Jahren der Beobachtung rasch.

Es kann sich hierbei nur um künstliches Eingreifen handeln, da die auf allen Hochschulen sich immer vollkommener entwickelnde körperliche Ausbildung und die Betonung kräftiger Gesundheit, welche von bestehenden modernen Einrichtungen noch außerdem begünstigt werden, die Gebärtüchtigkeit nur erhöhen.

Es ist erstaunlich, mit welch unnötigem Eifer man der Natur Zwang anzutun bemüht ist, erstens ohne mit der praktischen Tatsache zu rechnen, daß überall in den Vereinigten Staaten dem willkürlichen Eingreifen ins Geschlechtsleben Tür und Tor offenstehen, ganz abgesehen von dem Bildungsgrade oder den Kenntnissen der Patienten, und zweitens ohne nur einigermaßen tief wissenschaftlich einzudringen in die unabänderlichen Gesetze der Natur, wie sie, um nur einen vorzüglichen modernen Schriftsteller zu nennen, z. B. Maurice Maeterlinck in „La Vie Des Abeilles", 5. Buch: Le Vol Nuptial V, und an anderen Stellen desselben Werkes, sowie in den meisten seiner Schriften so erhaben schön und glaubwürdig schildert, daß dem Leser (Übersetzungen stehen wohl in allen modernen Sprachen zur Verfügung) jeder Versuch einer Logik der Geburtenbeeinflussung in der Tagesliteratur beschränkt und kleinlich erscheinen muß. — Obgleich es fast unmöglich ist, die schönste Stelle aus dem erwähnten Kapitel Maeterlincks zum Zitat herauszugreifen, so erscheinen mir, auf eugenische Bestrebungen angewandt, folgende Zeilen gleichsam als Leitwort:

„Der Mensch kann eine noch unvollkommene Wahrheit wohl annehmen, aber um gemäß dieser Wahrheit zu handeln, wird er warten — jahrhundertelang, wenn es sein muß — bis er die Beziehung begreift, welche diese Wahrheit zu Wahrheiten haben muß, die hinreichend unendlich sind, um alle anderen zu umfassen und zu übertreffen.

In einem Worte, er trennt die moralische von der intellektuellen Ordnung — — — — die menschliche Erfahrung gestattet von Tag zu Tag klarer, der Hoffnung Raum zu geben, daß selbst der erhabenste Gedanke, den wir erreichen können, lange noch hinter der mysteriösen Wahrheit, welche wir suchen, zurückbleiben muß." (Eigene Übersetzung.)

Dr. med. E. H. F. Pirkner.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | Mai/Juni 1917 | 2. u. 3. Heft

Psychosexualität.

Von Lou Andreas-Salomé
in Göttingen.

(Schluß.)

Vielleicht ließe sich finden, zu lange sei beim Weiterverlauf von diesem narzistischen Ausgangspunkt die Rede (etwa wie man im Traume läuft, ohne vom Fleck zu kommen), doch liegt dies am Umstand, daß nicht nur alles davon aus-, sondern selbst für die scheinbar fernstgelegenen Ziele stets wieder darein eingehen muß. Die gemeinschaftliche Kinderstube dessen, was wir als Sexual- und Ichtriebe unterscheiden (— „die Sexualität lehnt sich zunächst an eine der zur Icherhaltung dienenden Funktionen an und macht sich erst später von ihr selbständig“ 3 Abh. z. Sexth. III. Aufl. 45 —), bleibt dauernd wichtig — ja: „es ist möglich, daß nichts Bedeutsameres im Organismus vorfällt, was nicht seine Komponente zur Erregung des Sexualtriebes abzugeben hätte“ (ebenda 67). Im Reifestadium dann setzt sich nur der umgekehrte Prozeß durch: von der „zentralisierten“ genitalen Sexualität auf das Ichleben übergreifend: „Ungezählte Eigentümlichkeiten des menschlichen Liebeslebens, sowie das Zwanghafte der Verliebtheit selbst sind überhaupt nur durch die Rückbeziehung auf die Kindheit und als Wirkungsreste derselben zu verstehen“ (ebenda 88). Sogar die Infantilismen, die sich ja im Gegensatz zum genitalen Sexualziel zu Perversionen festsetzen, werden wieder mittätig dadurch, daß auch das Objekt „mit Haut und Haar“ in die Liebe einbegriffen wird: „Diese Sexualüberschätzung ist es nun, welche sich mit der Einschränkung des Sexualzieles auf die Vereinigung der eigentlichen Genitalien so schlecht verträgt und Vornahmen an anderen Körperteilen zu Sexualzielen erheben hilft“ (ebenda 17). Im dritten Fall endlich, wo die Geschlechtlichkeit sich weder infantil fixiert noch im Genitalziel mündet, sondern ihre Ziele ins Asexuale ablenkt, im Fall der Sexualsublimationen also, bleibt die ursprüngliche Einheit von Ich und Libido erst recht ausschlaggebend. Denn was vollzieht sich in Sublimationsvorgängen anders, als eine erneute Bezogenheit libidinöser Triebkräfte auf das bewußte Ichbereich — eine sublime Wieder-Kindheit im geistig entwickelten Menschen. In solcher wechselseitigen Befruchtung empfangen seine geistigen Impulse die Tragweite, die sie hinüberreißt über seine engste Ichbehauptung, empfängt ihrerseits seine Sexualität eine Vergeistigung, welche sie in neuem Sinn zu einem Mittel zeugerischer Endzwecke werden läßt. Wohl alles von uns als schöpferisch Angesehene bezieht von dorther seinen undefinierbaren Rechtsanspruch, wie wenn es etwas

G.C.

wiederherstelle, was tiefer und weiter reicht als das Nebeneinander von normal-sexuell und normal-ichhaft — eine ununterscheidbare Hingegebenheit, die ebenso hinausgeht über eigene Ichansprüche beider wie über bloße sexuelle Notdurft. In den Sublimierungen wird das Vergangene am triumphierendsten eins mit unserer geistigen Zukunft: als den „narzistischen Keimpunkt des Idealbildens" drückt Freud dies (in seiner Schrift Zur Einf. d. Narz.) kurz und klar aus: „Die Entwicklung des Ichs besteht in der Entfernung vom primären Narzißmus und erzeugt ein intensives Streben, diesen wieder zu gewinnen. Diese Entfernung geschieht vermittelst der Libidoverschiebung auf ein [von außen aufgenötigtes] Ichideal, die Befriedigung durch die Erfüllung dieses Ideals[1])."

Diese „Ablenkung vom genitalen Sexualziel" ist den Sublimationen mit den Perversionen so gemeinsam, daß ein kühnes, echtes Arztwort Freuds davon zugeben konnte: „Vielleicht gerade an den abscheulichsten Perversionen muß man die ausgiebigste psychische Beteiligung zur Umwandlung des Sexualtriebes anerkennen. Hier ist ein Stück seelischer Arbeit geleistet, dem man trotz seines greulichen Erfolges den Wert einer Idealisierung des Triebes nicht absprechen kann" (3 Abh. z. Sexth.). Aber der Perversion, verbleibend auf den Gebieten der Icherhaltung, deren Organe sexuell mißbrauchend, fehlt eben der Bezug auf die geistgerichtetere Ichentwicklung und damit zu einer positiven Idealisierung und Wandlung: es bleibt dadurch beim rein Negativen im Absehen vom Genitalzweck, bei den bloßen „Überschreitungen" und „Verweilungen" (Freud) im Infantilen. Das gilt von den gröbsten der Perversionen — denen, die ihren schlechten Leumund gar nicht verbergen können und nur im allerfrühesten Lebensalter toleriert sind —, bis hin zu den listigeren, die unerkannter passieren unter dem Schutzmantel dessen, was Freud als „Verlegung von unten nach oben" entlarvte und was einem „sublimierten" Aussehen sich in jedem Alter noch anzuähneln weiß. An der ursprünglichen, dem Genitalziel fernsten Sexualität findet sich indessen noch eine zweite Eigenschaft, die, wie mir scheint, durch Perversionen wie Sublimationen hindurch, durchweg beharrt: daß sie nämlich als infantile Sexualität, als noch undifferenzierte, alle aktiv-passiv gerichtet sind. Hinsichtlich sublimierter Libidoerzeugnisse will ich hier gar nicht erst die von biologischer Seite her gemachte Annahme hinzuziehen, welche den Menschen schöpferischer Begabung Vorzüge beider Geschlechter zuschreibt; in jedem Fall sind sie zu ihrem Werk doppelt eingestellt, Herr wie Geschöpf, hingegeben und ausführend zugleich, unbewußt angetrieben und bewußt bestimmend. Bei den Perversitäten will mir eine jede, welcher erotischen Zone sie sich auch anschließe, aktiv wie passiv charakterisiert vorkommen: handle es sich dabei um Freuds „orale, kannibalische" Betätigungen — bei denen doch schon im Lutschen des Kindes sowohl ein Moment des Zupackens mit den Lippen als auch eines des Empfangens ist —, oder mehr um Analerotik, worin sich

[1]) Ich setze hier die Worte „von außen aufgenötigt" in Klammern, weil sie an dieser Stelle sonst mißverständlich werden könnten.

doch neben der Entspannung der Produktion, die „erogene Darmschleimhaut geltend macht", „als Organ mit passiv gerichtetem Sexualziel" (3 Abh. z. Sexth.). Von den „in gewisser Unabhängigkeit von erogenen Zonen auftretenden Trieben der Schau- und Zeigelust" (ebenda) (Voyeurtum und Exhibitionismus), sowie erst recht von der Grausamkeits-Perversion (Sadomasochismus) nimmt Freud den aktiv-passiven Charakter und damit die Gegensatzpaarigkeit des Auftretens als kennzeichnend an. Er sagt (ebenda 25) es sei: „einleuchtend, daß die Existenz des Gegensatzpaares Sadismus-Masochismus aus der Aggressionsbeimengung nicht ohne weiteres ableitbar ist. Dagegen wäre man versucht, solche gleichzeitig vorhandene Gegensätze mit dem in der Bisexualität vereinten Gegensatz von männlich und weiblich in Beziehung zu setzen, dessen Bedeutung in der Psychoanalyse auf den Gegensatz von aktiv und passiv reduziert ist", — ferner jedoch sagt Freud vom passiven Anteil dieser Perversion: „es darf bezweifelt werden, ob er jemals primär auftritt oder nicht vielmehr regelmäßig durch Umbildung aus dem Sadismus entsteht" (ebenda 23). Aber man könnte sich wohl die ursprüngliche, Subjekt-Objekt noch ungeschieden in sich enthaltende Sexualität als dasjenige denken, was da untergebreitet liegt, — gerade sie als Basis dessen, wovon sich dann der immer bewußterwerdende Bemächtigungstrieb des Sexuellen (als einer Eigenschaft am Ich) immer aktiver und aggressiver abhebt, bis das zugrundeliegende Infantile als das passiv-weibliche, bloß reaktive Gegenstück dazu sich ausnimmt. An dieser Stelle ist für A. Adler die allzu einseitige Betonung des männlich Aggressiven, die allzu negative Auffassung des passiv Weiblichen verhängnisvoll geworden. Nicht nur scheint mir in beiden die gleichmäßig positive libidinöse Wonne ausgedrückt, sondern mir scheint sogar ein Problem der genital gerichteten Libido damit noch eng zusammenzuhängen: nämlich die Frage nach den Gründen des „Reizhungers" dieser Libido, nach deren Reizung statt Dämpfung bei vorläufigen Zugeständnissen. Wenn solche Zugeständnisse, wieviel „Vorlust" (Freud) sie auch wecken, doch zugleich den Reizhunger steigern und steigernd quälender machen, anstatt ihn zu beschwichtigen, ist es da nicht, als teilten sich in uns selber zweierlei Personen in diese Empfindungsweise, von denen die eine genießt, während die andere duldet und doch eben dieses Erduldenmüssen genießt? Ist nicht dauernd dabei alles Verweilen im Zärtlichen, ist nicht aller Kontrektationstrieb (Moll) ein solcher Peiniger für den Detumeszenztrieb, der sich ihm dennoch begehrend unterwirft als dem, dessen Peinigung ihm wohltut?[1]) In Wirklichkeit ist hier schon die „Wendung auf die eigene Person" (Freud), die auch im Sadomasochismus zutiefst steckt, weshalb Freud ihn deshalb auch kaum den Per-

[1]) Unbedingt ist der Zwang, nicht die Schmerzempfindung als solche, das eigentlich Wollustgebende daran, und es ist darum richtiger, wie Paul Federn tut, die Algolagnie vom Sadismus zu unterscheiden, als mit J. Sadger anzunehmen, daß eben die Schmerzlust es sei, die man dem Partner zu bereiten wünsche, weil man sie selber genossen.

Wie jeder von uns einen Befehlenden und einen Gehorchenden, d. h. eine früh eingeleitete Rangordnung der Triebe in sich enthält, wie unser Körper selbst sich am Aus-

versionen zurechnen will, da der „zugrunde liegende Gegensatz von Aktivität und Passivität zu den allgemeinen Charakteren des Sexuallebens gehört“ (ebenda 24). In der Tat ist es beim Sadomasochismus nur so, wie wenn aus dem Normalgericht der Libido alles an Pfeffer und Salz extrahiert würde zu einem Separatgenuß, bis zu gänzlichem Schalwerden alles Übrigen. Und interessant daran bleibt nur, daß dieser von Würzen verbrannte Geschmack dabei dennoch über einen breiteren Bereich hin genußfähig sich erhält, als der normale: daß seine ungesättigte Lust selbst an der sonst feststehendsten Genußschranke, dem Schmerz, nicht zurückweicht. „Lust“ ist ja sonst etwas, was uns nur eine sehr begrenzte Strecke weit begleiten kann, ohne in Überwältigung umzuschlagen und in Unlust: auf dem Sexualgebiet allein sehen wir sie auch darin noch, gleichsam anonym geworden, tätig bleiben, sehen Schreck, Not, Todesgrauen in libidinöse Erregung sich hinüberwandeln; vielleicht ist es das Paradoxeste, was wir seelisch leisten, daß wir somit unseren Antipoden und Erzfeind, die Ichvernichtung, uns noch sexuell zu verbünden wissen als eine Sonderart der Selbststeigerung. Eben darin ist das Ursprünglichste der Sexualität wieder ganz am Werk, — der Narzißmus, der beides in sich zu einen vermag, von Ichbegrenzungen noch nichts wissen wollend, und von dessen Wollust in der letzten Extase auch der Genitallibido noch etwas emporschlägt als eine Flamme, die sich von sich selber nährt, wie sehr sie sich am Partner erst zu entzünden scheine.

Daß auch diese Perversionen schon partnerisch gerichtet sind, und daß zu solchen, die es nicht sind, die Normallibido doch jederzeit regredieren kann ohne die Partnerschaft im mindesten dabei aufzugeben, veranlaßte Freud vor einiger Zeit, eine Verfassung als die prägenitale theoretisch einzuschieben zwischen die autoerotisch-narzistischen Sexualbetätigungen und diejenigen des genitalen Geschlechtslebens. Dieses seinerseits, zunächst amphiërotisch (Ferenczi) gerichtet, umfaßt alsdann das ganze Gebiet der Homo- wie Heterosexualität als prinzipiell zur Norm gehörig, denn: „Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, daß alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unbewußten vollzogen haben. Ja, die Bindungen libidinöser Gefühle an Personen des gleichen Geschlechts spielen als Faktoren im normalen Seelenleben keine geringere, und als Motoren der Erkrankung eine größere Rolle als die, welche dem entgegengesetzten Geschlecht gelten. — — — Im Sinne der Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit —“ (3 Abh. z. Sexth. 12/13). Die Inversion selber teilt sich zudem in so ver-

gleich widerstrebender und gegensätzlich gerichteter Kräfte aufbaut, so mag die Möglichkeit, Zwang wollüstig zu empfinden (und Schmerz um deswillen mitzunehmen), an unseren Sexualäußerungen entlang hinunterreichen bis in letzte Anordnungen psychischer wie organischer Wesensartung überhaupt.

schiedene Bedeutungen, wie die der androgynen — sei es mehr organisch oder psychisch betonten — Veranlagung (der „Bisexualität“ von Fließ, der „Zwischenstuflichkeit“ Hirschfelds, der „Subjekt-Homoërotik“ Ferenczis) und der objektiven Homoërotik einer bloßen Geschmackswahl innerhalb des eigenen Geschlechts: „Man darf endlich die Forderung aufstellen, daß die Inversion des Sexualobjekts von der Mischung der Geschlechtscharaktere im Subjekt strenge zu sondern ist“ (Freud, ebenda 13). Schließlich ließe sich zur Normalität der Invertierten vielleicht noch bemerken, daß im ersten Fall, des „Zwischenstuflichen“ durch die Doppelgeschlechtigkeit eine Spur Heterosexualität schon mit drinsteckt, d. h. also eine Distanz auch zum eigenen Geschlecht (— sofern dies, wie im zweiten Fall, gewählt wird, was oft, doch nicht notwendig stattfindet), und ferner, daß ihrerseits die Heterosexualität selber sich wohl erst ermöglicht und in ihrem Problem begreiflicher wird durch die Tatsache unserer infantilen verhältnismäßigen Gleichgeschlechtigkeit, die uns einander nahe erhielt. Dennoch bleibt es natürlich fraglich, wie oft es sich beim ausschließlichen Verweilen in dieser Phase doch um Entwicklungsstörungen handeln möge, wenn man Freuds Ergebnis hört: „Wir haben bei allen untersuchten Fällen festgestellt, daß die später Invertierten in den ersten Jahren ihrer Kindheit eine Phase von sehr intensiver aber kurzlebiger Fixierung an das Weib (meist an die Mutter) durchmachen, nach deren Überwindung sie sich mit dem Weib identifizieren und sich selbst zum Sexualobjekt nehmen, d. h. vom Narzißmus ausgehend, jugendliche und der eigenen Person ähnliche Männer aufsuchen, die sie so lieben wollen, wie die Mutter sie geliebt hat“ (ebenda 11/12). Und liegen auch die Hauptgefahren für eine pathologische Wendung der Inversion nur in ihrer Verdrängung, ihrem Unbewußtbleiben (wovon bekanntlich Zwangsneurose und Paranoia dem Psychoanalytiker Zeugnis ablegen), so wäre doch auch bei der manifesten Inversion diese ursprünglich vorgenommene Umkehrung vom heterosexuellen Objekt auf das homosexuelle nicht mehr bewußt, und insofern ein gewisses Gehemmtbleiben schwer vermeidlich. Denn wenn auch alle unsere Liebesobjekte ihren letzten Zauber von vergessenen Urübertragungen hernehmen, kommt es doch für die normale Bezugnahme auf sie ganz wesentlich darauf an, bis zu welcher Tiefe des Vergessens jene hinuntergedrückt werden müssen, um die neue Illusion nicht zu behindern. Ist der Invertierte, wie normal geartet er auch sei, doch zurückgehalten auf einer, sozusagen, vorletzten der erreichbaren sexuellen Entwicklungsstufen, dann erscheint auch erklärlich die geringere Betonung der Genitallibido[1]) — auf die von den Invertierten selbst oft hingewiesen wurde, als auf einen Vorzug, der ihre geistige Gemeinschaft, die Idealität ihrer gegenseitgen Förderung begünstigt. Ja, man

[1]) Auch hierbei läßt sich natürlich sowohl an eine prägenitale Einstellung denken, als auch an eine bloße Reaktionserscheinung auf Grund infantilster analerotischer Erinnerungen, wie endlich auch an Verzicht infolge der rein anatomischen Tatsachen. Freud machte schon früh darauf aufmerksam, daß das männliche Kind zunächst an der Mutter die eigenen männlichen Geschlechtsteile voraussetzt, und bemerkt (in der Analyse der Phobie eines 5jährigen Knaben): „Bei den später Homosexuellen trifft man auf

möchte es ihnen bestätigen: indem sie auch freiwillig im Stadium des Prägenitalen verharren würden, käme ihnen die Möglichkeit zu, einen Anteil ihrer Libido ganz ähnlich zu sublimieren, wie es der schöpferische Mensch sonst nur an seinen Werken tut — an Menschen als an ihren Werken wirkend[1]). Zimmert sich dagegen der Invertierte aus seiner Libidoart ebenfalls nur den erotischen Egoismus à deux zurecht, der um die heterosexuellen Verbindungen (als um die menschenerzeugenden!) ihre heimische Enge aufbaut, so verbaut er sich mit solcher Familienarchitektur den Raum für Kulturstätten, die geeignet sind, alle Menschheit zu umfassen. Denn die homosexuelle Libido im weitesten Sinn, die sexuell nicht einmal bis zum anderen Geschlecht hinausgreift, sondern davor Halt macht innerhalb ihres eigenen, reicht um so weiter hinein in das Menschliche, in die Geschwisterschaft aller aus Mutterschoß Geborenen, ja sie einzig könnte auch Feindesliebe noch zum Erlebnis machen als letztmöglichen Ausdruck dafür (als Ausdruck der „einzig wahren Liebe“ nach einem bekannten Wort vom alten Tolstoi). Die Bedeutung des Homosexuellen für Kulturzwecke und das Soziale hat Freud immer stark betont, und deutlich kennzeichnet sich ja das Überleben des ursprünglichsten Libidocharakters darin: noch einmal ist es ein Bote aus dem Narzistischen, der damit wieder auftritt, wenn auch bereichert, kostbar beladen mit Erwerbungen auf dem Wege bis dorthin, gewachsen den Anforderungen, die der Geist an ihn stellte.

---

die — — — infantile Präponderanz der Genitalzone, speziell des Penis.“ Ebenso bezweifelt J. Sadger (Jahrb. f. Ps. A. u. Ps. P.), daß: „die besondere Wertschätzung des männlichen Gliedes — — — jemals fehlt“, wo es sich um einen manifesten Urning handelt.

[1]) Vergleicht man Mann und Weib, dann wäre zu beachten, wie sehr dem weiblichen Geschlecht als solchem eine Art von Doppelgeschlechtigkeit zusteht, insofern es mit der Pubertät erst den von Freud beschriebenen Zurückschlag ins Passive, die Absetzung der knabenhaft wirkenden Klitorissexualität erlebt. Man weist darauf immer nur als auf eine Quelle möglicher Neurose hin. In der Tat ist hier, durch die rein physiologische Weiterentwicklung selber, eine „Verdrängung“ auch im psychischen Sinn mitgegeben, die — ganz wie es bei der männlichen Inversion vorkommt — dieses bisherige, ursprüngliche Libidostück von der Genitallibido abwendig macht. Gleichzeitig jedoch — und dies im Unterschied von der männlichen Inversion — ist dieser ursprünglichere Libidoanteil damit ohne weiteres allen sublimierenden Möglichkeiten freigegeben dadurch, daß die Pubertätssexualität auf einem neuen Wege zur Abfuhr gelangen soll. Man möchte sagen, es geschieht hierdurch geradezu ein von den Körperimpulsen selber befürworterter Vorstoß in die Sublimationsrichtung, wo, anstatt dessen, der Mann (ob invertiert oder nicht) ihn nur erreicht durch sexuelle Zurückhaltung oder Aufhaltung auf prägenitaler Stufe: was sicherlich zu den Ursachen gehört, die in sein Sexualschicksal Zwiespälte tragen, in seinen „sublimen“ Interessen Nebenbuhler des Weibes erblicken lassen usw. Nur dem Weibe ist die sich ineinander verwebende Einheit von beidem geschenkt in der ganzen Breite des Libidobesitzes, von Natur Gnaden ein Anrecht auf Harmonisierung von Ich und Sexus. Der früh abgelenkten Klitorissexualität entspricht eine Geistigkeit, die den Initiativen des Mannes nicht zu vergleichen, die eben nur eine „Hälfte“ der weiblichen Ganzheit ist, geeignet die höchste Vermählung in der Weibheit selbst zu schaffen durch den beseeltesten, vollendetsten Liebesausdruck. Denn auch da noch, wo ein begabtes Weib ein wirkliches Geistesopfer zu bringen scheint, weil es „den Knaben“ in sich dem Weibtum begleitend einfügt, anstatt ihn asexuell zu vermännlichen, auch da noch vollbringt sie doch nur, in verstärkter und individualisierter Wiederholung, was ihr als Geschlecht schon typisch zu tun oblag, als sie mannbar ward.

Im wirklichen Leben scheiden Homo- und Heterosexualität sich ja nicht streng wie im Begrifflichen; wie sie, mit oder ohne eigenes Wissen darum, ineinander überspielen, sich gegenseitig verwechseln, das hat psychoanalytische Untersuchung für zahlreiche Fälle aufgeklärt. In so mancher Verwandtenehe, dem geschwisterlichen Charakter mancher heterosexuellen Neigung, mancher überlebenden Inzest-Angst inmitten inzestfernster Verbindungen, maskiert sich nur ein kräftiger Inversionsanteil; wo die Geliebte vorwiegend mutter- oder schwesternhaft, fast mit geflissentlichem Ausschluß des eigentlich Berauschenden gesucht und geliebt wird, verrät sich für Freud ebensoviel davon, wie in der entgegengesetzten Bevorzugung des möglichst Exotischen oder des Dirnenhaften als einem Fluchtversuch vor Inversionsgefahr. Denn fraglos nimmt ja die Genitallibido überhaupt, dies Endstadium der Sexualreifung, alle die verschiedenen Bewertungen und Zärtlichkeiten — leiblicher wie seelischer Art — der vorhergehenden, noch bisexuell gerichteteren Phase in sich auf: hier rinnt gleichsam alles zusammen zum endgültigen Aufgebrauch. Die Genitallibido wird zum lachenden Erben aller Errungenschaften, die ihr vorangehen — auch solcher sogar, die ihr Testament noch gar nicht machen wollten, so z. B. wenn sie invertierte Libido, als sei es gar keine, in sich überströmen läßt und damit Lücken auffüllt[1]), die sie von sich selber aus vielleicht leer lassen müßte. An diesem Punkt wär es nicht übel angebracht, den Inversions-Rechten das Wort zu reden. Bekommt man doch heutzutage den Eindruck als sollte das, worauf die Heterosexualität, und sie allein, geht, allem übrigen jede Stärke und Schönheit vampyrartig aussaugen; im wahren Ideal der Ehe, wie jeder es für selbstverständlich, wenn auch meistens für nur ein Ideal hält, wird solchem Hamstertum unbestritten alleiniges Besitzrecht zuerkannt. Weder bleibt ebenbürtiger Platz daneben für volle Befreundung von Mann zu Mann, es sei denn zu Dreien, noch auch ist Gattenliebe in solcher Ausschließlichkeit vereinbar mit voller Drangabe sachlicher Art, habe sie nun mehr berufliche oder schöpferische Arbeitszwecke. Namentlich in Zeiten, wie die unseren, wo die ehemaligen, das allzu persönliche Liebesleben wohltuend begrenzenden, religiösen Zielrichtungen der Menschen abgelenkt sind und ihre Exaltationen sich mit den erotischen nicht mehr messen, scheint uns dies „freiflottierende“ Quantum Religiosität auf das Liebes- und Eheideal geschlagen zu sein. Für das Weib ist das nicht in gleicher Weise Einbuße wie für den Mann: nicht nur, weil es in der heterosexuellen Verbindung die Gewinnende dabei ist, sondern weil sie ein ganzes Stück Inversion darin unterbringen kann, und zwar in der Mutterschaft. Mir scheint die Mutter durchaus als dasjenige, was mitten im Weibtum einem Männlichen entspricht: einem Zeugen, Herrschen, Leiten, Verantworten, Beschützen (wie ja auch, rein geschlechtlich betrachtet, die Gebärorgane, im Liebesakt in passiver Rolle verbleibend, am Kinde zu den produzierenden [„detumeszierenden“] werden). Das Weib ist eben auch hierin, von Natur aus, mit einem Ineinanderspiel

[1]) Kameradschaftlichkeit der Geschlechter innerhalb des Liebeslebens.

der verschieden gerichteten menschlichen Tendenzen beschenkt, das der Mann sich erst vom Geist aus erarbeiten muß. Wenigstens sollte man daher dessen eingedenk bleiben, wie viel die heterosexuelle Libido der ihr in der Entwicklung vorangehenden homosexuellen verdankt, und daß dieser Dank an sie abzutragen ist. Denn nur weil die homosexuelle Beziehung von Mensch zu Mensch, die uranfänglich leibgebunden war und, immer stärker beseelt und durchgeistigt, das Uns-Gleiche zuletzt so innerlich umfassen lernte, nur darum vermögen wir uns auch dem fremdgeschlechtlichen Partner so weitgehend anzugleichen, trotzdem in der Genitalbeziehung zu ihm die sexuelle Aggression sich auf das leiblich Betonteste, gewissermaßen erneut Primitivste, zurückgründet. Weshalb mir das aber von großer Wichtigkeit erscheint, ist der Umstand, daß dieses Resultat voraufgegangener Entwicklungen — also die Befähigung dazu, Libido nicht auf kürzestem Wege leiblich sexuell zum Ziele zu bringen, sie unterwegs aufzuarbeiten, zu „sublimieren" — für die heterosexuelle Genitallibido dadurch fertig zur Verwendung bereitgestellt ist: ohne deren eigenes, erst zu leistendes Dazutun. Durch diese Tatsache erst vermag sie nämlich ohne Abschwächung oder Aufarbeitung ihres physischen, ihres genitalen Charakters, zu so hochgearteter, komplexer, vielumgreifender Gemeinschaft mit ihrem Partner zu gelangen — vermag nebeneinander, unverkürzt, ja sich aneinander steigernd, Aggressivität und Hingegebenheit, Entspannungs- und Zärtlichkeitsdrang, daran erleben zu lassen. Erst das aber verleiht ihr das Außerordentliche, was sie sozusagen zur Königin der Erotik krönt — dasjenige, was sie, auf ihrem Gebiet, auf eine Linie hebt mit den seltenen Betätigungen der sich total umwandelnden Erotik: den schöpferischen Werken, die ebenfalls als ungeheure Konsumenten selbstherrlich aufbrauchen, was sie an vorbereitender Sublimierungsarbeit produziert finden, um daran Wirklichkeit zu werden, — und den dafür unbrauchbaren Rest hinunterzuschicken ins Gespensterreich des Perversen.

Wie zum Geistschöpferischen sich des Menschen Wesen mitregen muß in tiefsten Schichten, sein Uranfänglichstes, Infantilstes noch herleihen, bis solche Wirklichkeit werkhaft sich ins Bewußtsein hebt — wie ebenso zur Menschenerzeugung der Organismus seine Kräfte auf den primitivsten Totalausdruck des Leiblichen bringt, so bedingt auch der Höhepunkt des sexuellen Erlebnisses das Eingehen in die Unbewußtheit physisch gebundener Primitivität. Am genitalen Geschlechtsakt, wieviel ihm auch vorangegangen sein mag, wird gleichsam nichts mehr Ausdruck als das grob Physische, dessen Vollwirklichkeit keiner Aufgliederung psychischer Regungen mehr Raum läßt, so unabgehoben wie ein Nichtsein sie in sich verflüchtigend, als könne nur ein Wunder sie in ihrer vorigen Fülle wieder daraus entlassen. Banalität und Wunder berühren hier einander in ihrem Problem, insofern zwischen Primitivstem und Außerordentlichstem keine letzte Taxation möglich ist, sondern nur von allerrelativsten Zwecksetzungen aus, die darauf beruhen, daß wir jeglichem Vorgang nur ein kurzes Stück weit bewußt zu folgen imstande sind — wobei Anfang und Ende davon, uns ins Banale,

nur noch als materiell, als Außen, Vorstellbare entschwindet. In der Unbewußtheit unseres Erlebens gilt jedoch fast das Umgekehrte: kann der Vollzug vielleicht für am vollkommensten gelten, wenn für den bewußten Blick kaum etwas sich merkbar abhebt oder aufdrängt. An beides mahnt uns, wie nichts anderes, das Geschlechtswunder. Dem Bewußtseinsurteil erscheint darum auch schon — trotz des Pathos der Liebenden — vorwiegend drollig oder rührend, was den Liebesakt als Überschwang körperlicher Ergriffenheit etwa umgibt, das Gestammel der gegenseitigen Überschätzung, das den bereits Geistbetäubten noch entfährt — ungefähr wie im Märchen Blumen und Edelsteine dem Munde des verzauberten Prinzen (es kann auch eine Prinzessin gewesen sein) entfallen. Feiert doch solcher Ausbruch ganz wesentlich zugleich den Überschwänglichen selbst, die Tatsache nämlich, daß das Geliebte mit ihm ein Fleisch und Blut wurde. Und beobachten wir es in der gleichen Linie weiter, nach dem Liebesakt den Mutterakt: d. h. das definitive Leibwerden, Wirklichkeitwerden dessen, was darin zueinanderstrebte, so begegnet uns von Beginn an dasselbe. Was im mütterlichen Wesen überströmt, rückhaltlos feiernd und schmückend, als gelte es das ausgewählt Kostbarste unter allen Schätzen auf Erden, das geht einzig aus vom Leibgewordensein, dem Wirklichsein ihrer Frucht, es gilt dem, was als Unbekanntestes, von Fernstem her, als die unberechenbarste aller Möglichkeiten ihr im Schoße wuchs, dem Wunder in seiner banalen Tatsächlichkeit. Sehr zu Unrecht warf man der Mutterliebe manchmal (Weiningerisch!) dieses Wahllose ihrer banalen Gebundenheit vor, die nur deshalb kaum noch Liebe, weil das distanzloseste Einheitserleben von dem wir wissen, darstellt. Auch hier ist der Ausgangspunkt dafür das eigene Körpererlebnis, es ist der ins Dasein gezeugte eigene Leibesteil; im Mütterlichen kreuzt sich nur vollends das Ewig-autoerotische mit dem Allesumfangenden, der breiteste Umkreis, den die Libido beschreiben kann mit seiner Anschlußstelle im Organismus: wie um uns zu überzeugen, daß alle unsere Zärtlichkeit, mag sie noch so weithin sich „sublimieren", einverleibt bleibt dem Wurzelbestand unserer sexuellen Ichsucht, daß aber auch unser Egoismus, in all seiner Banalität noch eingesenkt ist dem Seinswunder seiner Totalität nach. Nur aus dem, was, in der kind-mütterlichen Liebeseinheit, diese Tatsache zu so absolutem Ausdruck bringt, konnte die Wärme dem Objekt überhaupt gegenüber sich durchsetzen als eine Welttatsache und eingehen in ihre verschiedenen Phasen und Stufenfolgen. Wie dem Mutterwesen alles Leben eingeboren scheint im Selbstgeborenen, so lebt das in allem wieder auf — mit jeglichem was lebt, zurückkehrend in abertausend Verkleidungen, Erneuerungen, Wandlungen; was zu so all-einigendem Überschwang ward im einzelnen Menschengeschöpf, hört zu wirken nicht auf bis in alle Gestaltungen — bis an unsere Tür tretend noch in der unerkanntesten Gestalt, im fremdesten Bettler noch, in der Kreatur, ja im Feinde.

Nietzsche und Wagner.

Eine sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsgefühles und des Freundschaftsverrates.

Von Dr. Wilhelm Stekel
in Wien.

(Schluß.)

Nietzsche hatte nur ein Ideal: Wagner der Zauberer, der Gott, Wotan und er der Held Siegfried, der für ihn seine Schlachten schlug. In diese Rolle des Siegfriedhelden hatte sich der Philosoph hineingeträumt, da er noch wähnte, der auserwählte Liebling seines Wotan zu sein. Allein sein Schicksal wollte es, daß ein anderer Siegfried in einer Nacht geboren wurde, da Nietzsche in Tribschen weilte, was Wagner als ein günstiges Omen auffaßte. Es ist merkwürdig, wie wenig sich Nietzsche mit Siegfried Wagner befaßte. Er war von Wagner ausersehen, die Vaterstelle nach seinem Tode zu vertreten. Sollte nicht — so lächerlich es klingen mag — hier auch die Eifersucht eingesetzt haben? Ein anderer Siegfried wuchs heran, andere Jünger sollten den Kampf für den Meister führen.

War doch Nietzsche entschlossen, seine Professur aufzugeben und sich nur dem Werke der Propaganda für Wagner zu widmen. Allein Wagner hielt ihn erst davon ab und meinte, ein Universitätsprofessor, der für ihn eintrete, sei wertvoller, als ein Apostel ohne Amt. Später schien er dieser Idee schon näher treten zu wollen, aber sie blieb nur eine Idee und kam glücklicherweise nicht zur Ausführung.

Was Nietzsche wollte, war, der erste der Jünger sein. Er wollte zu den Auserlesenen gehören, die für Wagner eintraten, er wollte einer der Wenigen sein, und unter diesen Wenigen der Liebling. „Denn wenn es“ — schreibt er in seinem ersten Brief an Wagner — „das Los des Genius ist, eine Zeitlang nur paucorum hominum zu sein: so dürfen sich wohl diese pauci in einem besonderen Grade beglückt und ausgezeichnet fühlen, weil es ihnen vergönnt ist, das Licht zu sehen und sich an ihm zu wärmen, wenn die Masse noch in kaltem Nebel steht und friert. Auch fällt diesen Wenigen der Genuß des Genius nicht so ohne alle Mühe in den Schoß, vielmehr haben sie kräftig gegen die allmächtigen Vorurteile und die entgegenstrebenden eigenen Neigungen zu kämpfen; so daß sie, bei glücklichem Kampfe, schließlich eine Art Eroberungsrecht auf den Genius haben.“

Man sieht, die Wagnerei machte ihn stolz, solange es noch eine Rarität war, Wagnerianer zu sein. Wie die Wagnervereine gebildet wurden, begann sich der Stolz allmählich in einen dumpfen Haß gegen die Wagnerianer zu verwandeln, welche er mit allerlei Bosheiten bedachte. Aber noch immer galt das Anhängertum an Wagner als eine Art Märtyrertum. Hatte es ihm doch seine wissenschaftliche Reputation als Philologe, Kämpfe und Abfall der Hörer gekostet, so daß er ein Jahr lang ohne Hörer in Basel sitzen mußte, was seine spätere Feindschaft gegen die Deutschen gewiß

begründet hatte. Aber sein Stolz war: er war einer der Pioniere Wagners. Der Erste unter den Ersten.

Er wirbt alle seine Freunde für Wagner. So schreibt er an Gersdorff, der Wagnern unentbehrlich wurde: „Denke daran, daß wir beide berufen sind, an einer Kulturbewegung unter den ersten zu kämpfen und zu arbeiten, welche vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht noch später, der größeren Masse sich mitteilt. Dies sei unser Stolz, dies ermutige uns." ...

Wenn er also bei der Aufführung des Tristan „in Erhabenheit und Glück schwimmt", so erhebt ihn der Gedanke einer der Ersten zu sein, welche diese Erhabenheit erkannt haben[1]).

Nur so kann man seine Enttäuschung begreifen, als er die ersten Aufführungen in Bayreuth erlebte. Er erwartete einige Auserlesene, er erwartete die Ehren des Apostels und fand eine Herde, fand den Meister umgeben von vielen Jüngern. Er wurde verbittert, konstatierte, daß den Patronatsherren[2]) andere Dinge wichtiger waren als Wagners Sache. Sie waren verliebt, sehr gelangweilt und unmusikalisch bis zum Katzenjammer. „Man hatte das ganze müßiggängerische Gesindel Europas beieinander, und jeder Beliebige ging in Wagners Hause ein und aus, wie, als ob es sich um einen Sport mehr handeln würde."

Hinc illae lacrimae! Jeder Beliebige konnte in Wagners Hause ein- und ausgehen, als ob das etwas Selbstverständliches gewesen wäre. Und da ging ein Mensch herum, der sich danach sehnte, ein Liebling zu sein, der sich sein ganzes Leben nach Lieben sehnte und verschmachten mußte, so daß er die ganze Liebe nach innen kehrte und sich zu lieben und zu bewundern begann. Es gab noch anderen Grund zur Eifersucht. Seine nächsten Freunde Rhode und Gersdorff waren in Bayreuth mit Liebesgeschichten beschäftigt, Wagner schien ihm fremd, er erkannte ihn nicht wieder. „Umsonst blättere ich in meinen Erinnerungen. Tribschen — eine ferne Insel der Glückseligen: kein Schatten von Ähnlichkeit. Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine zugehörige Gesellschaft, die sie feierte ..." Und hier? Er sah nur die verhaßten Wagnerianer, die ihm nach dem Ausspruche der Schwester wie „eine Parodie auf sich selbst" vorkamen.

Mit scharfen Blicken erkannte der Franzose Ed. Schuré, daß Nietzsche sich zurückgesetzt fühlen mußte. Er schreibt: „Wagner war sein eigener Regisseur und setzte sich selbst in Szene. Ein feiner Charmeur und Bändiger der Seelen kam er immer an sein Ziel durch eine Mischung von Gewalt und Zärtlichkeit. In diesem wilden Wirbelsturm, den er selbst erregte und lenkte, konnte er seinen Schülern und Bewunderern nur eine sehr zerstreute Aufmerksamkeit widmen. Vor den Wundern, die er täglich vor uns

[1]) Übrigens blieb er der Schwärmerei für Tristan immer treu. Noch 1888 schreibt er: „Ich suche heute nach einem Werke von gleicher Faszination, von einer gleich schauerlichen und süßen Unendlichkeit, ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Leonardo da Vincis entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist das non plus ultra Wagners."

[2]) Patronatsherren hießen die Besitzer von Anteilscheinen des Bayreuther Unternehmens.

vollzog, hatten wir — Gott sei Dank nicht die Empfindungen, aber etwas von dem Erstaunen Mimes vor Siegfried, der das von ihm zerbrochene Schwert seines Vaters im Feuer neu schmiedet. Litt der Stolz eines Nietzsche nicht unter dieser Minderwertigkeit? (L'orgueil de Nietzsche souffrait-il de cette infériorité?) Seine überempfindliche Sensibilität — litt sie nicht unter gewissen familiären Vertraulichkeiten (rüdesses) des Meisters?"

Schon in Tribschen war Nietzsche leicht verletzt, wenn Wagner in roher Weise gegen das Christentum loszog oder frivole, zynische Bemerkungen machte. Er konnte ihnen niemals Geschmack abgewinnen. Er war zu keusch . . . Was er aber in Bayreuth nicht vertragen konnte, war, in der Masse der Bewunderer unterzugehen, die Liebe und den Dank des Meisters mit vielen Hunderten anderer zu teilen. Er floh während der ersten Proben nach Klingenbrunn im Böhmerwald, um doch zu den ersten Aufführungen zurückzukommen. Er hielt es aber nicht lange aus, er litt unter den Demütigungen und schied mit Tränen von der Stätte, für die er so heiße Schlachten geschlagen hatte.

Nur die Liebesenttäuschung jagte ihn davon. Aber das durfte er sich nicht gestehen. Er suchte nach Motiven für seinen Haß gegen Wagner und fand deren so viele er brauchte. Er rationalisierte sich seinen Haß . . .

Ahnte er nicht manchmal, daß es ein Kampf um die Liebe Wagners war? Im „Fall Wagner" finden sich die Worte: „Ach — der Wissende des Herzens errät, wie arm, wie hilflos, anmaßlich, fehlgreifend auch die beste tiefste Liebe ist — wie sie eher noch zerstört, als rettet. . . ." So zerstörte auch Nietzsche die Tempel der Liebe, die er aufgerichtet hatte. So entschlüpften ihm die bösen Worte: „Im Theater wird man Volk, Herde, Weib, Pharisäer, Stimmvieh, Patronatsherr, Idiot — Wagnerianer: da unterliegt auch noch das persönlichste Gewissen dem nivellierenden Zauber der großen Zahl, da regiert der Nachbar, da wird man Nachbar . . ."

Da wird Wagner für ihn der große Verführer, der Seelenfänger, der alte Räuber! „Er raubt uns die Jünglinge, er raubt selbst noch unsere Frauen und schleppt sie in seine Höhle. . . . Ah dieser alte Minotaurus! Was er uns schon gekostet hat! Alljährlich führt man ihm Züge der schönsten Mädchen und Jünglinge in sein Labyrinth, damit er sie verschlinge, alljährlich intoniert ganz Europa ‚auf nach Kreta, auf nach Kreta!' . . ."

Durchaus persönlich sind diese Worte aufzufassen. Wagner hatte Nietzsche alle Freunde geraubt und ihm keinen einzigen gelassen. Seine Freunde Gersdorff und Rhode nahmen für Wagner gegen ihn Partei und um die Seele des edlen, vornehmen Jüngers Heinrich von Stein, an dem er sich einen Apostel erziehen wollte, warb er vergeblich. Sein heißes Bemühen war umsonst, der Jünger wurde und blieb Wagnerianer. Auch seine mütterliche Freundin Malvida von Maysenbug hielt treu zu Wagner und zürnte Nietzsche wegen seines Abfalles.

Und im Inneren mag er gefühlt haben, daß er das Schmähwort „Schauspieler", das er auf Wagner anwendete, gegen sich anwenden müßte. Denn er war ein Schauspieler vor sich selbst. Er spielte

sich eine Überzeugung vor, während es sich um eine Rache zurückgesetzter Liebe und gekränkten Musikerstolzes handelte. Gegen den „Urdeutschen“ Wagner, den er gerne vom Juden Geyer abstammen ließ, spielte er den angeblichen Juden Bizet aus, er schwärmte für die jüdischen Dichter Heine und — man höre und staune — für Siegfried Lipiner![1]) . . .

Er wollte sich nicht gestehen, daß der Musiker in ihm beleidigt war. „Ich glaube, daß Künstler oft nicht wissen, was sie am besten können: sie sind zu eitel dazu.“ So leitet er seinen „Nietzsche contra Wagner“ ein. Er bildete sich ein, ein großer Musiker zu sein. Welche Anmaßung spricht aus den Worten: „Ich kenne nur einen Musiker, der heute noch imstande ist, eine Ouvertüre aus ganzem Holze zu schnitzen: und niemand kennt ihn.“

Natürlich! Niemand kennt Nietzsche den großen Musiker. Dies ist sein Schmerz, dies das bohrende Gefühl, das ihn gegen alle Welt verbittert macht. Sein musikalisches Talent geht ungenützt zugrunde.

Und doch! Wir können Nietzsche gerne zugestehen, daß er die Musik der Sprache erweitert hat, daß er geradezu die Musik

---

[1]) Wie einseitig Nietzsche urteilen konnte, das ersehen wir aus seinem Verhalten zur Operette. Von dem berühmten Philosophen Peter Gast erwartete er die Renaissance der deutschen Operette „Man muß dem bornierten deutschen Geist das Genie der Heiterkeit entgegenstellen“. Für Johann Strauß hat er kein Verständnis, die Fledermaus ist ihm ein Machwerk, dagegen lobt er die französische Operette „Mascotte“ von Audran über den grünen Klee. Man liest mit Staunen über die unglaubliche Verblendung eines großen Geistes die nachfolgenden Sätze:

„Eine Frage bewegt mich tief — die Operettenfrage. Solange Sie mit dem Begriff ‚Operette‘ irgendeine Kondeszendenz, irgendeinen Vulgarismus des Geschmacks mitverstehen, sind Sie — verzeihen Sie den starken Ausdruck! — nur ein Deutscher. . . . Fragen Sie doch, wie Monsieur Audran die Operette definiert: ‚Das Paradies aller delikaten und raffinierten Dinge‘, die sublimen Süßigkeiten eingerechnet. Ich hörte neulich ‚Mascotte‘ — drei Stunden und nicht ein Takt Wienerei. Lesen Sie irgendein Feuilleton über eine neue Pariser Operette. Sie sind jetzt in Frankreich darin wahre Genies von geistreicher Ausgelassenheit, von boshafter Güte, von Archaismen, Exotismen, von ganz naiven Sachen. Man verlangt 10 Nummern ersten Ranges, damit eine Operette, unter einem enormen Druck der Konkurrenz, obenauf bleibt. Es gibt bereits eine wahre Wissenschaft von finesses des Geschmacks und des Effekts.“ Folgen wüste Schimpfworte gegen Wien. „Wenn ich Ihnen Eine veritable Pariser Soubrette, welche crée — in einer einzigen Rolle zeigen könnte, z. B. Mad. Judic oder die Milly Meyer, so würden Ihnen die Schuppen von den Augen, ich wollte sagen, von der Operette fallen. Die Operette hat keine Schuppen: die Schuppen sind bloß deutsch . . . Für unsere Leiber und Seelen ist eine kleine Vergiftung mit Parisin einfach eine ‚Erlösung‘. Vergeben Sie mir, aber deutsch schreiben kann ich erst von dem Augenblick an, wo ich mir Pariser als Leser denken konnte. Der ‚Fall Wagner‘ ist Operettenmusik.“

Richard Batka bemerkt dazu: „Wir werden uns den Ausspruch merken. Denn es ist zum psychologischen Verständnis dieses glänzenden Pamphletes unerläßlich, das ästhetische Lebemannstum Nietzsches in dieser Periode zu erfassen, wie es in seiner Schwärmerei für die französische Operette zum Ausdruck kommt. Zarathustra als Operettenhabitué! Ein Umwerter aller Werte, der — ‚Fatinitza‘ zitiert. Die Unliebenswürdigkeiten gegen Wien wird man einem so paradoxen, bei der Wahl seiner Worte gern zu den stärksten und bittersten Wendungen greifenden Schriftsteller selbst an der Donau zugute halten. Ein Korn Wahrheit liegt ja doch auch darin und gerade die neuere Zeit hat sich bisweilen kräftig bemüht, den Vorwürfen des Philosophen gegen die Wiener Operette wenigstens für unsere Gegenwart noch nachträglich Sinn und Triftigkeit zu verleihen. Anderseits wissen wir es heute zur Genüge, daß des ‚letzten‘ Nietzsche Haß gegen den Bayreuther und gegen das Deutsche nichts anderes war, als eine degenerierte Liebe.“

der Prosa entdeckt hat. Im Zarathustra erreicht die deutsche Sprache eine ungeahnte Vollendung, einen zauberhaften Klang, der die Alliterationskünste Wagners weit hinter sich läßt. Hier glückte ihm der Sieg über Richard Wagner, von dem er, der maßlos Ehrgeizige, der immer der Erste sein wollte und nicht dienen konnte, dessen Willen zur Macht sein einziges Gesetz wurde, musikalisch geschlagen wurde. Doch welche erschütternde Tragik zeigt uns dieses Leben! Dieses ewige Schauspielern vor sich selbst, dieses Nichtsehenwollen der eigenen Affekte, dieses Nichthörenwollen der eigenen Stimmen, dieses Nichtfühlenwollen der eigenen Erbitterung! Welche unsinnige Verschwendung von Lebenskraft, um die Rolle durchzuführen, die es ihm gestattete, unter der Maske eines Dionysos asketischen Tendenzen zu leben!

Wie erbärmlich erscheint uns ein Mensch, der anderen Entsagung predigt, selbst aber in vollen Zügen das Leben genießt! Und wie blind gehen wir an dem viel interessanteren und ebenso heuchlerischen Typus vorüber, dem Menschen, der intellektuell vollkommen befreit ist, im Geiste alle Hemmungen niederreißt, der Freiheit predigt und selbst gebunden erscheint, sich keine dieser Freiheiten herausnimmt, dessen Leben auch den Gegensatz seiner Lehren darstellt[1]). Unter den fanatischen Atheisten finden sich häufig solche Typen, ich habe sie anderweitig genau beschrieben. Nietzsches Leben und Nietzsches Lehre bilden unüberbrückbare Gegensätze. Dort der Übermensch, der Dionysos, der rücksichtslos seinen Interessen Lebende, der sein Mitleid überwindet, der sich jeden Genuß gestattet, wenn das Ich es fordert, und hier ein Asket, der viele Jahre kein Fleisch ißt, der nicht raucht, sehr selten trinkt, die Genüsse der Liebe meidet, die Gesellschaft flieht, nur seiner Arbeit und seinem Denken lebt. Freilich, er begründet die Notwendigkeit seiner Askese mit hygienischen Motiven. Dies machen auch die kleinen, die sehr kleinen und kleinlichen Freigeister. Das gehört mit zur Schauspielerei, zum Nichtsehenwollen.

Ich wiederhole, daß Nietzsche einen mächtigen Hang zum Katholizismus zeigt, daß er den Heiligen des Mittelalters spielt, daß er gegen diese Tendenz mit aller Kraft seines Geistes ankämpfen muß.

In diesem permanenten Kampfe sehe ich die Ursache seines geistigen Zusammenbruches. Die Hypothese einer auf eine luetische Infektion zurückgehenden progressiven Paralyse ist absolut nicht bewiesen, geht auf vage Vermutungen zurück. Es entspricht dem materialistischen Zuge unserer Zeit, das Psychologische ganz zu vernachlässigen und das Somatische voranzustellen. (Die Krankheit soll nach dem Ausspruche Binswangers gar nicht das Bild einer typischen Paralyse geboten haben.)

Ich stelle mir die Genese der Erkrankung so vor: Nietzsche mußte schon in Basel anfangen vor sich Komödie zu spielen und Affekte zurückzudrängen, welche er nicht als die seinen anerkennen wollte.

[1]) Sie rationalisieren gerne die Entsagung: weil sie nicht pro domo sprechen, müßten ihre Worte mehr Überzeugungskraft besitzen.

Welcher Art diese Affekte und affektbesetzten Gedanken waren? Sexuelle Phantasien, vielleicht homosexueller Art, seine religiösen Tendenzen, sein Neid, seine Rachsucht, seine tiefe Kränkung über die mangelnde Anerkennung in Deutschland, das er über alles in der Welt liebte. (Vom „lieben niederträchtigen" Deutschland spricht er noch in einem Briefe an Wagner. Bald fällt das liebe weg und es bleibt das niederträchtige allein.) Er erwartete von jedem seiner Werke, deren überragende Bedeutung er mit berechtigtem Stolze erkannte, ein sofortiges gewaltiges Echo. Er wollte nicht begreifen, daß solche Bücher erst langsam in die Massen eindringen konnten, daß sie ihrer Zeit weit voran waren. Das führte zu einer Feindschaft gegen Deutschland, wie die allzugeringe (nur nach seiner Auffassung allzugeringe) Liebe Wagners zum Abfall führen mußte.

Wie sah es aber in seinem Innern aus? Dort stöhnte die Liebe zu Wagner, dort herrschte noch die heiße Liebe zum Vaterlande, dort verlangte der mißhandelte Glauben sein Recht. Es gab unzählige „Proteste des Unbewußten", die sein Ohr mit allerlei Stimmen füllten, die ihn in die Einsamkeit verfolgten, vor denen er sich nur durch rastlose Arbeit retten konnte. So war er gezwungen, Raubbau mit seinem Gehirn zu treiben. Man kann sein Genie daran ermessen, daß er nur mit einem Teile seiner geistigen Energien rechnen konnte; die anderen waren zur Verdrängung der rebellischen Gedanken bestimmt. Einer solchen ungeheueren Leistung war auch das beste gesündeste Gehirn nicht gewachsen. Schon die Kopfschmerzen waren ein Alarmruf des gequälten Denkorganes.

Hier möchte ich auch ein Wort über seine Sehstörung verlieren. Er litt zeitweise an solchen Augenstörungen, daß er nicht sehen konnte und langwierige Atropinkuren durchmachen mußte. Ich halte diese Erkrankung für Hysterie, wie ich die ganze Erkrankung Nietzsches als einen Fall von Hysteria virilis mit Übergang in Paranoia auffasse.

Über die Zusammenhänge zwischen Homosexualität, Hysterie und Paranoia findet sich gleichfalls in meinem neuen Buche eine längere Abhandlung. Ich müßte mich hier wiederholen. Ich möchte nur aufmerksam machen, daß sich in der Lebensgeschichte Nietzsches alle Momente finden, die ich in den Krankengeschichten niedergelegt habe: Die Eifersucht, die Einschränkung des geistigen Gesichtsfeldes (bei Künstlern verbunden mit einer Fähigkeit zur unendlichen Vertiefung in eine Richtung), der maßlose Neid, der Größenwahn und die Unfähigkeit zur dauernden heterosexuellen Liebe. Weitere Einzelheiten müssen in meinem Buche nachgelesen werden. Ich gedenke in einer größeren Studie über Jean Jaques Rousseau an dieser Stelle den Nachweis für die Zusammenhänge zwischen Homosexualität und Paranoia zu erbringen. Allerdings hat uns der französische Dichter-Philosoph in seinen Bekenntnissen ein möglichst wahrheitsgetreues Bild seines Sexuallebens entworfen, das uns bei Nietzsche fehlt. Wir sehen sozusagen nur die letzten und feinsten Äußerungen des Sexuallebens. . . .

Die Hysterie, die typische Erkrankung des Künstlers, ja, die Bedingung seines Schaffens[1]), besteht eigentlich in einer Spaltung des Individuums in zwei Partial-Ich, von denen das eine wissen darf, was das andere weiß. Bei Hysterischen findet sich eine objektiv nachweisbare „Einschränkung des ganzen Gesichtsfeldes", welche der körperliche Ausdruck für dies „Nichtsehenwollen" oder „Nichtwissenwollen" ist. Sehr häufig finden sich bei Hysterischen nervöse Akkomodationsstörungen, welche oft bis zur völligen Blindheit gehen können. (Ein solcher Fall von hysterischer Blindheit wurde erst vor einigen Jahren in Amerika beschrieben. Die Heilung trat in einigen Tagen auf.) In Basel meldete sich bei Nietzsche die erste Reaktion gegen Wagner. Er flüchtete in die Krankheit, schränkte seine Besorgungen und seine Besuche ein, mußte einen Urlaub nehmen. Wir können leider nur vermuten, welches die Umstände waren, welche er nicht sehen wollte. War es der Neid oder die übergroße, fast in das Physische übergreifende Liebe zu Wagner? Waren es andere Momente, die ich hier gar nicht anzudeuten wage?

Sicher setzte hier eine schwere Hysterie ein, welche dann auch auf andere Organe auf dem Wege der Konversion übergriff, sich als Verdauungsstörung äußerte, seine soziale Fähigkeit auf ein Minimum reduzierte. Denn die Neurose macht alle von ihr Ergriffenen asozial und trennt die Menschen von der Masse.

So wurde er der Seiltänzer, der über einen grauenhaften Abgrund seine kühnsten Kapriolen vollziehen mußte; ein Nachtwandler, der der ganzen Welt ein neues Licht aufsteckte; ein Entdecker ungeahnter Zusammenhänge und neuer Möglichkeiten; ein Sklave, der für die Freiheit der anderen verblutet. Je mehr er sich von seiner inneren Gebundenheit entfernen mußte, desto kühner stiegen seine Forderungen für den Menschen der Zukunft, für den Tänzer. Schließlich war der elastische Faden, der das Bewußte, Nebenbewußte und Unbewußte verband, immer dünner und riß. . . . Er brauchte nur die Ruhe, die er in einer Flucht in die Krankheit erzwang. Auch der Wahnsinn ist kein Erzwungenes, sondern ein Gewolltes. Er wurde wieder ein Kind und war der Pflege der Mutter und Schwester anvertraut. Er konnte wieder fromm sein und ein vegetatives Leben führen, der für eine ganze Menschheit gedacht hatte. Er wurde sein eigener Erlöser, er war der reine Tor, der alle Wunder der Auferstehung erwarten konnte.

Er glaubte ja an eine Sternenfreundschaft der Menschen, die Erdenfeinde sein konnten; er glaubte an die Wiederkehr des Gleichen. Er stürzte sich in die Nacht des Wahnsinns, die ihm alles Verlorene wiederbrachte: Die Sterne der Vergangenheit und die Freuden der Kindheit.

Nach einem seiner Tribschener Besuche berichtet er an Wagner, er wisse, was er seinen Dämonen schuldig sei. In Kiel, Berlin und Basel dachten die Freunde zu gleicher Zeit an Wagner und gossen den roten Wein auf den Estrich. *Χαίρετε δαίμονες!* „Denn was

[1]) Vgl. mein Schriftchen „Dichtung und Neurose. Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden.

bitten wir die Dämonen, was danken wir ihnen, was nicht mit ihnen auf das Innigste und Nächste zusammenhängt?“ Er bat um Frieden und bat, daß die Freundschaft zu Wagner ungetrübt bleiben sollte. O — er kannte seine Dämonen und ihre Tücke nur zu gut. Nun hetzten sie ihn in Streit und Undankbarkeit, in Verrat und Haß, bis der gütige Wahnsinn ihn von ihrer Macht befreite.

Schon lange lauerte der Dämon Wahnsinn auf sein Opfer. Er wußte es, daß der Abgrund zwischen dem „Nichtgesehenen“ und dem „Anerkannten“ nicht zu überbrücken war. Nur die Nacht löscht alle Gegensätze aus, weil sie Höhen und Tiefen, Licht und Dunkel in eine formlose schwarze Masse verdichtet.

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in und nach dem Kriege und die Beratungsstellen.

Von Henriette Fürth
in Frankfurt a. Main.

Die geschlechtlichen Erkrankungen sind eine Begleiterscheinung der Kriege und besonders langdauernder Kriege. Die Erklärung dafür liegt nahe genug.

Millionen kräftiger Männer stehen draußen an den Fronten. Umbrüllt von den Kakophonien des Todes führen sie, aller Zivilisation und Kultur entfremdet, das Leben von Höhlenbewohnern. Nur haben sie weit Schwereres zu erdulden als ein primitives Leben oder den Kampf von Mensch zu Mensch. Tage- und wochenlang hingeduckt, müssen sie tatenlos die Stürme des Trommelfeuers über sich hinbrausen lassen, jeden Augenblick gewärtig, daß ein Volltreffer ihren Unterstand verschüttet, ständig von giftigen Gaswellen bedroht und jeder Art von Vernichtung widerstandslos preisgegeben. Da wird ihren Nerven Ungeheures zugemutet.

Kommen sie dann in die Ruhestellung zurück, so tritt die Reaktion ein. Sie äußert sich je nach Temperament, Anlage und Erziehung verschieden. Bei nicht wenigen wird sie zur Lebensgier. Da draußen lauert der Tod. Zu ihm müssen sie in absehbarer Zeit zurück. So wollen sie wenigstens dem Augenblick abgewinnen, was er irgend hergeben will. Kehrt der Soldat auf Urlaub oder als Verwundeter in die Heimat zurück, so machen sich solche Begierden um so stärker geltend, je leichter man ihnen nachgeben kann. Tritt nun noch die Lockung und Verführung in Form von Alkohol und Prostitution auf den Plan, so ist es leicht um diese jungen Menschen getan, von denen die meisten von edlerem Lebensgenuß kaum eine Ahnung haben.

Aber diese Verkettung stellt noch nicht einmal die schlimmste Seite unseres Problems dar. Millionen von verheirateten Männern stehen im Heeresdienst. An den Fronten, in der Etappe oder Garnison. Städter und Leute vom Land. Sie haben jahraus, jahrein in allseitig geregelten Beziehungen gelebt. Der Krieg hat sie aus

allem herausgerissen und auch sie den gekennzeichneten Lockungen und Verführungen preisgegeben.

Die Folge ist die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten unter den verheirateten Soldaten und ihr Übergreifen auf das Land. Damit ist eine große Gefahr gegeben: die Durchseuchung des Zellkerns unserer Volksgemeinschaft, der Familie in Stadt und Land.

Diese Gefahr gilt es zu bekämpfen. Es gilt aber auch zu verstehen, daß diese Bekämpfung nicht von der Unterstellung einer Schuld ausgehen darf. Aus Gründen der inneren Gerechtigkeit, ebenso wie aus denen rassehygienischer Nützlichkeit und Notwendigkeit. Wir haben gezeigt, daß und warum eine bezügliche Verfehlung beim Soldaten entschuldbarer ist als sonst. Aber auch aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Wollten wir an die Bekämpfung dieser gefährlichen Volkskrankheit lediglich oder auch nur vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der sittlichen Verpflichtung, der sittlichen Beeinflussung oder des moralischen Werturteils gehen, so würden wir die Sache statt besser nur schlimmer machen. Wir müssen daher, unter uneingeschränkter Würdigung und Anwendung pädagogischer und sexualethischer Gesichtspunkte und Methoden, der venerischen Gefahr nicht nur von einer, sondern von allen Seiten her Herr zu werden suchen.

Will ich einen Feind mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen, so muß ich ihn, seine numerische Stärke und seine Hilfsmittel erst genau kennen. Im vorliegenden Falle ist die Voraufgabe nicht leicht. Genaue Zahlen über die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten im Heer liegen für die Kriegszeit nicht vor. Fest steht, daß die Erkrankungsziffer verhältnismäßig nicht so hoch ist wie im Kriege 1870/71. Ebenso daß die venerischen Erkrankungen bei unsern Gegnern schlimmer wüten als bei uns. Besonders in England und Frankreich. In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Medizin wies der Syphilidologe Prof. Gaucher darauf hin, „daß die durch die Syphilis der Volksgesundheit drohende Gefahr immer verhängnisvoller in die Erscheinung trete und gebieterisch nach Abhilfe verlange. Während in den ersten 16 Monaten des Krieges die Syphilisfälle in der französischen Armee eine Steigerung um ein Drittel erfahren hatten, hat sich in den letzten Monaten des Jahres 1916 die Zahl auf rund zwei Drittel gegen die Friedenszeiten erhöht... Nach den Berechnungen eines der Diskussionsredner, Dr. Leredde, vernichtet die Syphilis in Frankreich jährlich gegen 40000 Menschenleben; sie stellt danach mit dem Alkoholismus und nächst der Tuberkulose den Hauptteil der Sterblichkeit in Frankreich dar." (Frankf. Ztg., Abendblatt, 6. 1. 17.)

Wie es in England bestellt ist, erhellt aus der Tatsache, daß nach den Feststellungen einer im November 1913 von der Regierung eingesetzten Kommission die Sterblichkeit an venerischen Erkrankungen in den oberen und mittleren Klassen 302 von 1000 Erkrankungsfällen betrug. In 10 Jahren nahm die Zahl der Ansteckungsfälle um 8,53 % zu. Im ganzen schätzt man die Zahl der Syphiliskranken in den großen Städten auf 10 % der Bevölkerung. Die Kommission verlangt daher energische Bekämpfungsmaßnahmen, wie die Führung einer genauen Statistik, die Anschaffung von Salvarsan

auf Staatskosten, die kostenlose Behandlung der Geschlechtskrankheiten bei Unbemittelten und die Übernahme von 75 % der Kosten auf das königliche Schatzamt. Geschlechtskrankheiten sollen als Ehehindernis erklärt und den Ärzten die gesetzliche Befugnis zuerkannt werden, Personen, die mit einem Geschlechtskranken eine Ehe eingehen wollen, in vertraulicher Weise von diesem Umstand Mitteilung zu machen. Endlich soll auf allen Stufen der Schulbildung die Erziehung zu einer moralischen Auffassung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern mit Nachdruck betrieben werden[1]).

Ein wichtiger Teil des Berichtes beschäftigt sich mit den Wirkungen der Geschlechtskrankheiten auf die zweite Generation. 30 bis 50 % der unfruchtbaren Frauen verdanken ihre Sterilität der Gonorrhöe. Von den 1100 Zöglingen der städtischen Blindenanstalten in London ist bei 55,6 % die Blindheit auf eine geschlechtliche Erkrankung der Eltern zurückzuführen. Ebenso ist bei einem hohen Prozentsatz der Fälle von jugendlichem Blödsinn, Idiotie, Taubheit und anderen Krankheiten vererbte Syphilis die Ursache. Der jährliche Verlust von Arbeitskräften infolge venerischer Leiden ist erschreckend groß. Ferner darf die vom soziologischen Standpunkte berücksichtigenswerte Tatsache nicht übersehen werden, daß die Mehrzahl der Syphilisfälle nach einem Zeitraum von 10 bis 15 Jahren Paralyse oder Tabes zur Folge hat. Die Kosten, die der Allgemeinheit aus der Erhaltung dieser Krüppel erwachsen und der damit verbundene Schaden sind als enorm zu bezeichnen.

Mit größter Eindringlichkeit wird daher die Ausgestaltung der sanitären Einrichtungen gefordert und eine möglichst großzügige Behandlung der Geschlechtskrankheiten in Vorschlag gebracht. Alle Krankenhäuser sollen Spezialabteilungen erhalten und diese mit den modernsten Einrichtungen und Behelfen ausgestattet werden. Zum Grundsatz bei der Aufnahme der Patienten soll erhoben werden, daß niemand, der in einer öffentlichen Klinik Heilung sucht, zurückgewiesen werden darf. Wo es nottut, sollen Abendkliniken errichtet werden, damit ambulante Kranke ohne Störung ihres Berufs behandelt werden können.

Einstimmig sprach sich die Kommission dafür aus, daß Personen, die mit einer Geschlechtskrankheit behaftet sind, unter keinen Umständen heiraten dürfen.

Auch sollen Ehen für ungültig erklärt werden, in welcher einer der beiden Partner venerisch erkrankt ist, die Nichtigkeitserklärung soll aber die Kinder nicht illegitim machen.

Anzeigen von Heilmitteln für diese Krankheiten sind verboten und ein Privileg soll diejenigen Ärzte schützen, welche bona fide eine Ehe verhindern oder aufschieben, wo der eine Partner geschlechtlich erkrankt ist.

Diese von englischer Seite geplanten Maßnahmen spiegeln einen Sachverhalt wider, der auch in den Erkrankungsziffern der englischen Armee zum Ausdruck kommt. Einschränkend ist allerdings darauf hinzuweisen, daß England bis zum Krieg kein Volksheer, sondern ein Söldnerheer besaß. Es geht also nicht an, die Zustände

[1]) Vgl. Mitteilungen der D. G. B. G., Bd. 14, Nr. 1 und 2, April 1916.

innerhalb des englischen Heeres vor dem Krieg ohne weiteres auf die Zivilbevölkerung zu übertragen. Einen Annäherungswert dürften sie aber immerhin darstellen. Wir finden dort im Jahre 1885/86 eine Erkrankungsziffer von 275 auf 1000 Mann und 1904/05 immer noch 108, während in der preußischen Armee 1881/82 noch 41 ‰ der Kopfstärke, 1903/04 aber nur noch 19,5‰ zur Behandlung kamen[1]).

Nach einer Erhebung vom April 1900 kamen in der Zivilbevölkerung Preußens auf **10 000** Einwohner **28** Geschlechtskranke

in Berlin	„	10 000	„	142 „
in Städten	über	100 000	„	100 „
„ „	„	30 000	„	58 „
„ „	unter	30 000	„	45 „
		in der Armee		15 „

Als Ausnahmen im ungünstigen Sinne sind Hafen- und Universitätsstädte, auch Städte mit großen Garnisonen zu bezeichnen.

Von Rekruten waren 1903/05 in Berlin 41,3 ‰ venerisch krank. Im Gegensatz dazu zeigten Westfalen und die angrenzenden Rheinlandsteile eine Rekrutenkrankenziffer von 8,8 bis 2,4 vom Tausend.

Gehen wir mit einem Wort auf diese starke Unterschiedenheit ein. In Westfalen und den unmittelbar angrenzenden Rheinlandsteilen sitzt eine junge, gut verdienende Bevölkerung. Die Frühehe ist das bei der dortigen Arbeiterschaft übliche und die Männer verdienen so viel, daß die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen wenig verbreitet ist. Auch fehlt die großstädtische Hyper- und Pseudokultur mit ihren grellen Lock- und Reizmitteln. Kino und Varieté sind zwar auch nicht unbekannt, aber nicht so gar aufdringlich wie in der Hauptstadt. Endlich ist die Zahl der Prostituierten absolut und relativ klein und während, nach einer Zählung vom 30. April 1900, in Berlin auf 10 000 Personen der erwachsenen Bevölkerung 91,18 venerisch Kranke kamen, belief sich die entsprechende Zahl im Regierungsbezirk Arnsberg auf 7,49 Personen.

Sozial gesehen, sind die Geschlechtskrankheiten am stärksten unter den Studenten verbreitet, von denen in Berlin 25 % jährlich erkranken. Die Kaufleute wiesen 16 %, die Arbeiter 9 und die Soldaten 4 % Erkrankte auf. (Blaschko-Fischer a. a. O.) Gehen wir den Gründen für diese Unterschiedenheit nach, so treffen wir wiederum auf wirtschaftliche und soziale Einflüsse. Der Arbeiter ist in der Lage, frühe zu heiraten. Die Verhältnisse weisen ihn sogar geradezu auf die Frühehe hin, denn nur in jüngeren Jahren kann er soviel verdienen, daß er eine Familie davon ernähren kann. Auch der junge Kaufmann könnte ähnlich verfahren, wenn nicht die manchmal ungemessenen Lebensansprüche der betreffenden Schichten ein größeres Einkommen als Ehegrundlage wünschbar machten. Der Akademiker dagegen ist nicht in der Lage, frühzeitig eine Familie zu gründen. Ganz gewiß nicht während der Studentenzeit, meist aber auch noch Jahre danach durch die ganze Vorbereitungszeit und während der ersten Jahre nach Gründung der Existenz. Das durchschnittliche Heiratsalter der Männer dieser Schichten erhöht

[1]) Blaschko-Fischer: „Einfluß der sozialen Lage auf die Geschlechtskrankheiten“ aus Krankheit und Soziale Lage, München 1913.

sich fortgesetzt, und die Eheschließungen gehen zurück. Der Beamte, der Wissenschaftler und in vielen Fällen auch der Kaufmann kann nicht heiraten, bevor sein Einkommen nicht eine den gesteigerten Lebenskosten und Lebensansprüchen angemessene Höhe erreicht hat. Der Offizier darf nicht heiraten, wenn er nicht die Kaution stellen kann. Und seinen weiblichen Beamten legt derselbe Staat, der die Verpflichtung zu starker Nachkommenschaft sehr betont, das Zölibat auf.

So sehen wir letzten Endes wirtschaftliche Zusammenhänge eine vermehrte Inanspruchnahme der Prostitution und damit eine Zunahme der venerischen Erkrankungen herbeiführen.

Welcher Art sind die damit gegebenen Gefährdungsmöglichkeiten? Von den 3 hauptsächlichen venerischen Erkrankungen kommen als volksgefährlich nur die Gonorrhöe (Tripper) und die Syphilis in Betracht[1]). Die Gonorrhöe ist eine lästige und störende, für den Mann aber meist ungefährliche Erkrankung. Doch kann sie auch beim Manne bedenkliche Erscheinungen hervorrufen, Nervenbeschwerden schwerer Art und Zeugungsunfähigkeit zur Folge haben. Die lästigen Begleiterscheinungen der Erkrankung pflegen beim Manne nach einigen Wochen zu verschwinden. Der Kranke glaubt sich dann geheilt, ohne es zu sein. Bei bestem Wohlbefinden kann die Ansteckungsfähigkeit noch Monate und Jahre fortbestehen.

Auch bei den erkrankten Frauen kann die Erkrankung einen solchen Verlauf nehmen und die Frau, ohne es selbst zu wissen, jahrelang Ansteckungsträgerin sein. Sehr oft nimmt aber die Gonorrhöe der Frau eine viel ernstere Form an und verläuft viel schwerer als beim Manne. Neißer sagt darüber in dem angezogenen populären Schriftchen: „Das Gift befällt die Gebärmutter und die Eierstöcke. Es entstehen Entzündungen, Eitersäcke, Verwachsungen und dergleichen, welche die Frauen auf Monate bettlägerig, durch die heftigen Schmerzen arbeitsunfähig machen und gar oft große Operationen erfordern. Und doch müssen in unzähligen Hausständen solch arme Frauen den ganzen Hausstand allein versorgen und mit verdienen! Es ist gar nicht zu schildern, welches Elend durch den Tripper in solchen Familien angerichtet wird."

Auf die Nachkommenschaft geht der Tripper nicht über. Der Blennorrhöe (Tripper-Augenentzündung der Neugeborenen) begegnet man heute durch das vorbeugend geübte Crédésche Verfahren (Einträufelung einer 2prozentigen Höllensteinlösung in die Augen des Neugeborenen). Bevor man dies Verfahren kannte, hatte man Ursache, 60 % aller bezüglichen Erblindungsfälle auf Tripper zurückzuführen.

Weit gefährlicher in ihrem Verlauf und weit harmloser in ihren Anfangserscheinungen ist in der Regel die Syphilis. Ihre besondere Gefährlichkeit besteht darin, daß auch hier die äußeren Erscheinungen oft sehr rasch abheilen und anscheinend keinerlei Störungen hinterlassen, während in Wirklichkeit der sich gesund glaubende

[1]) Blaschko: „Die Geschlechtskrankheiten, ihre Gefahren, Verhütung und Bekämpfung", Berlin 1902, und Neißer: „Was soll jeder Mann von den Geschlechtskrankheiten wissen?" Berlin 1915.

noch Krankheits- und Ansteckungsträger ist. So wird ein solcher Kranker nicht nur zu einer ständigen Gefahrenquelle für alle, mit denen er in intime Berührung kommt. Er wird oder kann für sich und seine Angehörigen dadurch zu einer sozialen und wirtschaftlichen Gefahr werden, daß das in seinem Körper schlummernde Syphilisgift eines bösen Tages in Gestalt von Gehirnerweichung (Paralyse), Rückenmarksschwindsucht (Tabes) oder Erkrankungen der großen Herzschlagadern (Aneurysma) zu erschreckendem Leben erwacht.

Ebenso verhängnisvoll ist die Syphilis für die Nachkommenschaft. Sie führt zu Früh- und Totgeburten, sowie zur Geburt geistig und körperlich verkümmerter und oft verkrüppelter und blödsinniger Kinder, die ihr ganzes Leben hindurch eine schreckliche Anklage für die Eltern darstellen[1]).

Nach Blaschko-Fischer (a. a. O.) ist ein jährlicher Geburtenausfall von etwa 200000 die schlimme Folge der durch venerische Erkrankungen verursachten Sterilität.

Wir können uns an diesen kurzen Darlegungen genügen lassen. Aus ihnen geht mit genügender Deutlichkeit der ganze Umfang der sich hier ergebenden Gefährdungsmöglichkeiten hervor. Erinnern wir uns nun, daß durch Einbeziehung so vieler Ehemänner und besonders auch der in normalen Zeiten sich der Prostitution kaum bedienenden ländlichen Bevölkerung in den Kreis der Gefährdeten die Gefahr der Durchseuchung der Familien in Stadt und Land soviel größer geworden ist. Das nötigt uns, der Frage der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten unsere ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Man muß von den verschiedensten Seiten kommen, wenn man dieser tückischen Volksgefahr wirksam begegnen will. Wollte man die venerischen Erkrankungen nur von der medizinischen Seite her bekämpfen, so wäre das einem Kurieren am Symptom vergleichbar. Denselben Fehler würde begehen, wer da glaubte, nur durch erziehliche Maßnahmen das Übel von der Wurzel her ausrotten zu können. Nur ein Zusammenwirken aller Mittel und Methoden, der medizinischen und der erziehlichen, der sozialen und der wirtschaftlichen kann hier den Erfolg heraufführen, und wenn wir heute nur von der rein therapeutischen Seite an unsere Aufgabe herantreten, so, weil hier das Nächstliegende zu tun ist und die raschesten und sichtbarsten Erfolge zu gewärtigen sind.

„Die Syphilis ist," wie Neißer ausführt (a. a. O. S. 5) „wenn sie schlecht oder gar nicht behandelt wird! — aber auch nur dann — eine sehr ernsthafte Krankheit, die oft zu dauerndem Siechtum und Erwerbsunfähigkeit und zur Verkürzung der Lebensdauer führt." Ähnliches gilt von der Gonorrhöe, von der Blaschko sagt, daß man ihrer, wo eine ausreichende Behandlung gegeben ist, abgesehen von den seltensten Ausnahmen Herr werden könne. Beide Erkrankungen haben aber auch das gemein, daß ihre Heilung um so wahrscheinlicher ist, je früher eine sachgemäße Behandlung eingeleitet, und wenn die Behandlung solange

[1]) Blaschko a. a. O.

fortgesetzt und so oft wiederholt wird, als der Arzt es für erforderlich hält. Rechtzeitige Feststellung, frühzeitige, gründliche und lange genug fortgesetzte Behandlung ist es, was hier not tut.

Es hieße aber den Menschen im allgemeinen zu viel Überlegsamkeit, Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zutrauen, wollte man unterstellen, daß sie bei einem Übel, das ihnen nicht auf den Nägeln brennt und von dessen wirklicher Tragweite die meisten keine Ahnung haben, freiwillig und rechtzeitig alle nötigen Vorkehrungen treffen. Es kommt hinzu, daß die Betroffenen sich einer Krankheit schämen, die, in der überwiegenden Zahl der Fälle, durch eigenes Verschulden erworben, für schimpflich gehalten und deren Bekanntwerden daher, auf die Gefahr der Selbstschädigung hin, sorglich vermieden wird.

So ergibt sich ein Dilemma schlimmster Art. Hier die Furcht vor Schimpf und Schande, vor Familienzwist und Familienzerrüttung. Auf der anderen Seite droht auf dem Umweg über die erkrankten Verheirateten der Familie, dem Nachwuchs nach Zahl und Beschaffenheit und damit der Zukunftserwartung des Volkes eine unabsehbare Gefahr.

Ihr gilt es zu begegnen.

Wie kann das geschehen?

Es war von dem schleichenden Charakter der Gonorrhöe, von der tückischen und verhängnisvollen Einwirkung der Syphilis die Rede und davon, daß ein großer Teil ihrer Gefährlichkeit darin liegt, daß die Befallenen, sich gesund oder nach vergleichsweise kurzer Behandlung wieder gesundet Glaubenden, die Behandlung abbrechen, bevor sie wirklich gesund sind.

Das erste wäre daher, zu bewirken, daß möglichst alle Kranken und Krankheitsverdächtigen unverzüglich ärztlichen Rat einholen.

Man hat die in diesem Sinne sich ergebenden Verantwortungen und Aufgaben schon vor dem Kriege erkannt und dementsprechende Maßnahmen getroffen, die im Kriege sowohl nach der Seite der Verhütung wie der Heilung allseitig ausgebaut wurden. Die Merkblätter und Flugschriften der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sind in Millionen von Exemplaren hinausgegangen und haben eine stille Aufklärungsarbeit getan. Man hat gleich zu Beginn des Krieges das Operations- und Etappengebiet von zweifelhaften weiblichen Elementen gesäubert und durch Schließung von Animierkneipen und Bordellen, Früherlegung der Polizeistunde, Abkürzung des Abendurlaubs, strenge Überwachung der Straßenprostitution, der Winkelhotels und Absteigequartiere auch in der Heimat alle möglichen Vorkehrungen getroffen.

Zu den polizeilichen gesellte man Verhütungsmaßregeln kultureller Art. Man gründete an den Fronten bzw. in den Ruhestellungen und Etappen Soldatenheime und Lesesäle, um den Soldaten so ein Stück Heimat oder Heimatlichkeit zu schaffen. Man brachte künstlerische Darbietungen durch Konzerte, Theater, Lichtspiele usw. zu ihnen hinaus.

Ganz besonders hervorzuheben ist auch eine Maßnahme wirtschaftspolitischer Vorbeugung, die allseitige Beachtung und Nachahmung verdient. Das Ergebnis einer Reise durch Belgien, die der

ständige Ausschuß der Landesversicherungsanstalten auf Einladung des Generalgouverneurs von Belgien, des Generalobersten von Bissing, unternahm, war die Bereitstellung von 200000 Mk., um durch Schaffung von Arbeit die Not unter den Frauen und Mädchen Belgiens zu lindern und diese so den Armen der Prostitution zu entreißen.

Neben die Krankheitsverhütung tritt das Heilverfahren. Zuerst das rein medizinische. Soweit da das Heer in Frage kommt, ist alles gut geordnet. Durch Strafandrohung bei Nichtmeldung einer Erkrankung, durch sorgfältige Untersuchung und Behandlung der Erkrankten, durch Aufklärung über Art und Folgen der Erkrankung, Verabreichung von Schutzmitteln usw. wird alles Erdenkliche getan, um der Ansteckungs- und Ausbreitungsgefahr, wie den Folgen möglichst zu begegnen.

Das ist im Heer. Ganz anders wird aber die Sache, sobald der Erkrankte aufhört, Soldat zu sein. Keinerlei Verordnung und Zwangsmaßnahme kann ihn dann erreichen. Und doch wäre nichts nötiger, als ihn hier, wo er zur unmittelbaren Gefahrenquelle in dem aufgezeigten Sinne werden kann, zu fassen und wenn erforderlich zwangsweise einer sachgemäßen Heilbehandlung zu unterwerfen. Man hat, um zu diesem Ziele zu gelangen, verschiedene Vorschläge gemacht. So auch den, nach Friedensschluß die Erkrankten bis nach erfolgter Heilung bei den Besatzungsmannschaften des Okkupationsgebietes zu belassen. Einer derartigen zweischneidigen Maßnahme kann aus den verschiedensten Gründen nicht zugestimmt werden. Nicht nur, weil dann mit einem Schlag die Okkupationstruppen mit dem Fluche des Krankheitsverdachtes beladen würden, sondern auch weil dadurch unter Umständen viele Tausende für den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens brauchbarer oder notwendiger Kräfte ausgeschaltet würden, die sehr wohl in der Lage wären, sich neben der Wahrnehmung ihrer Berufspflichten einer Schluß- oder Nachbehandlung ihres Leidens zu unterziehen.

Ein anderer Vorschlag ging dahin, den zuständigen Heimatstellen (Landesversicherungsanstalten), unter Auferlegung der gesetzlichen Schweigepflicht gegen Dritte, diejenigen der versicherungspflichtigen Bevölkerung angehörenden Kriegsteilnehmer mitzuteilen, die während ihrer Dienstzeit geschlechtskrank befunden waren, damit nach ihrer Entlassung eine geeignete ärztliche Kontrolle ausgeübt werden könne. Die Heeresverwaltung erklärte sich grundsätzlich mit diesem Vorschlag einverstanden, machte aber die Einschränkung, daß die Erkrankten die Erlaubnis zur Weitermeldung geben müßten, da die Namensnennung an die Landesversicherungsanstalten ohne Einwilligung des Kranken eine Verletzung des Berufsgeheimnisses, eine Art Vertrauensbruch darstelle. Gegen diese Auffassung wendet sich eine Eingabe der D. G. B. G., und es ist zu wünschen, daß angesichts des nach Friedensschluß zu erwartenden Rückflutens der Massen, unter denen die Zahl der noch behandlungsbedürftigen und ansteckungsfähigen Leute immerhin nicht ganz gering sein dürfte, das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen sei. Wir sind ja längst daran gewöhnt, uns im all-

gemeinen Interesse Einschränkungen unserer persönlichen Freiheit, samt Melde- und Behandlungszwang auferlegen zu lassen. (Impf- und Desinfektionszwang, Krankenhausbehandlung bei Scharlach, Diphtherie usw.)

Von der Erwägung ausgehend, daß man unter allen Umständen die Pflicht habe, einen möglichst großen Kreis von Erkrankten oder Krankheitsverdächtigen der Beobachtung zu unterwerfen und der Behandlung zuzuführen, ist man während des Krieges darangegangen, eine Einrichtung auszubreiten, die schon vor dem Krieg an einzelnen Orten ins Leben gerufen worden war und deren Aufgabe darin besteht, bezügliche Erkrankungen zu ermitteln und der Behandlung zuzuführen.

Die Beratungsstellen.

Im Anschluß an eine Besprechung, die im April 1913 die Vorstände der Landesversicherungsanstalten zusammengeführt hatte, wurde am 1. Januar 1914 in Hamburg auf Anregung des Geh. Reg.-Rats Bielefeld, des Vorsitzenden der L.-V.-A. der Hansestädte eine Beratungsstelle unter dem Namen „Fürsorgestelle für Geschlechtskranke“ gegründet[1]).

„Die Wirksamkeit der Fürsorgestelle wurde vorerst auf Syphiliskranke beschränkt. Einmal ist die Syphilis mit ihren Folgeerscheinungen die verheerendste unter den Geschlechtskrankheiten und spielt namentlich auch als Invaliditätsursache eine besonders unheilvolle Rolle. Sodann aber bedürfen gerade die Syphiliskranken nach Abschluß ihrer ersten Behandlung noch einer mehrjährigen Überwachung, damit ein Wiederaufflackern der Krankheit möglichst rechtzeitig erkannt werden und eine angemessene Nachbehandlung eintreten kann. Diese Nachbehandlung durchzusetzen, war — neben Verhütung der Krankheitsübertragung auf Angehörige usw. — als Hauptziel der Fürsorgestelle ins Auge gefaßt. Denn nach den neueren Erfahrungen auf dem Gebiete der Syphilistherapie ist durch eine oder mehrere rechtzeitig eingesetzte Nachbehandlungen mit einiger Sicherheit zu erreichen, daß Syphiliserscheinungen des sekundären oder tertiären Stadiums entweder überhaupt nicht mehr oder nur in ganz gelinder Form auftreten und die für die Erwerbsfähigkeit des Kranken meist so verhängnisvollen Folgekrankheiten des Rückenmarks, Gehirns oder Herzens fast immer vermieden werden.

Zur Erreichung des angestrebten Zieles galt es zunächst Vorsorge zu treffen, daß die aus der ersten Behandlung der Krankenkassen entlassenen Kranken der Fürsorgestelle bekannt wurden. Daß sie sich freiwillig melden würden, war um so weniger zu erwarten, als erfahrungsgemäß selbst die Aufforderung des behandelnden Arztes, sich einige Zeit nach der Entlassung wieder vorzustellen, von den Kranken meist unbeachtet gelassen wird. So blieb nichts übrig, als ein Meldeverfahren für die behandelnden Ärzte einzuführen.

---

[1]) „Beratungsstellen für Geschlechtskranke.“ Mitteilungen der D. G. B. G. Bd. 14. Nr. 1 u. 2. April 1916.

Dasselbe besteht darin, daß bei Abschluß einer jeden mit einem Versicherten vorgenommenen Syphilisbehandlung das Krankenhaus oder der behandelnde Kassen- oder Spezialarzt eine die Personalien des Kranken, die Bezeichnung der Krankheit, sowie die Art und Dauer der Behandlung ergebende Zählkarte der Fürsorgestelle einsenden soll, wo sie unter Festsetzung eines Nachuntersuchungstermins in einem alphabetisch geordneten Kartenregister Aufnahme findet.

Nun galt es aber weiter, bei Eintritt des Termins die Nachuntersuchung der so gemeldeten Kranken auch wirklich zu erreichen. Das ist nur möglich, wenn sie trotz etwaigen Wohnungs- und Kassenwechsels, der gerade in den beteiligten Kreisen häufig vorkommt, wieder aufgefunden werden. Die Fürsorgestelle versucht dies mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. Wertvolle Dienste leistet ihr hierbei die bei der Behörde für das Versicherungswesen in Hamburg bestehende Zentralmeldestelle für die Kranken- und Invalidenversicherung.

Steht die Adresse des Kranken fest, so wird er durch ein formularmäßiges, auf das eigene Interesse des Kranken an der Nachuntersuchung hinweisendes, aber diskretes Schreiben zu einer der zwei nächsten Sprechstunden der Fürsorgestelle (für Männer: Sonntags 9—11 Uhr vormittags, für Frauen: Mittwoch 1—3 Uhr nachmittags) geladen. Hat die erste Ladung keinen Erfolg, so wird sie durch ein weiteres, eine verstärkte Mahnung und den Hinweis auf § 1272 der Reichsversicherungsordnung enthaltendes Schreiben wiederholt.

Ist der Syphiliskranke in der Sprechstunde erschienen, so wird je nach dem Ergebnis der Nachuntersuchung entweder die Karte mit neuer Vorlagefrist zurückgestellt oder bei der zuständigen Krankenkasse, in Ermangelung einer solchen bei der Landesversicherungsanstalt, die Einleitung einer Nachbehandlung in Anregung gebracht."

Auf Grund der dort gemachten günstigen Erfahrungen wurde dann beschlossen, den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten auf der ganzen Linie aufzunehmen.

In zahlreichen Sitzungen, an denen der Vorstand der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Vertreter der Heeresbehörden, des Reichsversicherungsamtes, der Versicherungsanstalten, Krankenkassenverbände, Berufsorganisationen und Ärzteorganisationen teilnahmen, hat sich schließlich ein Plan herausgebildet, dessen Einzelheiten am 14. Dezember 1915 in folgenden Leitsätzen festgelegt worden sind:

„1. Zur Verminderung der Gefahr einer Zunahme der Geschlechtskrankheiten im deutschen Volke ist eine Überwachung geschlechtskranker Kriegsteilnehmer auch nach ihrer Entlassung geboten. Um diese Überwachung erfolgreich zu gestalten, ist ein planmäßiges Zusammenarbeiten der Träger der Invaliden- und Krankenversicherung mit der Ärzteschaft unerläßlich.

Zum Zweck dieser Überwachung werden besondere Beratungsstellen von den Versicherungsanstalten nach Benehmen mit der

zuständigen ärztlichen Standesvertretung eingerichtet. Es kann zweckmäßig sein, für Versicherungsanstalten und Sonderanstalten oder für Teile ihrer Bezirke gemeinsame Beratungsstellen einzurichten.

2. Die Kosten der Einrichtung und Unterhaltung der Beratungsstellen und die Reisekosten der Versicherten tragen die Versicherungsanstalten. Der Dienstbetrieb der Beratungsstellen wird im allgemeinen nach dem Vorbilde der Fürsorgestelle der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte in Hamburg einzurichten sein. Verzieht der Versicherte in den Bezirk einer anderen Anstalt, so werden die über ihn geführten Aufzeichnungen dorthin abgehen.

3. Die Ärzte der Beratungsstellen sollen sich der Behandlung enthalten. Sie haben nur die Notwendigkeit einer solchen festzustellen und den Kranken auf ärztliche Hilfe zu verweisen.

4. Stellt der Arzt der Beratungsstelle eine Behandlungsbedürftigkeit fest, so ist der gegen Krankheit Versicherte grundsätzlich der Krankenkasse zu überweisen, es sei denn, daß er triftige Gründe gegen eine Behandlung auf Kosten der Krankenkasse geltend macht. In diesem Falle wird die Versicherungsanstalt die Behandlung auf ihre Kosten übernehmen.

5. Die Versicherungsanstalt übernimmt ferner die Behandlung, wenn der Kranke nicht gegen Krankheit versichert ist.

6. Die Versicherungsanstalt kann auch die Fürsorge für nicht oder nicht mehr gegen Invalidität Versicherte übernehmen, wenn der Kranke dem Kreise der versicherungspflichtigen Bevölkerung nahesteht und zu besorgen ist, daß ohne das Eingreifen der Versicherungsanstalt eine sachgemäße Behandlung unterbleibt."

Damit ist eine Waffe im Dienst des Kampfes gegen die Geschlechtskrankheiten geschmiedet. Nun aber gilt es, Vorsorge zu treffen, daß man sich ihrer auch bediene. Zu einem Teil kann das durch die vorgeschriebene diskrete Handhabung der Stellen herbeigeführt werden. Sollen die Beratungsstellen aber zu der Bekämpfungswaffe werden, die sie sein können, so muß man versuchen, das Interesse und richtige Verständnis für sie in weitesten Kreisen zu erwecken und den guten Willen zu ihrer Inanspruchnahme.

Dem stehen beträchtliche innere Schwierigkeiten und Hemmungen entgegen. Es handelt sich um eine in gewissem Sinne mit Recht für schimpflich gehaltene Krankheit, deren Bekanntwerden man scheut. Und wenn es auch gelingt, die Handhabung noch diskreter zu gestalten (ein entsprechender Antrag der Ortsgruppe Königsberg[1]) der D. G. B. G. will, daß bei Meldungen der Ärzte an die Krankenkassen nicht die Namen der Krankheiten, sondern nur bestimmte Nummern mitgeteilt werden. Bei den Krankenkassen soll das Nummernverzeichnis nur dem Abteilungsvorsteher bekannt sein. Falls auf die briefliche Aufforderung der Kranke nicht er-

[1]) Sachverständigenkommission 21. Okt. 1916, siehe Mitt. der D. G. B. G. Bd. 14. Nr. 6. Dez. 1916.

scheint, soll er durch eine Vertrauensperson aufgesucht und mündlich zur Nachuntersuchung aufgefordert werden. Alle von der Beratungsstelle Ostpreußen ausgehenden Briefe werden wie folgt lauten: „Landesversicherungsanstalt Ostpreußen. Hierdurch werden Sie aufgefordert, in Krankenversicherungsangelegenheiten am . . . im Zimmer Nr. . . . der L.-V.-A. Königstr. 28 sich vorzustellen.“), ganz auszuschließen ist die Möglichkeit des Bekanntwerdens nicht. Das aber fürchten die meisten mehr als die Krankheit. Sie sehen unheilbare Störungen des Familienfriedens heraufziehen und Beschämung mannigfacher Art. So ziehen sie vor, sich nur da behandeln zu lassen, wo jede Möglichkeit des Bekanntwerdens von vornherein ausgeschlossen ist. Ist ihnen solche Behandlung nur auf dem Umweg über die Beratungsstellen erreichbar, oder müssen sie fürchten, daß die approbierten Ärzte den bezüglichen Stellen pflichtgemäße Meldung erstatten, dann werden viele, um dem nicht ausgesetzt zu sein, entweder zum Kurpfuscher gehen oder auf jede Behandlung verzichten.

Der Behandlung durch den Kurpfuscher, ebenso der sogenannten Apotheker- oder Fernbehandlung läßt sich ein gesetzlicher Riegel vorschieben, und es sind Aussichten vorhanden, daß das geschehen wird.

Der Nichtbehandlung aus Furcht vor Bekanntwerden und Skandal kann man nur auf dem Wege vorstehender Erkenntnis beikommen.

Nur wenn die Familienangehörigen, das sind in diesem Falle die Frauen, Bräute, Mütter usw. sich dazu vermögen, in der venerischen Erkrankung eine Krankheit gleich einer anderen und keinen Schimpf zu sehen, darf man hoffen, daß die Beratungsstellen zu einer guten Waffe im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten werden.

Die Frauen müssen aber zu dieser Einsicht und der daraus folgenden Entschließung kommen, wenn sie sich ins Gedächtnis zurückrufen, was zu Eingang unserer Betrachtung über die Erwerbung der venerischen Erkrankungen im Krieg gesagt wurde. Wiederholen wir noch einmal, was gar nicht oft, gar nicht eindringlich genug den im sicheren Schutz der Heimat Gebliebenen vor die Seele gestellt werden kann. Da draußen rast der Tod. Und doch ist diese ständige Todesgefahr und Todesbereitschaft ein Geringes im Vergleich zu einer Nervenanspannung, für die das kennzeichnende Wort fehlt. Dann in den Ruhepausen zwischen den Schlachten ein Versagen aller Hemmungsvorstellungen, ein Durst nach dem Leben, der von diesem Leben ergreift, was er erfassen kann . . .: alles trifft zusammen, die Schuldigen weniger schuldig erscheinen zu lassen. Darum: wer sich frei von Schuld fühlt, der hebe den ersten Stein. Wer aber nur ein Mensch ist, dem nichts Menschliches fremd ist, noch sein darf, der suche zu verstehen und zu verzeihen. Und wenn sich dieser Appell mit Fug an jemanden wenden darf, so an die Frauen, deren schönes Vorrecht es ist, mit verstehender und verzeihender Liebe alles zu umfassen, was ihnen teuer ist.

Aber gleichviel, ob man sich zu einer so vorurteilslosen Würdigung unserer Frage aufschwingen kann oder nicht, das eine steht fest: die Gefahr ist so groß, die Folgen sind so schwer, daß die Frauen nicht zögern dürfen, alle anders gearteten noch so berechtigten Empfindungen zurückzustellen und, wenn es not tut, selbst gegen ihre Überzeugung den Kranken in Wort und Handlung jede Art von Vorwurf zu ersparen. Die Gefahr der Verschleppung in die Familien und deren Durchseuchung ist groß. So steht im Sinne des Wohlergehens der Familie, aber auch der Volksgesundheit und volklichen Tüchtigkeit so unendlich viel auf dem Spiel, daß alles andere davor zurücktreten muß, und wir alles daran setzen müssen, dieser gefährlichen Seuche Herr zu werden. Das ist auch ein Kriegsdienst, und an den Frauen ist es vornehmlich, ihn zu leisten: Verstehen und verzeihen! Unter der Bedingung freilich, daß die Kranken sich der in den Beratungsstellen oder vielmehr durch deren Vermittlung gegebenen Möglichkeiten der Behandlung und Heilung frühzeitig und ausreichend bedienen. Denn nur dann dürfen wir hoffen, in den Beratungsstellen ein Instrument zu gewinnen, das, unserem Volk zu Nutz und Frommen, dazu angetan ist, einen gefährlichen Volksfeind wirksam zu bekämpfen.

Zur Revision des Darwinismus.

Von Max Hodann
in Berlin.

Darwinistische Probleme in ihrer Allgemeinheit so ausführlich in einer Zeitschrift zu behandeln, die der Förderung eines engeren Forschungsgebietes dient, bedarf der Rechtfertigung. Ich sehe diese darin, daß es einmal bei der unerhörten Vielgestaltigkeit und Breite der heutigen biologischen Forschung angebracht ist, sich von Zeit zu Zeit ihre Grundlagen in Erinnerung zu bringen, die doch, dank der naturwissenschaftlichen Ergebnisse des vergangenen Jahrhunderts, letzten Endes in der Lehre von der Entwicklung, der Kontinuität des Lebens gegründet sind; dann aber scheint es geboten, sich gerade an dieser Stelle mit Fragen zu beschäftigen, deren Lösung, heute bereits allgemein, sehr viel eher von einer erweiterten Kenntnis der Zeugungs- und Vererbungsvorgänge, als von rein systematischer Betrachtung der Tiere und Pflanzen in vergleichend-anatomischer Hinsicht erwartet wird.

Selten wohl vor Erscheinen des Darwinschen Werkes „Die Entstehung der Arten“ hat die Formulierung eines naturwissenschaftlichen Prinzips für die ganze Naturauffassung der Folgezeit eine derartig grundstürzende Änderung herbeigeführt — vielleicht abgesehen von den Entdeckungen Keplers und Newtons. Wenn auch die „Entwicklungslehre“ nicht neu war (war doch ein volles Halbjahrhundert vorher Lamarck in seiner feinsinnigen Philosophie zoologique für sie eingetreten), so hatte sie sich bisher

doch nicht durchsetzen können. Ihrem Siegeszug in den folgenden Jahrzehnten aber, ihrem weitgreifenden Einfluß auch über den Rahmen des naturwissenschaftlichen Erkennens hinaus auf das Gebiet des Politischen und Religiösen folgte eine mehr skeptische Haltung der Wissenschaft in den letzten Jahren. Es tauchten Zweifel gegenüber der artzüchtenden Wirkung des Selektionsprinzips auf, die zu einer „Krise des Darwinismus" führten; so daß es Zeit wurde, zu einer grundsätzlichen Revision dieser Fragen zu schreiten. Diesen Versuch unternahm kürzlich Oskar Hertwig in seinem Buch: „Das Werden der Organismen" [1]).

Um Mißverständnisse von vornherein auszuschalten, sei bemerkt, daß eine Kritik der Darwinschen Theorie im Sinne Hertwigs sich einzig gegen die selektionistische Erklärung der Entwicklung des organischen Geschehens richtet, damit jedoch den Gedanken der Entwicklungslehre selbst als sicheren Bestand unseres naturwissenschaftlichen Denkens unangetastet läßt.

Wer heute dem Problem der Artentstehung näher tritt, kann nicht anders als, da jedes neue Individuum als ein Bastard aus der Verschmelzung zweier elterlicher Idioplasmen aufzufassen ist — soweit sich die Betrachtung innerhalb des Gebietes der geschlechtlichen Zeugung hält — von den Ergebnissen der Bastardforschung und so von unseren Kenntnissen der Zellphysiologie und Zellmorphologie auszugehen. So empfiehlt es sich, im Anschluß an den Gedankengang des Hertwigschen Werkes, kurz den derzeitigen Stand der Zellen- und Vererbungslehre zu skizzieren, um uns dann von diesem sicheren Boden aus der Kritik des Selektionsprinzips, der Darwinschen Zufallstheorie, zuzuwenden.

Viele Unklarheiten und Unsicherheiten haben sich bei der Betrachtung deszendenztheoretischer Probleme dadurch eingeschlichen, daß von verschiedenen Forschern eine völlig uneinheitliche Terminologie für gleiche Erscheinungen angewandt wurde, vor allem, da infolge der fortschreitenden Detaillierung der Erscheinungen manche Begriffe in ihrer Bedeutung erweitert, manche beschränkt werden mußten; jedoch der Gebrauch der betreffenden Bezeichnungen in der alten Fassung dadurch nicht durchgängig ausgeschaltet wurde. Eine synthetische Darstellung der gekennzeichneten Probleme muß also mit unzweideutigen Definitionen beginnen.

So sei vorausgeschickt, daß wir hier unter „Darwinismus", wie bereits angedeutet, diejenige Anschauungsrichtung verstehen, die auf Grund des Selektionsprinzips die Entstehung neuer Arten erklären zu können glaubt; wobei ich darauf hinweisen möchte, daß Darwin stets weit davon entfernt war, dieses von ihm hypostasierte Prinzip als das einzig Bewegende bei dem Vorgang der Artbildung anzusehen.

Der begriffliche Angelpunkt für jede mit dem Entwicklungsgedanken sich beschäftigende Betrachtung nun liegt in der Fassung des Artbegriffes. Der Artbegriff ist eine Abstraktion; heute wie ehedem gilt, was Agassiz bereits 1859 aussprach:

[1]) Jena 1916. G. Fischer.

What really exists, are individuals, not species[1]). Jede Grenzsetzung in der Biologie, wo alles in ewigem Fluß ist, muß künstlich wirken: Die Anerkennung dieses Satzes schließt ja die Voraussetzung für den Entwicklungsgedanken ein. Trotzdem beweist das Suchen nach einer Abgrenzung zwischen den Arten von der Konstanzbehauptung Linnés als dem einen Extrem bis vielleicht zu der differenzierten Aufstellung geographischer Arten durch Matschie das Bedürfnis, hier irgendwie sichtend und ordnend eingreifen zu können. Die Frage, die sich erhebt, ist demnach die: Bieten sich aus der Naturbetrachtung selbst irgendwelche Handhaben, um einen begründeten, wenn auch der natürlichen Variabilität der Organismen Rechnung tragenden Artbegriff aufzustellen?

Gemäß dem heutigen Stande der Forschung sieht Hertwig in seinem Werk die Linnésche Art als einen Kollektivbegriff an, der sich in „elementare Arten", „mendelsche Arten" und „reine Linien" aufgliedern läßt. Für die elementaren Arten gilt als charakterisierend, daß sie eine Mehrzahl von Merkmalen gemeinsam haben, und daß sie sich bei der Kultur als formbeständig erweisen. Um der Variabilität innerhalb dieser elementaren Arten gerecht zu werden und gleichzeitig einen eindeutigen Begriff der „Varietät" zu geben, hat De Vries als Varietäten einer Art alle die Formen zusammengefaßt, die bei gegenseitiger Kreuzung in allen Merkmalen den Mendelschen Regeln folgen. Im Hinblick auf dieses letzte Charakteristikum spricht man folgerichtig von „Mendelschen Arten". Wenn man nun aber die einzelnen Individuen einer elementaren Art noch genauer und besonders im Hinblick auf lineare Variation (Unterschiede einzelner Eigenschaften in Größe, Zahl, Gewicht, Intensität) untersucht, so kommt man zum Begriff der „reinen Linie", wie ihn Johannsen auf Grund seiner Experimente an Pflanzenpopulationen zuerst einführte. Johannsen definiert diesen Begriff derart: Eine „Reine Linie" ist der Inbegriff aller Individuen, welche von einem einzelnen absolut selbstbefruchtenden homozygotischen Individuum abstammen[2]).

Mit dem Begriff der reinen Linie berühren wir bereits das Gebiet der Erblichkeitsforschung, indem hier der Ausdruck „homozygotes Individuum" in Anwendung kommt. Daher ist es vorteilhaft, wenn wir vor weiteren Betrachtungen die Klarstellung des Artbegriffes durch eine Nomenklatur der modernen Vererbungstheorie ergänzen. Es ist eine der primitivsten Beobachtungen biologischer Konstitutionsforschung seit der Kenntnis bzw. Wiederentdeckung der Mendelschen Erbregeln, daß zwei einander sich äußerlich gleichende Organismen in der Zusammensetzung ihres Erbgutes keineswegs gleichwertig zu sein brauchen.

Die Variationsstatistik seit Quetelet hat gezeigt, daß eine Variationsreihe eines statistisch faßbaren organischen Merkmales durchaus nicht einer biologischen Einheit zu entsprechen braucht, mag sie sich noch so schön in Form einer binomialen Kurve darstellen. Der Begriff des „Typus", den wir bei Quetelet[3]) finden,

[1]) Essay on classification. London 1859.
[2]) Elemente der exakten Erblichkeitslehre 2 A. Jena 1913. G. Fischer.
[3]) Anthropométrie. Paris 1871.

ist nichts als ein statistischer Begriff, nämlich auf eine Eigenschaft des untersuchten Objekts bezogen dasjenige Maß, dessen Abweichung den Wert 0 hat. Johannsen hat diese meßbaren Realitäten im organischen Reich als „Erscheinungstypen“ = „Phänotypen“ bezeichnet. Das, was nun im Hinblick auf die Erblichkeitslehre, und wie wir bei unseren späteren Schlüssen sehen werden, im Hinblick auf die darwinistische Theorie wichtig ist, bleibt die Frage: In welchem Verhältnis steht ein Phänotypus zu der, bzw. wenn es mehrere sind, was sich leicht aus der genauen Analyse einer derartigen Variationskurve ergibt, zu den biologischen Einheiten, die ihm zugrunde liegen. Wir wissen, daß die Unterschiede der „Arten“ im Tier- und Pflanzenreich bedingt sind durch ihnen entsprechende Unterschiede in der Konstitution der Geschlechtszellen. Wenn eine Befruchtung stattfindet, so vereinigen sich zwei Gameten zu einer Zygote. In dieser Zygote liegt dann alles eingeschlossen, was die Entwicklung des aus ihr entstehenden Individuums in eine bestimmte Richtung leitet. Diese Richtung wird nun durch zweierlei bestimmt, durch endogene und exogene Ursachen, durch die „Anlagen“ und durch die Außenweltsfaktoren. Über die Art der „Anlagen“ wissen wir noch so gut wie nichts, und doch ist es möglich, sie, wenn auch als substantiell unbekannte Größen, in eine Erblichkeitsuntersuchung einzuführen. De Vries prägte für Bezeichnung dieser Komplexe den Namen Pangen, was Johannsen vereinfachte; seinem Vorschlag zufolge hat sich heute allgemein der Begriff des Gens eingebürgert. „Das Wort Gen ist völlig frei von jeder Hypothese. Es drückt nur die Tatsache aus, daß Eigenschaften des Organismus durch besondere, jedenfalls teilweise trennbare und somit gewissermaßen selbständige „Zustände“, „Faktoren“, „Einheiten“ oder „Elemente“ in der Konstitution der Gameten oder Zygoten bedingt sind.“ So Johannsen. Die Gene sind also konstitutionelle Elemente in einer Gamete bzw. einer Zygote, die, unter Umständen voneinander trennbar, die Realisation von Eigenschaften zu erwirken imstande sind: Eigenschaften sind in diesem Sinne demnach Reaktionen der Konstitution der betreffenden Zygote. Diese Reaktionen werden nun natürlich ihrerseits durch das Milieu, in dem der Organismus lebt, beeinflußt. Fassen wir eine solche Zygotenkonstitution als den „Genotypus“ des betreffenden Individuums, so leuchtet ein, daß man am Phänotypus nicht ohne weiteres entscheiden kann, ob eine realisierte Eigenschaft durch die genotypische Eigenart oder durch das Milieu zu erklären ist.

Bei der Bildung einer Zygote sind im Hinblick auf Erblichkeitsfragen demnach zwei Fälle zu unterscheiden: Entweder die beiden verschmelzenden Zellen haben gleichartige Gene, ihre Genotypen weisen keine Differenz auf, so sprechen wir von einer Homozygote; im anderen Falle von einer Heterozygote. Jedes homozygotische Wesen ist „rassenrein“, jedes heterozygotische Wesen ist ein „Bastard“. Damit wird nun der Begriff der „Reinen Linie“ völlig klargestellt, und hier sei auf einen Irrtum des Hertwigschen Werkes hingewiesen: Hertwig identifiziert, angeblich Johannsen zufolge, die Begriffe „Reine Linie“ und „Biotypus“. Johannsen aber sagt bereits 1913 ausdrücklich (Elem. 1913, 209):

„Es ist ganz irrig, wenn ab und zu „Reine Linie oder Biotypus“ oder etwa „Genotypus oder Reine Linie“ gesagt wird. Durch derartige Konfusionen ganz scharf zu trennender Begriffe wird viel Unheil gestiftet. Es wird sofort eingesehen, daß viele reine Linien demselben Biotypus angehören können — und daß auch eine reine Linie in mehrere Biotypen gespalten sein wird, falls im Laufe der Generationen Änderungen im Genotypus einiger der Individuen erfolgen sollten.“ Das Wort Biotypus gebraucht Johannsen für isogene Organismen, d. s. Organismen gleicher genotypischer Konstitution. Ich möchte empfehlen, sich streng an die Terminologie von Johannsen zu halten, da nur so ein Arbeiten ohne Mißverständnisse möglich ist, andererseits die Fassung der Begriffe nirgends so klar durchgeführt ist als eben in dem zitierten Werke des dänischen Pflanzenphysiologen.

Auf dieser Grundlage kommen wir denn schließlich auch zu einer begründeten Einigung über den Begriff der Vererbung, indem wir darunter Anwesenheit gleicher Gene bei Nachkommen und Vorfahren verstehen, oder wie Baur es ausdrückt:[1]) „was vererbt wird, (ist) stets nur eine bestimmte spezifische Art und Weise der Reaktion auf Außenfaktoren.“ Wir wollen weiter festhalten, getrennt voneinander und in gesonderter Bedeutung die Begriffe Phänotypus, Genotypus und — „Verwandtschaft“ zu gebrauchen. Über die Beziehungen zwischen Verwandtschaft und Vererbung, deren Erörterungen unserem Thema ferner liegt, hat kürzlich Friedenthal interessante Mitteilungen gemacht, auf die hier verwiesen sei[2]).

Nunmehr können wir dem Problem der Artentwicklung näher treten. Es scheint natürlich, daß man dabei von der Beobachtung kleiner auftretender Unterschiede zwischen den Individuen einzelner Populationen und Generationen ausgehen wird. Entsprechend den Erfahrungen über den Unterschied zwischen Phänotypen und Genotypen aber sagen wir uns zugleich, daß für die Frage der Neubildung von Arten nur genotypisch bedingte, also erbliche Änderungen in Betracht kommen können. Hertwig schlägt nun vor, jede nichterbliche, also nur individuelle Änderung als einen Ausdruck der Variabilität, jede erbliche Änderung als einen der Mutabilität des Organismus zu betrachten. Auch hier wieder tritt die anfangs gekennzeichnete Schwierigkeit hervor, daß Ausdrücke wie Variabilität, Varietät, weniger Mutabilität oder Modifikation bereits in bestimmter Weise festgelegt sind. Es wird also sehr umständlich sein, diese mit alten Vorstellungen behafteten Begriffe in einheitlicher Weise umzudeuten; so daß ich auch hier mich lieber den Vorschlägen Johannsens anschließen würde, der vorschlug, Variationen allgemein nach ihrer phänotypischen und genotypischen Bedingtheit zu scheiden. Er spricht von Phäno- und Genovariationen. Immerhin bleibt soviel sicher, daß für „Genovariation“ heute nach dem Vorbilde von De Vries ziemlich einheitlich der Ausdruck Mutante gebraucht wird.

[1]) Einführung in die experimentelle Vererbungslehre. Berlin 1911.
[2]) Zeitschr. f. Ethnologie 48, S. 25. Berlin 1916.

Die Frage spitzt sich nunmehr dahin zu: Wie entstehen „Mutanten“? Somit ist der Akt der Artbildung darin zu suchen, daß die „Artzelle“, wie Hertwig eine Zygote mit artbestimmter Konstitution nennt, in dieser Konstitution, d. i. genotypisch irgendwie geändert wird.

Darwin hat in seinem Werke „Animals and Plants under Domestication“ (1868) zur Erklärung dieses Vorganges die sogenannte „provisorische Pangenesishypothese“ aufgestellt, indem er glaubte, daß alle Teile des Körpers „gemmules“-Keimchen hervorbringen, die etwa durch die Blutbahn zu den Geschlechtsorganen fortgeführt werden und sich dort in den Geschlechtszellen als Anlagen manifestieren. Eine Anschauung, die der des Hippokrates nicht fern steht.

Es ist ein großes Verdienst des Deszendenzforschers Weismann, diese Theorie zurückgedrängt zu haben. Allerdings hat er andererseits sich in ebenso fehlerhafte Spekulationen verwickelt, indem auch er noch mit der Anschauung spezieller Keimchen als Übertragungsfaktoren arbeitete. Bevor wir uns dieser seiner Keimplasmatheorie zuwenden, ist es notwendig, noch einen Exkurs vorzunehmen.

Für die Erwägungen, die uns bisher beschäftigt haben, war die Konstitution der Zygoten maßgebend, wie sie sich nach ihrer physiologischen Auswirkung analysieren ließen, keineswegs aber ihre morphologisch-chemische Beschaffenheit. Hertwig ergänzt die physiologische Erblichkeitslehre durch die morphologisch-entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise in sehr dankenswerter Weise. Wenn sich auch Johannsen mit Recht dagegen wehrt, den Genbegriff mit irgendeinem Strukturschema decken zu wollen — einfach, weil unser Wissen noch längst nicht so weit entwickelt ist, um die Geheimnisse der Konstitution wirklich strukturell fassen zu können — so hat doch wohl die Erforschung der Anatomie der Zellteilungsvorgänge und Befruchtungserscheinungen mit annähernder Sicherheit es zu einem Allgemeinbesitz werden lassen, daß die Erbmasse in den Chromosomen der Zellkerne zu sehen ist. Die Kernidioplasmatheorie Oskar Hertwigs fußt auf so sicheren Grundlagen (zwecks genauerer Beweisführung verweise ich auf die zahlreichen Schriften Hertwigs, vor allem „Entwicklungsgeschichte des Menschen“, „Handbuch der Entwicklungslehre“ und „Werden der Organismen“, bes. S. 106 ff.), daß auch die Forschungen von Meves über die Bedeutung der Plastochondrien bzw. Mitochondrien[1]) sie nicht erschüttern konnten. Wenn hier auch — trotz angebahnter physiologisch-chemischer Untersuchungen im Hinblick auf genetische Vorgänge[2]) — noch weit davon ent-

[1]) Vgl. die diesbezüglichen Arbeiten des Autors im Arch. f. mikr. Anatomie.

[2]) Ich verweise unter anderem auf Durham, Note an Melanins. Journ. Physiol. 1907. Further experiments on the inheritance of coat colour in mice. Journ. of genet. 1911. Gortner, On Melanin. Biochem. Bull. 1911. Studies on Melanin. Journ. of Biol. Chem. 8—10 (1910/11). Wheldale, The colours and pigments of flowers, with special reference to genetics. Proc. of roy. Soc. 1909. The chemical differentiation of species. Biochem. Journ. 1911. The flower pigments of antirrhinum majus. Id. 1913. Vor allem das für alle biochemischen Forschungen grundlegende Werk von Ham-

fernt sind, über die Chemie der Erbmasse etwas Abschließendes sagen zu können, so ist doch soviel sicher, und damit kommen wir zur Kritik Weismanns zurück, daß ein durchgängiger Unterschied zwischen „Soma“ und „Keimbahn“, wie ihn Weismann seinen Anschauungen unterlegt, nicht nachzuweisen ist. Schon vegetative Fortpflanzung spricht dagegen. Es ist hier in der Deutung anatomisch-zellulärer Befunde größte Vorsicht geboten. Weismann kam, trotzdem er sehr wohl die Automie der genotypischen Beschaffenheit der Geschlechtszellen gegenüber den „Eigenschaften“ des elterlichen Körpers erkannte und wohl mit seiner Stellungnahme betonen wollte, von einer Übertragungshypothese nicht ab; er blieb damit am Fehler Darwins hängen. Seine Lehre von den Determinanten oder Iden, die infolge einer „Germinalselektion“ im Keimplasma unabhängig von der Außenwelt Variantenbildung erklären wollte, macht schon durch die notwendig werdenden und haltlosen Hilfshypothesen stutzig: Es ist nicht ersichtlich, daß irgendwelche Transportvorgänge im Körper stattfinden, wie sie die Weismannsche Hypothese fordert, es ist auch keine der geforderten erbungleichen Teilungen nachweisbar gewesen, die er erkennen zu können glaubte. Hertwig weist auch darauf hin — abgesehen davon, daß die Masse der Determinanten im Keimplasma zu physikalisch unmöglichen Vorstellungen führt —, daß mit der Idenkonstitution schließlich nichts weiter erreicht ist, als daß statt des Miniaturgeschöpfes im Ei, in der Zygote, wie es sich die alten Evolutionisten vorstellten, nunmehr eine präformierte Determinantenarchitektur herbeitheoretisiert werde; daß schließlich epigenetische Vorgänge, Entwicklungen, die sich aus der Wechselwirkung des wachsenden Individuums und der Außenwelt ergeben, zu präformierten umgestempelt werden. (Schluß folgt.)

Männliche und weibliche Geisteskranke.

Von Dr. Wern. H. Becker,

Oberarzt an der Landesirrenanstalt Herborn und vertraglich verpflichteter Zivilarzt an dem Kgl. Reservelazarett in Dillenburg.

Da es nicht nur körperliche, sondern auch ausgesprochen seelische Unterschiede der Geschlechter gibt, so darf es nicht wunder nehmen, wenn auch die Psychosen sich bei beiden Geschlechtern verschieden äußern, und wir könnten eher erstaunt sein, daß der Unterschied relativ gering zu sein scheint. Indes ist das meines Erachtens Täuschung, der Unterschied ist größer, als er beim oberflächlichen Hinschauen uns vorkommt, und ich bin auch überzeugt, daß wir mit Vertiefung unseres psychiatrischen

burger, Osmotischer Druck und Ionenlehre in den medizinischen Wissenschaften. 3 Bände. Wiesbaden 1902/04 und Traube, in der internat. Zeitschr. f. phys. Biochemie ab 1914.

Wissens und Könnens immer noch mehr Differenzierungen entdecken werden. Im folgenden sei einmal kurz zusammengefaßt, was wir bis jetzt schon an Ergebnissen in der angeregten Frage als feststehend beobachtet haben.

Zunächst gibt es einige Erkrankungen, die bei den Männern häufiger vorkommen, als bei den Weibern, das sind die Alkoholpsychosen und die Paralyse. Doch möchte ich dieses Phänomen von vornherein ausschalten, da es nur beweist, daß — zu unserer Schande sei es zugestanden — wir Männer durchweg mehr den jenen Psychosen als conditio sine qua non vorangegangenen Lastern zu fröhnen pflegen, als das andere Geschlecht. Aber im Verfolg der Statistik sehen wir ein weiteres Zahlenverhältnis, das uns schon mehr interessiert. Das Plus, das die Alkohol- und Luespsychosen*) bei den Männern aufweisen, wird nämlich, da die Gesamtzahl von Geisteskranken bei beiden Geschlechtern annähernd gleich groß ist, wieder eingeholt durch ein Minus beim manisch-depressiven Irresein. Jaspers[7]) erklärt die häufigere Erkrankung der Frau an letzterer Psychose mit der „größeren Emotionalität" derselben, mit ihrer „tieferen Erlebensfähigkeit". Es stößt wohl auch nirgends auf Widerspruch, wenn Aschaffenburg[1]) dem weiblichen Geschlecht im allgemeinen eine stärkere Empfindsamkeit zuspricht als dem männlichen. „Nüchterne und kühle Erwägungen, klare Überzeugungen, eingewurzelte Denkgewohnheiten und alte Erfahrungen beherrschen das Denken der Frau meist nicht so stark" wie beim Manne. Daß die Frau mehr Gefühlsmensch ist, der Mann mehr Verstandsmensch, scheint mir auch der Umstand zu beweisen, daß die Frau heroischer im Darbringen von Opfern**), in Selbstlosigkeit, im stillen Dulden zu sein pflegt, der Mann dagegen das weitaus größere Kontingent von Erfindern, Dichtern und Denkern, insbesondere von Mathematikern, stellt. Cohn[8]) versucht die Einzelheiten auf eine Einheit zu bringen und schlußfolgert demgemäß, daß er den Knaben eine mehr sachliche, den Mädchen eine mehr persönliche Interessenrichtung zuschreibt. So scheint die häufigere Beteiligung des weiblichen Geschlechts am manisch-depressiven Irresein tatsächlich in einer differenzierten sekundären (geistigen) Geschlechtsveranlagung zu finden zu sein. Kraepelin[8]) hat unter seinen Manisch-Depressiven 70% weiblichen und nur 30% männlichen Geschlechts. Demselben Forscher verdanken wir auch die Kenntnis, daß die Manisch-Depressiv-Inklinierten am meisten in der Jugend und Pubertät, sodann zwischen 25 und 30 Jahren (Gravidität, Partus, Laktation!) und endlich im Klimakterium gefährdet sind, während im höheren Alter merkwürdigerweise der Anteil des männlichen Geschlechts stärker hervortritt, die Erkrankungshäufigkeit bei den Frauen aber sichtlich abnimmt. Kraepelin sucht diese

*) Ziehen[10]) rechnet den vorwiegend das männliche Geschlecht treffenden Schädigungen noch Überarbeitung und Sorge im Kampf ums Dasein hinzu.

**) Nur im Patriotismus scheint die Opferwilligkeit des Mannes die der Frau zu erreichen, ja, wohl gar noch zu überflügeln, ein Umstand, der m. E. mit dem stark vermehrten Gemeinsinn, dem ausgeprägteren Ehrgeiz, eine führende Rolle zu spielen, u. dgl. zu erklären ist.

Tatsache mit den durch das Leben erworbenen Schädigungen, „unter denen der Arteriosklerose eine gewisse Bedeutung zuzukommen scheint", zu erklären, spricht aber nur von „Mitspielen", so daß also auch ihm noch andere Faktoren mitzusprechen scheinen. Vielleicht könnte man annehmen, daß die senile Gemütsstumpfheit, die Affektlosigkeit und das Defektwerden des altruistischen Gefühlskapitals für beide Geschlechter im Alter die geschlechtlichen Unterschiede verwischt, also für die Erkrankung ausschaltet. Der Mangel an Gefühlsregungen würde dann die Disposition zu der in Frage stehenden psychischen Erkrankung vermindern, die körperliche Widerstandsunfähigkeit des Seniums die Disposition wieder etwas erhöhen. Jedenfalls erscheint es mir nicht besonders auffällig, daß im Alter, wo die Geschlechtsunterschiede sich verwischen, auch die Erkrankung an manisch-depressivem Irresein nicht mehr solche Unterschiede zwischen Männern und Frauen an Frequenz aufweist.

Bleuler[2]) hält das männliche Geschlecht für mehr disponiert für Idiotie und Epilepsie; ferner weist er darauf hin, daß unter den älteren Geisteskranken sich mehr Frauen befinden als Männer wegen der größeren Langlebigkeit der ersteren, ein Plus, das dadurch wieder aufgewogen wird, daß mehr Männer im ganzen aufgenommen werden als Frauen. Die baldige Entlassungsfähigkeit der Alkoholiker und die kurzfristige Lebenszeit der Paralytiker schaffen dann einen erneuten Ausgleich.

Was Pädagogen bereits als Gesetz herausgefunden haben, nämlich, daß die Knaben in Mathematik, Physik, Geographie relativ Besseres leisten, mehr Interesse für den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse, auch wohl für Grammatik haben, dagegen die Mädchen an sprachlicher Ausdrucksfähigkeit, an Neigung zu fremdsprachlichen Redeübungen sich den Knaben überlegen zeigen, auch entschiedeneres Interesse für einzelne Geschichtserzählungen haben [Cohn[3])], kommt in mancher Hinsicht auch dem Psychiater zum Bewußtsein, z. B. wenn er ein statistisches Überwiegen des weiblichen Geschlechts bei den Hysterieformen sieht, die sich durch mangelnde Reproduktionstreue, pseudologia phantastica und verwandte Symptome kennzeichnen; Cramer[4]) sagt sehr treffend hierzu: „Wie es überhaupt für den Ungeübten schwer ist, einen Vorgang objektiv zu beschreiben und wie im allgemeinen die sachgemäße Beschreibung, ohne etwas hinzuzutun oder wegzulassen, dem weiblichen Geschlecht schwerer fällt als dem männlichen, so fällt es der Hysterischen doppelt schwer, objektiv Bericht zu erstatten." Ebenso scheint mir die dem Geschlecht eigene Begabung eine Rolle zu spielen, wenn wir die auf mathematischen, physikalischen oder technischen Thesen beruhenden oder mit politischen Zuständen zusammenhängenden paranoischen Systeme beim männlichen Irren sich intensiver, wohldurchdachter und rascher vervollkommnen sehen als beim weiblichen, wo sie oft nur rudimentär bleiben. Und endlich ist es doch wohl nicht nur Zufall, wenn wir in jeder Irrenanstalt dem größeren Schlafmittelverbrauch auf der Frauenseite begegnen, die Dauerbäder andererseits auf der Männerseite viel leichter einzuschränken in der Lage sind. —

Um mich über die vorliegende Frage noch weiter zu informieren, habe ich in der letzten Zeit wiederholt ältere und erfahrene Pflegerinnen aus demjenigen weiblichen Personal, das in dieser männerarmen Kriegszeit zum Ersatz auf der Männerseite herangezogen war, über ihre gemachten Erfahrungen und die bemerkten Unterschiede ausgefragt und vernommen. Fast übereinstimmend erhielt ich folgenden Bericht:

Erstens stellen die Männer an das weibliche Personal erheblich weniger Ansprüche als die Frauen, zweitens zeigen die Männer gegenüber den Frauen eine größere Selbstbeherrschung, sie begnügen sich in dieser ernährungsschwierigen Zeit z. B. eher mit dem, was man ihnen vorsetzt als die Frauen, sie schimpfen und drohen nicht immer gleich, wenn man ihren unberechtigten Wünschen nicht nachkommt; drittens ist die Zahl der Gewalttätigkeiten auf der Männerseite eine geringere, wenn auch die einzelnen seltenen Fälle von Gewalttätigkeiten gefährlicher und ernster sind; viertens ist in dieser schweren Kriegszeit, wo es an Kohlen, an Nahrungsmitteln, an Rohmaterialien für die Beschäftigungstherapie und anderem mehr mangelt, der männliche Kranke einsichtsvoller, belehrbarer, verständnisreicher; während z. B. die meisten Patientinnen es absolut nicht verstehen wollen, daß man für sein gutes Geld heute nicht mehr alles, was man wünscht, bekommen kann, finden die Männer sich viel leichter mit der neugeschaffenen Lage ab; fünftens sind die Männer geneigter zum Entweichen, auch entschlossener, waghalsiger und raffinierter bei etwaigen Versuchen; sechstens neigen die Männer mehr zu Zoten und sonstiger Belästigung sexueller Art. [Siehe dazu auch den kürzlich erschienenen Aufsatz von Grimm[5]).]

Im ganzen bieten uns diese Äußerungen, die ich mir wiederholt zu notieren Gelegenheit hatte, nichts Neues, sie sind aber insofern interessant, als hier die praktische, durch keinerlei Literaturkenntnis voreingenommene, und sicher das „Audiatur et altera pars" unwillkürlich befolgende Seite zu Gehör kommt, sich weitschweifig äußern darf und doch schließlich fast genau zu demselben Resultat gelangt wie wir Wissenschaftler des männlichen Geschlechts. Sehen wir uns die 6 Thesen nämlich genauer und kritisch an, so sind Punkt 1 und 2 vielleicht auf Courtoisie und einer gewissen Ritterlichkeit, die selbst dem bereits etwas dementen Mann gegenüber einer sauber gekleideten, sicher auftretenden und nicht ohne weiteres als „Seinesgleichen" kenntlichen Frau noch nicht ganz abgeht. Daß sie nicht so viel schimpfen oder lamentieren, ist wieder aus der geringeren Affekterregbarkeit heraus zwanglos zu erklären. Ebenso zeugt bei Punkt 3 und 5 die Pflegerinnenerfahrung für schwerere Auslösbarkeit von Gefühlsausbrüchen bei Männern, während die ernstere Gefahr, die den vereinzelten Angriffen zuzumessen ist, lediglich in dem Bewußtsein der Kraft und der körperlichen Überlegenheit m. E. zu finden ist; auch die Entweichungssucht beruht lediglich auf einem rein äußerlichen Motiv insofern, als der Mann mehr gewohnt ist, außerhalb des Hauses sich zu betätigen und am Erwerbsleben, das den Verkehr mit außerhalb wohnenden Menschen bedingt, teilzunehmen. Der 4. Punkt

trifft das, was ich oben von dem politisch größeren Verständnis der Männer sagte, der 6. liegt lediglich in dem aktiven, eventuell aggressiven Verhalten des Mannes im Liebestriebleben begründet und bedarf für den Einsichtigen keiner weiteren Erläuterung.

Von autoritativer weiblicher Seite, also von einer berufenen Kollegin, habe ich leider bis heute noch keine Äußerung, die ich mit Freuden begrüßen würde, zu Gesicht bekommen. Lediglich fielen mir kürzlich die negativ sich äußernden Worte Vera Strassers[9]) in die Hände: „Die betreffenden Denker“ (gemeint sind die männlichen Forscher der geschlechtlichen Psychopathologie) „haben uns damit höchstens die Möglichkeit gegeben, uns in Psychologie der forschenden Persönlichkeiten einzufühlen und zu unserer eigenen Belehrung festzustellen, welche Gründe und welche Tendenzen sie zu ihren irrtümlichen Beobachtungen führten, so weit das persönliche Moment bei der Betrachtung der Sexualität sich geltend macht, und wie vieles andere in den Begriff der Sexualität eingereiht wurde, was ihm gar nicht gehörte.“ Positive seelische Geschlechtsunterschiede nennt Strasser trotz der vielverheißenden Thema-Überschrift nicht. Dagegen winkt uns Psychiatern von anderer Seite eine wertvolle Anregung. Hirschfeld[6]) stellt uns auf Seite 5 seines 1. Bandes „Sexualpathologie“ für den 2. Band eine ausführliche Besprechung der seelischen Geschlechtsunterschiede in Aussicht, was besonders wertvoll erscheint, da der Verfasser eine ungemein reiche Sprechstundenerfahrung auf diesem Gebiete besitzt, die unseren Anstaltserfahrungen an die Seite gestellt den letzteren nur dienlich sein kann.

Literatur.

1. Aschaffenburg, Allgemeine Symptomatologie der Psychosen, Handbuch der Psychiatrie. Leipzig und Wien 1915.
2. Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie. Berlin 1916.
3. Cohn, Die seelischen Geschlechtsunterschiede und ihre Erforschung. Umschau Nr. 6. 1916.
4. Cramer in Binswanger-Siemerlings Lehrbuch der Psychiatrie. 3. Aufl. Jena 1911.
5. Grimm, Weibliche Pflege auf Männerstationen. Irrenpflege Nr. 10. 1917.
6. Hirschfeld, Sexualpathologie, 1. Teil. Bonn 1917.
7. Jaspers, Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1913.
8. Kraepelin, Psychiatrie. 3. Band. Leipzig 1913.
9. Strasser, Geschlecht und Persönlichkeit. Zeitschrift für Individualpsychologie. 1. Bd. 6.—9. H. 1916.
10. Ziehen, Psychiatrie. 4. Aufl. Leipzig 1911.

Der Kuckuck in der Sexualsymbolik.

Von Waldemar Zude
in Biadki.

Kuckuck! Kuckuck! Unermüdlich schallt der waldfrohe Ruf dieses sagenumwobenen Vogels durch die aus traumumfangener Winternacht erwachende Natur. Als lustiger Herold der lustigen Zeit ist er allen willkommen, und manch gläubiges Gemüt versucht sein der Sage nach untrügliches Orakel; denn dieser, dem germanischen Frühlings- und Donnergott Donar geweihte „Frühlingsvogel" (wie ihn Nikandros von Kolophon bereits um 160 v. u. Z. nannte) weiß nicht bloß das Alter der fragelustigen Kinder und das Sterbejahr der Greise, er weiß auch, wann die junge Dirn Hochzeit hat, ob die Ehe eine glückliche sein wird, ja er prophezeit selbst die Zahl der künftigen Sprößlinge. Darum war der Gauch (nach Simrock) im germanischen Heidentum auch der lichten Liebesgöttin Freya heilig. Aus diesem Verhältnis des Kuckucks zu den Göttern, namentlich zu Freya oder Idun, Zeus und Hera, Donar und Indra, entspringt seine nahe Beziehung zum Liebesleben und sein Einfluß bei Heiratsfragen. Besonders wenn der Kuckuck in Hochzeitsgesängen als Brautwerber mit Kranz und Ringlein oder mit Wünschen für das Eheleben des Brautpaares auftritt, so sind derartige Volkslieder sicher Nachklänge jenes altgermanischen Glaubens, der dem Kuckuck als Vogel der Freya großen Einfluß auf das Liebes- und Eheleben zuschrieb. Aber auch seine Beziehungen zu Donar und Indra basieren auf gleichen Vorstellungen; denn auch der germanische Wetter- und Herdgott Thor, dem der Gauch geweiht war, verlieh gleich Freya (wie wir aus der Starkadssage wissen) Nachkommenschaft, desgleichen schenkte der indische Gewittergott Indra, der in Koel-Kuckucksgestalt die büßende Vicvamitra verführte (als Vorsteher der Genossenschaft Sadaspati), dem Frommen reichliche Sprößlinge. Ist es da also ein Wunder, wenn noch heute die heiratslustigen Dorfmädchen in vielen Gegenden Deutschlands (z. B. in Schwaben) den Liebespropheten fragen:

Kuckuck schreit im Maie:
Zähl mir meine Eier;
Zähl mir dreimal aus und ein.
Wieviel Jahr muß ich noch ledig sein?

H. Sohnrey faßt das in schöne poetische Form:

Kuckuck im blühenden Hagen,
Ich muß dir was Heimliches sagen:
Drüben am Berge im letzten Haus
Schaut mein Herzallerliebster heraus —
Kuckuck, ich muß dich was fragen,
Belüg mich nicht,
Betrüg mich nicht,
Wann werd' ich das Brautkleid tragen?
Kuckuck.

Auch in Schweden lassen sich die Backfische weissagen, wie lange sie unverheiratet bleiben sollen:

Gök, gök, sitt på quist (Kuckuck, Kuckuck auf dem Zweig),
säg mig vist (sag mir weis),
hur många år (wie manches Jahr)
jag ôgift går (ich ungefreit bleiben werd').

Ruft er aber mehr als zehnmal, so sagen sie selbsttröstend, er sitze på galen quist, auf einem närrischen (verzauberten) Zweige. Daß diese Sitte auch in England herrscht, bezeugt uns T. Milton in seinem schönen Sonett „To the nightingale", desgleichen ist sie auch bei den Slawen, Italienern und Finnen nachweisbar. In v. Goethes „Frühlingsorakel" verkündet der prophetische Vogel einem Liebespaare nahende Hochzeit und Zahl der Kinder:

Hörst du! ein verliebtes Paar
Sehnt sich herzlich zum Altar,
Und es ist bei seiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Ist die Stunde denn noch nicht voll?
Sag', wie lange es warten soll!
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer stille! Nichts hinzu!

Ist es doch nicht unsre Schuld!
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa-pa-papas kommen?
Wisse, daß du uns erfreust,
Wenn du viele prophezeist.
Eins! Coucou! Zwei! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Ich erinnere auch an Julius Sturms niedliches Gedichtchen „Ein kleines Versehen". Doch der Kuckuck prophezeit nicht nur die Zahl der Nachkommen, sondern er macht auch die Ehe fruchtbar.

„Der Kuckuck in der schwarzen Fichte singt,
Daheim die Braut zur Welt ein Kindlein bringt,"

heißt darum der Refrain des Liedes in einem schwedischen Märchen. Um der Fruchtbarkeit der einzusegnenden Ehe willen trugen die Hochzeitsbitter im Schaumburgischen auf ihrem mit Bändern bunt verzierten Stabe einen Kuckuck[1]). Im Böhmerwalde achtet man beim Hochzeitszug auf den Ruf des Kuckucks und nimmt daraus Vorbedeutung für das Wohlergehen der Hochzeiter.

Wie der Kuckuck selbst verliebter Natur geschildet wird, übt er auf Liebesverhältnisse jeder Art Einfluß aus:

Du schöner Kuku
wo singest denn du?
Du singest im Walde,
verführest mich balde.

In einem schwäbischen Volksliede heißt es:

Jetzt geh' ich imme heim,
bis daß der Kuckuck kuckuck schreit
und mein Schätzle bei mir leit.
Der Kuckuck schreit die ganze Nacht
und fragt mi, was mein Schätzle macht.

In J. Paulis „Schimpff vnd ernst" (Straßburg 1522) findet sich ein hierhergehöriger Schwank. „Es war ein mal ein edelman, der het vmb eines bauren dochter gebůlet, sie wurdē der sach eins, der tag ward gesetzt, das er kumen wolt mit einem pferd, vnd wolt sie hinder im hinweg fürē vff sein schloß. Da er nun kam, er fand die thür offen, es was niemans daheim, er rüfft ir oben vñ vnden in de hauß, er hort sie nit. Er gedacht es ist nichtz, sie hat dich geäffet, du wilt widerub hinweg reiten, also wer sie wol vor im küsch bliben. Aber so der edelmal (so) zů der hußthür wil hinuß gon, da saß sie in einem faß, vnd schrei zu dem Puncktenloch uß, Guckguck, guckguck. Er sprach bistu da vnd nam sie, vnd satzt sie hindersich vff das pferd, vnd fürt sie mit im vff dz Schloß. Die het ir küscheit nur in dē Mund, als die hernach auch." Ein anderer Schwank aus der Sammlung „Außbündige gute Bosfen oder außgekleubte Schnadriacken" (1610) erzählt von einem jungen Weibe, das von ihrem Bräutigam verlangt, die erste Nacht unberührt

[1]) Chaucer läßt in seiner Prosopopeia of Jealousie die Eifersucht auftreten mit einem Blumengewinde von gelbem Gold, auf der Hand einen Kuckuck tragend. (Vielleicht dachte er auch an den auf dem Stabe der Hera sitzenden Kuckuck.)

zu bleiben und sich versteckt. Als er aber ohne sie schlafen geht, ruft sie ungeduldig: „Kuckuck, suche mich!“ Als er nicht kommt, ruft sie wieder: „Kuckuck, suchst mich nit, was ist das für ein Lieb; ich hett gemeint, du sollst mir nachlaufen, so muß ich dich rufen.“ Zum drittenmal rief sie: „Kuckuck, hast du ein Ader in deinem Leib, die mich lieb hat, so suche mich.“ Da er noch immer nicht Folge leistet, steigt sie ungesucht zu ihm und sagt: „Kuckuck, gickgick hier bin ich, pfuy schem dich, du fauler Tropff.“

In vielen Volksliedern (vgl. Des Knaben Wunderhorn) tritt der Kuckuck als Liebhaber auf und zeigt sich gleich gewandt in den zartesten, wie in galanten Situationen. Er rühmt sich selbst sehr vertraulichen Umgangs mit den Schäferinnen:

„Den Winter bin ich in dem Wald,
den Sommer auf grünen Auen;
da hat mein Herz sein'n Aufenthalt
bei schönen Schäferfrauen.“ (Köln 1800.)

Als zarter Liebesbote klopft er an das Fenster der Schönen und bringt ihnen den goldenen Trauring. Im Anschluß an die phallische Natur des Kuckucks ist ihm denn auch (durch die Sage) in der bekannten „Vogelhochzeit“ seine Rolle vorgezeichnet:

„Der Gutzgauch war der Kämmerling,
der führt die Braut zu schlafen.“

Doch bisweilen findet der Schelm selbst bei seinem Herzlieb keine Aufnahme. Die Abweisung ist ganz gerechtfertigt durch die wankelmütige Natur des Kuckucks als Liebhaber, woher die Redensart „das ist ein treuloser Kuckuck“ von einem wortbrüchigen Bräutigam stammt. Im Aargau ist der Ruf des Kuckucks unwillkommen, wenn man sich auf dem Wege zu der Liebsten befindet, nach Rocholz wegen der ehebrecherischen Natur des Vogels. Begegnen die Mädchen dem Kuckuck nüchtern (ohne tüchtigen Morgen-„Vogelsup“) zum erstenmal, so haben sie sich in dem Jahre sehr vor treulosen Liebhabern in acht zu nehmen.

Und wenn zwei Herzen sich liebten recht zart,
Herzinnig ganz nach Jugendart,
Wenn dann der Kuckuck dazu schreit,
Wie er's im Frühling gerne tut,
Und schwelgt das Herz in Seligkeit,
Dann Mägdlein sei auf deiner Hut.

Vor allem stand der Kuckuck den Funktionen der Zeugung vor. Daher tritt an ihm, wie bei Frô und Donar[1]), besonders das Phallische in den Vordergrund:

Der Kukuk un de Sparling
sêten am Für un warmden sik.
De Kukuk verbrande sîn Ding,
hu, wo lacht de Sparling.

Darum galt der Kuckuck im Mittelalter als Tier der Wollust. Hierin liegt auch der Grund zu Pausanias' Erzählung, daß Zeus sich in einen Kuckuck verwandelt habe, um Here, die arglose Kronostochter, zu über-

[1]) Donars Waffe, das Steinbeil (bipennis), ist in der Symbolik der Phallus (vgl. meine kleine Mitteilung über „Sexualwissenschaftliches vom Weihnachtsfest“, 1915 H. 9). Das (dem Donar geweihte) gefleckte Knabenkraut wird auch Kuckucksorchis genannt und seine Wurzeln wurden als Phallus (später als Jungfrau Marias Finger) gedeutet. Sie erfreuten sich zur Wiedererlangung verlorener Mannheit, Erregung wollüstiger Begierden und zur „Reizung zu ehelichen Werken“ großer Beliebtheit.

listen (vgl. Leda mit dem Schwan). Aber nicht allein das Gauchmännchen läßt sich haarsträubende Dinge zu schulden kommen, sondern auch das Weibchen bricht — und dies vielleicht in noch schlimmerer Weise (vgl. meine Skizze „Ein Kuckucksidyll") — die eheliche Treue durch ihre „Vielmännerei"[1]; darum nahm man sehr natürlich aus seinem Verhalten Bilder für Störungen des ehelichen Verhältnisses her. Ehebruch und Mädchenraub hießen mittellateinisch cucussus, cucuciatus und cucucia. Die Römer nannten den untreuen Gatten cuculus. Durch den Akt des tiefsten Spottes wurde dann diese Benennung im Englischen (cockold) und Französischen (cocu) vom Ehebrecher auf den betrogenen Ehemann übertragen (in dem Sinne von „Hahnrei").

„Wer selbst sein eigen Haus bringt in ein bös Geschrei,
ein solcher Narr ist wert, daß er ein Kuckuck sei!"

sagt Joachim Rachel in seiner ersten Satyre (S. 49). Später verschob sich die Bedeutung dahin, daß nicht der Ehemann, sondern der „Hausfreund" Kuckuck genannt wurde. In der Schweiz heißt ein ungebetener Nebenbuhler „Gugsch"; in Franken kommt die Ehre eines Mädchens in Gefahr, in deren Garten ein Kuckuck seinen klangvollen Lockruf ertönen läßt. Bezugnehmend auf den Brutparasitismus des Kuckucks (vgl. meine Abhandlung „Das Kuckucksrätsel" in den „Mitteilungen über die Vogelwelt" 1916, Heft 1 u. 2) hießen schon im 11. Jahrh. bei uns auch die illegitimen Kinder Kuckucksbrut, Gauche, Gouchelîn. „Sule wir Gouche ziehen?" sagt Hagen von der möglichen Nachkommenschaft Brunhilds von Siegfried. In einer altdeutschen Erzählung spöttelt ein Kaufmann im Wirtshaus von der Untreue seiner Frau: „Des zuch ich zwei Gouchelîn." In der Rosella, einem Märchen von Pentamerone des Basile, wird ein Vater gelobt, der verständige Söhne zu haben wünsche, wenngleich Kuckucksblut in ihren Adern fließe (si be cantaje pedisso lo cuculo). (Vgl. auch Ernst von Wolzogens Roman „Das Kuckucksei".)

So ist jeder Moment des unharmonischen Liebeslebens dieses problematischen Vogels[2] als anschauliches Vergleichsbild für menschliche Lotterehen in den Sprachgebrauch des Volkes übergegangen, ein Zeichen von der scharfen, frühzeitigen Naturbeobachtung des gemeinen Mannes und der Häufigkeit leichtfertiger Kuckucksehen im Menschenleben.

---

[1]) Einige weitverbreitete Volkslieder legen dem Kuckuck in Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse sogar mehrere (6 bis 14) Weiber bei; z. B. in Schwaben:

Der Kukuk isch a rechter Ma,
Der zwölf Weiber halta ka ...
De elft' macht's Bettle warm,
De zwölft' schlaft in's Kukuk's Arm.

[2]) Vgl. dagegen Storch, Eule, Schwalbe, Falke, Nachtigall u. a. in der Sexualsymbolik.

Kleine Mitteilungen.

„Die Turbine" von Waldemar Müller-Eberhart[1]) als sexualkritisches Phänomen.

In Gerhart Hauptmanns sozialem Drama „Vor Sonnenaufgang" gibt Loth auf die Frage, ob Ibsen und Zola große Dichter seien, die tendenziöse Antwort: „Es sind gar keine Dichter, sondern notwendige Übel. Ich bin ehrlich durstig und verlange von der Dichtkunst einen klaren erfrischenden Trunk. Ich bin nicht krank. Was Zola und Ibsen bieten, ist Medizin." In diesem Bekenntnis eines gärenden Kunsttalents naturwissenschaftlicher Bildung und naturalistischer Richtung ist mehr Programm als Wahrheit enthalten, obwohl es der Dichter, namentlich während seiner reiferen Produktionsperiode, nicht innegehalten hat. Aber wie der Arzt in der jetzigen Generation längst nicht mehr so wie in der früheren auf die Medizinflasche schwört, sondern der Natur und Willenskraft im Heilungsprozeß breiten Raum läßt, so hat sich auch der moderne Dichter, schürfend nach dem vollendetsten Lebensausdruck für seine Zeit, aller Gewaltmittel zur Förderung der moralischen Hygiene entwöhnt. Der Weg zur Gesundung richtet sich einfach nach dem Grad der Erkrankung. Aller Fortschritt der Wissenschaft besteht in der Erkenntnis einer größeren Kompliziertheit der Erscheinungen, als sie der ursprüngliche Entdecker geahnt hat. Schneller als die schwerfällige Wissenschaft kommt die leichtbeflügelte Kunst dahinter, sofern sie groß, d. h. aus reinem Anschauungsdrang zur Wirklichkeit geboren ist. Sie schafft ihre Gestalten nicht als theoretische Untersuchungsobjekte, sie stellt sie vielmehr als die Betätigungsfülle verschiedener Kräfte und Begabungen hin, in denen sich der Persönlichkeitsreichtum oft bis zum Widerspruch auslebt. Goethe z. B. macht aus Tasso alles andere als einen einfachen, gleichsam zur Beobachtung vorgeführten Menschen von krankhafter Anlage. Das Pathologische seines Wesens bleibt latent. Er hat die volle Würde reinen Gefühls, ihn umstrahlt der schimmernde Glanz des Poeten, aber daneben nagt an ihm die zersetzende Seelenwirrnis der Überempfindsamkeit, die spitzigste Künstlerselbstsucht, die man sich denken kann. Krankheit ist eben eigentlich ein Mittelzustand zwischen Kranksein und Gesundsein, nur theoretisch ist beides auseinanderzuhalten. Da aber Krankheit ein wesentlicher Teil des Lebens ist und alles Leben ein Recht auf künstlerische Verwertung hat, muß das Drama dieser Art „Medizin" und „frischen Trunk" zugleich bieten. Aus der Kunstnaivität solcher Lebensausgleichung zur Harmonie des Menschen ist auch „die Turbine" geboren. Die Form[2]) des Dramas gehört in ein Kapitel für sich. So eigen und wesenhaft sie ist, so menschlich ist der tragische Gehalt des Ganzen. Bei dem älteren sozialen Drama genügte die Vererbung für den Aufbau der Handlung durch die Reibung der Charaktere. Aber die physische und psychische Belastung eines Menschen kann leicht ebensowenig tragischer Wurf sein wie etwa der Zufallstreffer einer Kugel auf dem Schlachtfelde. Tragik fußt immer nur auf der Schuld des Menschen, die in dem Verwicklungsstreit zwischen eigener Anlage und kantiger Gegenwelt zum Ausdruck kommt. Müller-Eberharts gesunde deutsche Kunst begnügt sich nicht mit der überall auf das Opfer des Mannes lauernden Sinnenlust des

[1]) Verlag Bruno Cassirer. Berlin.
[2]) Bühnennot. Beitr. z. Entwicklung d. dramat. Schreibform und damit des Dramas selbst von W. Müller-Eberhart. Berliner Theater-Verlag. Berlin o. J.

Weibes. Er weiß den jäh dahinschießenden Strom sexuellen Trieblebens durch ein Wehr zu hemmen. Wenn Frau Bartels, die Mutter der durch Leid sich zur Kraft besinnenden Hedwig, durch die Drangsalierungen ihres leidenschaftlichen Temperaments ihren Gatten bis ins Mark erschüttert hat und noch als großmütterliche Witwe gierig jeden potenten Mann angeht, um alles mit ihm zu teilen oder ihn im Weigerungsfalle mit den verwerflichsten Mitteln der Schikane und Lüge bis zur Entnervung zu quälen, namentlich wo sie durch Besitz noch ihre Macht fühlen lassen kann, so hat auch die Tochter das Erbteil ihrer Mutter. Sie genießt den Taumel der jungen Ehe und will sich auch als Mutter an ihm berauschen. Sie untergräbt Ruhe, Schlaf und Arbeitskraft ihres Mannes und wird immer am dringlichsten, wenn ihre herbeieilende Mutter ihr eigen Fleisch und Blut selbstsüchtig aufstachelt. Ja, Hedwig läßt sich sogar, in die gewinnsüchtigen Machenschaften der Mutter und deren Galans bezüglich der Lebensversicherung des Schwiegersohns nicht genügend eingeweiht, dazu aufpeitschen, ihren Lebensgefährten in die Anstalt zu bringen, um ihn dann entmündigen zu lassen. Aber die Härte der Tatsachen, die Erkenntnis der stillen Übereinkunft der Ärzte, durch die Anstalt den rapiden geistigen Verfall des Geschwächten herbeiführen zu wollen, die mannigfache Anspielung des medizinischen Ratgebers auf die faszinierenden Reize der jungen Frau stählen nach einem mißglückten Selbstmordversuch ihren Willen, sie will den systematisch Fortgehetzten in ihr jetzt neu geleitetes Holzsägewerk zurückholen. Er aber kehrt, nun wirklich irre — welch fürchterliche Anklage gegen unser Irrenwesen — zurück. Hedwig wird ihn auch als seelisches Wrack pflegen und bei sich behalten. So ist die Turbine mit ihrer sausenden Bewegungskraft ein Sinnbild für die Stürme unserer Sinne, für das Leben als Summe von Vernichtung und Wiederaufrichtung. „Die Turbine" als Dichtung aber ist Medizin und Trunk zugleich.

Frankfurt-Oder. Dr. Richard Groeper.

Referate.

Biologie.

Lichtenstern, Dr. Robert, **Mit Erfolg ausgeführte Hodentransplantation am Menschen.** (M. m. W. Bd. 63. H. 19. 1916.)

Einem beider Hoden beraubten Soldaten hat L. einen in zwei Hälften geteilten kryptorchistischen Hoden eines Gesunden in beide Leistenbeugen eingepflanzt und damit dem Fortschreiten der Folgeerscheinungen der traumatischen Kastration vorgebeugt. (Einzelheiten s. im Originalbericht.) Wegscheider (Berlin).

Krupski, **Beiträge zur Physiologie der weiblichen Sexualorgane des Rindes.** (Schweizer Arch. f. Tierheilk. Bd. 59. 1917.)

Die Untersuchungen, welche im Schlachthof der Stadt Zürich und im vet.-pathol. Institut der Universität angestellt wurden, erstrecken sich auf insgesamt 1363 Fälle. Der Verf. bespricht vorerst seine Beobachtungen über anatomische Veränderungen der Follikel und der Gebärmutterschleimhaut zur Zeit der Brunst und Ovulation. Die Anzeichen der baldigen Eröffnung eines reifen Follikels sind beim Rinde im allgemeinen die gleichen, wie sie bei anderen Tieren und beim Menschen beschrieben werden. Das Graafsche Bläschen erreicht einen Durchmesser von 0,8 bis 1,5 cm und wölbt sich unter der Oberfläche des Ovariums mit einer durchsichtigen zarten Kuppe vor, welche oft von einem roten Kranz strotzend gefüllter Kapillaren umsäumt wird. In diesem Stadium weist die

Uterusschleimhaut eine starke Ödematisierung auf, sie ist braunrot verfärbt, deutliche Gefäßinjektionen sind wahrnehmbar. Die physiologische Brunsthyperämie ist häufig einseitig stärker ausgeprägt, und zwar in dem Uterushorn, dessen zugehöriger Eierstock den reifen Follikel birgt. Im Anschluß an die Brunst kommt nicht selten Hämorrhagie vor, besonders bei Jungrindern. Das Blut, welches bisweilen dem Brunstschleim beigemengt ist, entstammt den Schleimhautgefäßen des Uterus und nicht dem Bluterguß in die Follikelhöhle. Beim Rind muß der Austritt von geformten Blutelementen oder Blutflüssigkeit in das Cavum folliculi als eine notwendige Folge der Eröffnung eines Graafschen Follikels aufgefaßt werden. Das ausgetretene Blut wird resorbiert oder fortgeschwemmt. Das Wachstum des gelben Körpers setzt bereits vor dem Platzen des Follikels ein. Nach dem Follikelsprung proliferieren die keinen Widerstand mehr findenden Zellen des Corpus luteum, wodurch die Rißstelle des Follikels verschlossen wird. Zuweilen schließt sich die Rißstelle noch bevor die Follikelhöhle von den wuchernden Luteinzellen erfüllt ist. Durch Flüssigkeitsansammlung in der abgeschlossenen Höhle kann es zu Zystenbildung kommen. R. (Wien).

Kahn, Moritz, **Das Dialysierverfahren zur Feststellung der Trächtigkeit bei Tieren mit besonderer Berücksichtigung der Fehlerquellen.** (Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochsch. Hannover.)

Die Kahnschen Versuche ergeben, daß trächtige Stuten schon vom 7. bzw. 8. Tage an deutlich positiv reagieren. Nicht tragende Stuten und Wallachen sollen nach diesem Autor eine Reaktion nicht herbeiführen. Gleiche Resultate wurden bei Kühen erzielt. Nach Kahn kann das Dialysierverfahren zur Feststellung der Trächtigkeit bei Pferden und Rindern vom ersten bis zum letzten Monate Verwendung finden, wenn genau nach technischer Vorschrift vorgegangen wird. Nur Versuche mit hämoglobinfreiem, nicht getrübtem Serum und mit einwandfreier Plazenta können Anspruch auf Geltung haben. R. (Wien).

Rehbock, **Diagnose der Trächtigkeit bei Pferden, Kühen und Ziegen vermittels des Dialysierverfahrens nach Abderhalden.** (Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochsch. Hannover.)

Nach Beschreibung der Methode und der Versuchsreihen kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß der Trächtigkeitsnachweis nach Abderhalden auch bei den angeführten Haustieren möglich ist. Mit Hilfe des Abderhaldenschen Verfahrens ist eine Frühdiagnose bei tragenden Kühen möglich, wobei die Grenze zwischen 12 und 20 Tagen nach der Begattung liegt. Das gleiche Resultat wie bei Nichtträchtigkeit ergibt sich bei Vorhandensein eines abgestorbenen Fötus. R. (Wien).

Pathologie und Therapie.

Siegel, P. W., **Zur Kriegsamenorrhöe.** (Zentralbl. f. Gyn. Bd. 41. Nr. 14. 1917.)

Der von Dietrich geprägte Ausdruck Kriegsamenorrhöe bezeichnet „die Erscheinung einer temporären Amenorrhöe, bei der der Krieg im letzten Grunde ursächliches Moment ist". S. berichtet über 20 in der Freiburger Poliklinik beobachtete Fälle bei 20—40jährigen Frauen mit normalem Genitalbefund in tabellarischer Form. Alle diese Stadt- und Landbewohnerinnen waren in erster Linie durch den Krieg „psychisch alteriert" (Mann oder Schatz im Felde), mußten ferner in der Mehrzahl schwerer körperlich und geistig arbeiten und litten zur Hälfte unter der wesentlich geänderten Ernährung. Dabei fehlten die sogen. Ausfallserscheinungen fast ganz. — Die Prognose ist günstig, die Therapie gegeben, doch genaue weitere Beobachtung und Sammlung solcher Fälle wichtig; denn „der Krieg stellt uns hier vor eine neue Frage, die wissenschaftlich von Bedeutung wird, weil sie uns wahrscheinlich Aufschlüsse über Störungen in der inneren Sekretion bringen wird, die wir im Frieden niemals erhalten könnten".

Wegscheider (Berlin).

Focken, **Über die Verwendbarkeit des Extractum Muira-Puama fluidum als Aphrodisiacum in der Veterinärpraxis.** (Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochschule Hannover. 1916.)

Die Muira-Puama, deren aphrodisiakische Wirkung bereits den brasilianischen Eingeborenen bekannt war, wird in der Humanmedizin als Muiracithin bei sexueller Asthenie angewendet. Durch Tierversuche wurde die Ungiftigkeit des Mittels erwiesen. Bereits

Sustmann verwies auf die guten Wirkungen des Muiracithins in der Veterinärpraxis, was Focken bestätigt, das Mittel jedoch zu teuer findet und daher zu dem billigeren Muira-Puama fluidum rät. Eine Einwirkung auf den Geschlechtsapparat nach Verabreichung des Extraktums war unverkennbar. Bei einem Hunde trat Schwellung des Penis ein, bei zwei Hündinnen eine deutliche Schwellung und Rötung der Vulva, eine Kuh zeigte Rötung der Scheide. Das Mittel regt somit, in hinreichend großen Dosen verabfolgt, den Geschlechtstrieb an. Doch dürfte einer allgemeinen Einführung des Mittels in die Veterinärpraxis der ziemlich hohe Preis entgegenstehen. R. (Wien).

Junginger, **Zur Kastration der Kühe.** (Münchn. Tierärztl. Woch. Nr. 18. 68. Jahrg. 1917.)

Kastration ist bei stiersüchtigen (nymphomanischen) Kühen vorzunehmen, da nach Entfernung der meist zystös entarteten Eierstöcke der Ernährungszustand sich bald wieder bessert, die Milchergiebigkeit erhalten bleibt und der Milchgeschmack der infolge der Stiersucht Einbuße erleidet, wieder normal wird. Erfolglos ist die Kastration dann, wenn es sich um Veränderungen der Eileiter und Uterushörner durch tuberkulöse Prozesse handelt. Verf. bemerkt noch, daß die gute Spannung der Scheide bei der Operation (etwas abwärts und gegen die rechte Flanke drücken) und die Anlage eines glatten, die ganze Wand durchtrennenden Schnittes von Wichtigkeit sind, um Taschenbildung zwischen Serosa und Schleimhaut der Scheide zu verhindern, als deren Folge sonst leicht phlegmonöse Prozesse entstehen, welche Schlachtung nötig machen. R. (Wien).

Rößle, **Über Gebärparese und Hämoglobinämie (des Pferdes).** (D. Tierärztl. Woch. Nr. 16. 25. Jahrg. 1917.)

Die von Schmidt-Kolding eingeführte und später durch Lufteinblasungen verbesserte Methode der Behandlung der Gebärparese und der schon früher von Cadéac, der beide im Titel erwähnten Krankheiten für durchaus ähnliche hielt, und in letzter Zeit von französischen und schwedischen Tierärzten empfohlenen Behandlung der Hämoglobinämie beim Pferde durch Lufteinblasen unter die Haut, gaben R. Veranlassung zur Annahme, daß nur der Sauerstoff der Luft das wirksame Agens bei der Behandlung der beiden Krankheiten sein kann. Verf. ist gleicher Meinung mit Otte, der annimmt, daß die Gebärparese eine CO_2-Vergiftung des Organismus ist. Weiter ist R. in Übereinstimmung mit zahlreichen Autoren der Human- und Veterinärmedizin der Ansicht, daß die Ursache der Gebärparese Anaphylaxie ist. R. glaubt, daß der anaphylaktische Schock auf einer CO_2-Vergiftung des Organismus beruht, beginnend mit einer Reizung der vasomotorischen Zentren. Dabei ist als sicher anzunehmen, daß die Hämoglobinämie des Pferdes ebenso anaphylaktischen Ursprungs ist wie die Gebärparese. Zur Behandlung der Hämoglobinämie empfiehlt R. Aderlaß. Zum Zwecke der Entlastung der Zirkulationsorgane Gaben von Natr. chlorat. intravenös 1000,0 bis 1500,0 cm³ (0,75 bis 0,9%) oder reichlich Natr. bicarbonic. per os, um eine andere Reaktion der Blutflüssigkeit zu bewerkstelligen. Einführen von O unter die Haut oder direkt ins Blut durch intravenöse Applikation von säurefreiem Perhydrol mit der zehnfachen Menge Wasser verdünnt zu einer 3prozentigen Lösung. (100,0 bis 150,0 cm³ auf einmal), Verabreichung von Digalen und Klysma. R. (Wien).

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Bernhardt, **Wird die Ehe die einzige vom Staate rechtlich gebilligte Geschlechtsgemeinschaft bleiben?** (Die neue Generation. März 1917. S. 88.)

Durch die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse ist die Möglichkeit der Eheschließung für die meisten sehr erschwert. Damit gehen dem Staate ungezählte Kräfte verloren, während es in seinem größten Interesse liegt, besonders infolge des Krieges die Einwohnerzahl zu heben. Auch für das einzelne Individuum hat die erzwungene Ehelosigkeit die schlimmsten Folgen. Die Prostitution wird gefördert und den Geschlechtskrankheiten Vorschub geleistet. Für die Frau kommt als weitere Gesundheitsschädigung noch hinzu, daß ihr infolge der sittlichen Schranken unmöglich gemacht wird, dem Naturtriebe Befriedigung zu verschaffen. Der Gedanke, durch staatliche Hilfe die wirtschaftlichen Verhältnisse so zu bessern, daß die Ehegründungen erleichtert werden, hat keine Aussicht auf Verwirklichung. Es bleibt nur der eine Weg, unsere sittlichen An-

schauungen und daran anschließend unsere rechtlichen zu ändern. Auch eine andere Verbindung zwischen Mann und Weib als die eheliche muß sittlich gleichwertig sein und rechtliche Gültigkeit haben. Die Kosten für die Erziehung und den Unterhalt der Kinder müßten von der Gesellschaft getragen werden. Es müßten Verbände geschaffen werden, die die erforderlichen Kapitalien erhalten und vermehren. Der Beitritt zu diesen Verbänden müßte jedem Interessenten frei stehen. Sprinz (Berlin).

Weinberg, **Fort mit der Exceptio plurium.** (Die neue Generation. H. 4. 1917.)

Verf. vertritt mit seiner Forderung: „Fort mit der Exceptio plurium" das Recht der ledigen Mütter und insbesondere der unehelichen Kinder, indem er überzeugend nachweist, daß die gesetzliche Bestimmung der Exceptio plurium vom juristischen und ethischen Standpunkte nicht länger zu halten ist. Durch die Gestattung der Exceptio plurium werden im Alimentenstreitverfahren viele Tausend unehelicher Kinder von vornherein der bittersten Not ausgesetzt. Nach dem geltenden Recht fallen, wenn mehrere Väter in Betracht kommen, keinem derselben die Unterhaltspflichten zu, und Mutter und Kind stehen vor dem Nichts. Um wieviel besser und gerechter wäre es, aus den Personen, die für die Vaterschaft in Betracht kommen, eine Art Gesellschaft zu bilden, mit dem Zwecke, die dem Vater obliegenden materiellen Verpflichtungen zu erfüllen. Das Kind hält sich wegen der vollen gesetzlichen Unterhaltspflicht an einen der möglichen Väter, während dieser von den anderen in Betracht kommenden Männern den auf sie fallenden Teil der Alimentenentschädigung verlangt. Sprinz (Berlin).

Jöhnk, **Sadistische Verletzungen des Rektums bei einer Kuh.** (Münchn. Tierärztl. Woch. Nr. 6. 1917.)

Verf. wurde zu einer Kuh gerufen, welche durch Verweigerung der Futteraufnahme und Unruheerscheinungen dem Besitzer auffiel. Die rektale Untersuchung ergab (nach Einführung des Armes bis zum Ellbogengelenk) an der linken unteren Seitenwandung ein etwa fingerlanges Loch, welches mit Kot gefüllt war. Bei Besichtigung des Mastdarms nach der Schlachtung wurde Verf. noch zahlreiche Verletzungen gewahr, welche alle kaudal-oral verlaufen. Ein Teil der Verletzungen trifft nur die Mukosa, andere gehen durch Schleimhaut und die Muskularis hindurch und haben die Serosa eine Strecke weit von der Unterlage abgehoben. Alle diese Verletzungen können nur durch stumpfe Gewalt, die vom After ausging, verursacht worden sein. Da eine gelegentliche Verwundung wegen der großen Entfernung vom After unmöglich erscheint, so kommt nur Verletzung aus sadistischen Gründen (etwa durch einen Stock) in Betracht, eine Auffassung, der sich auch das pathologische Institut der Tierärztl. Hochschule Hannover anschloß. R. (Wien).

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Dreuw, **Sexuelle Gesundheitspolitik.** (Die neue Generation. H. 3. 1917.)

D. wiederholt im vorliegenden Aufsatze seine bereits anderwärts publizierten Vorschläge zu einer zeitgemäßen „sexuellen Gesundheitspolitik". Gefordert wird die allgemeine Anzeigepflicht für alle geschlechtskranken Männer und Frauen; ebenso wie andere Infektionskrankheiten gemeldet werden müssen. Zu diesem Behufe soll ein staatliches Gesundheitsamt gegründet werden. Der Arzt meldet dem Gesundheitsamte, daß er einen Geschlechtskranken in Behandlung genommen habe; von nun ab ist der Kranke selbst verpflichtet, allwöchentlich ein von einem beliebigen Arzte ausgefülltes Formular, das die Fortdauer der Behandlung bescheinigt, einzusenden, bis der Arzt ein Schlußattest der Heilung gibt. Strengste Diskretion des Amtes soll unbedingt gesichert sein. D. betont, daß diese Anzeigepflicht endlich einmal die genaue statistische Erfassung der Geschlechtskrankheiten ermöglichen wird. Auch die gewerbsmäßig Prostituierten haben nichts weiter zu tun, als regelmäßig in kleinen Zeitabständen — etwa 4—5mal wöchentlich — dem Gesundheitsamte den Nachweis ihrer Gesundheit zu führen. Die ganze unwürdige Reglementierung soll fortfallen. Die Polizei tritt nur in Funktion, wenn die Anordnungen des Gesundheitsamtes nicht befolgt werden, oder Verstöße gegen Sitte und Ordnung vorkommen.

An diese Vorschläge reiht D. eine scharfe Polemik gegen die Überschätzung des Wertes der Wassermannschen Blutreaktion und insbesondere des Salvarsans; gerade die Überschätzung des Salvarsans sei schuld daran, daß die Syphilis vielfach zu leicht aufgefaßt und deshalb ungenügend behandelt wird.

D. zitiert schließlich die Auslassungen einiger Autoren, die seine Vorschläge gutgeheißen haben und anderer, die sich ablehnend verhielten.

Dem Referenten will es scheinen, als ob die von Dreuw geforderte Anzeigepflicht nicht der rechte Weg sei, um der Geschlechtskrankheiten Herr zu werden. Seit einer Reihe von Jahren besteht übrigens bei der Berliner Sittenpolizei die Einrichtung der grauen Kartenbriefe, die jede der Unzucht überführte und erkrankte Frauensperson — sofern nicht Krankenhausaufnahme verfügt wird — der Polizei regelmäßig einzusenden hat. Diese vom Arzte unterschriebene graue Karte weist nach, daß sie sich in ärztlicher Behandlung befindet. Geschieht das ordnungsgemäß, so bleibt sie von der Polizei verschont. Demnach ist ein Teil der Vorschläge Dreuws kein Novum.

Sprinz (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Siegel, P. W., **Abort und Geburtenrückgang.** (Zentrabl. f. Gyn. Bd. 41. Nr. 11. 1917.)

S. versucht an der Hand des vorhandenen statistischen Materials (von Bumm, Winter, Doederlein, das er durch das von Kroenig ergänzt,) Grundlagen für ein gemeinsames, zielbewußtes Handeln aller Kliniken zu finden, die Zahl der Aborte einzudämmen. Er stellt für die Häufigkeit des „ungewollten, spontanen Aborts, die non facultas gestandi" in Deutschland 8—10% fest, für Aborte überhaupt 12—13% aller Schwangerschaften in Deutschland. Den „gewollten kriminellen Abort" und den „notwendigen, indizierten, künstlichen Abort" berechnet S. nur auf 2—3% aller Schwangerschaften, also ca. 50000 event. vermeidbare Aborte bei durchschnittlich 2000000 Schwangerschaften im Jahre. Daß diese Aborte nur einen Bruchteil der Ursachen des Geburtenrückgangs ausmachen, ist klar, ebenso wie der künstlich vorgenommene, tatsächlich indizierte Abort (wenigstens im klinischen Materiale) keinen bedeutenden Einfluß auf den Geburtenrückgang hat. S. hält eine „steigende, unaufhaltbare und unvermeidbare non facultas gestandi" für möglich auf Grund seiner Beobachtungen über den Fruchtbarkeitsrückgang (um 23% in 30 Jahren) und macht am Schlusse Vorschläge zur Auffindung von Normen für die Schwangerschaftsunterbrechung.

Wegscheider (Berlin).

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Sommer, Robert (Gießen), **Friedrich der Große vom Standpunkt der Vererbungslehre.** (Klinik für psychische u. nervöse Krankh. Bd. 10. H. 1.)

„Die neuere Familienforschung und Vererbungslehre hat mehrfach den Versuch gemacht, geniale Begabungen aus der geistigen Beschaffenheit von Personen und Familien, die an dem Aufbau der Ahnentafel beteiligt waren, zu begreifen, und es liegt nahe, diese Aufgabe auch auf die geistige Gestalt Friedrichs des Großen anzuwenden."

S. hat bereits früher Goethe im Lichte der Vererbungslehre zu betrachten versucht. Ähnlich wie dort wird auch hier eine ganz besonders auffallende Eigenschaft in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Bei Friedrich dem Großen fällt nun vor allem seine außerordentlich große schriftstellerische Begabung auf. Vor dem Kriege ist eine Gesamtausgabe seiner Werke in deutscher Übersetzung von G. B. Volz herausgegeben, die nicht weniger als 10 Bände umfaßt. Dazu kommen noch 2 Bände Briefe.

S. untersucht eingehend, ob bei den Vorfahren Friedrichs des Großen oder in Seitenlinien schriftstellerische Begabungen in Erscheinung getreten sind. Es läßt sich nun in der Ahnenreihe eine außerordentliche Häufung von Keimelementen aus der Fürstenfamilie Braunschweig-Lüneburg nachweisen. Aus diesem Hause aber stammt der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg, der unter dem Pseudonym Gustav Selenus eine umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltet hat. Er war Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher sich Adel und Bürgertum zu literarischem Wirken zusammenfanden. Selenus verfaßte auch ein Werk über die Geheimsprache und war der Begründer der bekannten Wolfenbütteler Bibliothek.

Ferner ist die Urgroßmutter Friedrichs des Großen die Kurfürstin Sophie von Hannover, eine geborene Pfälzerin, von der Memoiren und Briefe erhalten sind. Sowohl durch ihren philosophischen Inhalt wie durch ihre Ausdrucksform erheben sich diese über

derartige Erscheinungen. Die Nichte dieser Urgroßmutter war Elisabeth Charlotte von der Pfalz, bekannt unter dem Namen Liselotte. Die höchst interessanten Briefe dieser Frau zeigen ein elementares Talent zum sprachlichen Ausdruck.

S. führt in sehr interessanter Weise einen qualitativen Vergleich durch zwischen den schriftstellerischen Leistungen Friedrichs des Großen und denen seiner Ahnen, Selenus, Sophie von Hannover und Liselotte. Diese Untersuchung ergibt „inhaltlich so nahe Beziehungen, daß zu dem geschehenen Nachweis einer starken Ahnenhäufung aus dem Hause B.-Lüneburg und der pfälzischen Fürstenfamilie qualitative Ähnlichkeiten treten, die in gleichem Sinne zu deuten sind, daß die geistige Persönlichkeit Friedrichs des Großen sehr wesentlich durch die Abstammung von diesen beiden Familien bedingt erscheint."

Neben dieser z. T. aus dem Hause B.-Lüneburg ererbten schriftstellerischen Begabung scheinen Friedrich dem Großen von dieser Ahnenreihe her auch pathologische Züge überkommen zu sein, und zwar hauptsächlich der Zug des Mißtrauens, der in seinen persönlichen Beziehungen eine große Rolle spielt. Der Urgroßvater Ernst August von Hannover, der Gatte der erwähnten Sophie von Hannover, hatte paranoische Züge. Er war der Großvater von Friedrich Wilhelm I. „Bei dem tragischen Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Friedrich scheint mir diese gemeinsame Belastung durch diesen geistig abnormen Vorfahren, die bei beiden in Form eines mißtrauischen Zuges zum Vorschein kommt, von ausschlaggebender Bedeutung zu sein."

Das Problem der militärischen Begabung Friedrichs des Großen, das wahrscheinlich im engsten Zusammenhang mit einer mathematischen Veranlagung steht, wird vom Verf. vorläufig nur gestreift.

Zum Schlusse möchte ich noch zu meiner an dieser Stelle erfolgten Besprechung der Schrift „Krieg und Seelenleben" des gleichen Verfassers bemerken, daß eine direkte Abstammung Hindenburgs von dem Mathematiker Hindenburg nicht erwiesen ist. Es handelt sich bei dem Mathematiker um einen Seitenzweig der Familie Hindenburg, aus welcher von der Mitte des 18. Jahrhunderts an gerechnet der Feldherr stammt. Diese Tatsache, welche Geheimrat Sommer mir so liebenswürdig war mitzuteilen, hat allerdings nur genealogische, weniger aber biologische Bedeutung, wie S. selbst bemerkt.

M. Vaerting (Berlin).

Lauffer, Otto, **Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen in Deutschland.** (Mitteil. d. Vereins d. Kgl. Sammlung f. deutsche Volkskd. 1916. Bd. 5. H. 1. Mit 7 Abbildungen.)

Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen ist über ganz Deutschland bis Egerland, sowie dem Banat und Siebenbürgen verbreitet. Er hängt mit der Sitte zusammen, unverheiratet Gebliebene im bräutlichen Anzug zu begraben und daher dürfte, nach Ansicht des Verfassers, die Brautkrone das Zeichen der Jungfräulichkeit der Verstorbenen bedeuten. Diese Vermutung erhält ihre Stütze durch die weitere Sitte, daß die Totenkrone nicht allen ledig Verstorbenen vergönnt wird, sondern nur solchen, die sich den Ruf der unverletzten Jungfräulichkeit bewahrt haben. Als solches äußeres Zeichen wird der Kranz auch bei der Kommunion und Patendienst, wie auch bei Hochzeiten getragen. — Zunächst hat man die Totenkrone, entsprechend ihrer Bestimmung, wohl in den Sarg gelegt; dann diente sie mehr Repräsentationszwecken und wurde auf den Sarg gestellt, schließlich in mehreren Exemplaren, die Bekannte und Freunde stifteten.

Buschan (z. Z. Hamburg).

Kriegsliteratur.

Ellen Key, **Der Krieg und die Geschlechter.** (Die neue Generation. April 1917.)

K. reiht in vorliegender Arbeit eine Fülle von Gedanken — freilich etwas bunt — aneinander. Das Thema „Der Krieg und die Geschlechter" wird insofern recht einseitig behandelt, weil fast ausschließlich der Einfluß des Krieges auf das weibliche Geschlecht erörtert wird. Dennoch verlohnt es sich, eingehender die Anschauungen der Verf. wiederzugeben. Der Krieg hat das Los vieler Frauen höchst traurig gestaltet. Mütter haben in Zeiten des Schreckens Kinder geboren, die die Folgen des Schreckens an sich trugen, Mütter wurden von ihren Kindern auf immer getrennt; andere mußten Kinder des eingedrungenen Feindes zur Welt bringen; allzuviele trauern um den Gatten, den Sohn und den Vater. Nach dem Kriege wird die Zukunft der Frau hinsichtlich ihrer natürlichen Pflicht, der Mutterschaft, sehr dunkel sein. Die Ehemöglichkeiten von Millionen von Frauen vermindern sich ständig. Daß beim Friedensschluß ein Aufschwung der Ehe-

schließungen kommen wird, wie nach dem kurzen, glücklichen Krieg von 1870, ist ausgeschlossen. Man hat schon allerlei Gedanken und Vorschläge geäußert, wie die Ehemöglichkeit zu steigern und die Geburtenzahl zu heben sei. Die Frauen sollen sich zur Ehe mit den heimkehrenden Krüppeln bereit finden, um ihnen ein Heim zu schaffen und für sie zu sorgen. Man will staatliche Heiratsbüros gründen, um die passenden Frauen für die verstümmelten Krieger auszuwählen. Aber man vergißt dabei, daß bei Erfüllung dieser patriotischen Pflicht die Frauen vielfach sich selbst aufgeben müssen. Man hat sogar die Möglichkeit der Polygamie erwogen. Wenn nur körperlich, geistig und moralisch vollwertige Männer 2 Frauen heiraten dürfen, dann sind jedenfalls vom Rassenstandpunkt solche Ehen den Invalidenehen vorzuziehen; aber es ist unwahrscheinlich, daß ein Staat die Polygamie ausdrücklich sanktionieren wird. In Wirklichkeit wird es freilich vielfach dazu kommen. Auch andere Gemeinschaften als nur die eheliche werden durch Gewohnheitsrecht Anerkennung finden, und die Zahl der unehelichen Kinder wird gewiß steigen. Es sind bereits einige Maßnahmen zur Erhöhung der Eheschließungen und der Geburtenziffer getroffen worden, so die Milderung des Zölibats der Lehrerinnen, die Kriegstrauung, die Verbesserung der Beamtengehälter; hierhin gehört auch der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten.

Der Krieg hat einen völligen Umschwung der Meinung über geschlechtliche Moral zuwege gebracht. Forderungen des Bundes für Mutterschutz, die lange für unsittlich galten, sind jetzt erfüllt worden. Es wird kein Unterschied gemacht zwischen verheirateten und unverheirateten Müttern, wie man Heime für eheliche und uneheliche Kinder nicht mehr trennt. 30 Kriegsmonate haben den Vereinigungen zur Heilighaltung der Ehe schon heftigere Schläge ausgeteilt, als es bisher alle Verkünder der Unmoral fertig bringen konnten. Man hat den Vorschlag nicht gescheut, das Gesetz gegen die Fruchtabtreibung für jene Frauen aufzuheben, die Opfer des eingedrungenen Feindes geworden sind. In Frankreich hat man sogar befürwortet, solche Kinder zu töten, um die Reinheit der Rasse zu bewahren. Aus alledem erhellt, daß die Religion Europas heute die des Nationalismus ist. Die Frage in Zukunft wird die sein, ob der nationale Gedanke für die Frauen in dem Maße Religion werden wird, daß sie ihr Liebesideal aufgeben wollen, um nur nach den Bedürfnissen des Staates zu heiraten und zu gebären. Der Krieg hat zwar die große Anpassungsfähigkeit der Frau auf jedem Gebiete bewiesen, und diese Gabe wird wahrscheinlich den meisten von ihnen helfen, sich den neuen Mutterschaftsbedingungen anzupassen. Viele Frauen werden jedoch nach dem Kriege einfach nicht die Kraft haben, um eine große Familie aufziehen zu können. Ihnen wird mehr als früher die Pflicht obliegen, für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Im Interesse der Familie werden sie sich zu schonen haben, und die Schonung liegt einzig in der Vermeidung einer häufigen Mutterschaft. Darin gerade verlangt aber der Staat das meiste von ihnen. Eine Lösung dieses Problems läge in der Erhebung der Mutterschaft zum Staatsdienst, der demgemäß zu belohnen wäre. Eine Hoffnung auf Verwirklichung dieser Idee ist kaum vorhanden. Wenn der Friede da ist, werden soviel Kriegsschulden zu bezahlen sein, daß nichts übrig bleiben wird, um den Frauen zu helfen. Betrachtet man die Frage vom menschlichen Standpunkte, so bedeutet sie auch die Möglichkeit einer Höherentwicklung. Die Frauen werden folgerichtig suchen, die Qualität der Menschheit zu verbessern; zu gleicher Zeit aber auch Anteil an dem politischen Leben zu erlangen suchen, von dem das Wohl ihrer Söhne und Töchter abhängig ist. Aber kein politisches Stimmrecht oder ein anderes Recht könnte die Frau vor dem Sinken bewahren, wenn sie ihrem besten Instinkte, Kinder der Liebe zur Welt zu bringen, untreu werden sollte. Schon vom biologischen Standpunkte, dem der Fortführung erworbener Eigenschaften, darf die Liebe bei der Fortpflanzung nicht ausgeschlossen werden. Zum besten der Rasse wäre zu wünschen, daß die Frauen dieser Generation, wo jede vierte ledig bleiben muß, lieber dieses Opfer bringen, als im Interesse der „nationalen Wohlfahrt“ ohne Liebe Kinder zu gebären. — Viele seelische Störungen, die dem Kriege zur Last gelegt werden, sind der Behinderung normaler geschlechtlicher Beziehungen zuzuschreiben. Die Tatsache, daß Frauen mit Kriegsgefangenen Heiratspläne schmieden, und Soldaten Beziehungen zu den Frauen der Feinde anknüpfen, beweist, daß Liebe durch Rassetheorien nicht aufgehalten werden kann.

K. schließt mit dem tröstlichen Hinweise, daß der Krieg zwar über alle Maßen glückliches Leben vernichtet, aber auch neue erhabene Erscheinungen unter den Frauen wachgerufen habe. Sprinz (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Künstler, Fanny, **Die Kulturtat der Frau.** Eine Untersuchung der geistigen Wesenheiten unserer Gegenwart. Wien und Leipzig 1916. Wilhelm Braumüller. 258 S.

Was eigentlich unter der im Titel angekündigten „Kulturtat der Frau" verstanden sein soll, ist mir trotz emsigen Studiums in dem Werke der Frau F. K. nicht so recht klar geworden. Es ist darin sehr viel von „männlichem" und „weiblichem Prinzip" die Rede; mit den Schlagworten „Intellektualismus" und „Intuitionismus" und ihren Beziehungen zu dem einen und anderen Prinzip wird sehr stark probiert, ebenso mit dem Ausdruck „Offenbarungen" in Form von „Intuition" und „Inspiration" und den verschiedenen Stufen der letzteren, die als etwas Positives und Aktives gegenüber der sekundären, bedingten Intuition gewertet wird und zugleich als männliches Prinzip gegenüber dem weiblichen; ferner mit dem die höchste Erfüllung dieses Prinzips in seiner absoluten Aktivität, den „Grenzpol der Vollendung" offenbarenden Christus und mit den „höchsten Geistesspitzen unseres Zeitalters", als welche Nietzsche und Weininger auf ein in dieser Überhöhung wohl kaum verdientes Piedestal gestellt werden. Nietzsche zugleich zur Erweisung von Natur und Begrenzung des männlichen Prinzips — Weininger zur Erweisung von Wesensart und Erschöpfung des weiblichen Prinzips (von ihm hofft übrigens die Verfasserin, daß ihm die Nachwelt noch in ganz anderer Weise gerecht werde, als es seitens der Gegenwart der Fall sei) Eine Beweisführung ihrer Anschauungen sucht die Verfasserin aus biblischen, namentlich aus alttestamentlichen Vorgängen zu gewinnen, wobei wieder die drei „Stufen der Inspiration", als „Ära der Anempfindung", „Ära der Gleichempfindung" und „Ära der Durchempfindung" einzeln in Betracht gezogen werden. Bei der letzten wird besonders auf David exemplifiziert, diesen „vollendetsten Menschen", der deshalb auch allein als würdig befunden wurde, der Stammvater Christi zu werden, der aber doch der *„Erbsünde der geschlechtlichen Begierde"* auch seinerseits noch anheimfiel, so daß die Verklärung und Erlösung dieses letzt und höchst Menschlichen erst durch Christus zur Wirklichkeit werden konnte. Im Schlußwort gelangt die Verfasserin zu dem schon früher einmal zitierten Ausspruch: „Der Mann sollte, von der Frau geführt, seinen Weg gehen." — Man kann vielleicht in dem Buche der Frau F. K. manchen durch Neuheit überraschenden und selbst tiefgründigen Gedanken begegnen — leider aber ist ihr die Gabe einer klaren und einleuchtenden Verarbeitung und Darstellung solcher Gedanken nur in mangelhafter Weise verliehen worden.

A. Eulenburg (Berlin).

Giese, Fritz, **Psychologische Beiträge.** I. Band. Langensalza 1916. Verlag von Wendt & Klauwell.

Das Buch bringt drei bereits in Zeitschriften erschienene Arbeiten des Verfassers, von denen nur die beiden ersten „Das Ich als Komplex in der Psychologie" und „Psychologie der Geschlechtsunterschiede" sachlich zusammengehören. Als praktisch wertvolles Ziel der Psychologie wird die Erfassung des Menschen als Persönlichkeit hingestellt. Das komplexe Ich muß Gegenstand der Untersuchung sein. Nicht generelle, sondern differentielle Psychologie gewährt Aussicht auf brauchbare Resultate. Die alten Charakterologien und Temperamentenlehren, auf die ausführlich eingegangen wird, haben die Erkenntnis nicht vorwärts gebracht, da sie sich auf theoretischen Spekulationen aufbauen. Aber auch die Typenlehre der Experimentalpsychologie bedeutet keinen Fortschritt, da sie nur einen Teilausschnitt aus der Persönlichkeit bietet, der durchaus nicht das Charakteristikum des Betreffenden zu sein braucht. Dagegen wird die Korrelationsmethode als ein vorzügliches Hilfsmittel zur Lösung des Individualitätsproblems bezeichnet. Sie liefert, indem sie mit Zahlenwerten den Zusammenhang der psychischen Qualitäten erkennbar macht, einen objektiven Maßstab für die Resultate. Es dürfen aber nicht, wie bisher geschehen, unwesentliche Eigenschaften (z. B. Additionsgeschwindigkeit und Begabung für Englisch) in Verbindung gebracht werden, sondern Gesichtspunkte, die bedeutend erscheinen und aus der Theorie entnommen werden müssen. Hierfür können die an sich wertlosen alten Charakterologien und Temperamentenlehren nutzbar gemacht werden. Hingewiesen wird auf Momente wie Kerschensteiners Aufwühlbarkeit, Feinfühligkeit, ferner auf „unbewußte Vorgänge" wie Sensibilität, Suggestibilität usw.

In dem zweiten Aufsatz wird ausführlich auf die auf experimentalpsychologischem Wege gewonnenen Ergebnisse der vergleichenden Untersuchung der Geschlechter ein-

gegangen. Die einschlägige Literatur mit Ausschluß der medizinischen findet gewissenhafte Berücksichtigung. Die Verschiedenheit in der Begabung und den Charaktereigenschaften ist groß, von einer Inferiorität des weiblichen Geschlechts kann aber nicht die Rede sein. (Wenn dieses Resultat auch mit der neueren medizinischen Auffassung übereinstimmt, so muß doch gesagt werden, daß die vom Verf. angeführten Ergebnisse vom ärztlichen Standpunkte aus als nicht ausschlaggebend für die Beurteilung der Frage der psychischen Wertung des Weibes angesehen werden können, da in der Hauptsache nicht Erwachsene, sondern Kinder Gegenstand der vergleichenden Untersuchung waren, bei diesen aber, was der Verf. ja auch nicht übersieht, die Ungleichmäßigkeit der geistigen Entwicklung in Rechnung gestellt werden muß. Dies geschieht aber nicht in befriedigendem Maße. D. Ref.) Die elementare Verschiedenheit der Begabung, der Interessen, die „Scheidung in eine mehr rational-satyrisch-logisch-philosophisch-männliche und eine emotional-träumerisch-soziale weibliche Richtung", ferner die ungleichmäßige Entwicklung und die konstante Abhängigkeit der weiblichen Psyche von den periodischen Schwankungen des physiologischen Zustandes, schließen, wie überzeugend dargetan wird, die Koedukation aus.

Zum Schluß weist Verf. auf das korrelative Verhältnis hin, das zwischen Typus und Geschlecht in ihrem Leistungsausdruck besteht, und wirft das Problem auf: „Ist Mensch oder Geschlecht im Individuum stärker ausgeprägt?" Hierüber soll eine gesonderte Betrachtung von Typen-, Temperamenten- und korrelativer Charakterologie des Menschen auf der einen, Charakterologie der Geschlechter auf der anderen Seite Aufschluß geben.

In dem dritten Aufsatz „Sexualvorbilder bei einfachen Erfindungen" werden Gegenstände wie Ziehfeder, Aräometer, Flasche, Eimer, Bleistift, Luftkissen, Tube, Zange, Zirkel, Bürste, Pinsel, Besen, Nagel, Bohrer u. a. mit, wie ich glaube, nicht eben übermäßiger Überzeugungskraft als Nachbildungen sexueller Körperteile oder Akte bezeichnet.

Bruno Saaler (z. Z. Rathenow).

Kapff, Prof. Sigm. v. (Aachen), **Die Frühehe, ihre Voraussetzungen und Folgen.** Verlag von W. Kohlhammer. Stuttgart 1916. 1 Mk. 80 Pf.

Bei der weiblichen Bevölkerung besteht die Frühehe, nicht aber bei der männlichen, obwohl die hygienischen Gründe für eine frühe Eheschließung bei der männlichen Jugend viel zwingender sind als bei den Mädchen. Die Schwierigkeiten, welche die so notwendige Frühehe des Mannes verhindern, liegen auf wirtschaftlichem Gebiet. Diese zu beheben ist deshalb die erste Vorbedingung zur praktischen Durchführung der Frühehe. Sehr günstig liegen die Verhältnisse dafür bei der bäuerlichen Bevölkerung. Die Bewirtschaftung selbst des kleinsten Bauerngutes kann nicht von einem einzelnen geleistet werden, es bedarf dazu der Hilfskräfte, welche aber wegen der herrschenden Landflucht nur in ungenügender Menge zur Verfügung stehen. Frühehe und Kinderreichtum ist deshalb bei der bäuerlichen Bevölkerung Brauch und Sitte geworden. Aus diesem Grunde ist im Interesse der Frühehe mit ihren vorteilhaften qualitativen und quantitativen bevölkerungspolitischen Folgen zu fordern: die Erhaltung und Vermehrung auskömmlicher Bauerngüter, Aufteilung staatlicher, städtischer und privater Großländereien, Verhinderung von Latifundienbildung, Rittergütern und Fideikommissen „mit ihren verknechtenden und proletarisierenden Folgen", schließlich Kultivierung von Ödländereien.

Die Frühehe der Industriearbeiter ist vor allem zu fördern durch Fürsorge für Wohnung und rationelle Lebensweise nach dem Muster deutscher großer industrieller Werke und der vorbildlich gewordenen englischen Gartenstädte.

Weiterhin soll ein Anreiz zu früher Verehelichung geschaffen werden durch eine sehr hohe Steuer der Junggesellen, z. B. bei einem Einkommen von 10000 Mk. außer den bestehenden Steuern noch etwa 3000 Mk. Abgabe. Auch wiederholt v. K. die schon oft erhobene Forderung, Verheiratete und Unverheiratete verschieden hoch zu besolden. Ferner verlangt Verf. Festsetzung von Mindestlöhnen von einem gewissen Alter an, etwa dem 22. Lebensjahre, auf Grundlage internationaler Vereinbarungen.

Der Hauptgrund nun, der dringend eine Frühehe des Mannes wünschen lassen muß, ist die Gefahr der Geschlechtskrankheiten. Das beste Mittel gegen diese Seuche und ihre Quelle, die Prostitution, ist eben die Frühehe! Bedauerlicherweise gehört der Verfasser, der einem so gesunden Gedanken wie der Frühehe das Wort redet, zu denjenigen Menschen, welche die Prostitution ein „notwendiges Übel" nennen. Ihre Ausrottung soll nach seiner Ansicht in allen Ländern als unmöglich erkannt worden sein. Eine solche Behauptung entbehrt jeder Logik. Die Ausrottung der Prostitution ist doch nicht deshalb unmöglich, weil uns dies bis jetzt noch nicht gelungen ist. Ich selbst

habe noch gehört, wie ein Physikprofessor das Fliegen des Menschen für unmöglich erklärte. Und heute, nur wenige Jahre später? Das Wort unmöglich ist in der Wissenschaft durchweg ein Mißbrauch der Logik und von ihm gilt Aragos Wort: „Wer mit Ausnahme der rein mathematischen Wissenschaften das Wort ‚unmöglich' ausspricht, ermangelt aller Vorsicht und Klugheit." Von derselben logischen Höhe sind die Bemerkungen über die studierenden Frauen. Sie zu kritisieren würde zu weit führen, nur so viel sei bemerkt, wenn die Frauen, wie Verf. anführt, wirklich bessere Maturitäts- und akademische Prüfungen als die Männer bestehen, so gehörten sie — in unserem Lande wenigstens — an alle hohen und höchsten Stellen in Staat und Verwaltung, weil bei uns diese Beamten ganz allgemein nach Examenszensuren ausgewählt werden.

Sehr warm befürwortet Verf. die Frühehe der Geistesarbeiter. Die Beseitigung der doppelten Moral, die Anerkennung des Naturrechts des jungen Mannes auf reine Liebe und Ehe von seiten der Eltern und Erzieher muß gefördert werden. Sehr richtig weist der Verf. darauf hin, daß die Aussicht auf Frühehe dem Jüngling einen starken sittlichen Halt verleiht. Wenn Eltern und Erzieher dem 18jährigen Jüngling bei seinem Abgang zur Universität Reinheit empfehlen und ihn darauf hinweisen, daß er in 2 bis 3 Jahren heiraten kann, so gibt ihm das ein ganz anderes Gefühl, als wenn die Eltern über die erste Liebe ihres Sohnes spotten und dem „dummen Jungen" sagen, daß er noch 10 Jahre bis zur Ehe warten muß, bis er „was geworden ist". Praktisch nun läßt sich die Frühehe des Geistesarbeiters dadurch ermöglichen, daß die geldlichen Aufwendungen, welche ohnehin von den Eltern während der Studien- und Lernjahre für die Kinder gemacht werden, von beiden Seiten für die Führung eines gemeinsamen Haushalts zusammengelegt werden. In den meisten Fällen wird dieses Geld für einen einfachen und billigen Haushalt ohne gesellschaftliche Verpflichtungen genügen, um so mehr, da junge Menschen viel weniger Ansprüche stellen und zu erfüllen haben als ältere. Dieser Vorschlag v. Kapffs kann m. E. nicht warm genug empfohlen werden.

M. Vaerting (Berlin).

Frauenberufsfrage und Bevölkerungspolitik. Jahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine 1917 (hrsg. von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner). Leipzig 1917. Teubner.

Das Jahrbuch enthält vier bevölkerungspolitische Aufsätze, die besonders deshalb interessant sind, weil sie den Standpunkt der Frau gegenüber diesen Problemen charakterisieren. Der erste Aufsatz von Anna Lindemann behandelt ausdrücklich diese „Stellung der Frau zur Bevölkerungsfrage". Verfasserin weist zunächst darauf hin, daß die Männer der Wissenschaft sich bei ihren bevölkerungspolitischen Arbeiten und Bestrebungen viel zu wenig an die Frauenwelt wenden, obschon diese Fragen doch gerade die Frauen am meisten angehen. Was das Problem des Geburtenrückganges betrifft, so ist eine riesengroße Literatur entstanden, die, wie Roesle nachgewiesen hat, z. T. mit ganz falschen Zahlen arbeitet. Deshalb fordert Anna Lindemann die Frau auf: „Glaube nicht ohne weiteres jeder Tabelle und auch nicht jedem Buche oder Redner über den Geburtenrückgang!"

Der Geburtenrückgang wird sehr verschieden beurteilt. Viele sozial denkende Menschen erwarten von ihm eine Erleichterung des Kampfes ums Dasein. Freunde des Friedens, welche in dem Expansionsbedürfnis eines starkwachsenden Volkes eine Kriegsgefahr sehen, begrüßen den Geburtenrückgang als Friedensherold. Dagegen sehen die Männer, welche der alten Anschauung huldigen, daß es immer Krieg geben wird, und für welche die Wehrmacht der Inbegriff des Staates ist, in dem Sinken der Volkszahl natürlich eine ernste Gefahr. Die Frauenbewegung nun nimmt den Standpunkt ein, den sie schon vor dem Kriege vertreten hat, daß es nämlich für unser Volk nicht gut und heilsam ist, daß möglichst viele Kinder geboren werden, sondern daß möglichst viele gesunde, an Körper und Geist vollkräftige Nachkommen gezeugt werden. Die Qualität muß das Ziel aller Bevölkerungspolitik sein. Leider sind Anzeichen dafür vorhanden, daß die Regierung, um ihren Wunsch nach Volkszahl durchzusetzen, weitgehende Beschränkungen der persönlichen Freiheit einführen wird. „Wir Frauen müssen es deutlich aussprechen: wir glauben nicht, daß damit Gutes erreicht werden kann." Statt daß man irgendwelche Mittel verbietet, was doch keinen Erfolg hat, sondern nur die Zustände verschlimmern wird, sollte man die Erkenntnis verbreiten, wann es unverantwortlich ist, Kinder in die Welt zu setzen. „In Deutschland kommen noch immer auf je 100 000 Einwohner etwa 300 Geisteskranke und Idioten, 150 Epileptiker, 200 Trunksüchtige, 60 Blinde, 30 Taubstumme, 260 Krüppel, 500 Lungenkranke in vorgeschrittenem Stadium; zwei Drittel aller dieser haben ihr Leiden erblich übernommen. Ferner: In einem einzigen

Jahre, 1908, gaben fünf große deutsche Städte, Berlin, Hamburg, Leipzig, Dresden und Frankfurt a. M. 9 922 228 Mark allein für Geisteskranke und Gebrechliche aus."

Nicht die sinkende Geburtenzahl ist die Gefahr für Deutschland, sondern der sinkende Lebenswille, weil unser Land unendlich schwere Zeiten durchlebt, unendlich schwere Zeiten noch vor uns liegen. „Die Frauenbewegung muß daher alles, was zur Bevölkerungspolitik vorgeschlagen wird, an der Frage messen, ob es den Lebenswillen stärkt."

Auch in dem folgenden Aufsatz über Staat und Familie von Frau Elly Heuß-Knapp, kommt die Stellung der Frauenbewegung zur Bevölkerungsfrage wiederum dahin scharf zum Ausdruck, daß staatliche Maßnahmen, die lediglich auf eine Erhöhung der Volkszahl um des Staates willen gerichtet sind, unbedingt von den Frauen abzulehnen sind. Die Frauen vertreten den Kantschen Grundsatz, daß der Mensch Selbstzweck ist und nicht zum Mittel — auch nicht für den Staat — erniedrigt werden darf. Deshalb darf der Staat nicht äußere Motive an die Stelle des persönlichen Willens zur Elternschaft schieben wollen. Direkte wirtschaftliche oder soziale Anreize zur Kindererzeugung sind abzulehnen, zulässig sind von seiten des Staates nur die Bemühungen, den Willen zur Elternschaft möglichst von sozialen Hemmungen zu befreien. Die beiden folgenden Aufsätze enthalten interessantes bevölkerungspolitisches Tatsachenmaterial.

Der Bund deutscher Frauenvereine hat nach der Diskussion dieser Probleme — die vier erwähnten Aufsätze wurden als Reden gehalten auf der Kriegstagung des Bundes deutscher Frauenvereine in Weimar — eine ganze Anzahl Forderungen zur Bevölkerungspolitik aufgestellt.

1. Volkswirtschaftliche Maßnahmen (u. a. Vermehrung der bäuerlichen Bevölkerung durch innere Kolonisation, Wohnungsreform).

2. Maßnahmen des Staates als Arbeitgeber (Haushaltungszuschüsse an verheiratete Beamte, Aufhebung des Eheverbots der Beamtinnen usw.).

3. Steuerpolitik: Abzug der für die Kindererziehung notwendigen Aufwendungen bei der Steuereinschätzung.

4. Sozialversicherung und Arbeiterschutz: Reichswochenhilfe, Mutterschaftsversicherung, Familienversicherung, Verkürzung der Arbeitszeit, Verbesserung des Wöchnerinnenschutzes.

5. Schulpolitik: Hauswirtschaftliche Bildung, Aufbau des Schulwesens nach dem Grundsatz des Aufstiegs der Fähigen, Einführung einer sexuell-sittlichen Belehrung der heranwachsenden Jugend.

6. Soziale Hygiene: Aufhebung der Reglementierung der Prostitution und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholismus, Hebung des Hebammenstandes, Säuglingsfürsorge.

7. Mitwirkung der Frauen: Gut geschulte soziale Beamtinnen, Heranziehung der Frauen zur Mitberatung über alle bevölkerungspolitischen Maßnahmen, Mitwirkung von Frauen in allen Körperschaften, die solche Maßnahmen durchzuführen oder zu überwachen haben.

M. Vaerting (Berlin).

Hirschfeld, Dr. med. Magnus, **Sexualpathologie.** Erster Teil. Bonn 1917. A. Marcus & E. Webers Verlag. XV und 211 S. mit vierzehn Tafeln, einem Textbild und einer Kurve. 8°. Geh. 8 Mk. 40 Pf.; geb. 10 Mk.

Den Manen Krafft-Ebings ist dieses Buch geweiht. Es will das Ziel erreichen, den gleichen Zweck für unsere Zeit zu erfüllen, wie die Psychopathia sexualis für Krafft-Ebings Zeit. 1886 war das Werk Krafft-Ebings zum erstenmal erschienen. Es hat seitdem 14 Neuauflagen erlebt, die nur eine Steigerung des Umfanges des Buches brachten, aber die neuen Forschungsergebnisse nicht in erforderlicherweise berücksichtigten. Vor allem waren die Verhältnisse der inneren Sekretion in dem Werke Krafft-Ebings, weil unerforscht, noch nicht zu dem Thema in Beziehung gebracht. Der Verf. hält gerade diese Lehre für so maßgebend zum Verständnis der ganzen Fragestellung, daß er die Lehre von der inneren Sekretion geradezu zum Leitmotiv des Werkes macht. Ja, die durch diese Lehre begründete Abhängigkeit des Seelischen vom Stofflichen, die Unmöglichkeit, scharfe Grenzlinien zwischen psychischem und somatischem Geschehen aufzurichten, veranlassen ihn, seinem Buch den Titel Sexualpathologie zu geben.

H. behandelt in dem vorliegenden Bande den Geschlechtsdrüsenausfall, den Infantilismus, die Frühreife, die Störungen der Evolution und Involution (Sexualkrisen), die Onanie und den Automonosexualismus. Die beabsichtigten folgenden 2 Bände sollen ab-

handeln die Störungen der Geschlechtsdifferenzierung (Hermaphroditismus, Androgynie, Homosexualität, Transvestismus), die Aggressionsinversionen (Sadismus, Masochismus), die geschlechtlichen Eindrucks- und Ausdrucksstörungen (Symbolismus, Fetischismus, Exzeß-, Defekt-Anomalien, Angst-, Zwangs- und Hemmungs-Anomalien).

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß ein Bedürfnis vorliegt, die in der Psychopathia sexualis beschriebenen krankhaften Veränderungen des Geschlechtstriebs unter Berücksichtigung der modernen Forschungsergebnisse erneut abzuhandeln. H. bringt für diese Aufgabe eine Erfahrung mit, die sich auf eine zwanzigjährige Praxis stützt. „Dieses Buch ist nicht in der Schreibstube, sondern im Sprechzimmer enstanden." Man glaubt, diese Ankündigung cum grano salis auffassen zu müssen, wird aber durch die Darstellung dahin belehrt, daß die Sprechstube tatsächlich wesentlichen Einfluß auf die Themata ausgeübt hat. Das fällt namentlich bei gewissen Gutachten auf. Ein Referat gestattet keine sehr weitgehenden Diskussionen, aber vielleicht darf hier doch auf den Abschnitt Infantilismus etwas näher eingegangen werden.

Als Grundlage für den Infantilismus nimmt der Verf. die Definition Lasègues an. Danach handelt es sich um eine Hemmungsbildung, die durch die Fortdauer der physischen und seelischen Merkmale der Kindheit über die Reifezeit hinaus charakterisiert ist. Dieser Definition wird man nichts zu entgegnen haben. H. teilt nun den Begriff in 4 Gruppen „Grundformen", den genitalen, somatischen, psychischen und psychosexuellen Infantilismus — diese Gliederung ist sein gutes Recht. Ein Kryptorcher mit Azoospermie ist nach ihm vom Typus des genitalen Infantilismus. Mangelhafte Entwicklung der sekundären Geschlechtscharaktere, ungewöhnlich jugendliches Aussehen zählt er zum somatischen Infantilismus, den er noch in zwei Untergruppen teilt, je nachdem einzelne Organe oder der ganze Körper infantil geblieben sind; psychischer Infantilismus bestehe dort, wo zeitlebens die seelische Art beibehalten wird, wie sie kleinere Kinder vor oder während der Reifezeit zeigen. Diese Form besitze eine gewisse Verwandtschaft mit leichteren Graden des Schwachsinns, der Debilität, der Imbezillität. Die Intelligenz sei dabei weniger betroffen. Man könne auch beim psychischen Infantilismus zwei Untergruppen erkennen, den juvenilen und den infantilen Infantilismus, je nachdem spätkindliche oder frühkindliche Stufen zustande kommen. Schließlich bezeichnet H. als psychosexuellen Infantilismus eine Form der Abweichung, bei der nicht das unbekannte Geschlechtsempfinden des Kindes als Kriterium dient, sondern bei dem die sexuelle Reizquelle nicht eine erwachsene Person, sondern ein Kind ist, an dem die sexuelle Betätigung wesentlich spielerisch ausgeübt wird. Dabei fühle sich der Verüber des Delikts selbst mehr oder weniger infantil.

In den betreffenden Ausführungen findet sich noch eine ganze Anzahl von besonderen Gruppen und Grüppchen. Man muß gestehen, daß H. das gewaltige Gebiet infantilistischer Hemmungen in seiner Größe und seinem Umfang erkennt und aus seinen reichen Erfahrungen folgert. Aber überzeugend wirken seine Darstellungen nicht, weil das einigende Band der verschiedenen Formen nicht herausgearbeitet ist: es müßte bei der Absicht des Buches das Sexuelle sein.

Man wendet in neuerer Zeit endlich wieder die Aufmerksamkeit der Konstitution zu. In Fragen dieses Gebietes nimmt der Infantilismus einen ganz hervorragenden Platz ein. Aber es wird kaum jemandem einfallen, den Kryptorchismus als maßgebenden Beweis für das Bestehen einer infantilen (somatischen, bei H. sexuellen) Konstitution anzusehen. Ich glaube auch nicht, daß H. Gelegenheit bekommen wird nachzuweisen, daß jeder Kryptorcher Abweichungen seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften im Sinne des Infantilismus hat. Mir wenigstens sind Leute mit Kryptorchismus bekannt, die nichts Infantiles an sich haben. Und ist es nicht ein Widerspruch, wenn man die Bedeutung der Samenzellen hinter die der Zwischenzellen stellt, soweit die Geschlechtscharaktere in Frage kommen, und dann doch in dem Kryptorchen, dessen Zwischenzellen ja nicht fehlen, einen Infantilen sieht? Schließlich gibt es genug Menschen mit voll entwickelten Keimdrüsen, die infantil auch in sexueller Beziehung sind und bleiben. Die Steinachschen Tierversuche sind nicht geeignet, diese Fragen zu klären. Sie beweisen nichts für den Menschen, weil wir noch nicht so weit sind, aus Tierversuchen ohne weiteres Analogieschlüsse auf den Menschen machen zu können und wo möglich Rückschlüsse auf die Abhängigkeit des Seelischen vom Stofflichen zu ziehen. Nein, vorläufig ist der Kryptorchismus nichts weiter wie ein Hemmungsvorgang analog den anderen nicht abgeschlossenen Entwicklungen, wie sie in größter Mannigfaltigkeit beim Menschen vielfach zur Beobachtung gelangen. Vielleicht entschließt sich H. bei der zweiten Auflage des Buches zu einer Umarbeitung des schwierigen Kapitels.

Es werden dann Schönheitsfehler wie das Gutachten über den Lehrer D. S. 31—38 wegfallen dürfen. Ich halte dieses Zeugnis für keineswegs überzeugend. Der Mann hat

mit 15 Jahren angefangen zu onanieren, mit 24 Jahren verkehrte er das erstemal mit einer Prostituierten, später heiratete er und hatte bis zum 40. Lebensjahr in längeren Zwischenräumen regelmäßig mit seiner Frau den Koitus vollzogen. Von da an kam er selten und nur auf Verlangen seiner Frau den ehelichen Pflichten nach. Er unterrichtete bis 150 Kinder in der Schule, was ihm schwer fiel. Er war auch sonst in geistiger Beziehung wenig auf der Höhe, so daß er auf seine Vorgesetzten und Amtsgenossen in den letzten 12 Jahren den Eindruck der Geistesschwäche gemacht hat. Dieser Mann nun hat sich in einem Alter von etwa 50 Jahren an Schulkindern vergangen. Warum darin sich aber „das wissenschaftlich wohlumschriebene Bild des Infantilismus zeigt" und D. auf einer kindlichen Stufe der Entwicklung stehen geblieben ist, über die er in seinem psychischen Niveau nicht herausgekommen ist, das hat der Richter nicht erkennen können — ich auch nicht. Der Mann mag unverantwortlich für sein Verbrechen sein, aber daran mögen irgendwelche andere Gründe Schuld tragen, sein Infantilismus nach meiner Überzeugung nicht, trotzdem der Mann einen doppelseitigen Kryptorchismus hat.

H. spricht auch von einem Infantilismus senilis, den er als Seitenstück des psychosexuellen Infantilismus juvenilis betrachtet. Hierfür kann man nicht leicht ein Verständnis aufbringen. Alte Leute werden kindisch, das glaubt man zu wissen, aber wer verbindet mit diesem Gedanken die Vorstellung des Sittlichkeitsverbrechens? H. meint aber: „Wir können die Sittlichkeitsverbrechen der alten Leute ungezwungen aus den Rückbildungserscheinungen der Involutionsperiode erklären." (Im Nachsatz wird m. E. mit Recht eine gesteigerte oder veränderte Reizbarkeit durch Übersättigung abgelehnt.) Ich kann das nicht, vielmehr schließe ich mich den Lehren der Psychiatrie an (vgl. z. B. Bleuler, Lehrbuch der Psych. S. 149: „Die Involution ist aber in dieser Beziehung, wie überhaupt strenge zu scheiden von der senilen Degeneration, wenn schon die beiden Prozesse einander berühren können.")

Auf die übrigen Kapitel des Buches genauer einzugehen, muß ich mir versagen. Es sind mir in ihnen auch nicht so diskutable Unstimmigkeiten aufgestoßen wie hier, wenn auch z. B. über Ausdrücke wie die „Dementia praecox auch Hebephrenie und Schizophrenie genannt" (S. 105) u. ä. sich manches sagen ließe. Worauf es mir mit ankommt, ist zu zeigen, daß ein Buch, das nicht in der Schreibstube, sondern im Sprechzimmer entstanden ist, trotz der Vornahme des Verf. „alles zu vermeiden, was als Mangel an kühler Sachlichkeit angesehen werden könnte" (S. IX), eben doch nicht sachlich ausfallen kann. Den Grund hierfür gibt dabei H. auf derselben Seite selber an. Er liegt in seinem tiefen menschlichen Mitgefühl mit den doppelt leidenden Kranken, die einmal an ihrer Triebabweichung, dann aber und das noch mehr unter ihrer Verkennung leiden. Auch für H. dürften die von ihm zitierten Worte Goethes wenigstens zum großen Teil mit leitend gewesen sein: O, daß die Menschen so unglücklich sind.

Das Buch ist flüssig geschrieben, bringt eine Menge neuen Materials, so daß es besonders als Nachschlagewerk warm empfohlen werden darf.

Fritz Fleischer (Berlin).

Varia.

Im Reichstag hat Staatssekretär Dr. Helfferich die Ausdehnung der Wochenhilfe für Kriegerfrauen auch auf die Frauen der zum Hilfsdienst Berufenen in Aussicht gestellt. Finanzielle Gesichtspunkte müßten in diesem Falle heute gegenüber den wichtigeren Gesichtspunkten der Förderung des Bevölkerungszuwachses und einer gesunden Arbeiterschaft zurückzutreten haben. (M. m. W. 1917. Nr. 13. S. 440.)

Über den Geburtenrückgang in Frankreich veröffentlicht die „Temps" folgende Zahlen: 1913: 604454 Geburten, 588809 Todesfälle; 1914: 594222 Geburten, 647549 Todesfälle; 1915: 382466 Geburten, 644301 Todesfälle. Demnach ist die Zahl der Sterbefälle in den beiden letzten Jahren gegen das Normaljahr 1913 um je gegen 60000 gestiegen, während die Zahl der Geburten 1914 um rund 10000, 1915 um 226000 zurückging. Das Heeresgebiet ist hier nicht inbegriffen. Aber auch in der neutralen Schweiz hat nach dem „Bund" die Zahl der Eheschließungen wie der Geburten abgenommen, so daß ein empfindlicher Rückgang der Gesamtbevölkerung der Schweiz sich bemerkbar macht. Aus Italien berichtet die Korr. „Stefani" über vermehrte, durch

Syphilis bedingte Kindersterblichkeit. Diese hat den Minister des Innern veranlaßt, die Aufmerksamkeit der in Frage kommenden Behörden auf die Notwendigkeit zu richten, die Säuglingsanstalten mit den modernen diagnostischen Mitteln auszustatten und die Überwachung der Ammen und Wärterinnen Spezialärzten zu übertragen. Das Ammenwesen außer dem Hause sei ebenfalls aufmerksam zu überwachen. Die Verbreitung der Krankheit wird auf die außerordentliche Anhäufung von Militärpersonen und Arbeitern in einigen Zentren und auf die Zunahme der geheimen Prostitution, die durch den Kriegszustand veranlaßt ist, zurückgeführt. (M. m. W. 1917. Nr. 10. S. 344.)

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Aub, Fritz, Über einen Fall von monoamniotischen Zwillingen, abgestorben durch Nabelschnurverschlingung. Inaug.-Diss. Erlangen. Februar 1917. 8°.

Aza, Vital, Concepto actual del funcionalismo ovarico. Revista españa de Obstetr. y Ginec. November 1916. Nr. 11. S. 494 ff.

Barfurth, Regeneration und Transplantation. Rückblick auf die Ergebnisse 25jähriger Forschung. Wiesbaden 1917. Bergmann. Lex.-8°. 245 S. 9 Mk.

Bethcke, F. E. L. H., Das Haarkleid des Rindes. Inaug.-Diss. Leipzig. Januar 1917. 8°.

Biedermann, W., Sekretion und Sekrete. Pflügers Arch. 167. 1917. S. 1—116.

Conill, Victor, Fisiologia del ovario. El ciclo generativo y el ciclo de secrecion interna. Revista españa de Obstetr. y Ginec. Sept. 1916. Nr. 9. S. 399 ff.

Corning, H. K., Lehrbuch der topograph. Anatomie für Studierende und Ärzte. 7. Aufl. Mit 677 meist farb. Abbild. Wiesbaden 1917. J. F. Bergmann. Lex.-8°. XVI, 817 S. 20 Mk.

Correns, Das gemeinsame Vorkommen einer dominierendnn und einer rezessiven Sippe im Freien. Sitzungsber. der k. preuß. Akademie der W. 1917. Nr. 14.

Dimpker, Anna Marie, Die Eifurchung von Herpobdella atomaria Carena (Nephelis vulgaris Moqu. Tand. Mit 3 Taf. u. 6 Textabb. Zool. Jahrb. 40. 1917. H. 2. S. 245—290.

Doflein, F., Die Fortpflanzung, die Schwangerschaft und das Gebären der Säugetiere. Eine zoologische Feldvorlesung für meine im Feld stehenden Studenten. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. 54 S. mit 25 Abbild. 1 Mk. 50 Pf.

Durig, A., Die Ermüdung. Wien 1916. Hölder. Gr. 8°. V, 211 S. 1 Mk. 80 Pf.

Fehlinger, H., Geistige Veranlagung. Die Umschau 21. 1917. Nr. 15. S. 284—286.

Fellner, Otfried O., Weitere Beiträge zur Lehre von der inneren Sekretion der weiblichen Genitalien. Gynäk. Rundschau 9. 1917. H. 3/4.

Gothe, Hermann, Die Stellung der allgemeinen Physiologie im Universitätsunterricht. Akad. Rundschau 5. 1917. H. 4. S. 140—147.

Haiser, Franz, Das maskulierte Weib. Polit.-Anthr. Monatsschr. 16. 1917. Nr. 1. S. 27—35.

Hertwig, Oscar, Das genealogische Netzwerk und seine Bedeutung für die Frage der monophyletischen oder der polyphyletischen Abstammungshypothese. Mit 5 Textfig. Arch. f. mikrosk. Anat. II. Abt. 89. 1916. H. 2/3. S. 227—242.

Heß, C., Der Farbensinn der Vögel und die Lehre von den Schmuckfarben. Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. 166. 1917. H. 8—10. S. 381—426. (Mit 3 Textfig.)

Hust, W., Über 100 Fälle von Zwillingsschwangerschaft und -geburten. Inaug.-Diss. Erlangen. Dezember 1916. 8°.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. März bis 31. Mai 1917 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der vorläufigen Adresse: Dr. Iwan Bloch, ordinierender Arzt am Reservelazarett Beeskow, Mark).

Kaudern, Walter (Zool. Institut der Univ. Stockholm), Studien über die männlichen Geschlechtsorgane von Sirenia, Hyracoidea und Proboscidea. Mit 16 Abbild. im Text. Zool. Jahrb. 40. 1917. H. 2. S. 203—244.

Keibel, Franz, Über experimentelle Entwicklungsgeschichte. Straßburg 1917. Heitz. 8°. 30 S. 1 Mk.

Knauer, Siegfried, Ursachen und Folgen des aufrechten Ganges der Menschen. Wiesbaden 1916. Bergmann. Lex.-8°. 155 S. 6 Mk. 40 Pf.

Kobelt, A. (Freiburg i. Br.), Die physiologische Ursache von Zeichnung und Farbe in der Tierwelt. Zeitschr. f. Naturwissensch. II. Mitt. 86. 1916. H. 2/3. S. 152—183.

Kopsch, Fr., Die Beziehungen zwischen Lebensalter und Körperlänge bei Rana fusca nebst einigen Bemerkungen über die Aufzucht der Larven und der jungen Frösche. Internat. Monatsschr. f. Anat. u. Phys. 32. 1917. H. 4/6. S. 51—58.

Korschelt, E., Lebensdauer, Altern und Tod. Mit 44 Abbild. im Text. Jena 1917. G. Fischer. Lex.-8. VII, 170 S. 5 Mk.

Lehrbuch der Botanik für Hochschulen. Begr. 1894 von Eduard Strasburger, Fritz Noll, Heinrich Schenck, A. F. W. Schimper. 13. umgearb. Aufl. Bearb. von Proff. Drs. Hans Filling, Ludwig Jost, Heinrich Schenck, George Karsten. Jena 1917. G. Fischer. Lex. 8°. VIII, 666 S. Mit 845 z. T. farb. Abbild. 11 Mk.

Lenz, Fritz, Einschüchterungsauslese und weibliche Wahl bei Tier und Mensch. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 129—150.

Lipschütz, A., Klima und Körpergröße. Die Umschau 21. 1917. Nr. 15. S. 281—284.

Löwenthal, Karl, Zur Physiologie des Cholesterinstoffwechsels (Beziehungen zwischen Hoden und Cholesterinstoffwechsel). Zieglers Beiträge z. path. Anat. 61. 1916. H. 2/3.

Meyer, Hans, Zur Biologie der Zwillinge. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 79. 1916. H. 2.

Möller, Paul, Ein Fall von komplettem Pseudohermaphroditismus masculinus. (Mit 6 Titelabbild.) Virch. Arch. 223. 1917. H. 3. S. 363—379.

Morgan, T. H., A critique of the theory of evolution; lectures delivered at Princeton University, February 24, March. 1, 8, 15, 1916. Princeton 1917. Univ.-Press. 8°. 10 u. 197 S. mit Abbild. 1,50 Doll.

Naef, A., Die individuelle Entwicklung organischer Formen als Urkunde ihrer Stammesgeschichte (krit. Betrachtungen über das sogenannte „biogenetische Grundgesetz"). Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. III, 77 S. Mit 4 Fig. im Text. 2 Mk. 40 Pf.

Navarro, Rafael, La glandula uterina. La Prensa medica 30. Juli 1916. Nr. 7. S. 80 ff.

Rauchales, R. A., Der Einfluß des mütterlichen Alters und der Geburtenzahl auf die Geschlechtsbildung des Kindes. Inaug.-Diss. Freiburg i. B. Februar 1917. 8°.

Reynolds, Edward, Fertility and Sterility. A histologic study of the spermatozoa, the ovaries and the uterine and vaginal secretions in their relations to these questions. The Journ. of Amer. med. Assoc. 67. 1916. Nr. 17. S. 1193 ff.

Riebesell, P., Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 8°. IV, 75 S. 80 Pf.

Rischke, Margarete, Über die Variation der Körperlänge im Säuglingsalter. Inaug.-Diss. München. Januar 1917. 8°.

Rosner, J., Zur Frage der Hyperthelie beim Manne. W. m. W. 1917. Nr. 2.

Sack, W. Th., Über den Einfluß von Corpus luteum und Hypophyse (Lobus anterior) auf den Stoffwechsel. Inaug.-Diss. Heidelberg. Februar 1917. 8°.

Schultze, F., Familiär auftretendes Malum perforans der Füße (familiäre lumbale Syringomyelie?) D. m. W. 43. 1917. Nr. 18. S. 545—547.

Sellheim, Hugo, Das weibliche Fortpflanzungsleben als eine Kette fruchtbarer und unfruchtbarer Funktionsgänge. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 1/2. S. 1—27. Mit 3 Taf.

Sellheim, Hugo, Über den Geschlechtsunterschied am Bauche und Körpergebäude überhaupt. M. m. W. 64. 1917. Nr. 20. S. 641—645.

Skoda, Karl, Untersuchungen über das Vorkommen eines Uterus masculinus bei einigen Wiederkäuerarten (Bos taurus, Bos bubalus und Ovis aries). Mit 2 Abbild. Anat. Anzeiger 50. 1917. Nr. 5. S. 111—120.

Sommer, Rob., Über Familienähnlichkeit. Wien 1917. Urania. Kl. 8°. 96 S. 1 Mk.

Sonnenberger, M., Die Hauptlehren der Vererbungswissenschaft und die Ausgestaltung der Darwinschen Selektionstheorie. Würzburg 1917. Kabitzsch. Lex.-8°. 61 S. mit Abbild. 2 Mk.

Steche, Otto, Das Problem des Geschlechts. Die Umschau 21. 1917. Nr. 14. S. 261—265.

Stratz, C. H., Rassenschönheit des Weibes. 8. Aufl. Mit 1 Taf. u. 346 Textabbild. Stuttgart 1917. Enke. Gr. 8°. XVI, 443 S. 16 Mk.

Swoboda, Hermann, Das Siebenjahr. Untersuchungen über die zeitliche Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens. Bd. I: Vererbung. Wien u. Leipzig 1917. Orion-Verlag. Lex. 8°. XII, 579 S.

Syassen, O., Pseudohermaphroditismus masculinus externus. Inaug.-Diss. München. Dezember 1916. 8°.

Trümbach, Ludwig, Ein Beitrag zum Hermaphroditismus. Inaug.-Diss. Würzburg. März 1917.

Wecken, Über einige Grundbegriffe in der Genealogie. Familiengeschichtl. Blätter 15. 1917. H. 2.

Wegelin, Carl, Über eine erbliche Mißbildung des kleinen Fingers. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 12. S. 283—285.

Psychologie und Psychoanalyse.

Baumgarten, Franziska, Die Lüge bei Kindern und Jugendlichen. Eine Umfrage in den polnischen Schulen von Lodz. Leipzig 1917. Joh. Ambr. Barth. Gr. 8°. III, 111 S. 4 Mk. 20 Pf.

Christiansen, Hans, Das Ewig Weibliche zieht uns hinan! Wesenergründendes als Beitrag zur deutschen Modebewegung. Wiesbaden 1916. H. Staadt. Gr. 8°. 53 S. 1 Illustrationstafel. 1 Mk.

Freud, Sigmund, Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 5. verm. Aufl. Berlin 1917. J. Karger. Gr. 8°. III, 232 S. mit 1 Fig. 6 Mk.

Fröbes, Joseph, Lehrbuch der experimentellen Psychologie. 1. Bd. 2. Abt. Freiburg i. B. 1917. Herder. Lex. 8°. XXVII, S. 199—605 mit 34 Textfig. 8 Mk. 60 Pf.

Gutberlet, C., Die experimentelle Psychologie im Dienste des Lebens. Philos. Jahrb. der Görres-Gesellschaft 30. 1917. H. 2. S. 131—171.

Häberlin, P., Psychoanalyse und Erziehung. Berner Bund, Sonntagsblatt 1917. Nr. 9 u. 10.

Joss, H., Grundbedürfnisse des menschlichen Seelenlebens. Die Ichkreise und das Gewissen. Besonderheiten des menschlichen Gruppenlebens. Psychologisch-philosophische Abhandlungen. Bonn 1917. Francke. 8°. 64 S. 1 Mk. 50 Pf.

Jurisch, K. W., System der Kultur. Arch. f. system. Philosophie N. F. 22. 1916. H. 4. S. 311—350.

Kisch, E. H., Die sexuelle Untreue der Frau. Bonn 1917. A. Marcus & E. Weber. 8°. VIII, 208 S. 4 Mk. 50 Pf.

Lucka, Emil, Die drei Stufen der Erotik. 3.—6. Aufl. Neu bearb. Volksausgabe. Berlin 1917. Schuster & Loeffler. 8°. 284 S. 6 Mk.

Marcuse, Max, Ein Fall von periodisch alternierender Hetero-Homosexualität. Monatsschr. f. Psych. u. Neur. 41. 1917. H. 3.

Maudsley, H., Organic to human; psychological and sociological. London 1917. Macmillan. 8°. 372 S. 12 Sh.

Otto, H., Eigenartigkeiten. Dresden 1917. A. Dressel. 8°. 110 S. 2 Mk. 40 Pf.

Radcke, Fritz, Pflicht oder Lust? Eine psychologische Studie über Eudämonismus und Antieudämonismus in der Ethik. Langensalza 1917. Wendt & Klauwell. Gr. 8°. 52 S. 1 Mk. 20 Pf.

Raecke, Der Inhalt der Psychose. Bemerkungen zu dem gleichnamigen akademischen Vortrage von C. Jung. Arch. f. Psych. 57. 1917. H. 2. S. 408—416.

Renström, C., Christian science, dess uppkomst, utbredning och lära. En undersökning. Uppsala 1917. Askerberg. 8°. VIII, 234 S. 3,60 Kr.

Schultz, J. H., S. Freuds Sexualpsychoanalyse. Kritische Einführung für Gerichtsärzte, Ärzte und Laien. Mit einem Vorwort von Geh.-Rat Prof. Dr. O. Binswanger. Berlin 1917. S. Karger. Gr. 8°. 40 S 1 Mk. 50 Pf.

Stekel, Wilhelm, Störungen des Trieb- und Affektlebens. II. Onanie und Homosexualität. (Die homosexuelle Neurose.) Wien 1917. Urban & Schwarzenberg. Lex. 8°. XII, 387 S. 15 Mk.

Wiese, L. v., Probleme der Geschlechtlichkeit. Die Neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 2—25.

Yerkes, R. M., The mental life of monkeys and apes; a study of ideational behavior. Cambridge (Mass.) 1917. Journal of Animal Behavior. 8°. 145 S. 6 Taf. u. 5 Textfig. 1,50 Doll.

Pathologie und Therapie.

Bauer, Julius, Einige Grundlagen der Lehre von der konstitutionellen Krankheitsdisposition. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 20. S. 554—557.

Benthin, W., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Herzerkrankungen. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 16. S. 439—445.

Benthin, W., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Erkrankungen der Genitalorgane. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 22. S. 606—609.

Birnbaum, O., Über eine Vereinfachung der Therapie im Bereiche des weiblichen Genitaltraktus. Gynäkolog. Rundschau 10. 1917. H. 19/20.

Böhler, Erfrierungen und Verbrennungen des männlichen Gliedes und des Hodensackes. M. m. W. 64. 1917. Nr. 13. S. 433 (mit 6 Abbild.).

Capeller, F., Über einen operativ geheilten Fall von vaginaler Pfählung mit Darmperforation. Inaug.-Diss. Gießen, Dez. 1916. 8°.

Culbertson, Carey, A study of the menopause with special reference to its vasomotor disturbances. Surg., Gyn. and Obstetr. Dezember 1916. S. 667 ff.

Dziembowski, S. v., Dystrophia adiposo-genitalis mit Myopathie. D. m. W. 43. 1917. Nr. 21. S. 654—655.

Ebeler, F., Über Wesen und Behandlung der Dysmenorrhöe. Leipzig 1916. Repertorienverlag. Gr. 8°. 20 S. 1 Mk.

Ebeler, F., Traubensarkom der Scheide im Kindesalter. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 15.

Eckstein, E., Über erworbene Amenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 14.

Friesicke, G., W. Cappeller, A. Tschirch, Rezepttaschenbuch. Jena 1917. G. Fischer. 8°. VII, 90 S. 1 Mk. 40 Pf.

Gardlund, W., Studien über Kraurosis vulvae unter besonderer Berücksichtigung ihrer Pathogenese und Ätiologie. Arch. f. Gynäk. 105. 1916. H. 3.

Heinsius, Fr., Die Einschränkung der künstlich herbeigeführten Fehlgeburt. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 18.

Herzog, Th., Gangraena vulvae bei einer Schwangeren. M. m. W. 64. 1917. Nr. 17. S. 553—554.

Hirsch, Josef, Zur Behandlung der Kriegsamenorrhöe. M. m. W. 64. 1917. Nr. 22. S. 735.

Kassel, Karl, Gedanken eines Arztes über die Pubertät. Berlin 1917. Union, Zweigniederlassung. Gr. 8°. 32 S. 60 Pf.

Kisch, E. Heinr., Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und hygienischer Beziehung. 3. verm. Aufl. Wien 1917. Urban & Schwarzenberg. Lex. 8°. XII, 776 S. Mit 127 z. T. farb. Abbild. 25 Mk.

Klein, G., Über gynäkologische Aktinotherapie. M. m. W. 64. 1917. Nr. 52. S. 1821—1822.

Köhler, Schweißdrüsenadenom der Vulva. Monatschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 44. 1917. H. 6.

Laubenburg, K. E., Frauenkrankheiten als Erwerbskrankheiten. Nach im Bergischen Lande gewonnenen Erfahrungen. Arch. f. Frauenkunde 3. 1917. H. 1/2. S. 37—68.

Lenartowicz, J. T., Über ulcus vulvae acutum. W. kl. W. 1917. Nr. 9.

Lenz, Fritz, Ein Beitrag zur Kenntnis der Basedowdiathese. M. m. W. 64. 1917. Nr. 9. S. 292—294.

Lewy, Erich, Aphorismen über Sexualneurasthenie. D. Ther. d. Gegenw. N. F. 19. 1917. H. 4.

Lubinus, J. H., Lehrbuch der medizin. Gymnastik. Wiesbaden 1917. Bergmann. Gr. 8°. XVI, 229 S. mit 177 Textabbild. 4 Mk. 60 Pf.

Mennicke, O., Über plötzlichen Tod durch Verblutung sub coitu. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 3. F. 24. H. 2.

Mitscherlich, E., Bestimmung der Ovarialdosis. Inaug.-Diss. Freiburg i. Br. Januar 1917. 8°.

Müller, Robert, Über das Karzinom der Vulva und Urethra. Inaug.-Diss. Breslau. März 1917. 8°.

Neurath, R., Nervöse Störungen im Kindesalter. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 8. S. 205—209.

Paschen, P., Über Ursachen und Heilung des Stotterns. Tübingen 1917. Mohr (Siebeck). 8°. VIII, 101 S. mit 10 Tafeln. 4 Mk.

Philipowicz, J., Zur Erhaltung des Hodens bei Ektopie. W. kl. W. 1917. Nr. 8.

Polak, J. O., A detailed study of the pathological courses of sterility with the end-rosults. Surg., Gyn. and Obstetr. 23. Sept. 1916. Nr. 3. S. 261 ff.

Raecke, Julius, Grundriß der psychiatr. Diagnostik nebst e. Anhang, enth. d. f. d. Psychiatrie wichtigsten Gesetzesbestimmungen u. e. Übersicht der gebräuchlichsten Schlafmittel. 6. verm. u. verb. Aufl. Berlin 1917. Hirschwald. 8°. VIII, 194 S. m. 14 Textfig. 3 Mk. 60 Pf.

Reusch, Das Verhalten der Menstruation nach gynäkologischen Eingriffen. Monatsschrift f. Geburtsh. u. Gynäk. 44. 1917. H. 6.

Rudolph, Karl, Über Osteomalazie außerhalb der Schwangerschaft. Inaug.-Diss. Würzburg, Februar 1917.

Schmidt, Adolf, Konstitution und ihre Beeinflussung. Halle a. S. 1916. Niemeyer. 8°. 19 S.

Schwermund, H., Über Scheidenkarzinome. Inaug.-Diss. Bonn, Jan. 1917. 8°.

Sternheim, Ludwig, Eine seltene Verletzung des Hodens. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 14. S. 398.

Ward, W. Douglas, The construction of an artificial vagina with establishment of the menstrual function. Surg., Gyn. and Obstetr. Nov. 1915. S. 655—656.

Warnekros, Kurt, Die Ausschaltung der Genitalfunktion und ihr Einfluß auf die Lungentuberkulose der Frau. Zeitschr. f. Tuberk. 27. 1917. H. 1—4.

Williams, T. A., The Traumatic Neurosis: Nature and Management; Some Forensic Aspechts. Journ. of the Amer. Inst. of Criminal Law and Criminol. 7. 1917. Nr. 5. S. 689—701.

Winkler, Ferd., Menstruelle Ekchymosen durch Darmparasiten hervorgerufen. Derm. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 20. S. 469.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Armbruster, Zur Genese des häufigen Aborts in Thüringen. Der Frauenarzt 32. 1917. H. 4. S. 87—89.

Behn, H., Zur Lehre von der geistigen Minderwertigkeit im Strafrecht. Inaug.-Diss. Kiel 1916. 8°. 176 S.

Bernhardt, Ludwig, Wird die Ehe die einzige vom Staat rechtlich gebilligte Geschlechtsgemeinschaft bleiben? Eine Anregung. Die neue Generation 13. 1917. H. 3. S. 88—90.

Bieler, W., Die Verzeihung im Ehescheidungsrecht. Inaug.-Diss. Greifswald 1916. 8°. 82 S.

Boas, Dr. med. Kurt (Chemnitz), Röntgendiagnostik der Schwangerschaft zu forensischen Zwecken. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 2. S. 151—153.

Ebermayer, Rechtsfragen aus der ärztlichen Praxis. D. m. W. 43. 1917. Nr. 11. S. 342—343; Nr. 12. S. 367—369; Nr. 13. S. 401—403.

Forster, E. M., Über den kriminellen Abort. Aus dem gerichtlich-medizinischen Institut der Universität Zürich. Diss. Thalwil 1916. Tellenbach.

Glueck, B., Studies in forensic psychiatry; from the Criminal Dept. Government Hospital for the Insane. Boston 1916. Little Brown. 8°. 2,50 Doll.

Gruhle, H. W., Kriminalpsychologische Kasuistik. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 2. S. 147—150.

Hänsel, R., Ein Verbrecheralbum vor 100 Jahren. Hessenland 31. 1917. H. 7/8.

Heinze, F. K. M., Ehescheidung französischer und belgischer Staatsangehöriger in Deutschland. Berlin 1916. R. Trenkel. 8°. 78 S.

Heller, R., Eine neue optische Methode zur Auffindung von Spermaspuren. V. f. gerichtl. Med. 50. 1917. H. 1.

Hirsch, Max, Die Unterbrechung der Schwangerschaft. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch. 38. 1917. S. 494—501.

Jellinek, Camilla, Die Stellung der Frau im B.G.B. und im Staatsangehörigkeitsgesetz. Zeitschr. f. Bevölkerungspolitik 9. 1917. H. 10. S. 292—301.

Kármán, E. v., Ein kriminalpädagogisches Institut. Langensalza 1917. Beyer. 8°. 80 Pf.

Leubuscher, G., Krimineller Abort in Thüringen. V. f. gerichtl. Med. 50. 1917. H. 1.

Puppe, G., Zur Psychologie und Prophylaxe des Kindesmordes. D. m. W. 43. 1917. Nr. 20. S. 609—613.

Schnell, Die beim weiblichen Geschlecht gebräuchlichen Gummiartikel zur Verhütung und Unterbrechung der Schwangerschaft. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 19. S. 542—544.

Schweitzer, E. E., Hysterie und Ehescheidung. Die neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 44.

Strafella, F. G., Der sozial Primitive. Die Hilfsmittel des Verbrechers und das Primitive an ihm. Arch. f. Krim. 68. 1917. H. 1. S. 1—72 mit 73 Abbild. Als Sonderausgabe: Leipzig 1917. F. C. W. Vogel. Gr. 8°. 72 S. mit 73 Abbild. 3 Mk.

Wassermann, Rudolf, Die künstliche Befruchtung im Lichte des Strafrechts. D. Strafr.-Zeit. 4. 1917. H. 3/4. Sp. 140—142.

Weidensall, Jean, The Mentality of the Criminal Woman. A Comparative Study of the Criminal Woman, the workir g Girl, and the Efficient Working Woman in a Series of Mental and Physical tests. Baltimore 1916. Wipple. Gr. 8°. 327 S.

Williams, The traumatic neurosis. Journ. of Crim. Law and Criminal. 7. 1917. Nr. 5.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Blaschko, A., Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten in England. II. D. m. W. 43. 1917. Nr. 17. S. 530—532.

Breitbarth, M., Gedanken über Jugendpflege. Halle a. S. 1917. H. Schroedel. Gr. 8°. IV, 115 S. 1 Mk. 50 Pf.

Carle et Carrère, Comment on traite actuellement la syphilis en France. Annales de Dermatologie et de Syphiligraphie 6. 1916. Nr. 6. S. 277—298.

Dreuw, H., Anzeige-, Behandlungs- und Schweigepflicht, Beratungsstellen und Sittenpolizei. Derm. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 11. S. 253—271; Nr. 12. S. 288—303.

Dreuw, H., Sexuelle Gesundheitspolitik. Die neue Generation 13. 1917. H. 3. S. 63—78.

Dreuw, H., Die gynäkologische Technik bei der polizeiärztlichen Untersuchung. Der Frauenarzt 32. 1917. H. 3. S. 59—68.

Dreuw, H., Wie muß die Staatskontrolle der Geschlechtskrankheiten beschaffen sein? Ärztl. Mitt. 1917. Nr. 8. S. 120—121.

Dreuw, H., Statt der Beratungsstellen ein Gesundheitsamt. Ärztl. Vereinsbl. 1916. Nr. 1099.

Fabry, Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 1916. Nr. 1096.

Finger, E., Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Hinterlande. W. kl. W. 1917. Nr. 12.

Gaebel, Käthe, Mütterarbeit und Kindererziehung. Kunstwart 1915. Jhg. 28. S. 123—124.

Hecht, Hugo, Ein Vorschlag zur Sanierung der Prostitution. Dermat. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 9. S. 212—217.

Henne am Rhyn, Otto, Prostitution und Mädchenhandel. Neue Enthüllungen aus dem Sklavenleben weißer Frauen. 4. verm. Aufl. Leipzig o. J. (1917.) H. Hedewigs Nachf. 8°. 80 S. 1 Mk. 20 Pf.

Jadassohn, J., Albert Neißer. Arch. f. Derm. u. Syph. 123. 1916. H. 5. S. 17—64.

Jaeger, Irmgard, Das Pflegeamt Altona. Derm. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 21. S. 492—494.

Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Mitt. 1916. Nr. 38 u. 47.

Kuznitzky, Wozu der Lärm? Ärztl. Vereinsbl. 1916. Nr. 1095.

Lesser, E., Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. B. klin. W. 54. 1917. Nr. 13. S. 301—303.

Lieske, H., Zur Verbesserung unserer Jugendfürsorge. Kriegs-Lese 8. 1917. Nr. 14.

Lindt, Überwachung der Schaubuden auf Messen und Märkten. Menschenmarkt 4. 1917. Nr. 4.

Marcuse, Max, Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über das Medizinalwesen. D. m. W. 43. 1917. Nr. 10. S. 307; Nr. 11. S. 340—342.

Miner, Maude E., Slavery of Prostitution. A Plea for Emancipation. New York 1916. The Mac Millan Company. 8°. 308 S. 1,50 Doll.

Mueller-Simonis, Kampf gegen die Unsittlichkeit in Groß-Brüssel. Caritas 21. 1917. Nr. 4.

Pappritz, Anna, Die Bedeutung der Sittlichkeitsfrage für die deutsche Zukunft. Dermat. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 4. S. 97—100.

Reimers, Friedr. †, und **Hertha Siemering,** Der Mädchenverein. Ein praktischer Wegweiser für die Pflege der weiblichen Jugend. Berlin 1917. C. Heymann. Gr. 8°. VII, 142 S. 3 Mk. 60 Pf.

Rinck, Paula, Uneheliche Kinder. Deutscher Wille (Kunstwart). Jhg. 29. 1916. S. 180—184.

Rohden, Gustav von, Die Prostitutionsfrage. Referat, gehalten auf der kirchlich-sozialen Kriegstagung in Berlin 16.—18. Oktober 1916. Leipzig 1917. A. Deichert. 8°. 89 S. 1 Mk.

Sachverständigenkommission der D. G. B. G. III. Sitzung am Freitag, den 20. Oktober 1916. Zeitschr. f. Bek. der Geschlechtskr. 17. 1917. H. 10—12. S. 281 bis 368.

Schäffer, J., Albert Neißer. Lebenswerk, Persönlichkeit, Erinnerungen aus seinem Leben. Berlin u. Wien 1917. Urban & Schwarzenberg. Lex. 8°. 39 S. Mit dem Bilde Neißers. 2 Mk.

Stümpke, G., Über die Notwendigkeit wiederholter Wassermann-Reaktionen in der Prostituiertenbehandlung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 10. S. 315—316.

Vom Dämon der Unzucht gepackt! Das traurige Schicksal einer deutschen Lehrerstochter, von ihr selbst erzählt. Leipzig o. J. H. Hedewigs Nachf. 8°. 72 S. 80 Pf.

Vorschläge des Ärztevereins von Aachen und Cöln zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 1916. Nr. 1102 und Ärztl. Mitt. 1916. Nr. 42.

Wehrli-Enz, W., Zerbrechen, Heilen, Bewahren. Ein Kapitel zum Problem der Jugendfürsorge. Basel 1917. Helbing & Lichtenhahn. Gr. 8°. 64 S. 1 Mk. 80 Pf.

Wintsch, Jean (Lausanne), A propos de la blennorrhagie masculine (Recherches microscopiques et données statistiques). Rev. med. de la Suisse rom. 37. 1917. Nr. 3. S. 113—138. Mit 13 Figuren.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Abramowski, Eleonore, Säuglingspflege als Lehrgegenstand in den Mädchenvolksschulen. Frauenbildung 16. 1917. H. 3/4.

Beck, A., Über die Häufigkeit u. Ursache der Säuglingssterblichkeit an der Königl. Univ.-Frauenklinik zu Würzburg. Inaug.-Diss. Würzburg, Febr. 1917. 8°.

Beerwald, Die Stellung der Gesundheitspflege im Staatsleben. Blätter f. Volksgesundheitspflege 1916. Nr. 11—12.

Böhm, August, und **Adolf Kronfeld,** Lexikon der Gesundheitspflege für Jedermann. 1. u. 2. Lieferung. Wien 1917. M. Perles. Gr. 8°. S. 1—96 mit Abbild. (In etwa 12 Lieferungen.) Je 1 Mk. 20 Pf.

Burgdörfer, Fritz, Das Bevölkerungsproblem, seine Erfassung durch Familienstatistik und Familienpolitik, mit besond. Berücksicht. d. deutschen Reformpläne und der französ. Leistungen. München 1917. A. Buchholz. Gr. 8°. XII, 254 S. 6 Mk.

Delitzsch, Johannes, Einführung in das sächs. Gesetz über Fürsorgeerziehung. Zeitschr. f. Kinderforsch. 22. 1917. H. 4/5. S. 136—145.

Edel, A., Die verheiratete Lehrerin. D. m. W. 43. 1917. Nr. 12. S. 371.

Friedberger, Josef, Der Einfluß der Geburtenfolge auf die Sterblichkeit der Kinder. Inaug.-Diss. Heidelberg, Jan. 1917. 8°.

Die unehelichen Geburten in Preußen. D. m. W. 43. 1917. Nr. 19. S. 595.

Ehrlich, Marg., Der männliche Anteil an der Bevölkerungs-Abnahme. Die neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 31—34.

Eliasberg, Helene, Die Konstitution der Säuglinge in ihrer Bedeutung für das Problem der Sommersterblichkeit. Berlin 1917. Karger. Gr. 8°. 32 S. 1 Mk. 20 Pf.

Elster, Alexander, Chronik der sozialen Hygiene. Öffentl. Gesundheitspfl. 2. 1917. H. 3. S. 143—164.

Elster, Alexander, Die Bedeutung der sozialen Hygiene für das Versicherungswesen. Zeitschr. f. d. ges. Versicherungs-Wissensch. 17. 1917. H. 3.

Faßbender, M., Des deutschen Volkes Wille zum Leben. Bevölkerungspolitische und volkspädagogische Abhandlungen über Erhaltung und Förderung deutscher Volkskraft. In Verbindung mit J. Braun, H. Dransfeld u. a. Freiburg i. Br. 1917. Herder. Gr. 8°. XX, 836 S. m. 24 Abbild. 13 Mk. 50 Pf.

Geburtenhäufigkeit und Säuglingssterblichkeit in den deutschen Großstädten mit mehr als 200000 Einwohnern in den Jahren 1914 und 1915. D. m. W. 43. 1917. Nr. 12. S. 369—370.

Geburtenrückgang und Bevölkerungspolitik. Volksmedizin in medizinalpolitischer, juristischer u. geschichtl. Beleuchtung. Heidelberg 1917. Verlag: Zentralverband für Parität d. Heilmethoden E.-V. Gr. 8°. 117 S. 5 Mk.

Golsner, R., Körpermessungen an samländischen schul- und vorschulpflichtigen Kindern, ein Beitrag zur Konstitutionsstatistik. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

Gottstein, Adolf, Die Mitarbeit des Arztes an der öffentlichen Gesundheitsfürsorge. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 4. S. 103—107.

Graßl, Die Frühehe. Zeitschr. f. Medizinalbeamte 30. 1917. Nr. 9. S. 265—273.

Graßl, J., u. **F. Reindl,** Lehrbuch der Schulgesundheitspflege. Mit Unterstützung v. Bez.-Arzt Dr. M. Droßbach bearb. 3. Aufl. Nürnberg 1917. F. Korn. Gr. 8°. XVI, 167 S. m. 78 in d. Ausführungen gedr. Abbild. 3 Mk.

Halbfaß, W., Über die Bevölkerungsbewegung in den verschiedenen Landesteilen Deutschlands seit 100 Jahren. Geogr. Anzeiger 18. 1917. H. 4.

Hansen, Säuglingsfürsorge und Wanderfürsorgerin oder Hebamme. Zeitschr. f. Medizinalbeamte 30. 1917. Nr. 8. S. 240—243.

Hoffmann, Géza, Fajegészségtan és népesedési politika (Rassenhygiene u. Bevölkerungspolitik). Természettudományi Közlöny 1916. H. 659—660.

Hoffmann, Géza, Fajegészségtan és eugenika (Rassenhygiene u. Eugenik). Ebenda 1916. H. 653—654.

Illing, Ludwig, Zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in ländlichen Bezirken. Öffentl. Gesundheitspfl. 2. 1917. H. 3 u. 4.

Jugendpflege, Weibliche, Dritter Führerkurs, veranstaltet v. d. Hamb. Landesverband f. Jugendpflege. Hamburg 1917. R. Hermes. 8°. 118 S. 1 Mk.

Klumker, Ein Reichsgesetz über die öffentliche Jugendfürsorge. Eine Forderung aus der Kriegszeit. Thüringische Lehrerzeit. 4. 1916. Nr. 46.

Krafft, L., Bevölkerungsprobleme. Eine bevölkerungstheoretische Abhandlung über den Begriff der Übervölkerung und Untervölkerung. Tübingen 1917. Mohr. Gr. 8°. VII, 109 S. 3 Mk.

Langstein, Leo, Wie ist die Bevölkerung über Säuglingspflege und Säuglingsernährung zu belehren? Die Umschau 21. 1917. Nr. 21. S. 401—404.

Leibeserziehung, Die künftige, der Jugend. Vorträge, veranstaltet vom Hauptausschuß f. Körpererziehung in Hamburg und vom Hamb. Landesverband f. Jugendpflege. Hamburg 1917. R. Hermes. 8°. 155 S. 1 Mk. 50 Pf.

Lenz, Fritz, Die Meldepflicht für Syphilis und Gonorrhöe als rassenhygienische Forderung. Der Abolitionist 16. 1917. Nr. 4. S. 25—27.

Lewandowski, A., Über den Einfluß der Sommerzeit auf die Schuljugend. Zeitschr. f. ärztl. Fortb. 14. 1917. Nr. 7. S. 182—183.

Liebe, G., Eugenik 5. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 12. S. 351—352; Nr. 13. S. 380—382.

Lundborg, H., Über Rassenmischungen, Sippschafts- und Stammehen. Eine kurze Musterung und Übersicht. Arch. f. Frauenkunde 3. 1917. H. 1/2. S. 29—36.

Manschke, R., Kinderzahl und Kindersterblichkeit. Zeitschr. f. Sozialwissensch. N. F. 8. 1917. H. 2/3 und 4/5.

Manschke, R., Die beschränkte Zuverlässigkeit der Methode, die Geburtenhäufigkeit nach der „ehelichen Fruchtbarkeit" zu beurteilen. Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik III. Folge 53. 1917. H. 1.

Mittelhäuser, Der Geburtenrückgang — eine volkswirtschaftliche und nationale Gefahr. Zeitschr. f. Säuglingsschutz 8. 1916. H. 11. S. 685—703.

Muckermann, H., Das dringlichste Problem der Bevölkerungsfrage. Stimmen der Zeit 47. 1917. H. 8.

Nassauer, Max, Der Schrei nach dem Kinde. Arch. f. Frauenkunde 13. 1917. H. 1/2. S. 101—111.

Nürnberger, Die Stellung des Abortus in der Bevölkerungsfrage. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 45. 1917. H. 1.

Opitz, Erich, Bevölkerungspolitik und ärztliche Tätigkeit. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 22. S. 597—602.

Perl, H., Die Messung und Beurteilung der Körperkonstitution mittels des Dynamometers nebst einem Beitrag zu einer vergleichenden Konstitutionsstatistik. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

Pfaundler, M., Zur Organisation der Fürsorge bei kongenitaler Lues im ersten Kindesalter. M. m. W. 64. 1917. Nr. 17. H. 548—551; Nr. 18. S. 581—585.

Pinkus, Felix, Voreheliche Gesundheitsatteste. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 17. S. 493—494.

Pregizer, Max, Über die Wirkungen des Sportes auf die Funktionen der Organe. Eine Literaturzusammenstellung. Freiburg i. Br. 1916. Speyer & Kaerner. 8°. 112 S. 1 Mk. 80 Pf.

Pudor, H., Mutternot. Zeitschr. f. Kinderforschung 22. 1917. H. 4/5. S. 113—122.

Rapmund, Otto, Die diesjährigen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den Haushalt des Medizinalwesens. Zeitschr. f. Med.-Beamte. 30. 1917. Nr. 5. S. 133—164.

Rassenhygienische Bevölkerungspolitik auf dem Gebiete des Wohnungs- und Siedlungswesens. Einleitung von M. v. Gruber. 1. Leitsätze über Heimstätten auf

dem Lande (M. v. Gruber u. D. Pesl). Entwurf eines Heimstättengesetzes (Ch. D. Pesl). Entwurf eines Reichserbpachtgesetzes (Ch. D. Pesl). 2. Leitsätze für städtisches Wohnungswesen (P. Busching u. C. Freudenberger). M. m. W. 64. 1917. Nr. 13. S. 415—417; Nr. 14. S. 447—448; Nr. 15. S. 487—489.

Rißmann, In welcher Weise ist das Hebammenlehrbuch zu ergänzen im Hinblick auf die gewünschte Wirkung der Hebammenschwestern bei der Säuglingsfürsorge? Vorschläge als Grundlage für eine Diskussion. Zeitschr. f. Med.-Beamte 30. 1917. Nr. 8. S. 243—245.

Rißmann, Zur Frage eines Kreisfürsorgeamtes und der künftigen Gestaltung des öffentlichen Gesundheitswesens überhaupt. Zeitschr. f. Med.-Beamte 30. 1917. Nr. 10. S. 293—298.

Roeder, Frl. v., Wie sammelt und fesselt man die weibliche Jugend auf dem Lande? Berlin-Dahlem 1917. Evang. Verband z. Pflege der weibl. Jugend Deutschlands. 8°. 16 S. 30 Pf.

Rosenfeld, Siegfr., Die Kindersterblichkeit in Österreich und ihr Verhältnis zur Säuglingssterblichkeit. Wien 1916. Hölder. Gr. 8°. III, 142 S. 1 M. 80 Pf.

Rosenkranz, C., Bevölkerungsfrage und Schule. Zugleich ein Beitrag zu d. Kapitel „Säuglingspflege in der Mädchenschule". Halle 1917. H. Schroedel. Gr. 8°. 16 S. 50 Pf.

Roth, E., Zur Frage der Kreisfürsorgeämter. Öff. Gesundheitspflege 2. 1917. H. 3. S. 122—136.

Rothe, H., Die Einschränkung des künstlichen Aborts. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 7.

Schallmayer, W., Einführung in die Rassenhygiene. In: Ergebnisse der Hygiene usw. Hrsg. von Weichhardt. Berlin 1917. Springer. Bd. II. S. 433—532.

Scheiwiler, A., Frauenwürde und Mutterpflicht. Ein Büchlein für unsere Frauenwelt. 1.—10. Tausend. Einsiedeln 1917. Benziger & Co. 16°. 92 S. 50 Pf.

Schirmacher, Käthe, Völkische Frauenpflichten. Charlottenburg 1917. Verlagsanstalt Augustin & Co. Gr. 8°. 78 S. 1 Mk.

Schlake, Friedrich, Körpermessungen von Landkindern an der Südküste des Kurischen Haffes. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

Schloßmann, Arthur, Worte und Taten. Ein Beitrag zur bevölkerungspolitischen Frage. Zeitschr. f. Bevölkerungspolitik 9. 1917. Nr. 10. S. 289—292.

Schloßmann, Arthur, Bevölkerungsstatistische Bemerkungen. D. m. W. 43. 1917. Nr. 11. S. 339—340.

Schmidt, A., Die Unterbringung und unterrichtliche Versorgung der Fürsorgezöglinge. Zeitschr. f. Kinderforsch. 22. 1917. H. 4/5. S. 145—155.

Schultze, Ernst, Frankreichs Entvölkerung im Lichte der Weltgeschichte. Der Türmer 19. 1917. H. 10.

Sendtner, Wachstumsverhältnisse der Schulkinder des Bezirksamts Augsburg von 1913—1916. Zeitschr. f. Med.-Beamte 30. 1917. Nr. 3. S. 79—80.

Siemens, H. W., Über das Erfindergeschlecht Siemens. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 162—192.

Stöcker, Lydia, Lehrerinnenzölibat. Die neue Generation 13. 1917. H. 3. S. 90—93.

Stoffers, Gottfr., Kinderreiche Mütter. Düsseldorf 1917. A. Bagel. 8°. 189 S mit Abbild. 2 Mk.

Stratz, C. H., Arzt und Volksvermehrung. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 15.

Stratz, C. H., Der Körper des Kindes und seine Pflege. Für Eltern, Erzieher, Ärzte und Künstler. 4. Aufl. Stuttgart 1917. Enke. Lex.-8°. XVI, 386 S. Mit 312 in d. Text gedr. Abbild. u. 4 Taf. 16 Mk.

Stratz, C. H., Die Körperpflege der Frau. Physiolog. u. ästhet. Diätetik f. d. weibl. Geschlecht. Allgemeine Körperpflege, Kindheit, Reife, Heirat, Ehe, Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett, Blütenjahre, Wechseljahre. 4. Aufl. Stuttgart 1917. Enke. Lex.-8°. XII, 380 S. Mit 2 Taf. u. 119 Textabbild. 12 Mk.

Trommershausen, Welche alkoholgegnerischen Maßnahmen der Behörden in der Kriegszeit haben sich bewährt und in welchem Umfang lassen sich diese in die Zeit nach dem Kriege übertragen? Berlin o. J. (1916). Mäßigkeits-Verlag. Gr. 8°. 28 S. 30 Pf.

Unna, Männlicher Nachwuchs. Deutscher Wille 30. 1917. H. 15.

Wächtler, Anna Luise, Kleingärten und Volkskraft. Halle 1917. W. Knapp. 8° 28 S. 50 Pf.

Weinberg, W., Über die Frage der Minderwertigkeit der Erstgeborenen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 193—195.

Wygodzinski, Die Vielfältigkeit des Bevölkerungsproblems. Die Woche 19. 1917. Nr. 12.

Zeiler, A., Familienbeihilfen gegen den Geburtenrückgang. Die Umschau 21. 1917. Nr. 13. S. 251—252.

Zeiler, A., Familienbeihilfen u. Frühehe. Der Abolitionist 16. 1917. Nr. 6. S. 41—43.
Zeiler, A., Der Geburtenrückgang u. seine Bekämpfung. Hyg. 6. 1917. Nr. 2. S. 24—25.
Zimmermann, G., Bemerkungen zur „Bevölkerungspolitischen Grundziffer" des Professors Schloßmann. — **H. Guradze,** Bemerkungen zur „Bevölkerungspolitischen Grundziffer" des Professors Schloßmann. — **A. Schloßmann,** Entgegnung auf die beiden vorstehenden Bemerkungen. Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik. III. Folge 53. 1917. H. 1.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Eucken, Rud., Moral und Lebensanschauung. Aufsätze. Leipzig 1917. F. Meiner. Gr. 8°. III, 52 S. 1 Mk.
Gierke, Otto von, Recht und Sittlichkeit. Logos 6. 1917. H. 3. S. 211—264.
Hutten, K., Ehefragen. Ärztliche Belehrungen über gesundes und glückliches Eheleben und seine Vorbedingungen. Mit einem Anhang: (Die willkürliche Zeugung von Knaben oder Mädchen). Das Gesetz der Geschlechtsbildung. Von Dr. C. H. Fehlauer. Berlin-Steglitz o. J. (1917). Verlag der „Hausarzt-Zeitschrift". 8°. 59 S. 1 Mk. 50 Pf.
Ins Leben hinaus. Blätter für Mädchen im letzten Schuljahr. Hrsg. von dem Zentralverbande der katholischen Jungfrauenvereinigungen Deutschlands und der Vereine katholischer deutscher Lehrerinnen. 1. Jahrg. 1917. 48 Nrn. Bochum. Verbandsverlag weibl. Vereine. Lex. 8°. Viertelj. 50 Pf.
Koske, Paul, und **Otto Seeling,** Kleine Lebens- und Bürgerkunde (Schüler-Ausg.). 2. verm. Aufl. Leipzig 1917. Gehlen. 8°. 109 S. 1 Mk.
Lange, Theod., Werde ein Mann! Mitgabe fürs Leben. 10. Aufl. Unter dem Einfluß und im Geiste des Weltkrieges neu bearbeitet. Leipzig 1917. Spamer. 8°. 236 S. 2 Mk. 50 Pf.
Laquer, B., Ethisches im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Ther. d. Gegenw. 58. 1917. H. 4.
Lenz, Fritz, Zur Erneuerung der Ethik Deutschlands. Erneuerung 1. 1917. H. 1.
Lütgert, W., Sexuelle Pädagogik. Halle 1917. W. Knapp. 8°. 18 S. 30 Pf.
Merk- und Mahnworte an die christlichen Eheleute. Zugleich Erinnerung an den Osterbericht (Mission, Exerzitien). 4.—8. Tausend. Linz o. J. (1917). Preßverein. 16°. 4 S. 4 Pf.
Paull, H., Soldaten, hütet euch! Ein Mahnwort an die Soldaten unserer Armee und Marine. Mit 2 Tab., 7 Fig. und 12 Taf. Vortrag über die Gefahren des Alkohols und der Geschlechtskrankheiten, im Auftrag des Reservelazaretts Karlsruhe den verwundeten und kranken Kriegern gehalten. Stuttgart 1916. Strecker & Schröder. Kl. 8°. 64 S. 50 Pf.
Posner, C., Geschlechtliche Enthaltsamkeit. Hyg. 6. 1917. Nr. 3. S. 41—42.
Reichmann, M., Seelenpflege und Willenskultur. Stimmen der Zeit 47. 1917. H. 6.
Richert, Psychologie und Pädagogik der Entwicklungsjahre. Zur Fortbildung des Lehrers. Heft 42. Berlin 1917. Union, Deutsche Verlagsges. 8°. 43 S. 1 Mk.
Ruthmann, W. J., Erblichkeitslehre und Pädagogik. Leipzig 1917. A. Haase. 8°. VIII. 152 S. mit 21 Abbild. 4 Mk. 20 Pf.
Seger, E., Wie schützen wir unsere Jugend vor sexuellen Gefahren? Ein Mahnwort für Eltern. Leipzig 1917. J. A. Barth. Gr. 8°. 22 S. 30 Pf.
Sittlichkeitsfrage, Die Bedeutung der, für die deutsche Zukunft. Vorträge, gehalten auf der Frauenkonferenz zum Studium der Sittlichkeitsfrage. Berlin-Lichterfelde o. J. (1917). Edwin Runge. 8°. 99 S. 1 Mk. 80 Pf.
Stöcker, Helene, Abgeordnetenhaus und Sexualmoral. Die neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 34—36.
Thümen, F., Belehrung der Jugend über die Gefahren eines unsittlichen Lebenswandels. Deutsches Philologen-Blatt 25. 1917. Nr. 10.
Ullbrich, E., Über soziale Betätigung der Schülerinnen höherer Lehranstalten im Junghelferinnenbund. Die höheren Mädchenschulen 30. 1917. H. 9.
Waitz, S., Sanctificate jejunium. Bemerkungen zur heutigen Enthaltsamkeitsbewegung und zum Kampf gegen die Trunksucht. Salzburg o. J. (1917). Kathol. Vereinsbuchh. 8°. 39 S. 60 Pf.
Weirich, Mutterabende, ihre Notwendigkeit, ihr Segen und ihre Gestaltung. Potsdam o. J. (1917). Stiftungsverlag. 8°. 32 S. 75 Pf.
Weitbrecht, G., Heilig ist die Jugendzeit. Ein Buch für Jünglinge. Gekürzte Volksausgabe. 3. Aufl. Stuttgart 1916. J. F. Steinkopf. 8°. 155 S. 2 Mk.
Widmer, Jos., Soldatenwohl. Merk- und Weckblätter für katholische Soldaten. 1.—10. Tausend. Einsiedeln o. J. (1916). Benziger & Co. 16°. 92 S. 40 Pf.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Aletrino, A., Napoleons laatste levensjaren. Amsterdam 1917. Van Holkema & Warensdorf. Gr. 8°. 360 + 6 S. mit einem Porträt. 3,90 Gulden.

Ast, E. und **L. Ast,** Wie finde ich einen Mann? Wie finde ich eine Frau? Anleitung, Rat und Beispiele. Mannheim o. J. (1917). Ast-Verlag. 8°. 111 S. 2 Mk.

Auerbach, Elias, Die syrische Frau. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 12. 1917. H. 2. S. 151—161.

Benzion, Alex., Die Giftmischerin Gesche Margaretha Gottfried und andere berühmte Kriminalfälle, aus dem neuen Pitaval u. a. Quellen hrsg. Straßburg o. J. (1917). J. Singer. 8°. 156 S. 1 Mk.

Bischoff, H., Lenaus Liebesgedichte. Ihre Entstehung und Beziehung. Ungar. Rundsch. f. histor. u. soz. Wissensch. 5. 1916. H. 1.

Blau, L., Zur Geschichte des jüdischen Eherechts. In: Festschrift f. Adolf Schwarz. Berlin u. Wien 1917. Löwit. Gr. 8°.

Bobé, L., Fra Renaissance til Empire. Kulturhistoriske Afhandlinger. Kopenhagen 1917. Hagerup. 8°. 188 S. mit Abbild. und einem Porträt. 15 Kronen.

Boehmer, H., „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Allg. evang.-luth. Kirchenzeit. 51. 1917. Nr. 9.

Börner, W., Franz C. Müller-Lyer. Ein Nachruf. Arch. f. Gesch. d. Phil. N. F. 23. 1917. H. 2. S. 95—97.

Bonnet, Procès-Verbaux constatant la Guérison de deux femmes atteintes de maladies vénériennes traitées par Guilbert de Préval (1773), Janus 21. Nov.-Dez. 1916. S. 406—409.

Braem, C., Dagbok under en resa in Sverige åren 1671 och 1672. Utg. af Bert. Möller. Stockholm 1917. Norstedt & Söner. 8°. X, 2 + 58 S. 5 Kronen.

Brand, Fritz, Metaphern bei Alfred de Musset, ein Beitrag zum Verständnis seines Lebens, Leidens und Dichtens. Inaug.-Diss. München 1916. 8°. 144 S.

Brandes, Georg, François de Voltaire. 1. Heft. Kopenhagen 1917. Gyldendal. 8°. 100 S. mit einem Porträt. 2 Kronen.

Büchler, A., Familienreinheit und Familienmakel in Jerusalem vor dem Jahre 70. In: Festschr. f. Adolf Schwarz. Berlin u. Wien 1917. Löwit.

Coester, A., The literary history of Spanish America. New York 1917. Macmillan. 8°. 14 + 482 S. 2,50 Doll.

Cole, M. C., Philippine folk tales; illustrations from photographs by Fay-Cooper Cole. Chicago 1917. Mc Clurg. 12°. 218 S. 1,25 Doll.

Dardel, F. v., Dagbogsanteckningar 1873—1876. Stockholm 1917. Norstedt & Söner. 8°. 4 + 255 S. u. 1 Tafel. 6,50 Kronen.

Eicken, Heinr. v., Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. 3. Aufl. Manul-Neudruck. Mit Register von Hugo Preller. Stuttgart 1917. Cotta. Gr. 8°. XVI, 840 S. 18 Mk.

Elbern, Benedikt, Die pythagoreischen Erziehungs- und Lebensvorschriften im Verhältnis zu ägyptischen Sitten und Ideen. Inaug.-Diss. Bonn 1916. 8°. V, 62 S.

Elgström, O., Moderna eskimåer. Skildringar från en resa i Västgrönland sommaren 1915. Stockholm 1917. Bonnier. 8°. 8 + 434 S. mit 31 Taf. u. 1 Karte. 15 Kronen.

Ferckel, Christoph, Diagramme der Sexualorgane in mittelalterlichen Handschriften, Arch. f. Gesch. d. Med. 10. 1917. H. 5. S. 255—263. Mit 1 Tafel.

Fischer, Ludwig, Max Höfler. Das Lebensbild eines deutschen Mannes. Tölz 1916. J. Dewitz. Lex. 8°. 52 S. mit 1 Bildnis. 2 Mk.

Franz, H, Der Hexenglaube in Hessen. IV. Hexenverfolgung. Hessenland 31. 1917. Nr. 4—8.

Freksa, Fr., Strindberg und die Frauen. Dramaturg. Blätter hrsg. v. Metzer Stadttheater 1915. H. 3.

Freund, L., Über Genealogien und Familienreinheit in biblischer und talmudischer Zeit. In: Festschr. f. Adolf Schwarz. Berlin u. Wien 1917. Löwit.

Garbe, Ulrike, Beiträge zur Ethik der Sturm- und Drang-Dichtung. Inaug.-Diss. Leipzig 1916. 8°. 123 S.

Groener, Maria, Rabindranath Tagore. Ein Beitrag zu seiner Wegbereitung. Arch. f. systemat. Phil. N. F. 22. 1916. H. 4. S. 351—361.

Guglia, Eugen, Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Regierung. 2 Bde. München 1917. R. Oldenbourg. Gr. 8°. VII, 388 + III, 418 S. mit 15 Bildertaf. 15 Mk.

Hansen, P., Illustreret dansk Litteraturhistorie. 3. omarb. Udg. ved Carl S. Petersen. 1. Heft. Kopenhagen 1917. Gyldendal. 4°. 148 S. mit 3 Taf. 1,50 Kronen.

Hauser, O., Der Mensch vor 100 000 Jahren. Leipzig 1917. Brockhaus. Gr. 8°. 142 S. Mit 96 Abbild. und 3 Karten. 3 Mk.

Herrmannsdorfer, Caroline, Frauen von einst und jetzt. Nationale Frauenblätter III. 1917. H. 3.

Hessel, Karl, Altdeutsche Frauennamen. Die höheren Mädchenschulen 30. 1917. H. 3—5.

Heymann, Rob., Rasputin. Roman. Leipzig o. J. (1917). P. List. Kl. 8°. 180 S. 2 Mk.

Himmet, Hussein, Geschlechtskrankheiten und Ehe im Islam. Inaug.-Diss. München, April 1917. 8°.

Ishtar's journey to hell. The Museum Journal 7. 1916. Nr. 3.

Kirmsse, M., Ein Fall von familiärem Kretinismus aus dem 18. Jahrhundert. Zeitschr. f. d. Erforsch. u. Behandl. d. jugendl. Schwachsinns 8. 1916. H. 2. S. 140—145.

Kliem, Hans, Sentimentale Freundschaft in der Shakespeare-Epoche. Inaug.-Diss. Jena 1915. 8°. 62 S.

Kulenkamp, Brief aus Kurland. D. m. W. 43. 1917. Nr. 19. S. 597—598.

Landauer, G., Walt Whitman. Masken 12. H. 14.

Leonhardt, O. K., Eine Abhandlung des Gentile da Foligno über die Schwangerschaftsdauer (De tempore partus) und ihre historischen Zusammenhänge. Inaug.-Diss. Leipzig, Jan. 1917. 8°.

Liljedahl, E., Goethes kärlek. D. 4. Efter Romfärden. Stockholm 1917. Geber. 8°. 8 + 296 S. 5 Kronen.

Macdonagh, T., Literature in Ireland; studies, Irish and Anglo-Irish. New York 1917. Stokes. 8°. 13 + 248 S. 2,75 Doll.

v. Mackay, Rasputin und russisch-höfische Mystik. Velhagen & Klasings Monatsh. 31. 1917. H. 8.

Mackenroth, A., Die Königin Karoline Mathilde von Dänemark. Ein psycholog. Drama in 3 Akten. Zürich 1917. Orell Füssli. 8°. 128 S. 3 Mk.

Mandt, Martin, Prof., Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Lebenserinnerungen. Hrsg. von Veronika Lühe. Mit einer Einführung von Prof. Theod. Schiemann. München 1917. Duncker & Humblot. 8°. XV, 544 S. mit 1 Bildnis. 7 Mk. 50 Pf.

Martin, Alfred, Gebärlage der Frau, Bad des Neugeborenen und Wochenbett in Mitteleuropa auf Grund bildlicher und textlicher Darstellung. Arch. f. Gesch. der Medizin 10. 1917. H. 5. S. 209—250. Mit 2 Tafeln.

Möckel, Karl, Der Gedanke der Menschheitsentwicklung im Jungen Deutschland. Inaug.-Diss. Leipzig 1916. 8°. 122 S.

Müller, Johs., Beruf und Stellung der Frau. Ein Buch für Männer, Mädchen und Mütter. Mit Buchschmuck von Marianne Fiedler. 6. durchges. Aufl. 26.—31. Tausend. München 1917. C. H. Beck. 8°. III, 241 S. 3 Mk. 50 Pf.

Müller, Willy, Bilder aus dem Liebesleben gekrönter Häupter während des Wiener Kongresses. Die Grenzboten 76. 1917. Nr. 18.

Newland, H. O., Sierra Leone: its people, products and secret societies. London 1917. Bale. 8°. 266 S. 7,6 Sh.

Nieuwenhuis, A. W., Die Wurzeln des Animismus, eine Studie über die Anfänge der naiven Religion, nach den unter primitiven Malaien beobachteten Erscheinungen. Internat. Arch. f. Ethnogr. Supplement zu Bd. XXIV. 1917. Lex. 8°. 88 S. 4 Tafeln.

Nötzel, K., Die Grundlagen des geistigen Rußlands. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens. Jena 1917. E. Diederichs. 8°. 247 S. 5 Mk.

Oldenberg, H., Die Religion des Veda. 2. Aufl. Stuttgart 1917. Cotta. Gr. 8°. X, 608 S. 11 Mk.

Roscher, W. H., Die Zahl 50 in Mythus, Kultus, Epos und Taktik der Hellenen u. a. Völker, besonders der Semiten. Leipzig 1917. Teubner. Lex. 8°. 134 S. Mit 20 Fig. auf 3 Taf. und 3 Bildern im Text. 6 Mk.

Rupp, Elisabeth, Eine Dichterin deutscher Mütterlichkeit (Ina Seidel). Die Lese 8. 1917. Nr. 17.

Salomon, Alice, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Ein Lehrbuch für Frauenschulen. 3. verb. Aufl. Leipzig 1917. Teubner. 8°. IV, 134 S. 2 Mk.

Salbrück, R. v., Das Martyrium der Frau v. Stein. Frauenbildung 16. 1917. H. 2.

Sarkar, B. K., Chinese religion through Hindu eyes: a study in the tendencies of Asiatic mentality. With introduction by Wu Ting-Fang. London 1917. Luzac. Gr. 8°. 353 S. 6 Sh.

Scheibener, Edm., Die Bedeutung des Veilchens in der Kulturgeschichte. Kriegs-Lex. 8°. 1916. Nr. 12.

Schenck, M. R., Persische Dichter. Halle o. J. (1916). Otto Hendel. 8°. X, 80 S

Schirokauer, Alfred, August der Starke. Der erste deutsche König in Polen Geschichtl. Roman. Berlin 1917. R. Bong. 8°. 365 S. m. 24 Taf. 5 Mk.

Schleich, C. L., Erinnerungen an Strindberg nebst Nachrufen für Ehrlich und v. Bergmann. München 1917. G. Müller. 8°. V, 95 S. 2 Mk.

Schmidkunz, Hans, Philosophische Propädeutik in neuester Literatur. Mit einer Einführung von Alois Höfler. Halle a. S. 1917. Buchhandl. d. Waisenhauses. Gr. 8°. VII, 90 S. 2 Mk. 50 Pf.

Schmitz, K. E. F., Die Bedeutung Joh. Peter Franks für die Entwicklung der sozialen Hygiene. Mit einem Abdruck von J. P. Franks Abh.: Von der Heilkunst überhaupt und von derselben Einfluß auf das Wohl des Staates. Berlin 1917. Schoetz. Gr. 8°. 196 S. 6 Mk. 50 Pf.

Schurig, Arthur, Seltsame Liebesleute. Eine deutsche Amitié amoureuse. München 1914. G. Müller. 8°. 364 S. 4 Mk.

Sigismund, Fr., Frauenbewegung und Staat. Berlin o. J. (1917). Deutsche Kanzlei. 8°. 59 S. 1. Mk.

Staatsbürgerin, Die. Monatsschrift des deutschen Reichsverbandes fur Frauenstimmrecht. Red.: Frau Adele Schreiber-Krieger. 6. Jahrg. April 1917 — März 1918. 12 Hefte. Leipzig. B. G. Teubner. 1 Mk. 50 Pf. Einzelheft 15 Pf.

Steele, Robert, A Mediaeval Panacea. Proceedings of the Royal Society of Medicine 10. 1917. Nr. 4. Section of the History of Medicine S. 93—106.

Steinmann, A., Die jungfräuliche Geburt des Herrn. Biblische Zeitfragen. 8. Folge. H. 7/8. Münster 1916. Aschendorff. 8°. 72 S. 1 Mk.

Sternheim, Carl, Mädchen. Mit 14 Lithogr. von Ottomar Starke. Leipzig 1917. Kurt Wolff. Gr. 8°. 151 S. 6 Mk.

Stöcker, Helene, Das Martyrium der Charlotte von Stein. Die neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 25—31.

Suttner, Marg. v., Volkstracht und Mode. Voss. Zeitung Nr. 347 vom 9. Juli 1916. Vierte Beilage.

Tikkanen, J. J., Madonnabildens historia och den kristna konstuppfattningen. Med 164 illustr. Stockholm 1917. Fütze. 8°. 4 + 285 S. 10 Kronen.

Walden, Herwarth, Einblick in Kunst-Expressionismus, Futurismus, Kubismus. Berlin o. J. (1917). Verlag Der Sturm. Lex.-8°. 175 S. mit Abbild. 4 Mk. 50 Pf.

Walters, H. B., A Classical dictionary of Greek and Roman antiquities, biography, geography and mythology. Cambridge 1917. University Press. Kl. 8°. 1114 S. 580 Illustr. 21 Sh.

Weinberg, Marg., Johanna Schopenhauer. Voss. Zeitung Nr. 347 vom 9. Juli 1916 (Feuilleton).

Wilser, Ludw., Deutsche Vorzeit. Einführung in die germanische Altertumskunde. Berlin-Steglitz 1917. Hobbing. 8°. VIII, 232 S. mit Abbild., Taf. u. 1 Karte. 4 Mk.

Winkler, Alwine, Thomas Heywoods „A Woman Killed with Kindness" und das Ehebruchsdrama seiner Zeit. Inaug.-Diss. Jena 1915. 8°. 67 S.

Winternitz, M., Die Frau in den indischen Religionen. (Fortsetzung.) Arch. f. Frauenkunde 13. 1917. H. 1/2. S. 69—99.

Woltmann und Woermann, Geschichte der Malerei. Die Malerei des Mittelalters. Neu bearbeitet von M. Bernath. Leipzig 1916. A. Kröner. Gr. 8°. XVI, 300 S. mit 432 Abbild. 10 Mk.

Zepler, Margarete N., Auf dem Wege zu deutscher Mode. Das neue Deutschland 5. 1917. H. 14.

Kriegsliteratur.

Andreas-Salomé, Lou, Insekt und Krieg. Die Tat 9. 1917. H. 1.

Asch, Rob., Die Behandlung der Gonokokkeninfektion des Weibes im Kriege. Berlin 1917. S. Karger. Gr. 8°. 31 S. 1 Mk.

Bauer, Joachim, Hysterische Erkrankungen bei Kriegsteilnehmern. Inaug.-Diss. Kiel, Jan. 1917. 8°.

Botzong, Der Krieg und die Kriminalität der Jugend. Jahrb für die evang.-luth. Landeskirche Bayerns. 1916. S. 118—126.

Bovensiepen, Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen. Der Türmer 19. 1917. H. 12.

Budge, Siegfried, Der Krieg und das Bevölkerungsproblem. In: Krieg u. Wirtschaft. Tübingen 1916. J. C. B. Mohr. H. 5. S. 438—477.

Curschmann, Hans, Zur Kriegsneurose bei Offizieren. D. m. W. 43. 1917. Nr 10. S. 291—293.

Dennert, E., Not und Mangel als Faktoren der Entwicklung, eine biologische Studie mit besonderer Berücksichtigung des Krieges. Godesberg 1916. Naturwissenschaftl. Verlag. Abt. des Keplerbundes. Gr. 8°. 27 S. 50 Pf.

Dietrich, H. A., Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gyn. 1917. Nr. 6.

Düwell, W., Vom inneren Gesicht des Krieges. Beitr. z. Psych. u. Soziol. d. Krieges. Jena 1917. E. Diederichs. 8°. 156 S. 3 Mk.

Fürth, Henriette, Die deutschen Frauen im Kriege. Tübingen 1917. J. C. B. Mohr. Gr. 8°. 63 S. 1 Mk. 60 Pf.

Graefe, M., Über Kriegsamenorrhöe. M. m. W. 64. 1917. Nr. 18. S. 579—581.

Haber, Leo, Krieg und Kriminalität. Die Umschau 21. 1917. Nr. 13. S. 252—254.

Hellwig, A., Ein Beitrag zum Kampf gegen das Wahrsageunwesen während der Kriegszeit. Arch. f. Krim. 68. 1917. H. 2. S. 126—141.

Hellwig, A., Krieg. und Kriminalität. Eine kriminalpsychologische Betrachtung. Illustr. Zeit. 148. 1917. Nr. 3843.

Hezel, O., H. Vogt, O. Marburg und **W. Weygandt,** Die Kriegsbeschädigungen des Nervensystems. Prakt. Leitfaden zu ihrer Untersuchung, Beurteilung, Behandlung. Wiesbaden 1917. Bergmann. Lex. 8°. XIV, 257 S. 8 Mk. 60 Pf.

Hohmann, Leo J. A. und **E. Reichel,** Die Dienstpflicht der deutschen Frau. Gekrönte Preisschrift. Berlin-Zehlendorf 1917. Mathilde Zimmer-Haus. Gr. 8°. 364 S. 4 Mk. 40 Pf.

Isserlin, M., Über psychische und nervöse Erkrankungen bei Kriegsteilnehmern. Mit 9 Kurven im Text. Würzburg 1917. Kabitzsch. Lex. 8°. 41 S. 2 Mk.

Juliusberg, Fritz, und **Karl Steller,** Über nervöse Blasenstörungen bei Soldaten. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 11. S. 256—259.

Kahlenberg, H. v., Das Friedensangebot und die Frauen. Intern. Rundschau 3. 1916. H. 1.

Kohler, Der Krieg und die Aufgaben der Kriminalwissenschaft. Jurist. Blätter 46. 1917. Nr. 6 u. 7.

Küttner, H., Weitere Beiträge zur Kenntnis der spontanen Genitalgangrän bei Kriegsteilnehmern. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 10. S. 225—227.

Lieske, H., Der Kampf gegen die Abtreibung und das sogen. Kriegskinderproblem. Moderne Medizin 8. 1917. Nr. 1.

Löhmann, Der Krieg und das Kind. Hyg 6. 1917. Nr. 5. S. 72—74.

Madzsar, Josef, Der Schutz des kommenden Geschlechts und der Krieg (in ungarischer Sprache). Budapest 1916. Pollitzer. 8°. 36 S. 1 Krone.

Makenzie, William, Significato bio-filosofico della guerra. Genova 1915. Formiggini. Gr. 8°. 101 S. 2 Lire.

Mayer, Wilhelm, Über Störungen der sexuellen Funktionen als Kriegsfolge bei nervenkranken und nervenverletzten Soldaten. M. m. W. 64. 1917. Nr. 12. S. 392.

Merz, Die dermatologisch-venerologische Abteilung der Etappensanitätsanstalt Solothurn. Korrespondenzbl. f. Schweizer Ärzte 1917. Nr. 4.

Müller, F., Konstitution und Dienstbrauchbarkeit. M. m. W. 64. 1917. Nr. 15. S. 497—501.

Müller, O, Konstitution und Kriegsdienst. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 15. S. 411—416.

Napoli, Ferdinando de, Krieg und sexuelle Fragen. Riforma medica 1916. Nr. 10.

Noack, Rich., Wie rettet das deutsche Volk seine Zukunft? Ein Beitrag zum Neuaufbau unseres Volkes. Halle 1917. W. Knapp. 8°. 43 S. 65 Pf.

Noeggerath, C. T., Einfluß des Krieges auf Säuglingsfürsorge und Säuglingssterblichkeit in Belgien. Zeitschr. f. Bevölkerungspolitik 1. 1917. H. 9/10. S. 302—320.

Pautrier, Sur l'organisation générale des hopitaux militaires de Vénériens et des services-annexes. Annales de Derm. 6. 1916. Nr. 5. S. 233—256.

Pinard, A., De la protection de l'enfance pendant la deuxième année de guerre dans le camp retranché de Paris. Annales de Gynécologie 43. 1917. T. XII. Jan.-Febr. 1917. S. 385—414.

Reiter, H., Kann eine Verbreitung der Gonorrhöe und der damit verknüpfte Geburtenrückgang nach Friedensschluß eingeschränkt werden? D. m. W. 43. 1917. Nr. 22. S. 690—691.

Rieländer, A., Über die wirtschaftliche Lage der Hebammen nach dem Kriege. Gynäk. Rundschau 11. 1917. H. 1/2.

Rieth, O., Über die Beziehungen des Krieges zur Geburtshilfe. Inaug.-Diss. Gießen, Dez. 1916. 8°.

Rosenfeld, M., Zur Frage der Erwerbsbeschränkung durch Dienstbeschädigung bei Kriegsneurosen. Straßburger Mediz. Zeitung 14. 1917. H. 3. S. 46—49.

Rosenthal, Max, Völkerringen und Mutterschutz. Die neue Generation. 13. 1917. H. 1/2. S. 42—43.

Rosenthal, O., Militärärztliche Beobachtungen eines Dermatologen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 8.

Rubner, Über die Volksernährung im dritten Kriegsjahre. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 6. S. 137—143; Nr. 7. S. 175—182.

Salomon, Alice, Frauendienst im Kriege. 108.—110. Tausend. Berlin. Karl Siegismund. 16°. 49 S. 20 Pf.

Sarbó, Arthur v., Granatfernwirkungen und Kriegshysterie. Neur. Zentralbl. 36. 1917. Nr. 9. S. 360—374.

Schach, Max, Das Kind und der Krieg. Kinderaussprüche, Aufsätze, Schilderungen und Zeichnungen, gesammelt und eingeleitet. Berlin o. J. (1917). Eckart-Verlag. Kl. 8°. 118 S. mit Abbild. im Text und auf Tafeln. 2 Mk.

Schauta, F., Krieg und Geburtshilfe. W. m. W. 1917. Nr. 2.

Schauta, F., Die Frau von fünfzig Jahren. Krieg und Geburtshilfe. Zwei Studien. Wien 1917. M. Perles. 8°. 77 S. 2 Mk. 30 Pf.

Schüle, A., Ärztliche Kriegsziele. Zeitschr. f. Medizinalbeamte 30. 1917. Nr. 8. S. 233—240.

Schütz, Die Kriegsneurosen und ihre Behandlung. D. m. W. 43. 1917. Nr. 20. S. 622—624.

Schulze, Rud., Unsere Kinder und der Krieg. Experimentelle Untersuchungen aus der Zeit des Weltkrieges. Leipzig 1917. Veit & Co. Gr. 8°. VIII, 151 S. 75 Textabbild. 3 Mk.

Schweitzer, B., Kriegsamenorrhöe. M. m. W. 64. 1917. Nr. 17. S. 551—553.

Sellmann, Die Frauen unserer Kriegsbeschädigten. Witten (Ruhr) o. J. (1917). Evang. Pressbüro. Lex. 8°. 4 S. mit 1 Abbild. 5 Pf.

Siebert, F., Die Hochschulgebildeten, der Weltkrieg und der Geburtenrückgang. D. Hochschul-Zeit. 9. 1917. H. 1/4.

Sigismund, F., Frauenbewegung u. Staat. Berlin o. J. (1917). Deutsche Kanzlei. 8°. 59 S. 1 Mk.

Stieda, W., Sozialpolitik nach dem Kriege. Leipzig 1917. A. Deichert. 8°. 53 S. 1 Mk.

Stöcker, Helene, Völkerhaß und Presse. Die neue Generation 13. 1917. H. 3. S. 78—88.

Strauß, Paul, La protection maternelle et infantile dans les usines de guerre. Revue d'Hygiène 39. 1917. Nr. 2. S. 81—92.

Thibierge, G., La Syphilis et l'Armée. Paris 1917. Masson et Cie. 8°. 198 S. 4 frs.

Thieß, Karl, Die Organisation der Volksernährung im dritten Kriegsjahre. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 4. S. 81—88.

Török, Ludwig, Über die Ausbreitung der Syphilis in der männlichen Zivilbevölkerung Budapests während des Krieges. Arch. f. Derm. u. Syph. 124. 1917. H. 1. S. 83—88.

Zöllner, Die Schicksalsfrage der deutschen Frau an ihr Volk in ernster Zeit. Allg. evang.-luther. Kirchenzeitung 50. 1917. Nr. 9 u. 10.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | Juli 1917 | 4. Heft

Albert Eulenburg †.

Der Verlag, der unterzeichnete Herausgeber und die Leser dieser Zeitschrift haben einen schweren Verlust zu beklagen. Am 3. Juli ist der Mitbegründer und Mitherausgeber der „Z. f. S.“, zugleich auch der Mitbegründer, langjährige Vorsitzende und Ehrenpräsident der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin“, Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Albert Eulenburg kurz vor Vollendung seines 77. Lebensjahres entschlafen. Was er als medizinischer Denker von universellem Geiste, als hervorragender Arzt, als glänzender Schriftsteller und als Mensch von seltener Herzensgüte für die medizinische Wissenschaft im allgemeinen, für seine Patienten und seine Freunde im besonderen gewesen ist, das haben wir bereits an anderer Stelle (Medizin. Klinik 1917 Nr. 28) eingehend gewürdigt, dort auch schon kurz hervorgehoben, daß seine letzte Liebe der jungen Sexualwissenschaft galt, die seit mehr als 20 Jahren, seit dem Erscheinen seiner „Sexualen Neuropathie“ (1895), im Mittelpunkte seiner wissenschaftlichen Interessen und Arbeiten stand, als deren Nestor und selbstloser Führer er von uns allen verehrt wurde. Diese Sexualwissenschaft war für ihn in erster Linie eine Naturwissenschaft. So sehr er auch ihre innigen Beziehungen zu den Geisteswissenschaften anerkannte, so lebhaft er auch ihre ständige Fühlungnahme mit den Vertretern dieser Geisteswissenschaften, mit Soziologen, Ethikern und Psychologen, mit Nationalökonomen, Kulturhistorikern und Kriminalisten befürwortete, so wollte er doch die Grundlagen naturwissenschaftlichen, biologischen und ärztlichen Denkens und Forschens für dieses große neuerschlossene Gebiet unerschütterlich gewahrt wissen. Diesen Gesichtspunkt betonte er sowohl bei der Gründung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft“ (Januar 1913), an der er sich von Anfang an mit Begeisterung beteiligte, als auch bei der ein Jahr später ins Leben gerufenen „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“, die wir mit der ausdrücklichen programmatischen Erklärung einleiteten, daß „auch auf sexualwissenschaftlichem Gebiet sich nicht der Naturforscher dem Nationalökonomen und Theologen unterordnen soll, sondern daß nun endlich die Zeit gekommen ist, in der die Biologie den unbestreitbaren Primat

G. C.

erlangt hat". Einzig und allein die biologisch-ärztliche Betrachtung des menschlichen Sexuallebens vermag klarzulegen, wie Eulenburg schon in den wundervollen Schlußworten seiner ersten obengenannten Schrift ausführte, daß sich die feinsten und tiefsten Wurzeln unserer geistig-körperlichen Existenz großenteils aus diesem Untergrunde entfalten und von hier aus in ihren mächtigen und vielverzweigten kulturell-sozialen Ausstrahlungen beurteilt werden müssen, nicht umgekehrt. Das war die ihm immer gegenwärtige Grundidee bei seiner eigenen sexualwissenschaftlichen Lebensarbeit, bei seiner vorbildlich objektiven Leitung der Sitzungen unserer Gesellschaft und bei der Redaktion und Mitarbeit dieser Zeitschrift, die, vier Monate vor Ausbruch des Weltkrieges zum ersten Male erschienen (April 1914), nur dank seiner unermüdlichen Tätigkeit trotz dieser Kriegszeit und trotz dauernder Abwesenheit des Unterzeichneten von Berlin, sich erfreulich entwickeln und sogar vervollkommnen konnte. Seiner herzlichen Freude darüber gab er in den schweren, heroisch ertragenen körperlichen Leiden der letzten Monate immer von neuem Ausdruck und stellte für die Friedenszeit eine noch günstigere Prognose.

War diese Zuversicht doch nur ein geringer Teil seines unerschütterlichen Glaubens an die unbesiegbare Kraft des deutschen Volkes, an die Macht des deutschen Geistes, eines Glaubens, dem er schon vor vielen Jahren prophetischen Ausdruck gegeben hat: „Wir sollen und dürfen hoffen, daß solche Schrecknisse nicht im vorbestimmten Gange unserer Geschichte liegen und daß wir einstweilen noch zu gut und wohl auch noch zu stark sind, um, von Erobererheuschreckenschwärmen niedergestampft, als Kulturdünger künftiger Generationen der Menschheit zu dienen." („Die Nervosität unserer Zeit". In der „Zukunft" Nr. 46 vom 15. August 1896.) Dieser rassenhygienische Optimismus ließ den über eine umfassende naturwissenschaftliche, philosophische und geschichtlich-literarische Bildung verfügenden Gegner Lombrosos die „Regeneration" gegenüber der „Degeneration" in den Vordergrund stellen, ließ ihn die Paragraphen 175 und 184 des Reichsstrafgesetzbuches als kultur- und vernunftwidrig energisch bekämpfen und zeigte ihm gerade auf sexuellem Gebiete die vorbeugende, heilende und den rechten Pfad weisende Kraft der Wissenschaft in strahlendem Lichte. In das Handexemplar der zweiten Auflage seiner wertvollen Monographie „Sadismus und Masochismus" (Wiesbaden 1911) schrieb er die tiefempfundenen Verse:

Zum Himmel hebt uns oft die Liebe —
Oft zieht sie nieder, höllenwärts,
Dem allermenschlichsten der Triebe
Erliegt das arme Menschenherz.

Was Menschenschwäche irrt und sündigt,
Was lustvoll Qual und Jammer schafft:
Von ihrer reinen Höh' verkündigt
Es, ernst und mild, die Wissenschaft.

Mögen diese Worte als Vermächtnis des teuren Mannes auch über dieser Zeitschrift immerdar leuchten! Iwan Bloch.

Die Regulatoren der menschlichen Fortpflanzung.

Von Justizrat Dr. Rosenthal
in Breslau.

I.

Es ist nicht die Absicht dieser Ausführungen, die große Frage der Volkserneuerung und die sie beherrschenden Prinzipien erschöpfend zu behandeln. Sie sollen nur dazu dienen, das gewaltige, uns alle berührende Problem der menschlichen Fortpflanzung in einigen seiner besonderen Grundlagen zu beleuchten und damit Hindernisse, die einem tieferen Verständnis noch vielfach entgegenstehen, aus dem Wege zu räumen.

Unser gesamtes Fortpflanzungssystem beruhte bisher und beruht zum allergrößten Teil noch auf einer Art Selbstregulierung. Diese Selbstregulierung wieder ruhte auf einer rein individualistischen Grundlage. Dem einzelnen Individuum ist es überlassen, ob es überhaupt und wie es sich fortpflanzen wolle.

Innerhalb dieses individualistischen Systems gab der Einzelne dem blanken Zufall den weitesten Spielraum. Meist ohne den bestimmten Willen und Wunsch, sich fortzupflanzen, aber auch ohne Vorkehrung dagegen, gab der Einzelne — bis vor kurzem wenigstens — innerhalb und außerhalb der Ehe dem zufälligen Walten der Natur anheim, ob der von ihm geübte Verkehr fruchtbar sein würde oder nicht. Er unterwarf sich nicht nur mehr oder weniger willig ihrer Fügung, sondern verurteilte, sofern er religiös veranlagt war, als „sündhaft“ das willkürliche Eingreifen zum Zwecke der Konzeptionsverhütung. Im ganzen war also dem blinden Wirken des natürlichen Triebes die Erhaltung der menschlichen Gattung anheimgegeben. Der Geschlechtstrieb als solcher war zugleich der Urheber und der hauptsächliche Regulator der Volkserneuerung.

Es gab wohl Zeiten, wo vom Standpunkt der Gesamtheit versucht wurde, die Fortpflanzung zu fördern, wo die Erzeugung insbesondere einer größeren Zahl von Kindern mit Belohnungen und Privilegien ausgestattet wurde. Es kamen — wenn auch seltener — auch solche Zeiten und soziale Strömungen, wo man einer allzu starken Bevölkerungsmehrung Einhalt zu gebieten versuchte, z. B. durch Töten oder Aussetzen von Kindern, durch Bildung asketisch-religiöser Sekten, durch Heiratsverbote oder Erschwerungen. Aber diese Ansätze zu einer bestimmten Bevölkerungspolitik erfolgten fast durchweg mit unzulänglichen Mitteln und blieben vorübergehende Erscheinungen ohne nachhaltige Wirkung.

Auch das Individuum revoltierte vielfach gegen das Naturwalten und suchte — von den untersten bis zu den höchsten Stufen der Zivilisation — ihm durch Vorbeugung, Abtreibung, Kindestötung u. a. entgegenzuarbeiten. Aber solche Maßnahmen waren, im großen und ganzen betrachtet, doch vereinzelt, scheiterten oft an den Mängeln der Ausführung und konnten daher nur eine geringfügige, im Gesamtergebnis verschwindende Wirkung ausüben.

Das Prinzip der Regulierung der gesamten Fortpflanzung durch den instinktmäßig zunächst nur zur Vereinigung drängenden Geschlechtstrieb und die gewissermaßen automatisch eintretende Folge blieb im allgemeinen unberührt.

Unter der Herrschaft dieses Systems der Selbstregulierung erfolgte schlecht und recht die Fortpflanzung der Völker. Allerdings mehr schlecht als recht. Die Ziffer der Geburten freilich, welche durch das unbeherrschte Wirken des Geschlechtstriebes erzielt wurde, war — vom sozialen Standpunkt angesehen — reichlich, meist überreichlich. Man schrieb bekanntlich, nach Malthus, jeder Bevölkerungseinheit die unvermeidliche Tendenz zu, sich rascher und reichlicher zu vermehren, als der vorhandene Nahrungsspielraum gestatte; woraus — mangels bestimmter Hemmnisse — eine ständige Übervölkerung und, dadurch begründet, das soziale Elend entstehe. Die Tatsachen haben dies vermeintliche „Gesetz“ mindestens bis zu dem Zeitpunkte, zu welchem es aufgestellt wurde, und darüber hinaus bestätigt. Aber diese überreiche Geburtenziffer rächte die Natur besonders auch durch ein überreiches Maß an Säuglingssterblichkeit, durch Unterernährung und Verelendung, durch vorzeitigen Verbrauch der Frau. Die meist wahllose oder nur instinktmäßig geleitete Vereinigung, unter Vernachlässigung der selektorischen Elemente der Zeugung, rächte sich durch Verewigung verderblicher Krankheiten und der Anlagen hierzu, durch eine — wenn auch langsam — fortschreitende Herabminderung der generativen Erbanlagen des Volksganzen.

II.

Vermeintlich war nach allgemeiner Anschauung nicht sowohl der Geschlechtstrieb, als der sogenannte „Fortpflanzungs-“ oder „Zeugungstrieb“ die eigentliche Triebkraft der stetigen Gattungserneuerung. Welche Bedeutung diesem Triebe wirklich zukommt, wird noch eingehend zu erörtern sein. Zunächst noch einiges über die anderweiten Faktoren, die im menschlichen Fortpflanzungsprozesse zur Geltung und zum Einfluß gelangen.

Denn freilich war der Geschlechtstrieb beim sozial lebenden Menschen nie der alleinige Regulator der Erhaltung der Gattung. Neben ihm waren von jeher gewisse regulierende Elemente wirksam. Diese waren und sind so mannigfach und so verschlungen, wie Natur und Menschendasein in ihren so vielfältigen Beziehungen zueinander es sind. Sie sind teils mechanischer Art, teils bewußt wirkend; teils allgemeiner Natur, teils zunächst nur individuell verursacht, beide aber rückwirkend aufeinander. Die Gesamtheit und ihre Institutionen üben, insbesondere durch die bestehenden Ordnungen von Recht, Sitte, Religion usw., schon an und für sich erhebliche Einflüsse auf das individuelle Geschlechtsleben. Sie streben dahin, durch Beherrschung der Geister in weiterem Umfange Einfluß hierauf zu gewinnen. Zum Teil werden auch Maßnahmen sozialer Art getroffen, welche auf eine Beeinflussung der Bevölkerungsbewegung mehr oder weniger direkt gerichtet, d. i. bevölkerungspolitischer Natur sind; wie För-

derung oder Erschwerung von Heiraten, Beeinflussung der Geburtlichkeit, des Verkehrs mit Verhütungsmitteln usw. Alle diese Elemente können regulierend auf die Fortpflanzung wirken. Sie haben das gemein, daß sie hinsichtlich dieser, ebenso wie der Geschlechtstrieb selbst, nur mittelbar Einfluß ausüben.

Als mechanisch, wenigstens in bisher noch unaufgeklärter Art wirkend, kommt die annähernd gleichmäßige Verteilung der Geschlechter auf die Geburten in Betracht. Bekanntlich entfallen, in den mittleren Zonen, im allgemeinen auf 100 Mädchen etwa 105—106 Knabengeburten; der Überschuß wird aber durch größere Sterblichkeit der Knaben später allmählich ausgeglichen und in ein Überwiegen der weiblichen Bevölkerungsziffer verwandelt. Hierauf und auf die Einflüsse dieser Umstände auf die menschliche Fortpflanzung einzugehen, würde die Grenzen dieser Schrift überschreiten [1]). Es sei nur darauf hingewiesen, daß diese bisher bewährte Gleichmäßigkeit in der Verteilung der Geschlechter für die Stetigkeit der Fortpflanzung, insbesondere für die menschlichen Einrichtungen, in deren Rahmen sich die Gattungsfortpflanzung vollzieht, d. h. für die Formen der Ehe und des Geschlechtsverkehrs überhaupt, von größter Bedeutung ist.

Psychologisch ist in menschlichen Verhältnissen der bedeutsamste der regulierenden Faktoren die Entwicklung der Geschlechtsliebe geworden. Diese ist nicht etwa dem „Geschlechtstriebe“ gleichzusetzen, sondern als rein psychische Erscheinung, als Summe der erotischen, normalerweise auf das andere Geschlecht bezüglichen Strebungen und Begehrungen aufzufassen. Sie unterliegt und zwar in weit höherem Maße als der an die körperliche Konstitution eng gebundene „Geschlechtstrieb“, dem Wandel und hat, in ihrer jetzigen Verfassung, eine lange geschichtliche Entwicklung hinter sich.

Die Liebe hat zu ihrer Grundlage die in der Natur begründete geschlechtliche Anziehung in Verbindung mit einem Moment der individuellen Bevorzugung eines bestimmten Individuums vor anderen zum Zwecke der Liebesvereinigung. Diese Auswahl kann rein instinktmäßig, sie kann auch wegen gewisser, besonders wirksamer Eigenschaften erfolgen oder dadurch veranlaßt sein. Die Liebe selbst kann geistige Elemente und Motivierungen verschiedenster Art in sich aufnehmen.

Es ist hier nicht der Ort, die Entwicklung der Liebe von ihren ersten Anfängen an und die Rückwirkungen dieser Entwicklung auf die qualitative Gattungserneuerung zu verfolgen; auch nicht die Einflüsse, die sie im weiteren Verlauf der Dinge vielleicht für Eugenik und Gattungsaufstieg noch zu gewinnen vermag [2]). Bisher

---

[1]) Vgl. neuerdings veröffentlichte interessante Ausführungen hierzu bei Haneld, Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung, Berlin 1916, S. 33 ff., wonach insbesondere der günstige Knabenüberschuß allein auf den ersten vier Geburten beruhen soll, während bei den späteren die Zahl der weiblichen Geburten und überlebenden Mädchen der der männlichen Geburten und überlebenden Knaben sehr nahe kommt.

[2]) Vgl. des Verf. Buch: Die Liebe. Ihr Wesen und ihr Wert. Breslau 1912.

hat die Liebe, unter Leitung instinktmäßig wirkender sexueller und ästhetischer Reize, sich ganz überwiegend in den Dienst des menschlichen Glücksverlangens und nicht in den Dienst der Gattung gestellt. Aus diesem Grunde auch ist ihr Einfluß mehr in individueller, nur mittelbar und in geringem Umfange in sozialer Richtung wirksam geworden.

Solche mittelbare, mehr oder weniger intensiv — entweder vereinzelt oder auf größere Personenkreise oder ganz allgemein — wirkende Regulatoren der Volkserneuerung gibt es natürlich zahllose. Sie ergeben sich überall aus dem Zusammenleben der Menschen und den dadurch begründeten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen sowie aus den sittlichen Anschauungen einer bestimmten Gesellschaft oder Gesellschaftsklasse. Dadurch werden die Entschließungen der Einzelnen auf Schritt und Tritt, auch hinsichtlich ihres sexuellen Verhaltens, hinsichtlich ihrer auf die Fortpflanzung bezüglichen Wünsche und Handlungen beeinflußt und — meist unbewußt — gelenkt. Neben den oben bereits erwähnten Formen der Ehe und Familie sowie des Geschlechtsverkehrs überhaupt, z. B. des Verhältniswesens, der Prostitution, der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, der Prävention u. a. m., sind es vornehmlich auch Recht und Sitte, welche die Fortpflanzung innerhalb eines Gesellschaftskörpers mit regulieren helfen. Hier sind es hauptsächlich die Möglichkeiten und Gelegenheiten der Annäherung der Geschlechter und die hieraus sich ergebenden Folgen, die Erschwerungen und Erleichterungen der Eheschließung, die Unterschiede des Standes, der Konfession u. dgl., welche mitsprechen. Sie lassen die Fortpflanzung in gewissen vorbestimmten Schranken sich bewegen, die der Einzelne als solche meist nicht empfindet.

Noch bedeutsamere Regulatoren stellen schließlich die wirtschaftlichen Umstände dar, die für den Einzelnen meist in erster Reihe für seine Entschließungen maßgebend werden. Hier kommt zuvörderst der sogenannte Nahrungsspielraum, der einer Volksgemeinschaft zu Gebote steht, in Betracht. Eine jede solche Gemeinschaft kann sich nur in dem Maße vermehren, als die Möglichkeiten zur Ernährung der Gesamtheit der Volksgenossen — und zwar regelmäßig unter Voraussetzung eines gewissen Standes der Lebenshaltung — anwachsen. Diese Möglichkeiten begrenzen die Bevölkerungskapazität und somit den Erfolg der Fortpflanzung. Sie vermögen sich nur langsam — zugleich mit den zugrunde liegenden Ursachen — zu verändern und unterliegen gesetzmäßigen Beziehungen sowohl untereinander als hinsichtlich der Wirkung auf die Bevölkerungsbewegung. Solche von allgemeinen Verhältnissen ausgehende, psychische Beeinflussungen treten vielfach im einzelnen in erstaunlicher Weise zutage. Wir brauchen z. B. nur an die fast durchgängige, überraschende Wechselwirkung zwischen Getreidepreisen und Heiratsziffer zu erinnern, die die Statistik für lange Jahrzehnte in Deutschland nachgewiesen hat, derart, daß ein Steigen der Preise eine Verminderung der Heiraten, ihr Fallen dagegen ein Anwachsen der Heiratslustigen zur regelmäßigen Folge hatte.

Alle diese, teils aus allgemeinen, teils aus persönlichen Umständen resultierenden und vielfach sich durchkreuzenden Einflüsse wirken, soweit die Volksproduktion in Frage kommt, wie erwähnt, nur mittelbar. Sie wirken, ebenso wie der Geschlechtstrieb selbst und — meist — in Verbindung mit diesem, als Motive zur Einleitung eines geschlechtlichen Verkehrs in irgendeiner der hierfür gegebenen oder möglichen Formen; sei es des Prostitutionsverkehrs oder des außerehelichen Liebesverkehrs oder — über den Weg zum Standesamt — der ehelichen Beiwohnung. Unter anders gearteten Umständen kommt es event. auch zur Einleitung einer gewaltsamen oder sonst strafrechtlich verpönten Geschlechtsbetätigung (Notzucht usw.) oder zu einem anormalen oder perversen Geschlechtsverkehr. Dabei bleibt, wie erwähnt, der Fruchtbarkeitserfolg — soweit er überhaupt naturgemäß möglich ist und nicht absichtlich verhindert wird — dem Zufallswalten der Natur überlassen. Und zwar insbesondere auch in der Gesamtwirkung dieses Erfolges für den Staat. Denn dieser gab, wie ausgeführt, dem Einzelnen die Art und Weise seiner Geschlechtsbetätigung, soweit die strafrechtlichen Grenzen nicht überschritten wurden, durchaus in sein Belieben.

III.

Daß bei solchen Zuständen, die hinsichtlich des Zieles der Volkserneuerung und des Volkszuwachses sich als rein anarchisch darstellen, dennoch eine gewisse Stabilität im tatsächlichen Erfolge gewährleistet war, erscheint auffallend. Aber es erklärt sich durch die Tatsache des innerhalb einer gewissen Gesellschaft gleichmäßigen oder doch langsam und im ganzen nur wenig veränderlichen Zusammenwirkens der zugrunde liegenden Verursachungen. Wie jede soziale Erscheinung, so hängt auch der Fortpflanzungseffekt von der Gesamtheit der Sachursachen und der dadurch vermittelten bzw. aus der menschlichen Natur heraus wirksam werdenden Motivierungen ab. Das Gewicht nun der angedeuteten allgemeinen, gleichmäßig fortwirkenden Verhältnisse tritt in Verbindung mit dem „Geschlechtstrieb“, d. i. mit der Summe der in einer Gesellschaft wirksamen Geschlechtstriebe. Diese aber ist in einer stabil gedachten Gesellschaft gleichfalls stabil, d. h. sie kann sich nur nach Maßgabe der Veränderungen des Volkskörpers allmählich verändern. Zusammengenommen mußten also diese Umstände notwendig zu einer gewissen Stabilität der Fortpflanzung bzw. der Volkserneuerung und Vermehrung führen.

Es lag aber nahe genug, daß für diese auffällige, ununterbrochene Konstanz der Fortpflanzung, ohne welche die Erhaltung der Gattung bzw. der einzelnen Volkskörper sofort in Frage gestellt gewesen wäre, eine unmittelbar wirkende Verursachung gesetzt und als vorhanden angenommen wurde. Als solche Ursache der Gattungserhaltung hatte man dem Menschen, entsprechend dem vermeintlichen „Selbsterhaltungstrieb“, auch einen „Fortpflanzungstrieb“ als allgemein wirksamen Naturtrieb beigelegt. Jener

sollte die Erhaltung des Individuums, dieser die der Gattung von Natur wegen besorgen. Die Existenz solcher „Triebe“ mit bestimmten „höheren“ Zwecken der Natur hat man jahrtausendelang wohl kaum in Zweifel gezogen. Der noch nicht genügend kritisch veranlagte oder geübte Menschenverstand, der zumeist als „gesunder“ Menschenverstand angesprochen wird, verlangt nach solchen, auf der Oberfläche liegenden Erklärungen und beruhigt sich allzuleicht dabei. Er findet eine sinnlich wahrnehmbare Welt vor und sagt sich: also muß ein Schöpfer da sein, der sie gemacht hat. Er fragt nicht weiter, wer den Schöpfer dann erschaffen habe, und konstruiert sich diesen nach seinem eigenen Bilde. Er sieht die Konstanz in der Gattungserhaltung und sagt sich: also muß ein Naturtrieb da sein, der diese bewirkt.

Es steht daher offenbar im Zusammenhang mit den geschilderten Verhältnissen, in denen die automatische Regulierung der Fortpflanzung als selbstverständlich bzw. als „gottgewollt“ oder „naturgemäß“ hingenommen wurde, daß diesem Vorgange das Vorhandensein eines natürlichen „Triebes“ — des „Fortpflanzungstriebes“ — untergelegt wurde. Diesem Triebe war, nach dieser Anschauung, beim Menschen ebenso wie im übrigen Tierreich, von der Natur gewissermaßen die Funktion übertragen, für die Fortpflanzung und damit für die stete Erneuerung der Gattung „Mensch“ Sorge zu tragen. Er hatte dabei eine doppelte Aufgabe. Einmal, durch Vermittlung des geschlechtlichen Verkehrs für Nachwuchs zu sorgen. Dabei war wiederum den bei der geschlechtlichen Befriedigung sich einstellenden Wollust- bzw. den hierzu drängenden Strebungs-Gefühlen die besondere — als „Weisheit der Natur“ oder gar als „List“ der Natur geschätzte — Funktion zugewiesen, den Nachwuchs in einem insgesamt mindestens ausreichenden — meist überreichen — Maße zu beschaffen. Man traute es den starken Reizen der — von der Natur in dieses Amt eingesetzten — „Wollust“ wohl zu, etwaigen lebens- oder zeugungsfeindlichen Tendenzen genügend entgegenzuwirken, um die automatische Gattungsreproduktion in gutem Gang zu erhalten, jedenfalls die Gattung „Mensch“ nicht aussterben zu lassen. Dabei hatten eine Reihe pessimistisch gerichteter Philosophen wohl die Vorstellung, daß eine verständige Überlegung die Menschen eigentlich davon zurückhalten müßte, sich bewußt fruchtbar zu betätigen. Aber die Natur „überliste“ sie eben durch den Antrieb der Wollust, indem sie gewissermaßen durch einen schlauen Trik sie in Illusionen hülle und gegen ihre bessere Überzeugung zur Liebe und Ehe, bzw. zu einem im Ergebnis ausreichend fruchtbaren Geschlechtsverkehr hindränge[1]).

---

[1]) Vgl. des Verf. Aufsatz: „Der Gattungstrieb insbesondere als ‚Gattungswille‘ in der Philosophie Schopenhauers“ in Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1909, Bd. 12. H. 9; besonders S. 17 ff. Auch Ed. v. Hartmann sagt z. B.: „Die Liebe verursacht mehr Schmerz als Lust. Die Lust ist nur illusorisch. Die Liebe ist nur illusorisch. Die Vernunft würde gebieten, die Liebe zu meiden, wenn nicht der Geschlechtstrieb wäre; also wäre es am besten, wenn man sich kastrieren ließe.“ Zit. nach Rohleder, Vorlesungen über Geschlechtstrieb usw. Berlin 1907. Bd. 1. S. 44.

In zweiter Linie mußte der Fortpflanzungstrieb — ein Punkt, der ja auch jetzt noch fast völlig im Dunkel liegt — dafür sorgen, daß die Verteilung der Geschlechter unter den Geborenen eine einigermaßen gleichmäßige und richtige sei. Denn allzu große Unregelmäßigkeiten auf diesem Gebiete hätten die Sicherheit der Fortpflanzung wohl gefährdet. Dagegen lag die in der Menschheitsgeschichte etwa beobachtete aufsteigende Entwicklung nicht dem Naturtriebe, sondern geistig-kultureller Beeinflussung ob, wenigstens in der bis zu Darwin herrschenden Auffassung. In der nachdarwinischen Zeit wird man geneigt sein, den möglichen Aufstieg, insbesondere zu höheren leistungsfähigeren Lebensformen, als von dem Zusammenwirken einer Reihe von gegebenen Tatsachen, wie Vererbung, Variabilität und Auslese, abhängig zu denken; ein Wirken, das rein mechanisch verursacht, aber auch bewußtwollend herbeigeführt werden kann. (Schluß folgt.)

Zur Revision des Darwinismus.

Von Max Hodann
in Berlin.

(Schluß.)

Es ist wesentlich, an dieser Stelle zu erwähnen, daß diese morphologische Richtung der Erbforschung uns nicht so sehr im Hinblick auf das spezielle Darwinsche Erklärungsprinzip der Artentstehung, dagegen im Zusammenhange der Entwicklungs- oder „Abstammungslehre“ im ganzen neue Gesichtspunkte enthüllte, an denen wir hier nicht vorübergehen können. Die Ausgestaltung der durch die Darwinsche Hypothese zum Siege geführten Entwicklungslehre hat eine weitere Festigung erhalten durch das „biogenetische Grundgesetz“ Ernst Haeckels, das er zuerst in seiner „Generellen Morphologie“ (1866) formulierte: „Die Ontogenie ist eine kurze Rekapitulation der Phylogenie.“ Die Belegung dieses Satzes hat, wie wir es alle erlebten, dazu geführt, entwicklungsgeschichtliche und phylogenetische Beobachtungsreihen in direkte Parallele zu setzen. So sehr nun zugegeben werden muß, daß uns sowohl aus der Betrachtung der Organentwicklung eines Embryo wie aus dem Studium des Funktionswechsels homologer oder rudimentärer Organe wertvolle Gesichtspunkte für die Erkundung der Herkunft der betreffenden Arten abzuleiten erlaubt ist, so bemerkenswert ist doch die Tat Hertwigs, dem biogenetischen Grundgesetz sein „Ontogenetisches Grundgesetz“ gegenübergestellt zu haben[1]). Hertwig schreibt: „Nicht dagegen wenden wir uns, daß die jetzt lebenden Tierarten von niedriger organisierten Vorfahren unbekannter Art

[1]) Ausführlicher wie im „Werden der Organismen“ im „Handbuch der Entwicklungslehre der Wirbeltiere“, Jena 1901—06, und in „Allgemeine Biologie“, Jena 1913.

abstammen, sondern gegen das unbegründete Beweisverfahren, nach welchem diese hypothetischen Vorfahren in Stämme und Klassen des gegenwärtigen Tiersystems eingeordnet werden." Daraus, daß laut dem ontogenetischen Kausalgesetz ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Eizustand einerseits und dem Verlauf wie Endresultat der Ontogenese andererseits, ein „Parallelismus zwischen Anlage und Anlageprodukt" besteht, ergibt sich, daß die systematische Verwandtschaft zwischen einem menschlichen Embryo und einem Affenembryo keine nähere ist denn zwischen ausgewachsenen Menschen und Anthropoiden. Diesen Ergebnissen zufolge hat die früher so beliebte und manchmal recht voreilige Aufstellung von „Stammbäumen" und Deszendenzreihen sehr an Wert und wissenschaftlichem Interesse verloren. Es ist demnach heute auch gar nicht so wesentlich, ob man an einen mono- oder polyphyletischen Ursprung der Organismen glaubt: Dieser Glaube bleibt von der Wissenschaft unberührt. Somit ist es nicht mehr so sehr die Abstammungslehre, als vielmehr das Artentstehungsproblem in seiner allgemeinsten Form, das unser Interesse heute fesseln muß.

Wenn wir all das, was sich sowohl aus den experimentellen Erblichkeitsstudien an reinen Linien und an Bastarden, wie aus den zytologischen Forschungsergebnissen abstrahieren läßt, zusammenfassen, so kann man eindeutig sagen:

Soweit sich die Sachlage überschauen läßt, ist Neubildung von Arten auf zweierlei Weise möglich: Einmal durch die Kombination zweier genotypisch verschiedener Idioplasmen, und durch sprunghafte Mutation.

Beiden Formen ist gemeinsam, daß ihnen genotypische Änderungen zugrunde liegen. Zur zweiten Möglichkeit, dem Auftauchen neuer Biotypen durch sprunghafte Mutation, möchte ich noch bemerken, daß es auch hier gilt, die Deutung experimenteller Befunde mit der größten Vorsicht vorzunehmen: Nur dann kann man sich auf das Ergebnis verlassen, wenn wirklich die Gewähr gegeben ist, daß man es mit genotypisch einheitlichen Individuen einer Population zu tun hat. Es hat sich herausgestellt, daß beispielsweise gerade die „Art", an der De Vries seine Hauptversuche machte, Oenothera Lamarckiana, diesbezüglich ein sehr unglückliches Objekt war. Durch die Arbeiten Heribert-Nilssons[1]) ließ sich ersehen, daß es sich hier um eine, wie wir oben sagten, Kollektivart handelt, aus der sich durch Züchtung natürlich eine Reihe mendelscher Arten gewinnen lassen, ohne daß man hier mit Sicherheit sprunghafte Mutation annehmen darf. Dagegen ist an anderen Formen Artneubildung durch Mutation unzweifelhaft festgestellt worden.

Nachdem wir einerseits wissen, wie sich Arten neu bilden können, anderseits die Erklärungshypothesen Darwins und Weismanns als unzureichend ablehnen mußten, fragt es sich: Wie sind solche genotypischen Änderungen zu erklären? Es gibt dafür drei

[1]) Die Variabilität der Oenothera Lamarckiana und das Problem der Mutation. Zeitschr. f. indukt. Abstammungsl. 1912.

Möglichkeiten. Einmal wäre es denkbar, daß durch Änderung bestimmter Organe des Körpers die Konstitution der Keimzellen beeinflußt würde. Weiter könnte der Organismus in seiner Gesamtheit als Reaktionseinheit verändert werden, und damit natürlich die Keimzellen, der Genotypus in ihm. Drittens können wir uns vorstellen, daß irgendwelche Einflüsse der Außenwelt nur die Keimzellen als solche in Mitleidenschaft ziehen.

Die Diskussion der ersten Möglichkeit hat unter den Vererbungstheoretikern einen heißen Streit heraufbeschworen: Anders ausgedrückt handelt es sich hier um die Frage der „Vererbung erworbener Eigenschaften". Eigentlich identisch mit der Bejahung dieser Frage ist die Anschauung, daß sich durch Gebrauch oder Nichtgebrauch von Organen, durch „Anpassung" an die jeweiligen Verhältnisse der Umwelt neue Formen bilden könnten, wie Lamarck es aussprach: „Alles, was die Tiere durch den Einfluß der Verhältnisse, denen sie während langer Zeit ausgesetzt sind, und folglich durch den Einfluß des vorherrschenden Gebrauchs oder konstanten Nichtgebrauchs eines Organs erwerben oder verlieren, wird durch die Fortpflanzung auf die Nachkommen vererbt, vorausgesetzt, daß die erworbenen Veränderungen beiden Geschlechtern, oder denen, welche diese Nachkommen hervorgebracht haben, gemein seien" [1]). Das Problem wird in der dieser Darstellung zugrunde gelegten Terminologie von Johannsen so formuliert: „Können die persönlich ausgeführten Reaktionen (das aktive ‚Anpassen' der Individuen) allmählich die Reaktionsnorm (den Genotypus) im Laufe der Generationen in entsprechender (also ‚zweckmäßiger') Richtung ändern?" Es ist bekannt, daß sich Tiere und Pflanzen an ihre Umgebung und untereinander in erstaunlich hohem Maße „anpassen" — ich will nur einige Beispiele herausgreifen: Man denke an die arbeitsteilige Differenzierung der Organsysteme, bzw. die Arbeitsteilung symbiotisch lebender Tiere, wie der polymorphen Siphonophoren, oder aber symbiotischer Pflanzen, wie der innigen Lebensgemeinschaften zwischen den Pilz-Algenpflanzen, den „Flechten"; man denke an die Erscheinungen der „Tropismen", man denke an die Empfindlichkeit, mit der organische Wesen auf Temperatureinflüsse reagieren; man denke an die weitgehenden Anpassungen zwischen Mutterorganismus und Frucht, an die Erscheinungen des geschlechtlichen Dimorphismus; man denke endlich an die Beobachtungen, die im Hinblick auf Anpassungen an klimatische und regionäre Faktoren auf dem Gebiet der Tier- und Pflanzengeographie gemacht werden konnten, oder an die Erscheinungen der „Mimikry", die uns noch bei der Diskussion des Selektionsprinzips am Schluß unserer Ausführungen beschäftigen werden. Können solche „Anpassungen" genotypische Veränderungen hervorrufen?

Hertwig schlägt sehr richtig vor, nicht mehr von der Vererbung „erworbener Eigenschaften", sondern von der Vererbung „erworbener Anlagen" zu sprechen. Denn darauf einzig kommt es an, ob der Anlagenbestand irgendwie geändert wird und dadurch

[1]) Zitiert nach Hertwig.

„Erworbenes“ auf die Nachkommen übertragen wird. Leider unterstützt Hertwig trotz dieser klar ausgesprochenen Erkenntnis wieder den alten Irrtum, wenn er sich an anderer Stelle dahin ausspricht, daß die Vererbung erworbener Eigenschaften leugnen die Konstanz der Arten erklären hieße. Wir haben keinerlei Indizien dafür, daß wirklich „Eigenschaften“ in einem kausalen Zusammenhang mit Erblichkeitsvorgängen stehen. Immer, wenn die Schwierigkeit dieses Problems auftaucht, handelt es sich um eine falsche Nominaldefinition, die vermieden werden kann, wenn wir unser Augenmerk auf die möglichen Änderungen der genotypischen Konstitution richten und die Frage der „Eigenschaften“ dabei aus dem Spiel lassen. Eine „Übertragung somatischer Eigenschaften“ gibt es nicht! Das ist wohl experimentell einwandfrei nachgewiesen, daß tatsächlich veränderte Außenweltsfaktoren genotypische Veränderungen hervorbringen können: aber niemals handelt es sich in diesen Fällen um irgendeinen Übertragungsvorgang, der bewirkt, daß auf Grund einer Eigenschaftsänderung eine Änderung des Keimbestandes eintritt, sondern im Gegenteil: Die genotypische Änderung ist stets das primäre, während wir phänotypisch einen „Reaktionsort“ beobachten, der den Ausdruck einer Änderung darstellt, der der betreffende Körper als Gesamtorganismus sich unterziehen mußte. Mit diesem Ergebnis wird der erste Teil der Fragestellung also gegenstandslos.

Wir stellten fest, daß keimplasmatische Änderungen nur zustande kommen durch Kombination erbverschiedener Idioplasmen — eine Möglichkeit, die nur unter nahe verwandten Formen gegeben ist, welche fruchtbare Bastarde hervorbringen können, die infolgedessen für die Frage der Artentstehung nur untergeordnete Bedeutung hat; deren Konsequenzen außerdem durch die Fortschritte der „Mendelforschung“ sichergestellt werden konnten; diesbezügliche Einzelergebnisse dürfen an dieser Stelle als bekannt vorausgesetzt werden.

Somit handelt es sich hier um Klärung der zweiten Möglichkeit: Wie entstehen sprunghafte Mutationen? Hertwig sieht in dieser Frage „das schwierigste Problem“ der ganzen Biologie, und mit Recht. Nach dem, was wir oben erörterten, sei es erlaubt, damit gleich zur zweiten und dritten der angedeuteten Erklärungsmöglichkeiten für Entstehung genotypischer Änderungen überzugehen.

Was den dritten Punkt anbetrifft, so ist es klar, daß man experimentell die Keimsubstanz schädigen kann und dann natürlich dementsprechend geschädigte Embryonen erzielt. So sind von Hertwig selbst eine Reihe von Versuchen angestellt worden, in denen Keimschädigungen mit physikalischen oder chemischen Mitteln (besonders durch Radium- und Mesothoriumbestrahlung) vorgenommen wurden, mit dem erwarteten Erfolg, in Gestalt mannigfacher Ausfallserscheinungen. Die Einwirkungen von Außenweltsfaktoren und damit die „Erblichkeit“ von Anpassungen, wie sie Semon und E. Chr. Hansen an Mikroorganismen erkennen zu können glaubten, sind — auch nach Johannsens Auffassung (Elem 1913, S. 434) — mit Skepsis zu betrachten: Es handelt sich

nicht um fixierte Anpassungen, sondern um Änderungen der genotypischen Reaktionsnorm der Zellen. Der strittige Punkt ist jedoch erst erreicht, wenn wir uns der Beeinflussung des Organismus als einer Reaktionseinheit zuwenden. In diesem Zusammenhange wird zumeist auf die Einwirkung der Alkoholisierung hingewiesen. Es ist sicher, daß Alkohol, ebenso wie er etwa Leber und Zirkulationssystem schädigt, auch auf die Keimdrüsen einen degenerierenden Einfluß ausübt. Es fragt sich hier nur, ob es sich wirklich um „Erblichkeit" handelt, soweit wir die persönliche Schädigung der Eltern im Auge haben, und nicht vielmehr um einen Vorgang der „Induktion" im Sinne Semons und Woltereckes: eine Beeinflussung der genotypischen Konstitution, die sich bei Kindern und vielleicht noch bei Enkeln („Präinduktion"!) bemerkbar macht, deswegen aber noch keine endgültige Änderung der Reaktionsnorm mit sich bringen muß. Johannsen fügt bei Erörterung dieser Frage scherzhaft und doch bedeutsam hinzu: „Sonst würden die Homo sapiens-Populationen wahrscheinlich noch viel schlechter daran sein, als sie sind." Das gleiche gilt für die Versuche an Insekten, wie sie, um auf die ertragreichsten hinzuweisen, Tower am Koloradokäfer anstellte:[1]) In allen den erörterten Versuchen haben wir es günstigstenfalls mit der Erscheinung der Induktion, bzw. Präinduktion zu tun, keinesfalls aber mit einer Änderung des Genotypus, es sei denn, diese sei das primäre gewesen!

Die Erklärungsversuche offenkundiger Änderungen des Genotypus sollen uns noch kurz beschäftigen: Die Hypothese der somatischen Induktion ist nach dem vorausgehenden nicht anzuerkennen, da auch sie auf einer Übertragungstheorie fußt, wie Weismann scharf betonte. Des weiteren scheint die Theorie der Parallelinduktion bemerkenswert, die sich wesentlich mit der Auffassung des Punktes 2 unserer Darstellung deckt. Tower hat sich im Hinblick auf seine Experimente selbst dahin ausgesprochen: „The apparent inheritance of somatic modifications is due to the direct result of stimuli applied to the germ cells and not to the inheritance of somatic modifications"[2]). Nun scheint es nicht durchaus ein Widerspruch zu sein, wenn man diesen Standpunkt teilt, trotzdem aber, da wir ja den Organismus als eine in sich geschlossene Einheit zu betrachten haben, den Worten Hertwigs zustimmt: „Die Erbsubstanz steht unter dem dauernden umgestaltenden Einfluß des Lebensprozesses des ausgebildeten und funktionierenden Organismus." Wesentlich scheint mir dagegen, daß man mit dem Ausdruck der Übertragung von Eigenschaften oder Anpassungen zurückhält. Interessant sind mit Rücksicht auf die letzten Auslassungen besonders die Untersuchungen Semons über die Fußsohle[3]), auf die, wie auf Semons Mnemelehre, hier des weiteren einzugehen, zu weit führen würde.

---

[1]) An investigation of evolution in Chrysomelid beetles (Pap. of the stat. for exp. evol. New York Nr. 4; Washington 1906.)

[2]) Zitiert nach Hertwig.

[3]) Arch. f. mikr. Anat. 1913. Bd. 2.

Wir kommen zum Schluß und damit zum Anfang zurück: Wir sahen, daß nur durch genotypische Veränderungen eine Neuentstehung von Arten denkbar ist. Kann nun der Faktor der Selektion in dieser Hinsicht wirken?

Das Selektionsprinzip besagt, daß sich im Kampfe ums Dasein die besser ausgerüsteten Formen einer Population erhalten, während die weniger widerstandsfähigen ausgemerzt werden; so daß dadurch Änderungen der Formen im Sinne der Zweckmäßigkeit entstehen.

Man hat diese Auffassung vielfach mit auffallenden Erscheinungen der Fauna und Flora rechtfertigen wollen, indem man etwa auf die weitgehenden Angleichungen der Wüsten-, Polar- oder Tiefseeorganismen an ihre Umgebung hinwies und ihre Entstehung durch Auslese im Kampf ums Dasein erklären zu können glaubte. Wie Hertwig sehr richtig zeigt, läßt sich jedoch nur die Verbreitung gelber Tiere auf gelbem Grund, weißer Tiere auf Eis erklären, wenn man sich auf den Auslesefaktor als Erklärungsprinzip beschränkt; niemals aber die wichtigere Frage lösen, die mit diesem geographischen Problem gar nicht in direktem Zusammenhang steht: Nämlich, wie ist die gelbe oder weiße Farbe entstanden? „Was an dem ganzen Aufgabenkomplex morphologisch, chemisch, physikalisch und physiologisch ist, kann nur mit morphologischen, chemischen, physikalischen und physiologischen Mitteln gelöst werden. In allen diesen Richtungen versagt also gleich von vornherein das Selektionsprinzip.“ Ein anderer Gesichtspunkt, der hier heranzuziehen wäre, ist der: Organismen, die aus irgendeinem Organisationsvorteil gegenüber minder gut ausgestatteten im Daseinskampf Nutzen ziehen wollen, müssen über diesen Organisationsvorteil bereits verfügen, wenn eine neue Situation ihn auszuwerten drängt. Sehr anschaulich schildert diesen Zusammenhang Went in seinen Beobachtungen der Wasserfallflora in den Tropen:[1] „Es läßt sich überhaupt auch von jeder entschieden nützlichen Eigenschaft nicht angeben, daß sie eine Anpassung sei; sie kann gerade so gut ganz unabhängig von irgendeinem Vorteil für die Pflanze entstanden sein und dieser erst nachher in irgendeiner Weise genützt haben. Das kann man wohl mit vollkommener Sicherheit sagen von der Art und Weise, wie die Podostemaceen an ihrem Substrat befestigt sind. An den Stellen, wo die Podostemaceen leben, können keine Pflanzen angetroffen werden, welche nicht äußerst fest mit dem Substrat verbunden sind; es ist also undenkbar, daß irgendeine gewöhnliche Wasser- oder Landpflanze sich in den Wasserfällen an ihren neuen Standort adaptiert hat, indem sich die Befestigungsweise ihrer Wurzeln verbesserte. Das einzig Denkbare ist, daß diese Eigenschaft den Pflanzen schon zukam, als sie sich in den Wasserfällen ansiedelten und daß es eben diese schon vorhandene Eigenschaft war, welche sie befähigte, sich in den Wasserfällen zu behaupten.“ [2]

---

[1] Went, Über die Zwecklosigkeit in der lebenden Natur, Biol. Zentralbl. 1907 und Über Podostemaceen: Verhandl. koninkl. Ak. v. Wetenschappen te Amsterdam 2 Sect. Deel 16. 1910.

[2] Zitiert nach Johannsen.

Es ist sehr natürlich, daß die Reaktionen eines Organismus den Einflüssen der Außenwelt gegenüber, da sie ja der Selbsterhaltung dienen, in „zweckmäßiger“ Weise verlaufen — das gerade ist ja der letzte Sinn des Begriffes der „Reaktion eines Organismus“ — das Zustandekommen solcher Reaktionen aber läßt sich nicht mit Hilfe einer Auswahlhypothese erfassen.

Den Beobachtungen über „sympathische Färbung“ werden die Beobachtungen über „Mimikry“ zur Seite gestellt, auf die wir bereits gelegentlich der Frage der „Anpassungen“ hinwiesen. Es handelt sich hier um die Erscheinung, daß Tiere durch ihre Färbung oder ihre Körperform anderen nicht verwandten Organismen in irgendeiner Weise gleichen und — das ist der wichtige, die Behauptung der „Mimikry“ erst rechtfertigende Kausalnexus — aus dieser Ähnlichkeit Nutzen ziehen. Abgesehen davon, daß eine Unmenge derartiger Ähnlichkeiten bei der unendlichen Vielgestaltigkeit formaler Faktoren in der Natur unzählig oft auch zu beobachten ist, ohne daß ein derartiger Kausalnexus ersichtlich wird, läßt uns die selektionistische Erklärung auch hier im Hinblick auf die Entstehung dieser merkwürdigen von den Trägern ausnutzbaren Ähnlichkeiten im Stich. Andererseits, worauf Hertwig mit Nachdruck verweist, hat Doflein die Auffassung verteidigt, daß hier psychische Faktoren im Spiel sind, eine Anschauung, die sich auch experimentell stützen ließ [1]).

Schließlich, und damit kommen wir auf Grund der aus der neueren Erblichkeitslehre gewonnenen Kenntnisse zu einem endgültigen Urteil über die Zuchtwahltheorie, hat bereits Galton [2]) versucht, durch eine Bestimmung des „Grades der Erblichkeit“ zwischen Eltern und Kindern, wie er sie in seinem „Regressionsgesetz“ ausdrücken zu können glaubte, für das Selektionsprinzip eine exakt im Experiment nachzuprüfende Unterlage zu schaffen. Diese Anschauung entwickelte sich unter dem Glauben, daß extrem stehende Individuen einer Variationsreihe Ausgangspunkte neuer Formen sein könnten, wenn man sie durch Zuchtwahl isolierte und so einer künstlichen Auslese unterzöge (analog diesem Vorgange dachte man sich das Zustandekommen der Artentstehung in der Natur, indem hier die Rolle des Züchters durch den „Kampf ums Dasein“ eingenommen werde). Es hat sich herausgestellt, vor allem durch die geschilderten Entdeckungen des Unterschiedes zwischen Phäno- und Genotypus, daß alle solchen zweifellos mit künstlicher Auslese erzielten Zuchtresultate dadurch zu erklären sind, daß die betreffenden Forscher mit genotypisch uneinheitlichem Material arbeiteten und dementsprechend natürlich durch die Auslese bestimmte in dem Genotypenkonglomerat bereits vorhandene reine Linien herauszüchten konnten. Die weitere Konsequenz dieser Beobachtungen ist die, daß das Selektionsprinzip niemals irgendwelche schöpferische Wirkung entfalten kann. Allenfalls kann es innerhalb einer Art das Prozentverhältnis in be-

[1]) Über Schutzanpassung durch Ähnlichkeit, Biol. Zentralbl. 1908.
[2]) Natural inheritance, London 1889.

stimmter Weise verschieben, keinesfalls aber durch seine Zufallswirkung neue Formen hervorbringen.

Gestützt wird diese Erkenntnis, wenn wir bedenken, daß eine ganze Reihe von Erscheinungen in der Organismenwelt, auch bei Annahme des Selektionsprinzips, nicht erklärt werden könnte. Hertwig führt an, daß in einer Population die Bedeutung des Situationsvorteils die des Organisationsvorteils weit überragt; daß rein morphologische Unterschiede, wie etwa die verschiedene Zähnung der Blätter, niemals durch Selektion ihre Erklärung finden, vor allem aber, daß wir keinerlei Handhaben erhalten, um die Entstehung der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten in der Anlage der Organismen aufzuhellen: Die Bildung der bilateral-symmetrischen Organe, ja, den Erwerb der primitivsten Eigenschaften lebendiger Substanz überhaupt: Wachstum, Ernährung und Teilung. Diese Lebensmöglichkeiten können nicht durch akkumulative Selektion erklärt werden. Ebensowenig aber, wenn man, wie es Roux tat, statt der Selektion eine Intraselektion annimmt und den „Kampf der Teile" als das Movens der Entwicklung betrachtet. Hertwig schließt seine diesbezüglichen Auslassungen mit den Worten: „... die ... durch Arbeitsteilung entstandene Zweckmäßigkeit der menschlichen Gesellschaft läßt sich weder durch Selektion noch durch Zufall erklären; und ebensowenig ist dies möglich bei allen Prozessen im Organismenreich, die sich unter den Prinzipien der Arbeitsteilung, Differenzierung und Koadaptation zusammenfassen lassen und damit eo ipso zugleich mit Zweckmäßigkeit verbunden sind."

Wenn damit der „Darwinismus" in der Bedeutung, wie wir es anfangs festlegten, sich als eine irrige Anschauung erwies, so wird die Biologie festhalten an dem Entwicklungsgedanken, der unser Denken beherrscht, und für dessen Begründung sich mehr und mehr Gesichtspunkte gewinnen ließen. Wie so oft in der Geschichte der Wissenschaft entrollt sich auch hier der bekannte Gang der Ereignisse: Auf die unerhörte Überschätzung der Wirkungsweite eines genialen Gedankens folgt eine Zeit der Resignation, der Skepsis, und erst im Überwinden solcher Krisen eröffnet sich der Weg, um in ruhiger und von äußeren Erregungen verschonter Arbeit die wahre Tragweite neuer Entdeckungen zu bestimmen und ihren Gehalt zu einem sicheren Besitz der menschlichen Kulturentwicklung zu gestalten.

Über den Einfluß des Krieges auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung und seine eugenischen Folgen.

Von Dr. M. Vaerting
in Berlin.

Der Krieg wird nach einer zweifachen Richtung hin auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung einwirken. Der Staat hat im Kriege ungeheuere Verluste an Menschenleben erlitten. Sein Bestreben wird also nach dem Kriege sich schärfer denn je darauf richten, die Geburtenzahl zu heben. Da Präventivverkehr und Fruchtabtreibung die beiden wirksamsten Mittel sind zur Geburtenverhinderung, so kann man erwarten, daß an diesem Punkte der Kampf der Staatsgewalt mit aller Schärfe einsetzen wird. Vorweg sei bemerkt, daß dieser Kampf die Geburtenzahl nicht vergrößern wird, wohl aber die Qualität der Geborenen stark herabmindern.

Daß wir diese Erscheinung zu gewärtigen haben, zeigt die Tatsache, daß bereits vor dem Kriege mit Bekanntwerden des Geburtenrückganges diese Tendenz sich stark bemerkbar machte. Schon im Februar 1914 war ein Gesetzentwurf über „den Verkehr mit Mitteln zur Verhinderung von Geburten" Gegenstand der Verhandlungen des preußischen Landtages. Der § 1 dieses Entwurfes lautet: „Der Bundesrat kann den Verkehr mit Gegenständen, die zur Beseitigung der Schwangerschaft bestimmt sind, beschränken oder untersagen. Das gleiche gilt bezüglich der zur Verhütung der Empfängnis bestimmten Gegenstände insoweit, als nicht die Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des gesundheitlichen Schutzes entgegensteht."

Auf der einen Seite also ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß versucht wird, sowohl die Verhütung der Empfängnis als die Unterbrechung der Schwangerschaft auf gesetzlichem Wege möglichst zu erschweren und zu verhindern. Auf der andern Seite nun begünstigt der Krieg im Volke selbst intensiv die gerade entgegengesetzte Tendenz, nämlich einen verstärkten Gebrauch dieser Mittel zur Geburtenverhinderung.

Denn erstens hat der Krieg ganz außerordentlich dazu beigetragen, die Kenntnis von der Technik des Präventivverkehrs zu verbreiten bei Männern und Frauen. Infolge der durch den Krieg hervorgerufenen plötzlichen und langen Trennung der Geschlechter hat nämlich der außereheliche Geschlechtsverkehr gewaltige Dimensionen angenommen. Man kann aber nun annehmen, daß alle Männer und Frauen, die solchen Verkehr gepflegt haben, fast ausnahmslos mit der Anwendung von antikonzeptionellen Mitteln und Methoden vertraut geworden sind. Zudem begünstigt die Heeresverwaltung die Erlernung der Technik des Präventivverkehrs noch in weitgehender Weise, da das Sanitätspersonal die Soldaten methodisch über solche Mittel aufklärt, die

zur Verhütung der venerischen Infektion dienen. Bekanntlich aber wirken die meisten antivenerischen Mittel zugleich antikonzeptionell.

Die starke Zunahme außerehelichen Geschlechtsverkehrs wird aber nicht nur die Kenntnis von der Technik des Präventivverkehrs in die weitesten Schichten der Bevölkerung, besonders der Landbevölkerung tragen, die vor dem Kriege größtenteils in diesen Dingen unwissend war. Gleichzeitig werden auch Mittel und Wege zur Schwangerschaftsunterbrechung ihre Verbreitung finden, wenn auch vielleicht in geringerem Maße. Denn fast jeder außereheliche Geschlechtsverkehr wird von dem Prinzip beherrscht, die Kinderzeugung auf jeden Fall zu verhindern. Ist dies nicht vor der Empfängnis geschehen, so wird man in den meisten Fällen versuchen, dies noch nachher zu erreichen. Ein Geschlecht wird des anderen Lehrmeister sein, und zwar im Präventivverkehr wohl überwiegend der Mann, in der Vernichtung des keimenden Lebens die Frau.

Man kann nun wohl nicht zweifeln, daß alle diese im Kriege aufgeklärten Personen beiderlei Geschlechts, die nach Millionen zählen, nach dem Kriege in ihrem Liebes- und Eheleben von ihren Erfahrungen den ausgiebigsten Gebrauch machen werden. Denn die Neigung zur Kinderzeugung wird durch den Krieg sehr ungünstig beeinflußt und nach dem Kriege stark sinken. Der Hauptfaktor, der diese Neigung vernichtet, ist die Schwierigkeit der wirtschaftlichen Lage. Nicht nur die Nationalökonomen, sondern die weitesten Kreise des Volkes sind heute schon davon überzeugt, daß mit dem Frieden nicht zugleich die drückende Teuerung schwindet, sondern daß wir auf Jahrzehnte hinaus wirtschaftlich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden. Es ist aber nun eine bekannte Erscheinung, daß Zeiten wirtschaftlicher Depression die Zahl der Eheschließungen und der Geburten stark herabmindern. Die Lust zur Kinderzeugung sinkt erheblich mit den erhöhten Beschwerden ihrer Aufzucht.

Zu diesem realen Faktor der wirtschaftlichen Depression kommt noch ein sexualpsychologischer hinzu, der ebenfalls den Wunsch nach Kindern einschränken wird. Ausschlaggebend für die Kinderzeugung ist letzten Endes der Wunsch des Mannes nach Nachkommenschaft. Die Intensität dieser männlichen Sehnsucht nun aber ist abhängig von der Monogamie des Mannes — wie ich an anderer Stelle nachzuweisen versuchte — weil die Polygamie des Mannes Gattenliebe, Familiensinn und Väterlichkeit zerstört. Nun aber hat dieser Krieg durch die lange Trennung der Geschlechter die polygamen Entgleisungen beträchtlich gesteigert. Die Männer, die der Polygamie zum Opfer gefallen sind, werden zum Teil auf eine eheliche Verbindung verzichten, um auch weiter polygam zu leben. Diese durch die Störungen des Geschlechtslebens im Kriege hervorgerufene Neigung zur Polygamie auf Kosten der Eheschließung wird noch verstärkt durch den ungeheueren Frauenüberschuß nach dem Kriege. A. Fischer[1]) bemerkte schon vor dem Kriege, daß

[1]) Archiv f. soziale Hygiene Bd. 7. S. 316.

überall da, wo Frauenüberschuß vorhanden ist, „viele Männer sich der Verehelichung entziehen, weil sie wissen, daß für die Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse genug Mädchen, die sich nicht verheiraten konnten, vorhanden sind". Ein anderer Teil der mit polygamen Erfahrungen belasteten Männer wird vielleicht eine Ehe schließen, von Kinderzeugung jedoch möglichst Abstand nehmen. Die Neigung zur Geburtenverminderung wird also durch Verletzung der Monogamie im Kriege bei einer großen Zahl zeugungsfähiger Männer eine erhebliche Steigerung erfahren.

Nach dem Kriege nun wird sich ein scharfer Kampf zwischen diesen beiden sich entgegenstehenden Tendenzen entwickeln. Der Staat wird wahrscheinlich schärfer denn je Abtreibung und Präventivverkehr verfolgen, das Volk wird ganz sicher mehr denn je versuchen, sich dieser Mittel zur Geburtenverhinderung zu bedienen. Dieser Kampf zwischen Regierung und Volk nun wird sehr bedenkliche eugenische Folgen nach sich ziehen.

Der Staat will den Gebrauch der Präventivmittel dadurch verhindern, daß er ihren Erwerb erschwert. Das Volk aber wird versuchen, eben wegen der starken Neigung zur Geburtenverhinderung, dennoch seine Absichten durchzusetzen. Dadurch ist die Gefahr groß, daß es vielfach minderwertige antikonzeptionelle Mittel erlangt, so daß die Befruchtungen, die gegen den Willen der Erzeuger bei Anwendung empfängnisverhütender Mittel stattfinden, wesentlich steigen werden. In dieser Tatsache liegt eine außerordentlich große eugenische Gefahr.

Es sind unter diesen Umständen zwei Fälle möglich, die beide gleichermaßen die Qualität der Rasse schädigen. Erstens ist es möglich, daß die Erzeuger wegen der Erschwerung der Abtreibung auf diese verzichten, und die Mutter das Kind zur Welt bringt. Das ist eugenisch geradezu ein Unglück, weil das unter oder vielmehr trotz aller Vorsichtsmaßregeln gezeugte Kind unbedingt von minderwertiger Qualität ist. Denn wenn eine Befruchtung bei Gebrauch antikonzeptioneller Mittel stattfindet, so ist eine Schwächung und Schädigung der männlichen Fortpflanzungszellen unausbleiblich. Es kommt also eine durch die Wirkung der Mittel verschlechterte Samenzelle zur Befruchtung. Bei Gebrauch von Chemikalien zur Verhütung der Empfängnis liegt die Schädigung klar zutage und bedarf wohl kaum eines weiteren Nachweises. Leider werden diese Mittel auf der einen Seite besonders zahlreich hergestellt. Bloch[1]) sagt: „Die Zahl der zu dieser Kategorie gehörigen Mittel ist Legion." Auf der andern gehören sie zu denen, deren Wirkung am unsichersten ist. Die Gefahr einer Zeugungsverschlechterung ist also hier riesengroß.

Neben den chemisch-physikalischen Präventivmitteln gibt es mechanische. Die am meisten angewandten sind bekanntlich Kondom und Okklusivpessar. Hier wird eine starke Verschlechterung

[1]) Das Sexualleben unserer Zeit S. 767.

der Samenzellen auf zweifache Weise bewirkt. Erstens wird die Befruchtung verzögert und zweitens die natürliche Samenzellenkonkurrenz um die Befruchtung erheblich gestört.

Wenn trotz Gebrauch eines Kondoms Befruchtung eintritt, so geschieht das durchweg infolge von Undichtigkeiten, Einreißens oder Platzens desselben. Dadurch gelangt ein Teil des Samens in die Scheide, ein anderer größerer Teil bleibt trotzdem in der Hülle. Es wird also künstlich mechanisch ein großer Teil des Samens von vornherein von dem natürlichen Wettbewerb um die Befruchtung ausgeschlossen. Dieser Wettbewerb ist sehr wichtig, weil unter Millionen ejakulierter Fortpflanzungszellen diejenige, die sich am schnellsten und kräftigsten fortbewegt, also die tüchtigste und leistungsfähigste, die größte Aussicht hat, die Eizelle am ersten zu erreichen und in sie einzudringen. Man könnte diesen Wettlauf die natürliche Auslese der Samenzellen bei der Befruchtung nennen. Dieser eugenisch sehr wichtige Vorgang wird bei der Befruchtung, die trotz Anwendung eines Kondoms stattfindet, außerordentlich gestört. Es kann der beste Same vom Kondom zurückgehalten werden und minderwertiger zur Befruchtung gelangen. Ähnliche Störungen ergeben sich bei Anwendung eines Okklusivpessars, wenn durch Verschiebung desselben für einen geringeren Teil des Samens sich ein Durchgang eröffnet.

Zweitens erleidet die Befruchtung, welche trotz Anwendung eines Pessars erfolgt, eine starke Verzögerung. Die Ejakulation erfolgt nicht wie normal am Muttermunde, sondern am Pessar, und die Zellen, welche bei einer Verschiebung durchdringen, müssen einen weiten Weg machen, ehe sie diesen Eingang erreicht haben. Nun aber legt der Samen den Weg zur Eizelle durch Eigenbewegungen zurück, er verbraucht also um so mehr von seiner Energie, je weiter der Weg ist, den er durchmißt. Die Zeit bis zur Befruchtung wird zudem noch außerordentlich verlängert, weil der die Vereinigung der beiden Elternzellen sehr stark beschleunigende Orgasmus des Weibes bei Gebrauch dieser antikonzeptionellen Mittel vollkommen wirkungslos für das doch noch durchkommende Sperma wird. Je länger aber nun Zeit und Weg bis zur Amphimixis, um so geschwächter wird die väterliche Zelle bei der Eizelle anlangen, um so schlechter wird das entstehende Kind sein[1]).

Eine ähnliche eugenisch gefährliche Verzögerung der Zellenvereinigung nach Zeit und Weg tritt bei Gebrauch eines Kondoms ein.

Zu diesen beiden schweren eugenischen Nachteilen kommt noch verstärkend hinzu, daß das Material dieser Präventivmittel wahrscheinlich ebenso wie die Chemikalien — wenn auch in geringem Maße — eine degenerierende Wirkung auf die Samenzellen ausüben.

---

[1]) Ich habe diese Tatsache eingehend dargelegt in einem Aufsatz „Die eugenische Bedeutung des Orgasmus". Zeitschr. f. Sexualwissenschaft 1915.

Ferner wird der Empfängnis vorzubeugen gesucht durch Modifikationen des Geschlechtsverkehrs. Am meisten angewendet wird der „Coitus interruptus". Eugenisch ist dieses Mittel wohl am unbedenklichsten, soweit es wohl am sichersten vor Empfängnis schützt, wenn richtig ausgeführt. Doch wenn dieses Mittel auch die Nachkommen vielleicht weniger schädigt, so ist es doch für die Volksgesundheit nicht weniger gefährlich, weil es dauernde Nervenzerrüttung der Geschlechtspartner zur Folge hat. Die verheerenden Wirkungen auf die Gesundheit des Mannes sind bekannt. Neuerdings hat Kisch[1]) auch auf die gewaltige Schädlichkeit für die Frau hingewiesen, er sagt, daß die prohibitive Ausführung der Kohabitation nicht nur eine Gefährdung der Gesundheit, sondern auch geradezu eine Lebensbedrohung (Uteruskarzinom usw.) herbeizuführen geeignet ist.

Für die Qualität der Nachkommen weit gefährlicher hingegen ist eine andere Modifikation, die von dem Gedanken ausgeht, daß die Frau weniger empfänglich ist, wenn sie den Koitus ohne Orgasmus vollzieht. Um eine sexuelle Erregung zu vermeiden, wird dem Manne geraten, die Frau zu „überraschen". Der Frau wird möglichst passives Verhalten anempfohlen. Der Zweck, die Verhütung der Konzeption, wird auf diese Weise in den wenigsten Fällen erreicht. Dagegen wird eine bedeutende Verschlechterung des Zeugungsproduktes fast stets der Erfolg sein. Denn der Orgasmus des Weibes hat weniger Bedeutung für das Zustandekommen der Befruchtung, ist aber von sehr großem Einfluß auf die Qualität des Zeugungsproduktes, weil er das Zustandekommen der Befruchtung sehr beschleunigt. Diese eugenische Bedeutung des Orgasmus ist leider bisher übersehen worden. Vor einer solchen Modifikation des Koitus kann aus eugenischen Rücksichten deshalb nicht dringend genug gewarnt werden.

In jedem Falle bedeutet eine Befruchtung, die trotz Anwendung konzeptionsverhütender Mittel erfolgt, die Zeugung eines minderwertigen zum mindesten stark verschlechterten Menschen, so daß im Interesse der Eugenik alles geschehen muß, um dieselbe auszuschalten und zu vermindern.

Leider scheinen diese eugenischen Gefahren des mißglückten Präventivverkehrs ganz unbekannt zu sein. Man kann sogar von Ärzten die gerade entgegengesetzte Ansicht hören, daß uns das Mißlingen des Präventivverkehrs eine tüchtige Nachkommenschaft einbringt. A. Bluhm[2]) sagt: „Aber auch in der Ehe würden nicht nur diejenigen in Fortfall kommen, für die tatsächlich kein Platz am Tische des Lebens ist, sondern auch viele wertvolle Elemente, die uns heute infolge mißglückten Präventivverkehrs noch zufallen."

---

[1]) Pathologische Folgezustände durch Coitus interruptus bei Frauen. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft III. Bd. 10. u. 11. H. (1917).

[2]) Die Strafbarkeit der Vernichtung des keimenden Lebens vom Standpunkte des Mediziners.

Im Volke scheint allerdings eine Ahnung dafür vorhanden zu sein, daß die Kinder, die mißglücktem Präventivverkehr entstammen, minderwertig sind. Dafür sprechen die Bezeichnungen für solche „Mißgeschicke", die im Volksmunde sehr gebräuchlich sind und eine recht abfällige Bedeutung haben.

In nicht wenig Fällen, wo ein Produkt eines mißglückten Präventivverkehrs vorliegt, ist die Verschlechterung wahrscheinlich so groß, daß das Kind wieder vorzeitig zugrunde geht, entweder durch spontanen Abort oder durch Frühtod.

A. Bluhm[1]) hat nämlich festgestellt, daß in den höheren Ständen auf 100 Geborene 7,63 Fehlgeburten kommen. A. Bluhm glaubt, daß hierbei kein krimineller Abort vorliegt, sondern daß diese Schwangerschaften nicht ausgetragen werden konnten. Da nun der Präventivverkehr gerade in den höheren Ständen ein sehr gebräuchliches Mittel der Geburtenprävention ist (Hirsch), so kann man vermuten, daß die letzte Ursache des spontanen Abortes in der Verschlechterung des Zeugungsproduktes durch mißglückten Präventivverkehr zu suchen ist, um so mehr, als diese Frauen im allgemeinen unter Verhältnissen größter körperlicher Schonung leben.

Daß die aus mißglücktem Präventivverkehr stammenden Kinder viel geringere Lebensaussichten haben, also viel früher absterben, zeigt folgende Tatsache[2]). In Holland, wo die willkürliche Beschränkung der Geburten anerkannt und durch königlichen Erlaß gebilligt wird, stehen die Sterbeziffern z. B. für die fünf Jahre von 1906—1910 in auffälligem Gegensatz zu den Ziffern amerikanischer Städte, wo der Verkauf von Präventivmitteln schweren Strafen unterliegt. „In Amsterdam z. B. betrug die Sterblichkeit 13,1, in Rotterdam 13,4, im Haag 13,2, während in denselben 5 Jahren die Zahlen für Boston 17,9, für New York 17 lauten." „Die wirklich gewünschte Nachkommenschaft in Holland hat bessere Lebensaussichten als die nicht gewünschte in den Vereinigten Staaten."

Maßnahmen des Staates gegen die Präventivmittel werden also neben einer starken Verschlechterung der Nachkommenschaft noch eine Vermehrung des spontanen Abortes und des Frühtodes zur Folge haben. Sie werden also nicht nur zu Raubbau an der Volksqualität führen, sondern auch durch Steigerung von Abort und Sterblichkeit schädlichste Vergeudung gesundheitlicher und wirtschaftlicher Kräfte des Volkes bedeuten, ohne irgendwie ihren Zweck zu erreichen. Die Erhöhung der Geburtenzahl durch diese Maßnahmen wird nämlich auf der andern Seite noch völlig illusorisch durch den bekannten Umstand, daß sie unzweifelhaft eine Vermehrung der Geschlechtskrankheiten nach sich ziehen müssen. Auf diese Tatsache ist unzählige Male hingewiesen worden. Ich greife zwei dieser Urteile heraus: „Dadurch, daß infolge des Ver-

[1]) Zur Frage nach der generativen Tüchtigkeit der deutschen Frau usw. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie 1912.

[2]) New Yorker Brief. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft Jan./Febr. 1917.

botes der Mittel selbstverständlich mehr Leute infiziert werden, würde das Gegenteil der gesetzgeberischen Absicht erreicht werden, daß nämlich der Geburtenrückgang zunimmt. Die Frauen bleiben nach einer Infektion dauernd steril, und so wäre das Gesetz die wirksamste Methode, die Fruchtbarkeit der Nation zu beschränken" (Landau). „Jene Präventivmittel, die dem öffentlichen Verkehr entzogen werden, sind heute die besten Schutzmittel gegen die Ansteckungsgefahr. So stellt sich die Vorlage als ein Ausbund von Unvernunft dar" (Baginsky).

Diese Gefahr für die Quantität bedroht außerdem noch zugleich die Qualität, weil die Nachkommen geschlechtskranker Eltern durchweg erblich belastet sind. Blaschko[1]) sagt: „Von der überlebenden Nachkommenschaft trägt ein Teil trotz zweckmäßiger Behandlung dauernd Zeichen schwerster körperlicher oder psychischer Entartung in der Gestalt von Zwergwuchs, Taubstummheit, Lähmung, Idiotie usw. davon, nur ein Bruchteil wird wieder hergestellt und dauernd lebenskräftig."

Der zweite Fall, der nach mißglücktem Präventivverkehr sehr häufig eintritt, ist der Versuch, das unerwünschte Leben wieder zu vernichten. Wenn der künstliche Abort durch einen erfahrenen Arzt vorgenommen wird, so sind alle unheilvollen Folgen ausgeschaltet. Das minderwertig gezeugte Kind bleibt vor dem Leben bewahrt, und die Mutter erleidet bei einem solchen ärztlichen Eingriff keinerlei Schädigung. Dieser für die Volksgesundheit günstigste Fall aber gehört zu den selteneren, weil die Abtreibung durch Bedrohung mit gesetzlichen Strafen stets erschwert war, und wie nachgewiesen die Tendenz besteht, daß die Verfolgung der Abtreibung schon jetzt und nach dem Kriege verschärft werden wird. Unter diesen Umständen werden sich die Fälle mehren, in denen unerfahrene oder halberfahrene Personen solche Versuche zur Vernichtung des keimenden Lebens vornehmen, oder die Frau selbst sich darum bemüht. Um so mehr, als der Wunsch und Wille zur Kinderbeschränkung nach dem Kriege intensiver sein wird als je zuvor. Daß Strafgesetze gegen diesen Willen der Erzeuger vollkommen machtlos sind, ist eine bekannte Sache. Die Zahl der Fruchtabtreibungen wird also enorm anwachsen und mit ihnen die gesundheitlichen Verheerungen der Frauenkraft, wenn Personen diesen Eingriff vornehmen, die mit der Technik der Schwangerschaftsunterbrechung nicht oder nur wenig vertraut sind. Die Folgen sind allgemein bekannt und bedürfen keiner weiteren Erörterung. Zu einer vielfach dauernden Gesundheitsschädigung der Frau und Erkrankung und Tod durch Kindbettfieber (Kirchner) kommt noch hinzu, daß die Entzündung der Unterleibsorgane häufig Sterilität zur Folge hat oder Neigung zu Fehlgeburten. Eugenisch ist dies noch der günstigste Fall, denn die weitere Nachkommenschaft einer solchen schwer geschädigten Frau wird fast ausnahmslos zur Degeneration neigen. Da aber auf diese Weise in unzähligen Fällen die Frauen lebenslänglich steril werden, jedenfalls

[1]) Hygiene der Prostitution und der venerischen Krankheiten.

die facultas gestandi verlieren, so wirkt das Abtreibeverbot statt die Volkszahl zu vermehren, gerade im Gegenteil vermindernd ein. Um so mehr als diese Abtreibeversuche am energischsten von unverheirateten Personen vorgenommen werden. Später heiraten dann diese Frauen, würden sehr gern Kinder haben, sind aber steril. Wenn man die Zahl der auf diese Weise steril gewordenen Frauen zählen könnte, würde das Abtreibeverbot sehr bald fallen im Interesse der Volksvermehrung. (Schluß folgt.)

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

In der Sitzung vom 16. März 1917 berichtet Herr Magnus Hirschfeld an der Hand einiger Abbildungen über die neuesten Forschungen Steinachs betreffend die künstliche Zwitterbildung bei Tieren durch Transplantation der sogenannten Pubertätsdrüsensubstanz von einem Geschlecht auf das andere. Ausführliches siehe hierüber Jahrg. III S. 459 dieser Zeitschrift.

Diskussion Herr W. Fließ: Aus den Versuchen Steinachs, durch Einpflanzung eines Hodens in ein kastriertes Weibchen dieses Weibchen zu maskulieren und umgekehrt, durch Einpflanzung eines Eierstocks in ein kastriertes Männchen, dieses Männchen zu feminieren, hat man den Schluß ziehen wollen, daß die Anlage des Organismus ursprünglich geschlechtlich indifferent sei und daß das Geschlecht erst durch Hoden und Eierstöcke entstünde. Nichts kann irriger sein. Ein Weib muß Eier hervorbringen, ein Mann Samenfäden. Niemals aber wachsen bei den feminierten Männern Eier, ebensowenig Samenfäden bei den maskulierten Weibern. Nur die Pubertätsdrüse heilt an und sezerniert. Die eigentliche Keimdrüse atrophiert und mit ihr der Mutterboden für Eier und Samenzellen. Warum atrophiert sie? Weil das Somageschlecht des Mannes vorwiegend männlich bleibt, auch wenn seine Hoden durch Eierstöcke ersetzt wurden. Und weil dieses Somageschlecht die Entwicklung der weiblichen Keimdrüse hemmt. Ein gleiches ist auch vom Weibe zu sagen. Die Hemmung ist am ausgeprägtesten in der Nähe der Keimdrüsen selbst. Deswegen gelingt es Steinach auch nicht, einen Eierstock an den Hoden, oder einen Hoden an den Eierstock anzuheilen, wenn diese an ihrem natürlichen Ort sitzen. Denn dann bleiben sie funktionstüchtig, sie produzieren Samen und Eier. Funktionstüchtige Keimdrüsen dulden die Drüsen des anderen Geschlechtes nicht. Steinach muß daher den Hoden erst unter die Bauchhaut verlagern und dadurch den Keimdrüsenanteil zur Atrophie bringen. Es wachsen dann keine Samenfäden mehr. Nun kann er ihn mit einem Eierstock zur Zwitterdrüse vereinigen. Auch der Keimteil des Eierstocks geht dabei zugrunde. Nur die Pubertätsdrüse besteht fort und bringt die Mischung der sekundären Geschlechtscharaktere hervor. Die Atrophie der Keimdrüse bleibt aber völlig aus, wenn man einem kastrierten Weibe an der richtigen Stelle einen fremden Eierstock einsetzt, sogar von einer anderen Art, die Bastardierung zuläßt. Dann heilt er an, produziert befruchtungsfähige Eier und die Mutter gebiert Junge. Das hat man beim Kaninchen, bei der Hündin, beim Schwein, bei der Henne beobachtet. Ja, auch beim Menschen. Die Frau mit dem fremden Eierstock hat nach 4 Jahren geboren.

Die Anlage aller Lebewesen ist niemals asexuell, sondern bisexuell. Die Sekrete der Pubertätsdrüse verursachen deshalb nicht die männliche oder weibliche Tönung, sondern fördern sie nur. Im doppelgeschlechtigen Körper sind männliche und weibliche Potenzen. Es können die einen oder die anderen gleichsam gedüngt werden und diese Düngung besorgt die Pubertätsdrüse. Wären wir ursprünglich asexuell, wie käme es

denn, daß wir im Embryonalzustand alle hermaphroditisch sind? Dieser Hermaphroditismus schwindet niemals vollkommen, sondern es bleiben im Mann weibliche Organe (Prostata, Hydatide des Nebenhodens) und im Weibe männliche Spuren (Gartnersche Gänge, Epoophoron und Paroophoron) während des ganzen Lebens bestehen. Noch verblüffender zeigt sich die dauernde Bisexualität in gewissen Tierbeobachtungen. Wird z. B. die männliche Inachuskrabbe von dem Wurzelkrebs Sacculina kastriert, so bekommt der Krabbenmann nicht nur das weibliche Aussehen, sondern die Reste seiner Keimdrüsen bringen reife weibliche Eier hervor. Und Analoges zeigt auch die Pflanze: Der Brandpilz Ustilago violacea kann seine Sporen nur in den Staubbeuteln einer Lichtnelke zur Ausbildung bringen. Findet er aber nur weibliche Exemplare seines Wirtes vor, der Lichtnelke Melandryum album, so läßt er in der weiblichen Pflanze die männlichen Staubbeutel, die er braucht, direkt erwachen. Aus einer kaum sichtbaren Anlage von scheinbar indifferenziertem Gewebe bringt er in der weiblichen Pflanze ansehnliche Staubbeutel heraus. Die weibliche Pflanze muß also latent hermaphroditisch sein, sonst hätte kein Pilz die männlichen Geschlechtsorgane in ihr zutage fördern können.

Mit der ursprünglichen Asexualität ist es nichts. Was die Natur oft spontan leistet, das hat Steinach im Experiment vollbracht: er hat Männer weibisch und Weiber männisch gemacht, aber nicht weiblich und männlich.

Herr Koerber weist darauf hin, daß beim Menschen, wenn auch nicht organisch, so doch in seinen Trieben, zuweilen ein scheinbar spontaner Wechsel seiner heterosexuell und homosexuell gerichteten Libido vorkommt. Eine Erscheinung, die auch nur durch eine schon vorher bestehende Bisexualität erklärlich wird.

In der darauffolgenden Diskussion Croner über „Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform" kommt Herr Iwan Bloch auf die vor 3 Jahren in unserer Gesellschaft von Herrn Dr. jur. Werthauer aufgestellten 7 Thesen zurück, die in ähnlichem wie dem Cronerschen Sinn auf die neue Strafgesetzordnung Einfluß zu nehmen suchen.

Herr Magnus Hirschfeld: Auf Grund der Erfahrungen, die ich mir im Laufe von 20 Jahren als Sachverständiger vor Gericht in vielen Sittlichkeitsprozessen gebildet habe, möchte ich zu den Cronerschen Thesen über „Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform", denen ich völlig beipflichte, einiges bemerken, was mir grundsätzlich von Bedeutung scheint:

I. In jedem Falle, wo es sich um ein Delikt handelt, das auf geschlechtlichem Gebiet liegt, sollte der Angeschuldigte ausnahmslos ex officio von einem ärztlichen Sachverständigen untersucht und begutachtet werden. Bisher geschieht dies nur ausnahmsweise, und zwar betreffen diese Ausnahmen meist nur geistig und geldlich besser gestellte Personen, welche wissen, worauf es ankommt, und einen guten Verteidiger haben. Die einfachen Leute — beispielsweise die vielen Schwachsinnigen und Alkoholiker, die sich an Kindern vergriffen haben — werden fast alle verurteilt, ohne daß sie auf ihren Geisteszustand untersucht werden. Darin liegt eine sehr große Ungleichheit vor dem Gesetz. Ich kenne viele Fälle, in denen für ganz die gleiche Handlung unter denselben Begleitumständen einer mehrere Jahre Gefängnis erhielt, ein anderer völlig frei ausging; ein Kinderschänder, den ich im Wiederaufnahmeverfahren begutachtete, hatte 4 Jahre Zuchthaus bekommen, trotzdem er an doppelseitiger Hodenverkümmerung mit völligem Infantilismus litt. Die Ungerechtigkeit, die sich aus der ungemein verschiedenen Beurteilung der Fälle ergibt, je nachdem nur die Tat oder auch der Täter einer gewissenhaften Prüfung unterzogen wird, ist dadurch noch größer, daß bei Sittlichkeitsverbrechen Erwachsener untereinander vielfach nur ein unglücklicher Zufall bestraft wird, da die Handlungen sich naturgemäß gewöhnlich ohne Zeugen abspielen und nur durch ganz ungewöhnliche Nebenumstände bekannt werden.

II. Ebenso wie es in einzelnen Sittlichkeitsprozessen erforderlich ist, daß der Richter medizinische Sachverständige hört, ist es auch notwendig, daß sexualwissenschaftliche Fachleute vom Gesetzgeber hinzugezogen werden, wenn über „Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit" im neuen Strafgesetzbuch beraten wird. Die meisten dieser strafbaren Handlungen gehören viel mehr vor das Forum der Ärzte als der Richter. Das Bewußtsein, sozusagen an einer strafbaren Krankheit zu leiden, hindert aber viele Patienten, die mit Sexualstörungen behaftet sind, etwa exhibitionisti-

schen, fetischistischen oder sonstigen Zwangsvorstellungen, rechtzeitig Ärzte aufzusuchen. Wenn auch der Arzt an das Berufsgeheimnis gebunden ist, so ist doch die Scham, ihm das Allerintimste und Persönlichste vorzutragen, wesentlich vergrößert, wenn es sich gleichzeitig um das Eingeständnis von Vorgängen handelt, die als Sittlichkeitsverbrechen gelten.

III. Vielen Sachverständigen ist es unbekannt, daß es nach der Entscheidung des Reichsgerichts, im 21. Bande, nicht sowohl darauf ankommt, die Unzurechnungsfähigkeit als die Zurechnungsfähigkeit eines Angeklagten zu beweisen. Ein dritter Fall, der nach dieser reichsgerichtlichen Entscheidung auch bereits die Voraussetzungen des § 51 R.-Str.-G.-B. erfüllt, ist „wenn Zweifel über die Verantwortlichkeit des Täters auf dem subjektiven Willensgebiete vorhanden sind".

Diese Zweifel sind nach meiner wissenschaftlichen Überzeugung gegeben, wenn außer einer sexuellen Triebstörung Momente vorliegen, welche die Widerstandskraft erheblich schwächen, wie organische Erkrankungen des Zentralnervensystems, nervöse Erschöpfungszustände, die besonders auch jetzt im Kriege bei Feldzugsteilnehmern oft eine Rolle spielen, oder der gleichzeitige Einfluß eines Nervengiftes, wie Alkohol, Morphium. Für sehr anfechtbar und in Theorie und Praxis unbefriedigend halte ich den Begriff der verminderten Zurechnungsfähigkeit, auf den vielfach Bezug genommen wird, wenn in Wirklichkeit Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit vorliegen.

IV. Verbrechen gegen die Sittlichkeit, bei denen die beiden beteiligten erwachsenen Personen unter sich und an sich in freier Übereinstimmung Geschlechtshandlungen vornehmen, stehen in innerem Widerspruch mit dem Begriff des Verbrechens als eines Eingriffs in die Rechtssphäre eines Menschen. Man kann sogar sagen, daß dieses Einmischen des Gesetzgebers in das Geschlechtsleben Erwachsener eher einen Eingriff in Grundfreiheiten der menschlichen Persönlichkeit darstellt; Geschlechtsfreiheit ist Wille zu zweit.

V. Ganz anders liegt es, wenn dieses sexuelle Verfügungsrecht eines Menschen über sich selbst, der Geschlechtswille gebrochen wird, wenn sich also jemand an Personen vergeht, die keinen oder noch keinen Geschlechtswillen haben, wie an Bewußtlosen oder Kindern. Die schwierigste Frage ist hier, von welchem Alter ab wir dem Menschen einen freien Geschlechtswillen zubilligen können; das ist die Frage des Schutzalters. Im allgemeinen kann man sagen, daß sowohl männliche als auch weibliche Personen für ihre Geschlechtshandlungen in demselben Alter verantwortlich sind, in dem man sie auch sonst für ihre Handlungen strafrechtlich für verantwortlich hält. Die Voraussetzung ist dabei allerdings eine bessere sexuelle Aufklärung als die zur Zeit übliche. Der sexuelle Wille muß im sexuellen Wissen wurzeln.

VI. Wenn häufig darauf hingewiesen wird, daß durch die Bestrafung sittlicher Verfehlungen dem öffentlichen Ärgernis gesteuert und das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gefördert werden soll, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Skandal und das öffentliche Ärgernis weniger durch diese Handlungen selbst hervorgerufen werden als durch ihr Herauszerren aus dem Dunkel und der Stille der Nacht in die breite Öffentlichkeit. Es darf als erwiesen angesehen werden, daß die eingehende Erörterung von Sittlichkeitsprozessen in der Presse oft suggestiv auf ähnlich Veranlagte wirkt, so daß oft ein Sittlichkeitsverbrechen, wie Lustmord, Kinderschändung, welches durch die Zeitungen geht, bald ein ähnliches zur Folge hat. Das Motiv, mit dem die Schöpfer des Code pénal die Einschränkung der Sittlichkeitsprozesse forderten: „Die Vermeidung der schmutzigen und skandalösen Untersuchungen, welche so häufig das Familienleben durchwühlen und erst recht Ärgernis geben", besteht auch heute noch zu Recht. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß auf diskrete Geschlechtshandlungen zweier Erwachsener untereinander Gesetzesparagraphen überhaupt keinen Einfluß haben. Man hat nach der Abschaffung bestimmter Sittlichkeitsparagraphen, etwa durch den weit verbreiteten Code pénal, ebensowenig eine Zunahme der früher strafbaren Handlungen beobachtet, wie man eine Verminderung solcher Handlungen dort feststellen konnte, wo bereits abgeschaffte Strafbestimmungen, wie im alten Königreich Hannover oder in Bayern, nach Einführung des Reichsstrafgesetzbuchs wieder aufgenommen wurden. Namentlich ist das Bestreben, geschlechtliche Beziehungen von Leuten, die sich lieben, durch Gesetzesparagraphen regulieren zu wollen, die Anwendung untauglicher Mittel am untauglichen Objekt. Deshalb hat man auch früher bestehende Strafbestimmungen gegen den unehelichen Verkehr überhaupt außer in einigen Kantonen der Schweiz überall fallen gelassen. Aus der Schweiz ist mir allerdings noch vor einigen Jahren ein Fall mitgeteilt worden,

in dem eine Frau, die einige Wochen nach der Hochzeit niederkam, wegen unehelichen Geschlechtsverkehrs mit Gefängnis bestraft wurde, ebenso ihr Gatte. Ganz anders liegt es natürlich, wenn auf Grund einer geschlechtlichen Erregung, sei es krankhafter oder nicht krankhafter Natur ein wirkliches Rechtsgut: Ehe, Eigentum, Gesundheit oder Leben eines anderen, verletzt wird. In allen diesen Fällen genügen aber schon, wie dies besonders Rechtsanwalt Werthauer in seinem Vortrag in unserer Gesellschaft am 22. Januar 1915 überaus treffend klargelegt hat, anderweitig vorhandene Strafbestimmungen.

Was ich hier angeführt habe, sind natürlich nur einige Bemerkungen mehr allgemeiner Natur. Über viele Strafbestimmungen, besonders die Bestrafung des Ehebruchs, der gewerbsmäßigen Unzucht, Mißbrauchs des Abhängigkeitsverhältnisses, den Begriff der Erregung öffentlichen Ärgernisses ließe sich vom sexualwissenschaftlichen Standpunkt noch manches sagen. Jedenfalls scheint mir der Vorschlag Croners, daß es für unsere Gesellschaft für Sexualwissenschaft eine wichtige Aufgabe ist, zur Reform des Strafrechts Stellung zu nehmen, sehr wohl begründet zu sein, so daß seine Ausführung trotz mancher Schwierigkeiten nicht unterbleiben sollte.

Es wird darauf eine Kommission, bestehend aus den Herren Hirschfeld, Stabel, Croner und Werthauer gewählt, die den Cronerschen Anregungen eine nach außen wirkende Form zu geben versuchen soll.

Koerber.

Referate.

Pathologie und Therapie.

Schröder, Prof. P., **Die Bedeutung kleiner Anfälle (Absenzen, petit mal) bei Kindern und Jugendlichen.** (Med. Klin. 1917. Nr. 17.)

Der Mannheimer Neurologe Friedmann hat als erster auf die häufigen Absenzen der Kinder aufmerksam gemacht, daher Bleuler den Vorschlag machte, dieses Leiden die „Friedmannsche Krankheit" zu bezeichnen. Schröder nennt sie „Pyknolepsie". Die einzelnen Anfälle sind „kurze, etwa 10 Sekunden dauernde Unterbrechungen der Fähigkeit zu denken, zu sprechen, sich willkürlich zu bewegen, aber nicht des Bewußtseins überhaupt und der automatischen Bewegungen. Die Kinder erstarren einfach, stets mit aufwärts gedrehten Augen, mit Zittern der Lider, Arme und Beine erschlaffen, bald wenig bald etwas mehr; die Anfälle brechen meist plötzlich aus, kommen zwischen 6mal bis 100mal täglich, stören im übrigen weder das Befinden noch die geistige und körperliche Entwicklung. So dauert der Zustand jahrelang, um schließlich vollkommen zu verschwinden".

„Friedmann bezeichnet die kleinen (pyknoleptischen) Anfälle als erstaunlich einförmig und gleichmäßig; stets hätten sie den gleichen Typus des einfachen Versagens der höheren Denk- und Willensfunktionen. Für einen großen Teil der Fälle trifft das sicherlich zu; die Anfälle erscheinen lediglich als Zustände von momentaner Geistesabwesenheit, ohne alle gröberen Symptome. Die Kranken starren einen Moment gerade aus, bekommen nur für einen Augenblick einen anderen Ausdruck im Gesicht und fahren dann sofort in ihrer Beschäftigung weiter, als sei nichts gewesen; Gegenstände, die sie gerade in der Hand haben, lassen sie nicht fallen, sie sinken nicht zusammen, fallen z. B. auch nicht, wenn sie gerade auf einem Baum herumklettern. Das unterscheidet sie wesentlich von Kranken mit epileptischen Absenzen, die zum mindesten sehr häufig zusammensinken und in gefährdeten Stellungen herabstürzen. Oft melden die Kinder selber jeden Anfall mit ‚jetzt war es wieder, jetzt habe ich es wieder gehabt' usw., oder sie können jedenfalls auf Befragen angeben, daß ein Anfall

dagewesen sei. Als ganz leichte ‚motorische' Erscheinungen sind auch in diesen typischen Fällen häufig ein Drehen des Kopfes zur Seite, Lidflimmern, Herabsinken der Lider und des Kopfes, sowie ein Verdrehen der Augen nach oben.

Von diesem Typus aber entfernen sich die Anfälle durchaus nicht selten mit einzelnen ihrer Erscheinungen. Vor allem kommt es vor, daß etwas stärkere ‚Reiz- und Lähmungs'-Symptome auftreten: Wackeln des Kopfes, Zucken der Augen, steifes Ausstrecken der Arme, Spreizen der Finger, Taumeln, auch vorübergehend mehr allgemeine Starrheit und Steifheit, oder aber plötzliches Reißen in den Haaren, Drehen mit den Fingern, Schmatzbewegungen, Murmeln einiger Worte, Fallenlassen eines Gegenstandes; in einem Fall wendete sich die Kranke in ihren sehr vielen Anfällen jedesmal dem Licht zu, sie lief rasch nach dem Fenster hin. Fälle mit noch viel gröberen motorischen Symptomen müssen zunächst fraglich bleiben bezüglich ihrer Zugehörigkeit zur Pyknolepsie. Die Regel ist, daß Anfälle mit etwas gröberen, über die einfache momentane Geistesabwesenheit hinausgehenden Erscheinungen erst im späteren Verlauf des Leidens auftreten, wenn die einfachen kleinen Anfälle bereits jahrelang bestanden haben, und daß sie dann auch wieder verschwinden und in die einfachen übergehen. Auch die Bewußtseinsstörung kann manchmal tiefer sein, derart, daß die Kranken tatsächlich Amnesie für den Anfall haben, daß sie in die Knie sinken, zu Boden fallen; doch ist dies stets nur ganz selten der Fall, ganz vereinzelt einmal im Verlauf von vielen Jahren neben sonst typischen massenhaften pyknoleptischen Anfällen. Auch die Dauer des Anfalles kann gelegentlich etwas größer sein. Ebenso wird in gar nicht ganz seltenen Fällen, aber jedesmal auch nur wieder ganz vereinzelt, unwillkürlicher Urinabgang erwähnt, der sonst als charakteristisch für Epilepsie gilt. Zungenbisse sind nie beobachtet worden, wohl aber wiederum gelegentlich Pupillenstarre."

Ich habe die Ausführungen von Friedmann und Schröder wörtlich wiedergegeben, weil schon die Kenntnis der gesperrt gedruckten Stellen, die von mir hervorgehoben, im Originale im gleichen Drucke dastehen, dem guten Kenner der Sexualität verraten, daß es sich bei der Friedmannschen Krankheit oder der „Pyknolepsie" um autoerotische Akte handelt, wie sie bei Kindern und selbst bei Säuglingen sehr häufig und gerade in diesem Alter in gehäufter Form auftreten. Die Schilderung eines Orgasmus im Kindesalter ist uns schon von verschiedenen Kinderärzten gegeben worden, aber sie ist noch immer nur einigen Auserwählten bekannt und wird von ernsten Forschern, die das sexuelle Leben des Kindes nicht sehen wollen, beharrlich ignoriert und übersehen. Der veränderte Ausdruck im Gesicht, das Drehen der Augen nach oben, das Strecken der Extremitäten, das Murmeln einzelner Worte entsprechen dem Eintritt des Orgasmus, der nach allerlei onanistischen Manipulationen, Wetzen, Reiben, Aneinanderpressen der Beine (die einfachste und häufigste Form, die beim weiblichen Geschlecht auch im späteren Alter persistiert). Daher kommt es, daß diese Kinderepilepsie keine Folgen hat. Verschiedene Ärzte haben darauf hingewiesen, daß so oft im Kindesalter Epilepsie diagnostiziert wird, die dann später vollkommen verschwindet. Eine Rundfrage unter den Eltern von vielen epileptischen Kindern hat nach zehn Jahren die überraschende Tatsache ergeben, daß die meisten geheilt waren.

In der Frage der Epilepsie stehen unsere Neurologen noch immer zu ängstlich auf dem organischen Standpunkte. Wie ich in meinen Arbeiten nachgewiesen habe[1]), ist ein großer Teil der Epileptiker nicht organisch krank. Es handelt sich um die Unterdrückung krimineller (sadistischer) Regungen, die im Anfalle erlebt werden. Der Anfall ist die Halluzination des Verbrechens. Ich erlaube mir, hier die Leitsätze zu wiederholen, zu denen ich in den erwähnten Arbeiten gekommen bin. 1. Die Epilepsie ist häufiger als wir bisher geglaubt haben, ein psychogenes Leiden. 2. In allen Fällen zeigt sie eine starke Kriminalität, die von Bewußtsein als unerträglich abgelehnt wird. 3. Der Anfall ersetzt das Verbrechen, also eventuell auch einen Sexualakt, der ein Verbrechen ist (Schändung, Lustmord, Nekrophilie usw.). 4. Der Anfall entsteht häufig durch die Angst vor der Strafe Gottes und symbolisiert Schuld, Strafe und Sterben. 5. Die Pseudo-Epilepsie ist durch psychische Behandlung heilbar. Sie bedarf langer Behandlungszeiten, da die Spaltung der Persönlichkeit außerordentlich weit vorgeschritten ist.

Obwohl schon sieben Jahre seit der Publikation dieser Arbeit verstrichen sind, gehen die Neurologen beharrlich an ihr vorbei. Die psychogene Epilepsie und die ihr

---

[1]) Die psychische Behandlung der Epilepsie, XXX. Kapitel in „Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung" und Zentralbl. f. Psychoanalyse I. Bd. 5. Heft.

verwandten Krankheiten sind aber nicht anders zu verstehen, als durch eine Überwältigung des Bewußtseins durch das Unbewußte. Es ist der Urmensch, der den Kulturmenschen überwindet. Daher ist das Leiden der „Narkolepsie", die Schröder in seiner interessanten Arbeit gleichfalls beschreibt, ohne eine genaue psychologische Analyse nicht zu verstehen. Ich habe einen Fall von Narkolepsie (Anfälle von Schlafsucht) analysiert und einen glänzenden Erfolg erzielt. Es handelte sich um einen Menschen, der jede Gelegenheit benützte, um aus einer unerträglichen Gegenwart in eine Traumwelt zu flüchten[1]). Ich kann nur wiederholen, was ich so oft gefordert habe: Eine psychologische Vertiefung ist für die moderne Neurologie ein Gebot der Notwendigkeit. Es würde gar nichts schaden, wenn die Organiker bei den Analytikern lernen wollten und umgekehrt. Jede Einseitigkeit ist vom Übel. Dr. Wilhelm Stekel.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Caspari, Johann, **Die Not der unehelichen Kinder.** (Die Zukunft 1917. Jahrg. 76. Nr. 20.)

Es werden in Deutschland jährlich etwa 200000 uneheliche Kinder geboren; da sie in ihrem Leben und in ihrer Lebensentwicklung recht schwer gefährdet sind, so gehen von ihnen in den ersten Lebensjahren oder später zahllose dem Volksganzen verloren. Mehr als je tritt an uns die Pflicht heran, sie zu erhalten. Der ärgste Übelstand im Rechte der unehelichen Kinder ist die böse Bestimmung des § 1717 mit seiner Exceptio plurium. Zwar will die Regierung eine Änderung desselben in der Weise eintreten lassen, „daß mehrere Männer, die sich zu dem Geschlechtsverkehr mit der Mutter eines unehelichen Kindes bekennen, sich in die Kosten der Unterhaltung des Kindes teilen müssen", aber diese Neuregelung führt, wie Verf. an Beispielen darlegt, doch noch nicht zu einer vollen Sicherung des Unterhaltes und des Lebens des unehelichen Kindes. Er will daher die primäre Fürsorge für diese unglücklichen Kinder durch die großen Kommunalverbände (in Preußen die Provinzialverwaltungen) ausgeübt wissen, und zwar wie bei der Fürsorgeerziehung unter Zuschuß des Staates von zwei Dritteln der Kosten. Das uneheliche Kind darf nicht mehr der Armenpflege zur Last fallen, sondern muß Gegenstand der Staatswohlfahrtspflege werden. Die Kommunalverbände müßten dann aber auch die gesetzliche Berufsvormundschaft für die Kinder übernehmen. Von sonstigen Mängeln im Rechte des unehelichen Kindes erwähnt Verf. dann noch das Fehlen des Erbrechts nach dem unehelichen Vater, das Zeugnisverweigerungsrecht der Mutter im Prozeß, ihr unbedingtes Sorgerecht, mangelnde Strafbestimmungen (Arbeitshaus!) gegen den sich böswillig seiner Unterhaltungspflicht entziehenden Vater u. a. m.

G. Buschan, z. Z. Hamburg.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Zur Geschichte der Prüderie. — In den Tagebüchern von K. A. Varnhagen von Ense (Leipzig 1862. Bd. 3. S. 261) lese ich unter dem 2. Dezember 1845:

Man erzählt eine Geschichte, die ich gern bezweifeln möchte. Ein armes Fräulein malt sehr fein Blumen und Arabesken, und ließ, in der Hoffnung eines Geschenkes und förderlicher Empfehlung, eines ihrer besten Blätter zu Händen der Königin gelangen; außer den Blumen war aber auf dem Bildchen auch ein schnäbelndes Taubenpaar, und als die Königin dies erblickte, warf sie das Blatt mit Unwillen fort, sehr aufgebracht, daß man sich unterstehe, ihr solche „Unanständigkeit" vor Augen zu bringen. Das arme Fräulein ist darüber in Verzweiflung.

Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

[1]) W. Stekel, Der Wille zu Schlaf. J. F. Bergmann. 1915.

Bücherbesprechungen.

Kemnitz, Dr. M. v., **Das Weib und seine Bestimmung.** Ein Beitrag zur Psychologie der Frau und zur Neuorientierung ihrer Pflichten.

In einer Zeit, in der den Frauen zahlreiche neue Berufe durch das Gebot der Not eröffnet wurden, Berufe, aus denen sie sicher nach dem Kriege nur zum Teil wieder verdrängt werden, ist es doppelt wichtig, sich endlich klarer darüber zu werden, worin die weibliche Eigenart besteht.

Es darf sich nicht mehr darauf beschränkt werden, daß Feministen und Antifeministen sich ihre Erfahrungsurteile über die Frau und die Erfahrungen der Geschichte entgegenhalten und daraus immer wieder abzuleiten suchen, was die Frau kann und was sie soll. Die einzig sichere Methode, um vor Kräftemißbrauch und vor Fehlgriffen aller Art, aber auch vor zu beschränkter Verwendung weiblicher Kräfte zu schützen, ist, sich vorurteilslos mit der Psychologie des weiblichen Geschlechtes zu befassen und aus den psychologischen Erkenntnissen die Richtlinien für die Verwertung der Frau im Staate abzuleiten. Dies ist in dem bei E. Reinhardt, München, unter obigem Titel erschienenen Buche geschehen. Dabei lag mir besonders am Herzen nur die exakt wissenschaftlich bewiesenen Tatsachen zu verwerten und mit den vielfach phantastischen und recht einseitigen Vorstellungen von der Psyche der Frau endlich aufzuräumen. Erfahrungsurteile wurden nur dann herangezogen, wenn sie mit den exakten Forschungen übereinstimmen. Ich habe den für viele sicher sehr überraschenden Nachweis bringen können, daß die weibliche Intelligenz, zwar anders gerichtet und anders geartet ist als die männliche, aber wie diese wichtige Mehrbegabungen zeigt, die für unsere Kultur und unseren Staat von großer Bedeutung werden können. Die dem weiblichen Geschlecht angeborenen Eigenschaften des Willens und Handelns, die Art seiner dauernden Willensrichtungen wurden ebenfalls zum ersten Male in ihrer Bedeutung als Ergänzung der männlichen Eigenart klargelegt und der lähmende und zerstörende Einfluß des überall herrschenden Inferioritätsdogmas nachgewiesen. Aus der psychologischen Eigenart von Mann und Weib ließ sich dann ganz ungezwungen die bisher herrschende Machtverteilung der Geschlechter und der Umschwung zur Gleichberechtigung in den jüngsten Dezennien erklären. Die Richtlinien für die Entwicklung und die Verwertung der Frau im Staate ergaben sich endlich eindeutig aus den gewonnenen Erkenntnissen. Selbstverständlich wurde bei Aufstellung dieser Richtlinien daran festgehalten, daß die Frau für ihren wichtigsten Beruf, den Mutterberuf, besser vorbereitet wird und keine ihrer Betätigungen für den Staat auf Kosten dieses Berufes ausüben darf.

Bei der ganzen Darstellung wurde auf den streng wissenschaftlichen Stil verzichtet, um nicht nur allgemein verständlich zu bleiben, sondern auch das Interesse des nicht wissenschaftlich vorgebildeten Lesers zu fesseln. Wenn das Buch dazu anregt, alteingerostete Vorurteile über weibliche Eigenart ins Wanken zu bringen, etwas mehr Kenntnis und Verständnis für die psychologische Eigenart der beiden Geschlechter, für ihre Mehrbegabungen und ihre Schwächen zu verbreiten, wenn es endlich die Erkenntnis fördert, wie wichtig es für unseren vollkommen männlich orientierten Staat und unsere von männlichem Geist aufgebauten Wissenschaften wäre, wenn selbständige weibliche Geistesarbeit ergänzend einwirken könnte, dann hat es seinen Zweck erfüllt.

Autoreferat.

Varia.

Geburtenrückgang und Sterblichkeit. — Gegenüber den Besorgnissen über den sehr starken Geburtenrückgang ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, es käme nicht so sehr auf die Zahl der Geborenen, als vielmehr darauf an, wie viele von den Geborenen die gefährlichsten ersten Lebensjahre überstehen; nicht die Geburtenziffer, sondern die „Aufwuchsziffer" sei das Entscheidende. Nachdem durch statistische Arbeiten festgestellt worden war, daß in Sachsen und Bayern die verminderte Geburtenzahl durch eine verbesserte Säuglingspflege einigermaßen ausgeglichen wird, hat eine Erhebung für Preußen stattgefunden, die folgendes ergeben hat: Die 1000 Personen

berechnete Geburtenziffer ist von 1875 bis 1914 allmählich von 42,5 auf 28,5 zurückgegangen. Die Verhältnisziffer der Personen, die das siebente Jahr überlebt haben, ist in der gleichen Zeit nur von 26,9 auf 21,6 gesunken. Die so gefundene Aufwuchsziffer ist also in dem 39jährigen Zeitraum nur um 19,7 v. H. zurückgegangen, während die Geburtenziffer sich um 32,9 v. H. vermindert hat. Der Rückgang der Aufwuchsziffer fällt hauptsächlich in die letzten Jahre.

In der ganzen Zeit von 1875 bis 1908 sank die Aufwuchsziffer niemals unter 25 und erst seit 1909 ist sie in schnellerer Abnahme.

Man kann feststellen, daß der Geburtenrückgang bis 1908 zwar nicht ganz, aber doch annähernd bis auf 3 bis 4 v. H. durch den Rückgang der Kindersterblichkeit ausgeglichen war, daß seitdem aber ein Niedergang eingetreten ist. Die Zahlen der das 7. Jahr Überlebenden zeigen von 1875 bis 1908 sogar eine Zunahme von 690000 auf 983000; dann sinkt die Ziffer allerdings, beträgt aber im Jahre 1904 immer noch 307000.

(Voss. Zeitung Nr. 266 vom 26 Mai 1917 Abendausgabe.)

Chronologisches Verzeichnis

der sexualwissenschaftlichen Schriften und Abhandlungen

von **Albert Eulenburg.**

1. Über Coitus reservatus als Ursache sexualer Neurasthenie bei Männern. Internat. Zentralbl. für Harn- und Sexualorgane 1893.
2. Lombrosos Weib. Die Zukunft vom 2. Dez. 1893.
3. Mann und Weib. Die Zukunft vom 29. Dez. 1894.
4. Sexuale Neuropathie. Genitale Neurosen und Neuropsychosen der Männer und Frauen. Leipzig 1895. F. C. W. Vogel. Gr. 8°. IV, 164 Seiten.
5. Paragraph 175. Die Zukunft vom 30. April 1898.
6. Der Marquis de Sade. Die Zukunft vom 25. März 1899 (als selbständige Broschüre, Dresden 1901 bei H. Dohrn).
7. Sacher-Masoch. Die Zukunft vom 25. Mai 1901.
8. Sexuale Neurasthenie. Deutsche Klinik 1902. Bd. 6. Abteil. 1. S. 163 bis 206.
9. Sadismus und Masochismus. Wiesbaden 1902. J. F. Bergmann. Zweite, zum Teil umgearbeitete Auflage. Mit 6 Abbildungen im Text. 1911. Gr. 8°. IV, 106 Seiten.
10. Eine Dichterin des Masochismus. Die Zukunft vom 6. Dez. 1902.
11. Pathologie der Ehe. Die Zukunft vom 30. Januar 1904.
12. Nervenkrankheiten und Ehe. In: Krankheiten und Ehe. München 1904. Lehmann. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1916. G. Thieme. S. 748—797.
13. Ein literarischer Erotomane des 18. Jahrhunderts. Med. Klin. 1906. Nr. 32. S. 851.
14. Geschlechtsleben und Nervensystem. Mitt. der D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankheiten 1907. Bd. 5. Nr. 2. S. 35—43; Nr. 5. S. 105—110.

15. Sexuelle Diätetik. Z. f. Bekämpf. der Geschlechtskrankheiten 1907. Bd. 7. S. 194—213.
16. Paragraph 184. Die Zukunft vom 26. Oktober 1907.
17. Die sexuelle Abstinenz und ihre Einwirkung auf die Gesundheit. Z. f. Bekämpf. der Geschlechtskrankheiten Bd. 13. 1911. S. 7—36.
18. Zur Behandlung der sexualen Neurasthenie. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft H. 1. 1914. S. 20—29.
19. Über sexuelle Perversionen. Ebenda H. 1. 1914. S. 305—314; 347—359.
20. Moralität und Sexualität bei Kant. Ebenda H. 2. 1915. S. 323—333.
21. Sexualethische Probleme im Lichte der heutigen Philosophie und Ethik. Ebenda H. 2. 1915/16. S. 414—421.
22. Moralität und Sexualität in der Nachkantschen Philosophie. Ebenda H. 2. 1916. S. 20—25; 64—76.
23. Moralität und Sexualität. Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik. Bonn 1916. A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Alb. Ahn). Gr. 8°. 92 S.
24. Das sexuelle Motiv bei den Schülerselbstmorden. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft H. 3. 1917. S. 473—483.

Außerdem zahlreiche Referate und Bücherbesprechungen fast in jedem Heft der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft", auch in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" (von 1894—1903), in der „Medizinischen Klinik (1905—1917).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | August 1917 | 5. Heft

Sexualchemismus und Sexualobjekt[1]).

Bemerkungen von Hofrat Dr. L. Löwenfeld.

Die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Sexualbiologie haben uns eine erhebliche Reihe von Tatsachen kennen gelehrt, welche sich für die Erklärung sexueller Vorgänge und Zustände beim Menschen sehr wertvoll erwiesen. Insbesondere haben die Ermittlungen über die Wirkungen der inneren Sekretion der Keimdrüsen und, darunter vor allem die Ergebnisse der Untersuchungen Steinachs manche Probleme der Sexualphysiologie und -Pathologie des Menschen ihrer Lösung näher gebracht, zugleich aber auch die Hoffnung geweckt, daß so manche der bisher unserem Verständnisse unzugänglichen Erscheinungen in der Sexualsphäre in Bälde eine befriedigende Erklärung finden werden. Es ist begreiflich, daß man auf einem Gebiete, auf welchem innerhalb einer beschränkten Zahl von Jahren viele und wichtige Entdeckungen gemacht wurden, von fortgesetzten Forschungen weitere bedeutende Resultate erwartet. Allein wenn diese Erwartungen nicht überspannt werden und zu Täuschungen führen sollen, müssen wir uns darüber klar zu werden suchen, was auf dem hier allein in Betracht kommenden Wege experimenteller Untersuchungen an Resultaten erreicht wurde, welche nicht nur wichtige Bereicherungen unserer Kenntnisse darstellen, sondern auch deshalb besonderen Wert beanspruchen dürfen, weil sie auch für die bei Menschen in der Breite der Norm und darüber hinaus zu beobachtenden Erscheinungen in der Sexualsphäre Geltung besitzen. Die folgenden Bemerkungen werden im wesentlichen sich mit den Beziehungen zwischen Sexualchemie und Sexualobjekt beschäftigen, mit anderen Worten mit der Frage, welche Bedeutung der inneren Sekretion der Keimdrüsen für die Richtung des Sexualtriebs zuzuerkennen sein mag.

Nach den bisherigen Ermittlungen kommen den Produkten der inneren Sekretion der Keimdrüsen, den Sexualhormonen, bei beiden Geschlechtern Wirkungen verschiedener Art zu, von welchen wir noch nicht wissen, ob sie der Gesamtheit der in den Hormonen enthaltenen chemischen Stoffe oder nur bestimmten Bestandteilen derselben zuzuschreiben sind. Es lassen sich drei Gruppen von Wirkungen unterscheiden, die nur zum Teil untereinander zusammenhängen.

[1]) Die Bezeichnung „Sexualobjekt" rührt von Freud her. In der ersten seiner drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (Seite 2 der zweiten Auflage) schlägt er vor, für die Person, von welcher die geschlechtliche Anziehung ausgeht, den Terminus „Sexualobjekt" zu gebrauchen. Je nach dem Geschlechte dieser Person ist hiermit die Richtung des Sexualtriebs bezeichnet, weshalb wir im folgenden den Ausdruck „Sexualobjekt" als gleichbedeutend mit „Richtung des Sexualtriebs", wenn tunlich, verwenden.

G. C.

1. Anregung, bzw. Steigerung des Sexualtriebs, i. e. Einwirkung, auf die dem Geschlechtstrieb vorstehenden zerebralen Bezirke.

2. Einwirkungen auf anderweitige psychische Vorgänge, i. e. zerebrale Territorien außerhalb der Sexualzentren.

3. Somatisch formative Wirkungen (Anregung der Entwicklung sekundärer und tertiärer Geschlechtsmerkmale).

Jastrowitz hat die Sexualhormone, sofern sie der Anregung des Geschlechtstriebs dienen, als erogene oder eragoge, ich selbst a. a. O.[1]) als libidogene bezeichnet, wobei ich von der Annahme ausging, daß die Stoffe bei beiden Geschechtern gleichartig seien. Hirschfeld, welcher anfänglich diese Auffassung teilte, hielt es jedoch für zweckmäßiger, verschiedene Bezeichnungen für die Hormone der beiden Geschlechter zu wählen: Andrin für den Mann, Gynäzin für das Weib. Der Autor ist auf Grund der Steinachschen Untersuchungen in neuerer Zeit zu der Anschauung gelangt, daß die Sexualhormone bei beiden Geschlechtern verschieden sein müssen, eine Annahme, die mit einer gewissen Beschränkung als berechtigt anerkannt werden mag.

Steinach[2]) fand, daß der Austausch der Gonaden (Keimdrüsen) nur dann eine Verweiblichung oder Vermännlichung des infantilen Tieres herbeiführen kann, wenn es vorher kastriert ist. Beläßt man die ursprüngliche Geschlechtsdrüse im Tier, so verfällt die eingepflanzte heterologe Drüse der Entartung und geht in kurzer Zeit zugrunde. Steinach führt diese Erscheinungen darauf zurück, daß die Produkte der inneren Sekretion, die spezifischen Sexualhormone der beiden Geschlechter, einen scharfen Antagonismus bekunden. Wenn nach den angeführten Tatsachen auch eine Verschiedenheit der Sexualhormone der beiden Geschlechter nicht zu bestreiten ist, so bleibt doch die Möglichkeit, daß in denselben einzelne Bestandteile bei beiden Geschlechtern von gleicher chemischer Beschaffenheit enthalten sind und gleiche Wirkungen äußern. Dies sind wahrscheinlich jene Bestandteile der Hormone, welche den Geschlechtstrieb anzuregen, bzw. zu steigern vermögen. Diese Bestandteile werden beim männlichen Geschlechte von der Pubertätszeit bis in das höhere Alter, beim weiblichen Geschlecht bis zum Abschluß des Klimakteriums, mitunter aber auch kürzere oder längere Zeit darüber hinaus von den Keimdrüsen produziert. Von den übrigen Bestandteilen wissen wir nicht, ob sie nach Abschluß der körperlichen und geistigen Entwicklung, soweit die Ausbildung der Geschlechtscharaktere in Betracht kommt, noch weiter produziert werden und unwirksam bleiben oder ihre Produktion überhaupt nicht mehr statt hat. In den Steinachschen Arbeiten wird die Einwirkung der Sexualhormone auf das Gehirn, durch welche der Sexualtrieb angeregt wird, als „Erotisierung“ des Gehirns bezeichnet. Die von Steinach angeführten Tatsachen reihen sich den von anderer Seite bei Menschen

[1]) Löwenfeld, Über sexuelle Abstinenz. Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten 1905, S. 230.

[2]) Hier wie im folgenden stützen sich meine Bemerkungen über die Steinachschen Untersuchungen auf M. Hirschfelds Referate in den Vierteljahrsberichten des wissenschaftlich-humanitären Komitees während der Kriegszeit, Januar 1917, und in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, 3. Band, 10. u. 11. Heft, S. 459.

Die
neue Kriegsanleihe

muß

erfolgreich ſein —
ſonſt ermutigen wir
England weiterzu-
kämpfen! — Sie

kann

erfolgreich ſein —
denn es iſt Geld
genug im Lande!
Und ſie

wird

erfolgreich ſein —
wenn jeder handelt,
als ob von ihm allein
alles abhinge!

BERN
HARD

und Tieren gewonnenen Erfahrungen an, so daß wir heutzutage die Beeinflussung des Geschlechtstriebs durch die Sexualhormone bei Verharren desselben in der durch die Art der Keimdrüsen bestimmten Richtung als eine feststehende und unserem Verständnisse nicht ganz unzugängliche Erscheinung betrachten können. Ganz anders liegen die Dinge, wenn mit der experimentellen Erotisierung des Gehirns eine Änderung der ursprünglichen Richtung des Sexualtriebs bei dem Tiere sich verknüpft, das männliche Tier in bezug auf seine geschlechtlichen Neigungen verweiblicht, das weibliche vermännlicht wird. Daß derartiges möglich ist, lehren die Steinachschen Untersuchungen in einwandfreier Weise. Kastrierte Männchen, denen ein Eierstock mit Erfolg eingepflanzt worden war, zeigten sich in ihrem Geschlechtstrieb durchaus weiblich (feminiert). „Sie haben keine Spur von männlichem Aggressionsdrang und verfolgen das brünstige Weibchen in keiner Weise. Dagegen üben sie ihrerseits auf die normalen Männchen eine Anziehung aus, werden von diesen verfolgt, besprungen und wehren sich gegen den Aufsprung ganz nach Art der Weibchen; sie sind — um es kurz mit Steinach auszudrücken — ‚weiblich erotisiert'. Bei den durch Einpflanzung von Hoden maskulierten Weibchen erfährt der Geschlechtstrieb eine analoge Veränderung; er zeigt ausgeprägt männliche Artung. Sie unterscheiden sofort ein nicht brünstiges von einem brünstigen Weibchen. Sobald sie ein solches aufspüren, verfolgen sie es unaufhörlich, umwerben es leidenschaftlich und springen auf. Normalen Männchen gegenüber benehmen sie sich mit männlicher Eigenart." Das Zentralnervensystem ist also bei den vermännlichten Weibchen „männlich erotisiert".

Die hier angeführten Tatsachen gestatten wohl den Schluß, daß bei den gewählten Versuchstieren für die Richtung des Geschlechtstriebs die Art der Sexualhormone bestimmend ist. Die hier in Frage stehende Wirkung gewisser chemischer Stoffe auf das Gehirn ist zu eigenartig und merkwürdig, daß es wohl nicht als überflüssig erachtet werden kann, wenn wir zusehen, ob sich das Rätselhafte der angeführten Tatsachen nicht wenigstens in etwas unserem Verständnisse näherbringen läßt. Die chemische Beschaffenheit der Sexualhormone, welcher Art dieselbe auch sein mag, kann allein die erwähnte Wirkung schwerlich hervorrufen. Es handelt sich hier um eine Umgestaltung so spezialisierter Funktionen, daß wir uns nicht vorstellen können, daß irgendwelche chemische Agentien dies zustande zu bringen vermögen, wenn nicht im Gehirne hierfür besondere Dispositionen vorhanden sind. Solche mögen durch die bisexuelle Veranlagung, welche sich auch auf das Gehirn erstreckt, gegeben sein. Wenn auch unter normalen Verhältnissen nur die der Art der Keimdrüsen entsprechende Anlage im Gehirn sich ausbildet, so kann man sich doch vorstellen, daß daneben auch die andere, wenn auch nur in der primitivsten Form, erhalten bleibt und durch das ihr entsprechende Sexualhormon zur Entwicklung gebracht wird, wenn das auf die andere Anlage einwirkende Sexualhormon nicht mehr gebildet und diese dadurch zum Schwinden gebracht oder wenigstens inaktiv gemacht wird. In welcher Weise die bisexuelle Anlage im Gehirn gegeben sein mag, hiervon können wir uns nur

eine ziemlich vage Vorstellung machen (s. hierüber später). Nur soviel läßt sich bestimmt behaupten, daß es sich bei den gewählten Versuchstieren um viel einfachere Verhältnisse handeln muß als beim Menschen, sofern auch bei diesem die bisexuelle Veranlagung im Gehirn anzunehmen ist. Bei den Tieren (Säugern) spielen Gerüche und der Geruchsinn beim Fortpflanzungsgeschäfte offenbar eine sehr wichtige Rolle, Lebensalter und Äußeres kommen für die Wahl des zur Paarung aufgesuchten Tieres nicht oder kaum in Betracht, Gesichtsbilder haben daher an dem Sexualobjekt des Tieres weit weniger Anteil als Geruchsvorstellungen. Hierfür sprechen die Beobachtungen, die man bei Tieren zur Brunstzeit machen kann, auch die Ermittlungen Steinachs recht deutlich. Feminierte Männchen üben auf normale Männchen, wie erwähnt wurde, eine Anziehung aus und werden von diesen besprungen, was wohl nur durch Geruchseindrücke veranlaßt sein kann. Maskulierte Weibchen unterscheiden sogar brünstige und nicht brünstige Weibchen und verfolgen erstere. Das Geruchszentrum dürfte daher bei der männlichen und weiblichen Erotisierung eine Hauptrolle spielen, wobei es allerdings völlig unklar bleibt, wie das Tier dazu kommt, seinen Geschlechtstrieb, soweit der Paarungsakt in Betracht kommt, in der ihm künstlich beigebrachten Richtung zu betätigen.

Wenn wir uns nunmehr die Frage vorlegen, ob die Erfahrungen Steinachs bezüglich der Wirkung der Sexualhormone auf die Richtung des Sexualtriebes auf den Menschen übertragbar sind, müssen wir vor allem berücksichtigen, daß das Sexualobjekt beim Menschen nicht so einfacher Art ist wie bei den Tieren und vieles dafür spricht, daß seine komplizierte Beschaffenheit nicht lediglich auf einer angeborenen Veranlagung beruhen kann, sondern in weitgehendem Maße auf Erwerb zurückgeführt werden muß. Ich bin genötigt, hier auf Darlegungen zurückzukommen, zu welchen ich schon a. a. O.[1]) veranlaßt war. „Hier kommt vor allem in Betracht, daß der Geschlechtstrieb (die Libido) des Mannes, des Weibes und des Urnings an sich in seinem Wesen nicht verschieden ist. Verschieden ist lediglich bei beiden Geschlechtern und bei Konträrsexualen von der Norm abweichend das Sexualobjekt, das sich bei näherer Betrachtung als ein Komplex von Vorstellungen erweist. Dieser Komplex ist nicht nur bei beiden Geschlechtern verschieden, sondern variiert auch bei den einzelnen Individuen in gewissem Maße. Wir wissen, daß der Geschmack in sexuellen Dingen verschieden ist. Daneben sind jedoch unter normalen Verhältnissen wenigstens gewisse Eigenschaften des Sexualobjektes sehr konstant. Alte und sehr jugendliche Individuen bilden gewöhnlich keinen Gegenstand sexueller Attraktion, ebenso auffallend mißgestaltete und schwerkranke Individuen. Jugend und körperliche Wohlgestalt erhöhen andererseits die sexuelle Attraktionskraft. Der sexuelle Geschmack erfährt im Laufe der Jahre häufig Veränderungen. Was die Libido des jungen Menschen anregt, bleibt oft ohne Wirkung auf den reifen Mann. Das Sexualobjekt des Negers, der noch keine Weiße gesehen hat, ist von anderer Beschaffenheit als das

[1]) Löwenfeld, Sexualleben und Nervenleiden. 5. Aufl. Wiesbaden 1914. S. 378.

des Europäers; das des Blinden setzt sich aus anderen Elementen zusammen als das des normal Sehenden."

Im Bereiche der Perversionen begegnen wir noch auffälligeren Variationen des Sexualobjektes. Das des Urnings wird oft nur durch einen bestimmten männlichen Typus gebildet. Beim Fetischisten erlangt ein Teil des weiblichen Körpers oder ein Stück weiblicher Kleidung die Bedeutung des Sexualobjektes, bei dem mit dem Narzißmus behafteten Individuum der eigene Körper usw.

Neben dem Angeführten kommt eine Reihe weiterer Tatsachen in Betracht. Der Sexualtrieb des Kindes ist noch völlig objektlos, was sich speziell bei den masturbatorischen Vorgängen, an welchen es schon in den ersten Lebensjahren nicht mangelt, zeigt. In der Entwicklung des Geschlechtstriebes findet sich ferner öfters vor der und um die Pubertätszeit ein Stadium der Indifferenziertheit, in welchem das Sexualobjekt schwankt, homo- und heterosexuelle Neigungen nacheinander oder auch nebeneinander auftreten. Dem gleichen Verhalten des Sexualtriebs begegnen wir aber auch bei Erwachsenen bei dem als psychischen Hermaphroditismus oder Bisexualität bezeichneten Zustande. In der Mehrzahl der Fälle haben wir es hier mit einem Nebeneinander von homo- und heterosexueller Neigung zu tun, wobei die Stärke der beiden Richtungen größere oder geringere Verschiedenheiten aufweist. Daneben begegnen wir nach meinen Erfahrungen keineswegs selten, nicht lediglich ausnahmsweise, wie Magnus Hirschfeld annimmt, Fällen, in welchen die beiden Triebrichtungen sich sukzessive geltend machen, z. B. auf eine Periode homosexueller Neigung eine solche heterosexueller folgt, die lange Zeit oder auch dauernd sich erhalten kann. Derartiges habe ich insbesondere bei weiblichen Individuen gefunden. Es mangelt aber auch nicht an Fällen, in welchen, wie insbesondere von Tarnowsky[1]) gezeigt wurde, bei einem im ganzen normal-geschlechtlichen Individuum von Zeit zu Zeit kurz dauernde Anfälle homosexueller Perversion auftreten. Von mir wurde über den Fall einer Dame berichtet[2]), welche mehrere Jahre hindurch periodisch und nur in Zeiten besonderer nervöser Angegriffenheit von einer überschwänglichen Neigung für eine Freundin befallen wurde.

Eine Änderung in der Richtung des Sexualtriebs kann aber auch noch im Alter, allerdings nur unter besonderen Umständen, eintreten, wie die folgende Beobachtung lehrt.

Herr X., ohne erweisliche erbliche Belastung, unverheiratet, dem Lehrerstande angehörig, wurde infolge ungünstiger konstitutioneller Verhältnisse und andauernder, durch religiöse Gründe bedingter Abstinenz in den zwanziger Jahren von einer gewissen sexuellen Hyperästhesie heimgesucht. Auf Grund dieser entwickelte sich bei ihm in den dreißiger Jahren eine ausgesprochene Gynäkophobie, die ihm bei seiner beruflichen Tätigkeit viele Beschwerden verursachte, und im Laufe der Jahrzehnte derart zunahm, daß ihm selbst der Verkehr mit alten Frauen schwer fiel. Unter dem Einflusse dieser Phobie und den hierdurch bedingten, schweren, gemütlichen Erregungen, sowie anderer ungünstiger Umstände kam es bei dem Patienten allmählich zu einer schweren Neurasthenie. Hierdurch sah sich dieser in den sechziger Jahren veranlaßt, seine Berufstätigkeit aufzugeben und sich ein Unterkommen in einer Anstalt zu verschaffen, in welcher nur

[1]) Tarnowsky, L'Instinkt Sexuel et ses Manifestations Morbides. Paris 1904.
[2]) Löwenfeld, Sexualleben und Nervenleiden. 5. Aufl. S. 431.

männliche Personen Aufnahme finden und die Bedienung auch nur durch männliches Personal geschieht, sohin der Auslösung weiterer gynäkophobischer Anfälle möglichst vorgebeugt war. Die Wirkung des neuen Aufenthaltes entsprach auch etwa 2 Jahre den Erwartungen des Patienten und führte zu einer Besserung seines Befindens. Allein dann machte der Patient, bei dem sich früher nie eine Andeutung homosexueller Neigungen gezeigt hatte, zu seinem Leidwesen die Wahrnehmung, daß einzelne jüngere Leute vom Dienstpersonal auf ihn sexuell erregend wirkten, so daß er den Verkehr mit ihnen aufs äußerste beschränken mußte. Allmählich kam es auch dahin, daß er selbst älteren Anstaltsgenossen gegenüber sich nicht mehr ganz frei fühlte und auch den Umgang mit diesen zu reduzieren veranlaßt war. Hierbei handelte es sich um keinen vorübergehenden Zustand. Die homosexuelle Erregbarkeit nahm zwar allmählich wieder ab, erhielt sich aber in gewissem Maße noch Jahre hindurch bis zum Ableben des Patienten.

Der Fall ist wegen des Alters des Patienten (zweite Hälfte der sechziger Jahre), in welcher sich die homosexuelle Erregbarkeit entwickelte, besonders bemerkenswert, sowie in Anbetracht der Tatsache, daß hier der Einfluß äußerer Umstände und somit der Modus des Erwerbs der Anomalie klar zutage liegt. Deshalb besteht aber noch keinerlei Berechtigung, den Fall als Pseudohomosexualität zu rubrizieren, bei welcher mangels normalen geschlechtlichen Verkehrs auf homosexuellem Wege Befriedigung gesucht wird. Der Patient hatte weder vor noch nach dem Auftreten der homosexuellen Erregbarkeit irgendwelchen sexuellen Verkehr. Daß mit der Entwicklung der homosexuellen Empfänglichkeit die heterosexuelle völlig verschwand, läßt sich nicht behaupten, da es an Beweisen hierfür fehlt. Allein erstere bildete jedenfalls für den Patienten ein novum und machte sich bei ihm andauernd ausschließlich geltend. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß bei dem Patienten in seinem vorgeschrittenen Lebensalter eine Änderung in der Beschaffenheit der Innersekretion der Keimdrüsen statt hatte, und das gleiche gilt für die Fälle, in welchen lediglich transitorisch bei im ganzen normalen sexuellen Verhalten homosexuelle Neigungen sich geltend machen. Auch in den Fällen von Bisexualität, in welchen beide Triebrichtungen nebeneinander, wenn auch in verschiedener Stärke [1]) sich kundgeben, können wir nicht wohl daran denken, daß hier zwei verschiedene Sexualhormone andauernd produziert werden. Steinach fand als Folge der Einpflanzung beider Geschlechtsdrüsen bei kastrierten Tieren, daß bei diesen Perioden ausgeprägt männlichen mit solchen ausgeprägt weiblichen Sexualtriebs wechselten, und er bringt dies in Zusammenhang mit der stärkeren mikroskopisch nachweisbaren Wucherung der einen oder anderen Pubertätsdrüse. Daß wir diese experimentellen Beobachtungen an Tieren auf die analogen Vorkommnisse beim Menschen — das sukzessive und nicht lediglich transitorische Auftreten homo- und heterosexueller Triebrichtung — übertragen dürfen, ist mehr als zweifelhaft. Es ist vorerst nicht erwiesen, daß bei den in Betracht kommenden Individuen die der inneren Sekretion dienenden Elemente der Keimdrüsen eine Verschiedenheit in der Art aufweisen, daß man ihnen die Produktion von männlichen und weiblichen Sexualhormonen zuschreiben könnte, womit aber die Sukzession bei den Bisexuellen noch keineswegs erklärt wäre. Endlich kommt

[1]) Es mangelt sogar nicht an Fällen, in welchen die homosexuelle Neigung sich lediglich in Träumen kundgibt, während im Wachzustande sich ausschließlich die heterosexuelle Triebrichtung geltend macht und betätigt wird.

hier noch der Umstand in Betracht, daß bei Männern, welche durch Kastration oder Verletzungen der Hoden beraubt wurden, der Geschlechtstrieb, soweit er überhaupt erhalten bleibt, seine normale Richtung behält und dies gilt auch für die kastrierten Frauen. Hirschfeld fand auch bei einem Manne (Anandriden) mit angeborener Hodenhypoplasie einen nach Richtung und Stärke vollkommen normalen Geschlechtstrieb (Sexualpathologie S. 10), was wohl dafür spricht, daß ein solcher auch unabhängig von Sexualhormonen sich entwickeln kann.

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß für die Art des Sexualobjekts, i. e. die Richtung des Sexualtriebs beim Menschen, die Beschaffenheit der Sexualhormone nicht jene Bedeutung besitzen kann, die ihr bei Tieren zweifellos zukommt. Die Verhältnisse liegen eben beim Menschen nicht so einfach wie bei Ratten und Meerschweinchen. Daß es möglich ist, durch chemischen Stoff diese Libido beim Menschen anzuregen, ist eine Erfahrungstatsache, welche schon im Altertum bekannt war und sich selbst unzivilisierten Völkern aufdrängte. Hierauf beruht der Gebrauch der sogenannten Aphrodisiaka, von denen allerdings manche nicht auf chemischem, sondern, wenn überhaupt, auf suggestivem Wege eine Wirkung erzielen. Die Anregung der Libido durch chemische Stoffe hat ihr Analogon in dem fördernden Einflusse, welchen gewisse chemische Agentien (Koffein, Teein, Kola, in gewissem Maße auch der Alkohol) auf unsere Geistestätigkeit äußern. Aber dafür, daß chemische Stoffe imstande sein sollen, die Richtung des Sexualtriebs zu bestimmen oder auch nur zu beeinflussen, hierfür fehlt es uns an jedem Analogon in unseren Erfahrungen beim Menschen. Der weit überwiegende Teil der im vorstehenden angeführten, den Menschen betreffenden Tatsachen spricht dafür, daß bei ihnen das Sexualobjekt in erster Linie auf einem Erwerb, der nach der Geburt einsetzt, beruht. Dabei ist jedoch die Möglichkeit, a priori wenigstens, nicht ganz auszuschließen, daß die innere Sekretion je nach der Beschaffenheit ihrer Produkte (Andrin oder Gynäzin nach Hirschfelds Bezeichnung) für die Entwicklung des Sexualobjekts in der einen oder anderen Richtung nicht ganz bedeutungslos ist. Bevor wir auf diese Möglichkeit näher eingehen, müssen wir uns mit der Frage kurz beschäftigen, wie man sich die angenommene bisexuelle Veranlagung des Gehirns vorstellen kann.

Die seinerzeit von von Krafft-Ebing vertretene Ansicht[1]), daß die bisexuelle Anlage auch das Vorhandensein männlicher und weiblicher Gehirnzentren bedinge, deren Ausbildung allerdings zumeist erst nach Beginn der Pubertät erfolgen soll, hat mit Recht nie besondere Beachtung gefunden. Eine so grob realistische Auffassung konnte weder in anatomischen, noch physiologischen Tatsachen eine genügende Stütze finden. Am einfachsten erscheint mir die Annahme, daß — obwohl die Gehirne beider Geschlechter schon bei der Geburt gewisse Unterschiede aufweisen — doch im Gehirne eines jeden Neugeborenen Verhältnisse gegeben sind, welche die Entwicklung des einen wie des anderen Sexualobjekts ermöglichen,

[1]) S. von Krafft-Ebing, Psychopathia Sexualis. 9. Aufl. 1894. S. 238.

ohne daß hierfür spezielle Einrichtungen in der Art von Gehirnzentren bestehen. Für die Art des sich entwickelnden Sexualobjekts (männlich oder weiblich) würde dann unter normalen Verhältnissen die Summe der als Erwerb zu bezeichnenden Vorgänge ausschlaggebend sein. Man kann sich dann weiter vorstellen, daß das dem äußeren Geschlechtsapparat entsprechende Sexualhormon, indem es die Libido anregt, genauer gesagt, indem es auf die kordikalen Sexualzentren einwirkt, was noch nicht zur Auslösung von Libido führen muß, zugleich die volle Entwicklung und Fixierung des durch Erwerb gebildeten Sexualobjekts fördert. Daß aber die Einwirkung von Sexualhormonen zur vollständigen Ausbildung eines bestimmten Sexualobjekts nicht unbedingt nötig ist, lehrt der bereits erwähnte von Hirschfeld mitgeteilte Fall von Hodenhypoplasie. Für die Fälle von Bisexualität, in welchen ein Nebeneinander von homo- und heterosexueller Neigung vorliegt, läßt sich annehmen, daß zufällige Verhältnisse intra vitam die Entwicklung zweier Sexualobjekte (oder eines Mischtypus) herbeiführten, deren Anregung jedoch nicht zweier verschiedener Sexualhormone bedarf, sondern dauernd durch ein und dasselbe Agens geschehen kann. In den Fällen, in welchen die beiden Triebrichtungen nacheinander sich geltend machen, spielen oft äußere Momente eine ausschlaggebende Rolle. So kann bei einem Manne mit ausschließlich oder weit vorwaltend homosexueller Neigung der Verkehr mit einer weiblichen Person, die ihn zu fesseln versteht, dauernd oder wenigstens für lange Zeit zur Alleinherrschaft der heterosexuellen Richtung führen, ohne daß man deshalb eine Änderung in der Beschaffenheit des Sexualhormons als nötig erachten müßte. Ein Gegenstück zu der hier angeführten Beobachtung haben wir an früherer Stelle kennen gelernt.

Wenn man berücksichtigt, daß Steinach experimentell die Maskulierung ursprünglich weiblicher und die Feminierung ursprünglich männlicher Tiere durch Überpflanzung der betreffenden Keimdrüsen völlig gelang, und er auch den Nachweis liefern konnte, daß diese Veränderungen der inneren Sekretion der transplantierten Keimdrüse zuzuschreiben sind, dann ist es sehr begreiflich, daß in neuerer Zeit von manchen Seiten der inneren Sekretion auch für die Entstehung der Homosexualität des Menschen große Bedeutung beigelegt wird. Eine chemische Theorie betreffs der Entstehung der echten Homosexualität wurde bekanntlich schon von Iwan Bloch aufgestellt, die aber die innere Sekretion der Keimdrüsen nicht in Betracht zog ... Mit Rücksicht auf das Auftreten homosexueller Neigungen vor der Pubertät neigte Bloch[1]) zu der Annahme, daß es sich hierbei um irgend welche, vielleicht schon embryonale Störungen des Sexualchemismus handelt und daß diese Annahme eine Erklärung dafür liefern würde, daß die Homosexualität so oft als vereinzelte Erscheinung in völlig gesunden Familien auftritt. Als Bloch sich zu dieser Auffassung bekannte, war die durch Steinach u. a. erwiesene Bedeutung der inneren Sekretion

[1]) Iwan Bloch: „Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur.“ 1.—5. Tausend. 1907. S. 585. Der Autor war wohl auch der Erste, der die innere Sekretion für die Erklärung der Homosexualität heranzog.

der Keimdrüsen für die Richtung des Sexualtriebs bei Tieren noch nicht bekannt. Magnus Hirschfeld äußert sich in seinem großen Werke über die Homosexualität (S. 377) über die Bedeutung der inneren Sekretion für die Entstehung der Homosexualität noch sehr zurückhaltend. Er bemerkt hier: „Daß sowohl das männliche als das weibliche Geschlecht spezifische Sexualsäfte in die Blutbahn absondert ... ist unzweifelhaft, aber vieles spricht dafür, daß diese Säfte im wesentlichen nur dazu dienen, die präformierten Sexualcharaktere reifen zu lassen, ihre Entwicklung und Funktion anzuregen, daß also ihr Einfluß, wie Halban sich einmal ausdrückte, nur ein protektiver ist. Zu denken geben allerdings, fährt Hirschfeld fort, die Experimente von Steinach, Foges und Lode, durch welche nach Transplantation von Ovarien auf männliche Tiere weibliche Eigenschaften, durch Übertragung von testikulärem Gewebe auf Weibchen männliche Sexualcharaktere künstlich erzeugt werden konnten ... ... Immerhin dürfte das weitere Studium der inneren Sekretion zur Zeit der vielversprechendste Weg sein, um über die letzten Gründe der Homosexualität zu noch größerer Klarheit zu gelangen."

In seinen Referaten über die neueren Steinachschen Arbeiten (Vierteljahrsberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees während der Kriegszeit, Jan. 1917, und Zeitschr. f. Sexualwissensch. III. Bd. 10. u. 11. H.) hat der Autor diese Zurückhaltung nicht mehr ganz beobachtet. An ersterer Stelle bemerkt er, er habe nicht geglaubt, daß noch dazu in der Kriegszeit „die Hauptstrecke dieses Weges zurückgelegt sein würde", was Steinach zu verdanken sei.

In seinem Referate in der Zeitschr. f. Sexualwissensch. erwähnt der Autor, er möchte der Ansicht nicht beipflichten, daß Ursprung und Wesen des psychischen Hermaphroditismus nun völlig aufgeklärt sei und daß vollends die Hauptgruppe der echten und ausschließlichen Homosexualität in Steinachs Experimenten nur teilweise eine Erklärung finde. Aber diese Reserve wird wieder dadurch aufgehoben, daß der Autor die von Steinach in seiner letzten am 24. Okt. 1916 erschienenen Arbeit gegebene Deutung der ausschließlichen Homosexualität als sehr einleuchtend bezeichnet.

Steinach bemerkt hier: „Auch die dauernde oder im individuellen Leben auftretende Homosexualität läßt sich auf das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse zurückführen, also, wie es Hirschfeld richtig vermutet hat, wenn er von der angeborenen Disposition zur Homosexualität spricht. Innerhalb einer solchen zwittrigen Pubertätsdrüse — nehmen wir den Fall eines männlichen Individuums mit scheinbar normalen Testikeln an — hemmen die an Masse überwiegenden männlichen Pubertätsdrüsenzellen die Wirksamkeit der weiblichen Pubertätsdrüsenzellen und es entwickelt sich zunächst der durchaus männliche Geschlechtscharakter mit all seinen körperlichen Merkmalen. Wenn nun früher oder später aus irgendeiner Ursache die männlichen Zellen ihre innersekretorische Funktion einstellen, so werden die vorhandenen weiblichen Zellen durch das Nachlassen der Hemmung ‚aktiviert'. Ebenso wie dadurch der eine oder andere somatische weibliche Geschlechtscharakter hervorgerufen werden kann und etwa eine Mamma entsteht, kann sich der

Einfluß auch auf das zentrale Nervensystem allein erstrecken, und nun tritt die urnische Neigung in die Erscheinung.“ Die Steinachsche Erklärung der Homosexualität zeichnet sich durch Einfachheit aus, da sie das Auftreten der gleichgeschlechtlichen Neigung auf das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse zurückführt. Sie könnte auch als einleuchtend erachtet werden, wenn das Sexualobjekt bei Menschen in seiner Entwicklung und Art von dem der Meerschweinchen und Ratten sich nicht erheblich unterscheiden würde. Daß dies nicht der Fall ist, haben wir an früherer Stelle bereits gezeigt.

Neben diesen Unterschieden, welche das Sexualobjekt bei Mensch und Tier überhaupt aufweist, kommt aber bei den Urningen noch in Betracht, daß ihre sexuelle Neigung manche Variationen aufweist, über welche man bei der Erklärung der Homosexualität nicht einfach hinweggehen kann. Bei manchen Urningen beschränkt sich die Neigung dauernd auf sehr jugendliche (halbwüchsige und diesen nahestehende) männliche Individuen — bei den alten Griechen mit homosexuellen Neigungen war dies sogar in der Regel der Fall, weshalb man gewöhnlich nur von der Knabenliebe der Griechen spricht —, während andere lediglich für vollreife Männer geschlechtliches Interesse haben, von anderen Varianten hier ganz abzusehen. Dann kann auch nicht außer acht gelassen werden, daß der Urning schon als Kind lange vor der Pubertät, also zu einer Zeit, in welcher eine Pubertätsdrüse eigentlich noch nicht vorhanden ist, Neigungen bekundet, welche von denen der anderen Kinder des gleichen Geschlechtes abweichen und deutlich auf die sich später geltend machende gleichgeschlechtliche Triebrichtung hinweisen. Hirschfeld hat sich mit diesen Tatsachen in einem Aufsatze „Das urnische Kind“ und dann in seinem großen Werke über die Homosexualität eingehend beschäftigt. Er betont hier u. a. S. 111: „Heute scheint es mir sicher zu stehen, daß der Uranier von vornherein den Stempel seiner körperlichen und geistigen Eigentümlichkeit trägt. Seine Besonderheit ist von frühester Jugend vorhanden, während sie bei anderen trotz gleicher Erziehung und gleichem Milieu fehlt.“ In der Tat macht sich die Neigung der urnischen Knaben für die Gesellschaft, Beschäftigung und Spiele der Mädchen, die der urnischen Mädchen für die Gepflogenheiten der Knaben schon sehr früh (vom 4. oder 5. Lebensjahre an) ganz unabhängig von Erziehung und Milieueinflüssen bemerklich, sie ist durch letztere auch nicht auszurotten. Es ist wohl begreiflich, daß Steinach, der Physiologe, der wohl mit Homosexuellen nicht viel zu tun hatte, diese Tatsachen nicht berücksichtigt. Auffällig erscheint dagegen, daß Magnus Hirschfeld, der Kollege, der wohl in Deutschland die größte Erfahrung auf dem Gebiete der Homosexualität besitzt und sich mit ihrer Ergründung mehr als irgendein anderer Arzt beschäftigt hat, sich den Steinachschen Ideen bezüglich der Homosexualität ohne eingehende Kritik anschließt. Der Autor glaubt, daß das, was der Mensch experimentell erzielt und bewirkt, auch die Natur gelegentlich vollzieht. „Das noch fehlende, leicht voraus zu berechnende letzte Glied in der Beweiskette ist, daß man bei Tieren und Menschen mit körperlichen und seelischen Eigenschaften

des anderen Geschlechts nun auch bei Lebzeiten oder nach dem Tode in den Geschlechtsdrüsen die entsprechenden Einschläge auffindet.“ Hirschfeld hält jedoch diese Annahme trotz mangelnden Beweises für völlig begründet. Wir wollen hier nicht auf die von Steinach und Hirschfeld vertretene Hypothese von der zwittrigen Beschaffenheit der Keimdrüsen bei Urningen näher eingehen. Ob etwas derartiges tatsächlich regelmäßig oder wenigstens häufig bei Urningen vorkommt, kann nur durch anatomische Untersuchungen festgestellt werden. Es wäre höchst wünschenswert, daß in großen Krankenhäusern unverheiratete Verstorbene in größerem Maße in bezug auf das Vorkommen einer zwittrigen Pubertätsdrüse untersucht und daran Nachforschungen geknüpft würden, ob die Individuen, bei denen die in Frage stehende Beschaffenheit der Keimdrüsen gefunden wurde, während ihres Lebens Anzeichen von Homosexualität darboten. Die ausschließliche Untersuchung der Keimdrüsen von Individuen, deren Homosexualität feststeht, würde zur Klärung der Sachlage m. E. nicht genügen, da die Möglichkeit vorerst nicht ausgeschlossen werden kann, daß eine zwittrige Pubertätsdrüse sich auch bei sexuell normalen Individuen findet.

Ob nun die noch ausstehenden Untersuchungen ein der Steinach-Hirschfeldschen Hypothese günstiges Resultat ergeben oder nicht, jedenfalls müssen wir uns dagegen aussprechen, daß das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse die Entwicklung der ausschließlichen Homosexualität genügend erklärt. Weder die Neigungen der Urninge vor der Pubertätszeit, noch die Variationen ihres Sexualobjekts nach dieser Zeit könnten hierdurch verständlich gemacht werden. Auf der anderen Seite liegen sehr viele Tatsachen vor, welche dafür sprechen, daß nicht innerorganische, chemische, sondern äußere Einflüsse — ein Erwerb — für die Gestaltung des Sexualobjekts bei Homosexuellen von ausschlaggebender Bedeutung sind, allerdings nur bei Vorhandensein einer angeborenen im Gehirne gegebenen Veranlagung, welche über die bei jedem Menschen bestehende bisexuelle hinausgeht. Auf diese Veranlagung näher einzugehen, muß ich mir an dieser Stelle versagen.

Sind wir nun nach dem im vorstehenden Angeführten zu der Annahme genötigt, daß die Sexualhormone für die Art des Sexualobjekts der Homosexuellen ganz bedeutungslos sind? Dies zu behaupten, wäre meines Erachtens verfrüht.

Die zur Zeit vorliegenden Erfahrungen über die Beziehungen zwischen Sexualtrieb und Sexualhormonen gestatten aber vorerst nur folgende Schlüsse: Die Sexualhormone sind bei beiden Geschlechtern für die in der Breite des Normalen vorkommenden Schwankungen in der Stärke des Sexualtriebs von größter Bedeutung. Auch die quantitativen Anomalien des Sexualtriebs sind wahrscheinlich in der Hauptsache auf Schwankungen (Defekte und Exzesse) in der Bildung der Sexualhormone zurückzuführen. Dagegen liegt zur Zeit kein genügendes Material für die Begründung der Annahme vor, daß die qualitativen Anomalien des Sexualtriebs in irgendwelchen Beziehungen zu Anomalien der inneren Sekretion der Keimdrüsen stehen.

Die Regulatoren der menschlichen Fortpflanzung.

Von Justizrat Dr. Rosenthal
in Breslau.

(Schluß.)

Über das Verhältnis, in dem Geschlechtstrieb und Fortpflanzungstrieb etwa zueinander stünden, brauchte man sich keine Gedanken zu machen. Denn man unterschied sie gar nicht näher; man identifizierte sie einfach oder verquickte sie unlöslich miteinander. Wenigstens deutet bis in die neueste Zeit nichts in der bezüglichen Literatur auf eine klare Unterscheidung hin. Soweit man sich eine Vorstellung machte, nahm man wohl an, daß der Gattungstrieb im Geschlechtstrieb mit enthalten sei, in ihm aufgehe. Gewissermaßen eingekapselt in den Geschlechtstrieb und die Folgen von dessen Betätigung vorwegnehmend, müßte er eben diese Folgen auch triebmäßig gewollt haben, und somit der Geschlechtstrieb zugleich gattungsdienstbar in die Erscheinung getreten sein. Dabei weist man in der neueren wissenschaftlichen Literatur innerhalb des Komplexes der Triebäußerungen dem Fortpflanzungstrieb meist eine sekundäre Stellung, die Rolle als zweiter Liebhaber, zu.

Prof. Dr. Alfred Hegar beginnt sein speziell dem „Geschlechtstrieb" gewidmetes Buch damit, daß er definiert[1]): „Unter Geschlechtstrieb faßt man zwei verschiedene Dinge zusammen, den Begattungstrieb als Verlangen nach fleischlicher Vereinigung mit einer Person des anderen Geschlechts und den Fortpflanzungstrieb, das Verlangen nach Kindern." Er zieht allerdings gleich selbst in Zweifel, ob man von einem Trieb nach Fortpflanzung überhaupt reden könne, und meint, daß man einen solchen „sicher nicht beim Manne", sondern nur beim Weibe annehmen dürfe, da bei diesem „besondere Organe zur Beherbergung des befruchteten Eies vorhanden sind, welche vielleicht eine solche bestimmte Seelentätigkeit zu erzeugen vermögen". Im übrigen kommt Hegar auf diese grundlegende Frage, obwohl er im weiteren die Beziehungen des „Geschlechtstriebs" zur „Familie" und zum „Staate" eingehend erörtert, mit keinem Worte zurück.

Beide Ziele vereint treten im Wirken des Triebes auch nach Edward Carpenter auf[2]), wenn auch, wie meist, in unklar verschwommener Verbindung. Er glaubt „zusammenfassend sagen zu können, daß das primäre Ziel der Geschlechtlichkeit die Verbindung, das Einswerden, ist, und zwar die körperliche Vermählung . . . , während die Zeugung ein sekundäres Ziel und Resultat dieser Vereinigung ist". Er erläutert dies noch weiter dahin, daß beim Emporsteigen zum Gipfel der Liebe die Geschlechtlichkeit „vornehmlich und wesentlich die Form eines Verlangens nach völliger Vereinigung und nur in weit geringerem Grade den eines Wunsches nach Fortpflanzung der Rasse" annehme.

Auch Dr. Wilhelm Schallmayer äußert sich in der ersten Auflage seines bekannten Buches über „Vererbung und Auslese"[3]) in ähnlichem Sinne: „Der große Grundtrieb der Erhaltung der Gattung . . . äußert sich hauptsächlich als Fortpflanzungstrieb, bei den mit Geschlechtsunterschieden ausgestatteten Tieren speziell als Geschlechtstrieb."

---

[1]) Hegar, Der Geschlechtstrieb, Stuttgart 1894, S. 1.

[2]) Carpenter, Wenn die Menschen reif zur Liebe werden, übersetzt von K. Federn, Leipzig 1902, S. 71f.

[3]) Schallmayer, Vererbung und Auslese, 1. Aufl., Jena 1903, S. 81. In der zweiten, Jena 1910, erschienenen Auflage dieses Werkes folgt Sch. der inzwischen von mir (in obigem Aufsatz) vertretenen Auffassung, daß der Geschlechtstrieb nur Begattung, nicht Fortpflanzung erstrebe und daß ein auf letztere gerichteter „Trieb" nicht existiere. Wir kommen hierauf noch zurück.

Dr. August Forel, in seinem bekannten Buch über „Die sexuelle Frage", unterscheidet zwischen männlichem und weiblichem Geschlechtstrieb, ohne daß dabei ein Wesensunterschied scharf hervortritt[1]). Von ersterem sagt er: „Der Geschlechtstrieb des Mannes besteht nicht ganz ausschließlich in einem Trieb nach Begattung. In vielen Fällen mischt sich mit ihm, wenn auch meistens in dunklerer Weise und in geringerer Stärke, der Trieb nach Kindererzeugung" . . . F. ergeht sich dann in etwas unklaren Andeutungen darüber, daß dieser letztere Trieb „eine recht unglückliche Rolle" spiele. Dagegen meint Forel vom sexuellen Verlangen der Frau, daß es „normalerweise viel weniger auf den Begattungsakt . . . als auf den ganzen Komplex der für ihr Leben so wichtigen Folgen dieses Aktes gerichtet" sei und beim Anblick eines bestimmten, sympathischen Mannes „die Form der Begierde nach Kindererzeugung durch eben diesen Mann" annehme. In beiden Fällen würde also, nach Forel, eine Mischung der zwei verschiedenen Triebe vorliegen, nur daß beim Manne eben der Begattungstrieb, beim Weibe der Fortpflanzungstrieb überwiegen würde. Die Unklarheit dieser Auffassung wird noch weiter dadurch charakterisiert, daß an anderer Stelle Forel den männlichen Zeugungstrieb als (psychische) „Ausstrahlung des normalen männlichen Sexualgefühls" bezeichnet"[2]).

Bei Dr. Hermann Rohleder[3]) erscheint der Geschlechtstrieb als „das Begehren zu geschlechtlichen Handlungen ohne besondere logische Überlegungen dieser Handlungen, ihrer Folgen usw." Ursprünglich sei von Natur aus „der Geschlechtstrieb einzig und allein als Impuls zur Fortpflanzung dem Menschen mitgegeben", er sei aber später durch Kultur und Sitte, Konvenienz und Gesetz „in andere Bahnen und Sphären gelenkt" worden. Danach setze sich der Geschlechtstrieb zusammen aus 1. dem Begattungstrieb, 2. dem Fortpflanzungstrieb. Also auch hier die übliche Mischung und Vermischung. Dabei wird dann einerseits der Fortpflanzungstrieb als „etwas Höheres, ein den Geschlechtstrieb mehr adelndes Attribut" charakterisiert, andererseits wird ihm der Boden seiner Existenz so ziemlich entzogen, da „wir beschämend eingestehen müßten, daß auch beim menschlichen Sexualtriebe der Begattungstrieb der alleinige oder wenigstens am meisten in den Vordergrund tretende ist, der Fortpflanzungstrieb wohl verschwindend selten sich apud coitum geltend machen dürfte". Insbesondere beim Manne gehöre der Trieb nach Fortpflanzung, „wenn überhaupt er vorhanden ist, zu den größten Seltenheiten" und dürfte nur Geltung haben, wo der Wunsch nach einem Sprößling als Namens- oder Vermögens-Erben vorherrsche; viel eher dürfte er beim Weibe vorhanden sein, aber auch hier sich wohl „nur in der Ehe, während eines normalen, geordneten Geschlechtslebens" finden.

Hier liegt, wie man sieht, neben einem großen Mangel an Klarheit, überall eine Verwechslung eines gelegentlich vorhandenen, durch besondere Lebensumstände motivierten Wunsches mit einem natürlichen Triebverlangen vor. Man kann natürlich unter Umständen sich ebenso sehnlich Kinder herbeiwünschen, wie in anderen Fällen, in der Lotterie das große Los zu gewinnen; von einem Naturtrieb kann in beiden Fällen keine Rede sein.

Dr. Iwan Bloch definiert in seinem Werke „Das Sexualleben unserer Zeit" den Geschlechtstrieb vorsichtig und mehr von der physiologischen Seite als „die Summe der Reize"[4]), die mit der Ausbildung der Genitalien und ihrer Funktionen in Zusammenhang stehen, und meint, daß er beim Menschen, mit der überwiegenden Bedeutung des Gehirns eine relative Unabhängigkeit von den Keimdrüsen erlangt habe, während ihn die Psyche sehr stark beeinflusse. Bloch zitiert an anderer Stelle (S. 103) zwar einen Ausspruch von Nietzsche, der den Fortpflanzungstrieb für reine „Mythologie" erklärt; aber er scheint doch selbst mehr der Carpenterschen Auffassung, die er zustimmend anführt und die wir oben bereits charakterisierten, zuzuneigen; der Auffassung, wonach im Triebe die Ziele des sinnlichen Kontaktes und der Befruchtung vereint wirksam sein sollen. „Liebe und Liebesumarmung", sagt Bloch, „sind nicht nur Gattungszweck, sie sind auch Selbstzweck" . . .[5]).

In sehr interessanter Weise schildert Bloch eingehend den „Weg des Geistes in der Liebe" (a. a. O. 6. bis 8. Kapitel), die Entwicklung des Liebesgefühls und seine Erfüllung mit idealen, vergeistigenden Elementen. Aber er setzt hierbei irrtümlich „Ge-

[1]) Forel, Die sexuelle Frage, München 1905, S. 82 ff.
[2]) A. a. O. S. 105.
[3]) Rohleder, Vorlesungen über Geschlechtstrieb usw. Berlin 1907. Bd. 1. S. 36 ff.
[4]) Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit. Berlin 1907. S. 50.
[5]) A. a. O. S. 104.

schlechtstrieb" und „Geschlechtsliebe" vielfach gleich; er spricht von einer „Fortbildung" und „Umwandlung des Geschlechtstriebes in Liebe" (S. 180). Diese beiden sind aber, wie oben bereits ausgeführt, wesensverschiedene Begriffe. Sie hängen mit einander vielfältig zusammen, lassen sich aber keineswegs identifizieren. Der Trieb ist und bleibt stets Emanation des Körperlichen, er schließt sich an gewisse körperliche Vorgänge, die Tätigkeit der Keimdrüsen, Blutüberfüllung usw. unmittelbar an und bleibt hiervon abhängig. Einer Herrschaft des Geistes, insbesondere des Willens, läßt sich der Trieb zwar unterwerfen, aber doch nur in sehr beschränktem Maße. Bloch selbst führt den nicht so üblen Vergleich des Geschlechtsaktes (als der eigentlichen Wesensäußerung des Triebes) mit dem Niesen an; der Trieb selbst würde hierbei dem Reiz und Kitzel zum Niesen zu vergleichen sein. Nun, auch diese Reize unterliegen einer gewissen willensmäßigen Beeinflussung: man kann diskret oder laut losniesen, kann sich schnell abwenden oder das Schnupftuch ziehen, unter Umständen die Explosion zurückhalten. Aber darüber hinaus reichen, wegen der Unmittelbarkeit und Dringlichkeit des Auftretens, die Möglichkeiten psychischer Beherrschung nicht. Annähernd das gleiche gilt von dem Geschlechtstriebe als solchem. Dagegen ist die Liebe, als dem Gebiete der menschlichen Psyche angehörig, zwar nicht unbegrenzt, aber doch in viel weiterem Maße der Fort- und Höherentwicklung zugängig[1]).

Das Vorhandensein und Wirken eines natürlichen menschlichen „Fortpflanzungstriebes" habe ich — und zwar meines Wissens zuerst — in meinem oben erwähnten, 1909 erschienenen Aufsatz über den „Gattungstrieb" ausdrücklich, unter eingehender Begründung dieser These in Abrede gestellt. „Wir haben," heißt es dort S. 13 f., „gefunden, daß der so allgemein — im Sinne einer von Haus aus auf die Erhaltung der Gattung gerichteten natürlichen Kraft — angenommene Trieb im menschlichen Leben nicht nachweisbar ist, nicht existiert." Im Hinblick auf die Philosophie Schopenhauers („Metaphysik der Geschlechtsliebe"), auf den Unfug, der hierin und anderweit in philosophischen Systemen, aber auch in der gesamten übrigen Literatur bis heute noch, mit dem „Gattungstrieb" in einem übernatürlichen, metaphysischen Sinne („Gattungswille", „Gattungsgenius" usw.) und seinem vermeintlichen Eingreifen und Beherrschen menschlicher Geschicke so vielfach getrieben wird, ist an der gleichen Stelle von mir hinzugefügt: „Damit ist aber auch dem Gattungstrieb in übernatürlichem Sinne ... der einzig mögliche Boden seiner Wirksamkeit genommen."

Bei der Nachprüfung der Frage, ob ein natürlicher Fortpflanzungstrieb beim Menschen wirksam sei, muß man sich zunächst von den Vorurteilen, die aus der überlieferten Anschauungsweise sich ergeben, freimachen. Irrtümliche Anschauungen über menschliche Dinge führen in fast allen Fällen auf unklare, verschwommene Begriffe oder auf unzulässige Verallgemeinerungen von besonderen Erscheinungen zurück. Derartige Denkmängel verleiten dazu, überkommene Anschauungen unbesehen als wahr hinzunehmen und große wie kleine Irrtümer zu verewigen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen zu lassen. Man beobachtet die dauernde Gattungserhaltung, man nimmt, wie im übrigen Tierreich oder mehr noch als da, beim Menschen die Liebe zur Nachkommenschaft und deren Pflege wahr, man erkennt auch vielfach ein gewisses Verlangen nach Nachkommenschaft — was liegt da näher, als in das gewohnte System der wirklichen und vermeintlichen „Naturtriebe"

[1]) Vgl. des Verf. „Die Liebe. Ihr Wesen und ihr Wert", Breslau 1912, insbes. 1. Teil, Allgemeines und Geschichtliches.

einen „Fortpflanzungstrieb“ einzustellen! Der „erklärt“ dann sehr vieles und erspart es, den wirklichen Ursachen der Dinge nachzuforschen.

Der Unterschied, der zwischen dem „Geschlechtstrieb“ und einem „Fortpflanzungstriebe“ bestehen würde, tritt ja bei nur einigem Nachdenken klar zutage. Jeder „Trieb“ muß zum mindesten nach einer gewissen Richtung hin „treiben“. Der erstere zielt auf geschlechtliche Entspannung, normalerweise vermittels der Vereinigung mit einer Person des anderen Geschlechts; der Fortpflanzungstrieb müßte auf den Besitz von Nachkommenschaft abzielen. Der Unterschied dieser beiden Verlangen ist so offenbar wesentlich, daß eine einfache Identifizierung der Begriffsinhalte von Geschlechts- und Fortpflanzungstrieb ausgeschlossen werden muß. Man muß anerkennen, daß hier in ihrem innersten Wesen verschiedene Begriffe vorliegen. Der Geschlechtstrieb hat zwar, wie wir sahen, in Verbindung mit zahlreichen anderen Regulatoren des geschlechtlichen Gesamtverkehrs tatsächlich die Gattungserhaltung besorgt. Aber als „Trieb“ betrachtet, hat er eine derart in sich begrenzte, gewissermaßen auch seelisch lokalisierte Funktion, daß darin ein anders geartetes, abseits liegendes Verlangen, wie das nach dem Besitz von Kindern nicht aufgenommen werden kann. Er wird durch das ihm eigentümliche Verlangen nach sexueller Betätigung und Befriedigung durchaus ausgefüllt.

Die Pflege des Nachwuchses und die elterliche oder mütterliche Liebe für diesen, vermag erst in einem Zeitpunkte einzusetzen, wo das Kind bereits vorhanden — mindestens als Embryo im Entstehen begriffen — ist. Sie kann daher offenbar nicht mit dem Verlangen nach Gewinnung von Nachwuchs irgend gleichgesetzt werden. Wenn auch verwandte Empfindungen zum Teil in Frage stehen, mit einem „Fortpflanzungstrieb“ hat der Dienst an der vorhandenen Nachkommenschaft sicherlich nichts zu tun. Es bleibt daher die Frage zu erörtern: Vermag das, wie oben erwähnt, vielfach vorkommende Verlangen nach Kindern, die Sehnsucht nach dem Besitz von solchen, die Annahme eines „natürlichen Fortpflanzungstriebes“ zu begründen? Hierzu bedarf es zunächst einer Klarlegung des Wesens der „Naturtriebe“ überhaupt.

Freilich sind die Begriffe hier auch wissenschaftlich noch wenig geklärt. Die Trieblehre, die ebensowohl die Naturwissenschaft, insbesondere die Biologie, als die Philosophie berührt, liegt noch in den Windeln. Selbst die Begriffsbestimmungen, welche die Philosophen über das Wesen der Triebe geben, sind schwankend und wenig befriedigend. Ich verweise in dieser Hinsicht auf meinen oben erwähnten Aufsatz, auch hinsichtlich der notwendigen Abgrenzung des Triebbegriffes gegen andere verwandte Erscheinungen (S. 6ff.). So gegen den Begriff des Instinktes, der in seiner Anwendung vorzugsweise auf das Tierreich zu beschränken ist, ferner gegen allgemeine, aber vorwiegend kulturell begründete menschliche Begehrungen und Bedürfnisse; auch gegen solche gewohnheitsmäßige Vorstellungen, Empfindungs-

oder Handlungsweisen, die unter Umständen mit einer Art „mechanischer Abfolge“, wie es auch bei triebmäßigem Handeln oft vorkommt, vor sich gehen. In dieses Gebiet gehören z. B. der Familiensinn, der in Zusammenhang steht mit der Entwicklung der Einzelfamilie; der Erwerbssinn, der erst zugleich mit der Entwicklung des Eigentums und besonders der kapitalistischen Wirtschaftsweise sich entfalten und verallgemeinern konnte, die Wanderlust, das Heimweh u. dgl. mehr. Das alles sind wohl weit verbreitete Erscheinungen, aber nicht, wie so oft angenommen wird, „Triebe“; es ist verfehlt, z. B. von einem „Erwerbstrieb“ oder „Heimatstrieb“ im natürlichen Sinne des Wortes zu sprechen.

Drei Elemente sind es, welche das Wesen des menschlichen Naturtriebs charakterisieren. Ein solcher setzt zunächst eine unmittelbar aus der organischen Natur des Menschen sich ergebende Spannung, darin begründete Reize oder Unlustempfindungen voraus (z. B. Hunger, Durst, geschlechtliche Spannung) und in Verbindung damit zweitens den ins Bewußtsein tretenden Drang, sich von dieser Spannung zu befreien, sie zu beseitigen. Beide Momente sind regelmäßig unlöslich miteinander verknüpft und treten als ein Empfindungskomplex — organisch begründete Unlust und Streben, das organische Gleichgewicht herzustellen — in die Erscheinung. Zum „Triebe“ gehört aber noch ein drittes, Richtung gebendes Element, d. i. die mehr oder weniger unbestimmte Zielvorstellung. Es handelt sich dabei um eine Empfindung oder Vorstellung von der Art und Weise, wie die eingetretene Spannung zu beseitigen, der vorhandene Drang zu befriedigen sei, also insbesondere um die Vorstellung von Bewegungen oder sonstigen Handlungen, die zur Aufhebung der Spannung geeignet erscheinen. Dabei sind regelmäßig infolge der fast unmittelbaren Ableitung der Trieberscheinungen aus dem Organismus selbst sowie infolge der damit zusammenhängenden Dringlichkeit des Begehrens, verstandesmäßige und logische Erwägungen im Ablauf dieser Erscheinungen ausgeschaltet. Andererseits ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß im Einzelfalle auch solche Erwägungen Platz greifen, in die triebmäßig ablaufenden Erscheinungen sich eindrängen und sie zu modifizieren vermögen.

Etwas weiteres, z. B. — was Th. Ziegler annimmt[1]) — die Vorstellung früherer erfolgreicher Bewegungen oder gar die Vornahme der Bewegung selbst, scheint zum Wesensinhalt des Triebes als solchen keineswegs erforderlich.

Bei dem Aufkommen des Triebes und vornehmlich der darin enthaltenen „Zielvorstellung“ mögen wohl Keimanlagen und vererbliche Dispositionen eine bedeutsame Rolle spielen. Sie lenken die Vorstellungen in gewisse Bahnen und wirken auf gewisse Bewegungskombinationen hin, die sie erleichtern und mechanisieren. Daher folgen, im Verlauf des Vorganges, der geschilderten Zielvorstellung oft unmittelbar, mechanisch und einem äußeren Anstoß

[1]) Th. Ziegler, Das Gefühl. 4. Aufl. Leipzig 1908. S. 236 ff.

gegenüber reflexartig, Bewegungen, die der Auslösung der Spannung dienen. Aber dies sind doch nicht Bestandteile des Triebes selbst, sondern aus ihm folgende Handlungsweisen. Sie können auch unterbleiben, ohne daß der Trieb aufhört, Trieb zu sein. Die Vorstellung also einer Handlung, mag sie auch Willensimpuls zur sofortigen Vornahme behufs Beseitigung des Triebbegehrens sein, gehört zum Wesen des Triebes, nicht aber diese Handlung selbst. Hieraus ergibt sich die wichtige Folge: Der Geschlechtsakt ist nicht Wesensbestandteil des Geschlechtstriebes. Er kann ihm nachfolgen oder unterbleiben. Der Trieb kann durch ihn oder durch andere Handlungen sich auswirken; er kann auch durch Beherrschung überwunden oder sonst zurückgedrängt werden. Wenn ich angefallen werde, so gehört die Vorstellung einer der Abwehr dienenden Bewegung, z. B. eines Gegenstoßes, notwendig zum „Triebe". Aber auch wenn der Gegenstoß verhindert wurde und tatsächlich nicht erfolgte, ist der Abwehrtrieb, in seinem Wesen unverändert, wirksam gewesen.

Hiernach müssen wir die oben angeführten drei Momente, sofern es sich um einen wirklichen Naturtrieb des Menschen handelt, stets wirksam finden[1]). So beim Ernährungstrieb das Gefühl der Leere und Spannung nebst dem Drange, es zu beseitigen (Hunger und Durst), sowie die Vorstellung, dies durch Zuführung von Nahrungsmitteln, durch Essen bzw. Trinken tun zu wollen. Beim Geschlechtstrieb die durch organische Vorgänge eintretende Fülle und lästige Spannung nebst dem Drange, sich davon zu befreien (Begierde), wozu irgendeine Vorstellung über die Art und Weise der Befreiung, normalerweise die Vorstellung einer Person des anderen Geschlechts bzw. der Vereinigung mit ihr, oder irgendeiner anderen Form möglicher Befriedigung hinzutritt.

Daraus, daß der Trieb im Organismus selbst seine Grundlage hat, folgt, daß er bei Eintritt seiner Voraussetzungen alle normal gearteten Menschen irgendwie ergreifen muß, daß er also eine allgemein menschliche Erscheinung ist. Er kann wohl in sehr verschiedenem Maße bei den Einzelnen, je nach ihrer Veranlagung, und auch bei derselben Person je nach den Umständen in sehr verschiedenen Stärkegraden auftreten, aber er darf nicht ganz fehlen. Es gibt daher auch keine „Triebe", die nicht allen normal organisierten Menschen, sondern etwa nur einzelnen Gruppen von Individuen zukommen. „Ist ein Begehren ein wirklich triebmäßiges — nicht bloß in übertragenem Sinne, in welchem jedes Begehren von besonderer Dringlichkeit und Heftigkeit so bezeichnet werden mag, — so ist sein Fehlen ein Kennzeichen von Abnormität. Wir sehen in der Tat, daß die allgemein anerkannten

[1]) Auf die verschiedenen anderen Theorien, welche den „Geschlechtstrieb" oder „Geschlechtsinstinkt" in bestimmte Einzelelemente aufzulösen versuchen, ist hier nicht näher einzugehen. Nach Albert Moll z. B. setzt der Begattungstrieb sich aus einem Detumeszenztrieb (Entladung oder Abschwellung) und einem Kontrektationstrieb (Berührungstrieb) zusammen. Rohleder fügt dem noch einen Tumeszenztrieb hinzu. Ähnlich ist die Analyse des Geschlechtsinstinktes bei Havellock Ellis. Alle diese Unterscheidungen scheinen insofern nicht zutreffend, als sie den Trieb begrifflich zu weit fassen. Sie kommen aber hier, wo es sich wesentlich nur um die Beziehung des Triebes zur Fortpflanzung handelt, nicht weiter in Frage.

und anzuerkennenden Triebe zunächst die Eigenschaft haben, daß sie alle normalen Gattungsglieder sich ausnahmslos tributpflichtig machen. Der ‚Trieb' kann, je nach der individuellen Veranlagung, mehr oder minder stark ausgeprägt, er muß jedenfalls aber vorhanden sein" [1]).

Freilich ist der Trieb nicht immer in Wirksamkeit. Er ist vielfach nur latent und wird erst dann wirksam, wenn seine organischen Voraussetzungen eingetreten sind und bzw. ein äußerer Anstoß gegeben ist. So tritt der Geschlechtstrieb normalerweise erst dann in die Erscheinung, wenn der Organismus seine Reife erlangt hat; und er schwindet im späteren Alter dahin mit dem Abklingen der organischen Voraussetzungen. Aber er erschöpft sich, wie jeder Trieb, auch zeitweise in sich selbst. Er schläft nach ausreichender Betätigung sozusagen ein und ruht so lange, bis neue verursachende Momente eben neue Triebkundgebungen auslösen. Der Ernährungstrieb offenbart den Eintritt seiner organischen, im Stoffwechsel und Nahrungsverbrauch begründeten Voraussetzungen nur zeitweise durch den alsdann sich einstellenden Hunger oder Durst und schwindet von selbst durch die genügende Aufnahme von Speise oder Trank. Der Verteidigungstrieb wird nur wach gegenüber einem von außen kommenden Angriff und wird wieder latent, wenn der Anlaß zur Abwehr geschwunden ist.

Ohne auf weitere Eigenheiten des Triebes, wie die Heftigkeit des Verlangens, das Anwachsen und Abflauen seiner Dringlichkeit usw. einzugehen, können wir nach alledem bereits zu einer klaren Feststellung seines begrifflichen Wesens gelangen. Notwendige Bestandteile jedes Triebes sind 1. ein organisch begründeter oder ausgelöster Reiz, 2. ein bewußter Drang zur Abwehr hiergegen und 3. eine gewisse Zielvorstellung. Er wird stets charakterisiert durch die Allgemeinheit seines Auftretens bei allen normal veranlagten Wesen gleicher Art, bei denen die organischen Voraussetzungen gegeben sind. Die bezeichneten drei Elemente stehen in innigem untrennbarem Zusammenhange miteinander, zeichnen sich durch eine gewisse Dringlichkeit und Unmittelbarkeit ihres Hervortretens aus dem Ablauf des Seelenlebens aus und bilden zusammen den „Trieb".

Der menschliche Naturtrieb ist hiernach: ein auf organischer Grundlage beruhendes, daher zwar individuell verschiedenes, doch allgemein menschliches, aus Unlust und Begehren gemischtes Empfinden, das eine gewisse Zielvorstellung in sich trägt und als Drang nach Beseitigung der Unlust ins Bewußtsein tritt.

Prüfen wir nun kurz die Frage, ob jene drei Wesenselemente für einen „Fortpflanzungs- oder Gattungstrieb" in der menschlichen Verfassung gegeben sind! Bleibt man hierbei der scharfen Trennungslinie zwischen „Geschlechtstrieb" und „Fortpflanzungstrieb" sich bewußt, d. h. erwägt man, daß der letztere

[1]) Vgl. Rosenthal, Der Gattungstrieb usw. a. a. O. S. 8.

eben nur auf Zeugung, Besitz und Aufzucht von Kindern gerichtet sein kann, so sieht man ohne weiteres, daß ein solcher Trieb nicht existiert, daß keines seiner Elemente gegeben ist.

Es fehlt ebenso an der organischen Grundlage für eine besondere Spannung oder Unlust, die aus dem Nichtbesitz von Kindern hervorgehen könnte, wie an dieser Unlust selbst. Es fehlt das dringliche Begehren, einem vorhandenen kinderlosen Zustande ein schnelles Ende zu bereiten und ebenso eine gerade hierauf gerichtete, mit den übrigen Momenten verbundene Zielvorstellung. Diese erscheint als „triebmäßig“ um so weniger logisch denkbar, als das „Ziel“, d. i. die Befriedigung des gegenwärtigen Begehrens doch in einer weiten Ferne liegen würde. Der Trieb müßte, soweit die Zielvorstellung des Besitzes und der Aufzucht von Kindern in Frage kommt, als sehr weitblickend gedacht werden. Er müßte, abgesehen davon, daß er behufs der Verwirklichung seiner Ziele zunächst die Vermittlung des Geschlechtstriebes anzurufen und meist viele andere, zum Teil schwierige Maßnahmen zu treffen hätte, sich mit dem Eintritt dieser Verwirklichung jedenfalls eine ungewisse, geraume Zeit gedulden und auch beim gänzlichen Ausbleiben des Erfolges bescheiden.

Es bedarf dies keiner weiteren Erörterung. Man kann von einem auf den Besitz und die Aufzucht von Nachkommenschaft gerichteten menschlichen Naturtriebe, wenn man nicht die Bedeutung dieses Wortes völlig ummodeln will, nicht sprechen. Sicherlich besteht vielfach unter den Menschen der Wunsch und bisweilen sogar ein sehnliches Verlangen nach Nachkommenschaft. Auch entwickelt sich, wenn solche erst da ist, oft ein starker Familiensinn. Aber schon die tägliche Erfahrung lehrt, daß solche Wünsche nichts Triebartiges an sich haben, daß sie nur zögernd, erwägend und im Kampfe mit sich selbst sich hervorwagen, daß sie auch keineswegs allgemein sind, sondern nur vereinzelt und, wenigstens heutzutage, nicht eben häufig vorkommen. Der Trieb geht eben — als Geschlechtstrieb — auf sexuelle Betätigung und nicht darüber hinaus.

Man kann die Sache auch nicht so wenden, daß ein Gattungserhaltungstrieb zwar vorhanden wäre, sein Auswirken aber vielfach verhindert würde. Es ist wohl richtig, daß soziale Anschauungen und wirtschaftliche Verhältnisse im Leben der Menschheit sich vielfach der Fortpflanzung entgegenstellen. Sie erzeugen fortpflanzungsfeindliche Tendenzen und rufen eine Scheu vor Nachkommenschaft sowie Bestrebungen zur Verhütung oder Beseitigung der Empfängnis hervor. Kann man annehmen, daß durch solche Umstände, z. B. in unseren Zeitverhältnissen, der „Gattungserhaltungstrieb“ eben nur unterdrückt und niedergehalten werde und darum nicht zum Ausdruck gelange?

Wir haben oben bereits angedeutet, daß ein Trieb sich nicht immer durchzusetzen braucht. Er kann bereits im Stadium der Entstehung vernunftgemäße Erwägungen mit aufnehmen oder sonst inneren Hemmungen begegnen, welche zum mindesten bewirken, daß die aus ihm, nach dem unmittelbaren Antrieb, folgenden Bewegungen und Handlungen unterbleiben oder eine andere Richtung einschlagen. Im Hinblick auf die in die Erscheinung tretenden Handlungen be-

trachtet, ist der Trieb nur ein Antrieb oder ein Motiv, wenn auch hinsichtlich der ersten Bewegungen meist wohl das ausschließliche. Wäre nun ein Fortpflanzungstrieb vorhanden, so müßte er sicherlich stets als Motiv wirksam werden, zumal bei der geschlechtlichen Vereinigung, deren er sich ja stets bedienen müßte, um sein Ziel zu verwirklichen. Gegenüber fortpflanzungsfeindlichen Tendenzen müßte er zum mindesten als Gegenmotiv wirken; es müßte ein Kampf der Motive sich abspielen, aus dem die stärkeren siegreich hervorgehen. Von alledem ist in unserem Falle nichts zu bemerken. Nur selten und dann aus besonderen Gründen treten innere Widerstände den gattungsfeindlichen Motiven hindernd entgegen. „Sind irgendwelche Motive zur Abwehr von Nachkommenschaft vorhanden, so ist ihnen die Festung der menschlichen Seele meist ohne Versuch der Verteidigung preisgegeben. Das ganze große Gebiet des sogenannten Neu-Malthusianismus, das Verhalten der außerehelichen „Väter", deren große Masse mit Recht als schlimmste Feinde ihrer eigenen Kinder bezeichnet worden sind, die . . . so außerordentlich verbreitete Abtreibung und die noch weiter verbreiteten fruchtlosen Versuche hierzu, — sie alle sprechen so, wie sie urwüchsig und widerstandslos in die Erscheinung treten, laut und vernehmlich gegen einen von der Natur eingepflanzten Gattungstrieb. Sie sind schlechterdings mit einem solchen nicht in Einklang zu bringen."[1])

Hierin gilt auch genau das gleiche für die Frau wie für den Mann. Der Unterschied, den man, wie wir sahen, zu konstruieren versuchte, um den „Fortpflanzungstrieb" wenigstens für das Weib zu retten, besteht nicht. Daß beim Weibe „besondere Organe zur Beherbergung des befruchteten Eies vorhanden sind"[2]), beweist nichts für einen „Trieb" der Gattungserhaltung. Es mag wohl sein, daß Frauen viel öfter und sehnlicher als der Mann das Verlangen nach Kindern empfinden. Aber das liegt daran, daß sie, durch ihren Charakter und ihre ganze Erziehung darauf hingewiesen, durch einen Beruf nicht in Anspruch genommen oder seelisch nicht ausgefüllt, ihren Lebensinhalt viel mehr als der Mann in den Besitz von Kindern und die Fürsorge für sie setzen. Und freilich auch entwickelt sich bei der Frau, die empfangen hat, die geboren hat, für das Kind, das sie trägt und nährt, betreut und aufzieht, viel früher und stärker als beim Manne, das tiefe Gemüts- und Blutsinteresse, die Liebe für die Nachkommenschaft. Selbst Kinder, die vorher recht unerwünscht erschienen, werden in diese liebende Sorgfalt der Mutter meist bald eingeschlossen. Aber ein ursprünglicher „Trieb" richtete sich nicht auf das Kind. Gerade die Frauen sind es ja, ob ledig, ob verheiratet, die in zahllosen Fällen die Verhütung der Empfängnis oder ihre nachträgliche Beseitigung fordern und betreiben. Daß im Interesse der Gattung ein von der Natur eingepflanzter Trieb hierbei Widerstand leistet oder ein Gegengewicht gegen solche Maßnahmen bildet, ist nicht zu bemerken. Der „Schrei nach dem Kinde" ist noch kein Zeugnis für einen Trieb der Gat-

[1]) S. 13 meines obigen Aufsatzes.
[2]) Hegar, a. a. O.

tung. Aber er wird auch nur selten vernommen; viel öfter lautet der Schrei: „Nur kein Kind!“ oder „Höchstens ein Kind!“ Der Raum, der beim Weibe zwischen den Grenzpunkten des Geschlechtstriebes und der Mutterliebe sich dehnt, birgt hinsichtlich der Gattung meist gleichgültige, öfters aber feindlich abwehrende als freundliche und begehrende Tendenzen. Ein Naturtrieb, der der Gattungserhaltung diente, hat hier keinen Platz.

Alles in allem: ein Naturtrieb, der auf Fortpflanzung der Gattung sich richtet, existiert nicht. Die Natur hat, vom Geschlechtstrieb abgesehen, keine weitere Vorsorge für die stetige Erneuerung der Völker und der Menschheit überhaupt getroffen; sie hat keinen „Trieb“ — und noch weniger einen metaphysischen „Urwillen“ oder einen „Gattungsgenius“ nach Schopenhauerschem Rezept — zum Wächter darüber bestellt, daß und in welcher Art die Erhaltung der Gattung Mensch sich zu vollziehen habe. Diese Einsicht beginnt auch in der Wissenschaft allmählich durchzudringen. So sagt Schallmayer nunmehr:[1]) „Es ist unrichtig, den mit dem Geschlechtstrieb ausgestatteten Tieren, einschließlich des Menschen, auch einen Fortpflanzungstrieb zuzuschreiben, wie es so häufig geschieht ... Der Geschlechtstrieb ist nicht Fortpflanzungstrieb. Die Fortpflanzung ist nur eine Folge, die bei Betätigung des Geschlechtstriebes gewöhnlich gar nicht erstrebt wird.“

Der Irrtum über die Existenz eines solchen Triebes verdankt, wie viele andere, seine jahrtausendelange Konservierung einem allgemein verbreiteten Denkfehler, der heute noch wie in früheren Zeiten in den Köpfen der Menschen fast unausrottbar spukt. Dem Fehler: der Natur in ihrem innersten Wirken einen „Willen“ nach menschlicher Art, ihr „Absichten“ insbesondere hinsichtlich der Gattung „Mensch“ als der Krone und dem Ziel der Schöpfung unterzulegen. Hierfür fehlt es an jedem Beweise. Eine jede uns entgegentretende Erscheinung ergibt sich notwendig aus der Summe ihrer offen zutage liegenden oder doch erkennbaren Ursachen, ohne daß eine planvolle „Absicht“ der Natur in die Kette der Verursachungen eingeschaltet zu werden brauchte! Nur die Existenz der Natur, so wie sie uns erscheint, nicht irgendeine hinzukommende „Kraft“ (Urkraft, Lebenskraft) oder ein in ihr selbst liegendes geheimes „Streben“ („Zielstrebigkeit“), bildet die Voraussetzung aller Geschehnisse. Es bedarf hierzu, da die sonst gegebenen Ursachen jedes Geschehnis notwendig und in vollem Umfange bestimmen, keiner „Absicht“ der Natur, keines „Urwillens“, keiner „treibenden Sonderkraft“. Wille und Absicht, Sinn und Interesse, „Zweckmäßigkeit“ und „Zielstrebigkeit“ sind Qualitäten, die wir selbst der Natur unterschieben, die aber in ihr nicht enthalten sind; die wir trotzdem unablässig und ungeachtet der ungeheueren Widersprüche, die sich hieraus für unsere Vernunft ergeben, in das Wirken der Natur hinein verweben. Man denke z. B. an die „Zweckmäßigkeit“ eines Erdbebens, das hunderttausend Menschenleben mit einem Schlage vernichtet; an die „Zielstrebigkeit“ der doch natürlichen Erschei-

[1]) A. a. O. 2. Aufl. Jena 1910. S. 134 f.

nung der Homosexualität; an das tiefe „Interesse“ an der Gattungserhaltung, wie es in einem Völkerringen, das Millionen von Männern im besten, zeugungskräftigsten Alter fortrafft, zur Geltung gelangt!

Die Natur will weder Erhaltung der Gattung noch Vernichtung. Aus sich selbst heraus in steter Entwicklung, bringt die Natur, in Verbindung mit ihren Geschöpfen, Erscheinungen und Einrichtungen hervor, die ebensowohl dem einen wie dem anderen Erfolge dienen können. Diesen Erfolgen aber, nach der einen wie der anderen Richtung, steht die Natur starr, erhaben und wunschlos gegenüber. Den Weg, den sie wirklich geht; das Ziel, das sie wirklich bergen mag — kann der Menschenverstand auch nicht von ferne ahnen. Mit demselben ewigen Gleichmut, mit dem Mutter Natur bereits tausende von Arten von Lebewesen hat vergehen lassen, um kaum eine Erinnerung, wenn es sich so schickte, in Petrefakten zu bewahren, wird sie einst, wenn es sich so schickt, auch das Menschengeschlecht vergehen und von der Erde verschwinden oder, zusammen mit dieser, spurlos untergehen lassen.

Erst wenn dieser Irrtum gänzlich ausgerottet sein wird, wird man aufhören, auf eine vermeintliche Vorsorge der gütigen Natur sich zu verlassen und die Dinge schlecht und recht gehen zu lassen, wie sie eben gehen. Erst dann kann die Menschheit in vollem Umfange sich ihrer Aufgabe bewußt werden, die Leitung ihrer Geschicke, soweit sie vermag, selbst in die Hand zu nehmen und die Vorbedingungen zu einem besseren Dasein und zu einer gedeihlichen Entwicklung aus sich selbst heraus zu schaffen. Wo die Natur versagt, greife der Mensch selbst tätig, bewußt und vorsorgend ein. Er ist nicht dazu da, sich blind zu unterwerfen, sondern, selbst ein bewegtes und zugleich bewegendes Moment der Natur, ist er durch die Macht seines Geistes befähigt — innerhalb gewisser, freilich bescheidener Grenzen — die Natur zu korrigieren und die Richtung seiner eigenen Entwicklung schöpferisch mit zu bestimmen. Und so ergibt sich denn unmittelbar aus der Einsicht, daß ein natürlicher Trieb der Fortpflanzung nicht existiert, eine Folge von gewaltiger Bedeutung und Tragweite. Das ist die, daß die Völker die große Aufgabe haben, selbst für ihren Bestand und ihre Entwicklung vorzusorgen und mit allen Kräften selbst dahin zu wirken, daß ihre Lebenskraft erhalten, ihre Zukunft gesichert werde.

Über den Einfluß des Krieges auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung und seine eugenischen Folgen.

Von Dr. M. Vaerting
in Berlin.

(Schluß.)

Die sachgemäße Vernichtung des keimenden Lebens, das aus einem mißglückten Präventivverkehr stammt, ist aus eugenischen Gründen dringend zu fordern. Es fragt sich nun noch, welche eugenischen Folgewirkungen aus dem verschärften Kampf zwischen Volk und Gesetz um die Fruchtabtreibung im allgemeinen erwachsen, also wenn eine normale Befruchtung vorliegt. Neben den bereits erwähnten und bekannten gesundheitlichen Schädigungen der Frau und der Verschlechterung ihrer weiteren Nachkommenschaft bei mangelhaft ausgeführten Abtreibungsversuchen, kommt noch eine bedeutende eugenische Gefahr hinzu, die man bisher ganz übersehen zu haben scheint. Wenn eine kluge und begabte Frau konzipiert hat und will das Kind nicht haben, so wird gerade sie stets die meisten Chancen haben, dasselbe zu vernichten. Denn erstens wird sie sich selbst um die härtesten Gesetze recht wenig kümmern, weil sie sich kraft ihrer Intelligenz vor ihnen sicher fühlt. Und zweitens wird sie infolge ihrer Klugheit fast stets Mittel und Wege finden, ihr Ziel auch wirklich zu erreichen. Sittliche Bedenken werden sie in den allerwenigsten Fällen zurückhalten, da eine absichtliche Unterbrechung der Schwangerschaft im Volke nur als verboten, nicht aber als unsittlich gilt (Hirsch). Dasselbe gilt, wenn der Vater begabt ist. Gegenüber intelligenten Eltern ist also der Kampf des Staates vergeblich. Erfolg wird er allein bei dummen und wenig begabten Eltern haben, weil sie sich durch angedrohte Strafen leicht einschüchtern lassen und außerdem aber, wenn sie ihre Angst vor dem Gesetze überwinden, sie meistens zu unfähig sind, ihre Absicht zu verwirklichen. Bei unbegabten Eltern also wird der Staat durch seine Gesetze in manchen Fällen erreichen, daß sie von dem Wunsche, die Schwangerschaft zu unterbrechen, Abstand nehmen, sei es aus Furcht oder aus Unfähigkeit, ihren Plan zur Ausführung zu bringen. Die Bestrafung der Abtreibung ist also ein direktes Schutzgesetz für die Dummheit, weil sie ausschließlich die stärkere Fortpflanzung unbegabter Eltern begünstigt. Die Kinder, die der Staat durch gesetzliche Maßnahmen gegen Abtreibung und Präventivverkehr dem Leben zuführt, sind demnach für unsern Volksbestand nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich, da sie nur eine Erhöhung der Zahl der minderwertigen und frühabsterbenden Elemente bedeuten. Da der Krieg die Volksqualität schon in ungeheuerlicher Weise geschädigt hat, so ist es unsere Pflicht, allen weiteren eugenischen Gefahren gegenüber doppelt auf der Hut zu sein.

Da also durch die vom Staate nach dem Kriege in Aussicht genommene schärfere Bekämpfung des Präventivverkehrs und der Abtreibung (Krone) der erstrebte Massenzuwachs nicht erreicht, im Gegenteil Geburtenverminderung bewirkt und außerdem die Qualität stark verschlechtert wird, so ist vom eugenischen und bevölkerungspolitischen Standpunkt diese Tendenz unbedingt zu bekämpfen, wie sie auch aus Gründen der Volksgesundheit schon vor dem Kriege stets fast einstimmig von allen medizinischen Autoritäten abgelehnt wurde.

Statt der Bekämpfung des Präventivverkehrs wäre eine staatliche Überwachung der Herstellung und des Vertriebes dieser Mittel in dem Sinne zu befürworten, daß nur möglichst sichere Mittel in die Hände des Volkes gelangten. Auch sollte der Staat es sich angelegen sein lassen, die Kenntnis der guten Mittel zu verbreiten, um den Gebrauch der minderwertigen nach Möglichkeit zu verhüten. Der **eugenische** Erfolg würde sein: 1. Verminderung der minderwertigen Nachkommenschaft aus mißglücktem Präventivverkehr, 2. Herabsetzung der Zahl der Abtreibungen und damit bessere Erhaltung der Frauengesundheit im Interesse der weiteren Nachkommenschaft. Bloch[1]) sagt: „Der Staat würde . . . am meisten dadurch den künstlichen Abort einschränken, wenn er die Kenntnis der erlaubten Mittel zur Verhütung der Empfängnis in allen Volkskreisen verbreitete.“ Und Hirsch[2]) sagt: „Nur dem Gebrauch der antikonzeptionellen Mittel ist es zu danken, daß die Zahl der Fruchtabtreibungen nicht ins Unendliche steigt, und die Sorge ist durchaus berechtigt, daß das Verbot der antikonzeptionellen Mittel schrankenloses Umsichgreifen der Fruchtabtreibungen mit ihren unheilvollen Folgen für Leben und Gesundheit der Frauen nach sich zieht.“ 3. Verhinderung des Coitus interruptus als Mittel zur Verhütung der Empfängnis. Dieser Erfolg ist besonders nach dem Kriege von eminenter Bedeutung, da durch diese Art des Sexualverkehrs bekanntermaßen besonders das Nervensystem des Mannes aufs empfindlichste geschädigt wird. Alle gesundheitlichen Schädigungen aber müssen nach dem Kriege gerade dem Manne aufs sorgfältigste fern gehalten werden, da erstens seine Zahl durch Kriegstod sehr stark vermindert ist, und zweitens die Gesundheit der heimkehrenden Krieger sich infolge der Anteilnahme am Kampfe durchweg verschlechtert hat. Das an Zahl und Kraft stark geschwächte Männergeschlecht darf also keinesfalls noch der Gefahr von Nervenzerrüttungen nach dem Kriege ausgesetzt werden, nicht nur im Interesse der lebenden Generation, sondern vor allem auch im Hinblick auf die Qualität des Nachwuchses.

Die eugenischen Vorteile[3]) einer Straffreiheit der Abtreibung würden sein: 1. Vernichtung der minderwertigen Lebens-

[1]) l. c. S. 771.

[2]) Abtreibung und Präventivverkehr. S. 132.

[3]) Ehinger und Kimmig (Ursprung und Entwicklungsgeschichte der Bestrafung der Fruchtabtreibung) haben acht allgemeine praktische Erwägungen zusammengestellt, die gegen die Bestrafung der Fruchtabtreibung geltend gemacht sind. Eine davon hat eugenische Bedeutung und führe ich dieselbe unter 3. an.

keime aus mißlungenem Präventivverkehr. 2. Verminderung der Fortpflanzung der unbegabten Eltern. 3. Verhütung der Schädigung der Frauengesundheit durch unsachgemäße Abtreibungsversuche und dadurch Verhütung der Verschlechterung der späteren Nachkommenschaft dieser Frauen. Kimmig (l. c. S. 109 f.) sagt: „Die Schwangeren, die den fötalen Entwicklungsprozeß zu unterbrechen wünschen, können sich infolge des Abtreibungsverbots nicht in die sachkundige Behandlung eines Arztes begeben. So werden viele gewissenlosen Pfuschern in die Hände getrieben, andere suchen durch eigene Tätigkeit ihr Ziel zu erreichen. Regelmäßig nehmen sie dabei — falls sie ihr Tun nicht gar mit dem Leben bezahlen müssen — erheblichen Schaden an ihrer Gesundheit und vererben dann ihre geschwächte Konstitution auf ihre spätere Nachkommenschaft. So schädigt das Verbot der Fruchtabtreibung die Volksgesundheit.

Zum Schlusse sei noch auf die bekannte Tatsache hingewiesen, daß viele bedeutende Mediziner, um nur Hegar, Bloch, Fürbringer, Gruber, v. Bardeleben, Baginsky, Neißer, Mensinga zu nennen, den sexuellen Präventivverkehr mit Rücksicht auf seine außerordentliche hygienische und soziale Bedeutung als sittlich und notwendig anerkannt haben. Und ebenfalls sei die Stellungnahme unserer bedeutendsten Juristen — Hans Groß und E. v. Liszt — zur Fruchtabtreibung hier wiederholt. E. v. Liszt[1]) verlangt Straffreiheit der Fruchtabtreibung bis gegen das Ende des zweiten Monats der Schwangerschaft. Hans Groß[2]) sagt: „Ich meine, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der man die Abtreibung der Leibesfrucht nicht mehr bestrafen wird."

Die Natur selbst scheint dem Menschenweibe das Recht auf Vernichtung des keimenden Lebens haben einräumen wollen, da sie ihm vor allen andern höheren Tieren die Möglichkeit gab, die Befruchtung bereits nach kurzer Zeit einwandfrei festzustellen. Diese Absicht der Natur zeigt sich deutlich in der Tatsache, daß allen Tieren, denen ein Gleiches möglich ist, das keimende Leben vernichten, sobald dringliche Anlässe vorliegen. So verlassen die Vögel ihre schon angebrüteten Eier und geben sie der Vernichtung preis, wenn die Eier von Menschen oder anderen Tieren berührt worden sind, oder wenn das Männchen während des Brütens umkommt. Sobald die Aufzucht gefährdet ist oder Verschlechterung des Zeugungsproduktes eintritt, treibt der Instinkt dazu, die Brut zu vernichten, noch ehe sie ins Leben trat[3]). Und es ist wahrlich eine weise Einrichtung der Natur, daß die Frau ihren Zustand so frühzeitig zu erkennen vermag, damit sie bei dringenden Anlässen, Verschlechterung der Frucht oder Aufzuchtsschwierigkeiten, das Leben in sich ververnichten kann, ehe es geboren ist, damit der Menschheit

[1]) Die kriminelle Fruchtabtreibung.
[2]) Groß' Archiv f. Kriminalanthropologie. Bd. 12.
[3]) P. C. Mitchel sagt in seiner „Kindheit der Tiere", S. 170: „Sind die Eier dagegen schon gelegt und werden die Vögel nun irgendwie gestört, so verlassen sie das Nest fast regelmäßig . . . . So handeln sie sogar meistens, wenn die Jungen schon ausgeschlüpft sind. Wenn Säugetiere mit Jungen gestört werden, ist die Folge gewöhnlich, daß die Mutter ihre Kinder tötet und verschlingt."

schlechte Elemente und der Anblick des Kindsmordes erspart bleiben. Aber die Kultur, die Sünde auf Sünde gegen die Natur gehäuft hat, hat auch in diesem Punkte den Kampf gegen Instinkt und Naturtrieb — denn ein solcher liegt vor, weil er sich bei allen höherentwickelten Tieren offenbart — aufgenommen und die Geburt minderwertiger Individuen durchgesetzt und solcher, für welche die Aufzuchtsbedingungen denkbar ungünstig sind. Der Kindsmord, den die Natur dem Menschen ersparen wollte, ist in unserer Kultur fast Gewohnheit geworden. Sellheim[1]) sagt: „Wie manches Kind wird kaum geboren, wieder getötet oder mit mehr oder weniger Beihilfe und Raffinement allmählich um die Ecke gebracht.“ Nach dem Kriege wäre es an der Zeit, auch in diesem Punkte mehr auf die Forderungen der Natur zu hören. Die Vorkämpfer der Masse können dabei auch noch beruhigt sein. In China besteht völlige Straflosigkeit der Fruchtabtreibung und es ist trotzdem das bevölkertste Land der ganzen Erde. Auch in Belgien ist die Fruchtabtreibung straflos und dort ist trotzdem die Bevölkerungsabnahme nicht geringer gewesen wie anderswo. Die „Fortpflanzungspolizei“ (Sellheim) hat ein Volk noch niemals zahlreich und stark gemacht. Wahrhaften Nutzen kann nur jene Bevölkerungspolitik bringen, die endlich nach Erfüllung der alten, oft erhobenen Forderung strebt, diejenigen Menschen, welche sich Nachkommenschaft wünschen, die Fortpflanzung zu erleichtern, statt jene dazu zu zwingen zu versuchen, welche die Kindererzeugung ablehnen. „Daß sich da nichts auf dem Wege erreichen läßt, auf dem sich der vorerwähnte gesetzgeberische Plan von 1914 bewegte, liegt auf der Hand. Es ist unmöglich, Menschen, die keine Kinder haben wollen oder — und darum handelt es sich meistens — nicht mehr Kinder haben wollen, als sie bereits besitzen, solche aufzuzwingen. Eine Politik der Geburtenvermehrung darf nicht mit Zwangsmaßnahmen gegen den Willen der Nächstbeteiligten operieren; sie muß vielmehr den inneren Wunsch und Willen zur Nachkommenschaft fördern und ihm möglichst freie Auslebung verschaffen. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß die Hemmnisse, die sich heute der Durchsetzung dieses Willens in den Weg stellen, beseitigt werden.“ (David)[2]).

Und kein geringerer als Platon, den man heute so gern als den ersten Rassenhygieniker bezeichnet, hat sich schon in demselben Sinne ausgesprochen und gesetzgeberische Eingriffe in die Fortpflanzungsangelegenheiten als Übel betrachtet. „Im Menschen selbst muß der Trieb liegen, durch eine gesunde, tüchtige Nachkommenschaft für die Erhaltung und Veredlung der Art zu sorgen.“[3])

[1]) Die Beeinflußbarkeit der Nachkommenschaft. Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung 1916.
[2]) Vortrag in der Sitzung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin“ 17. November 1916.
[3]) v. Hoffmann, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1915.

Referate.

Pathologie und Therapie.

1. Jöhnk, **Einiges über Erkrankungen der männlichen Geschlechtsorgane.** (D. Tierärztl. Woch. Nr. 19. 1917.)

1. Angeborene und erworbene Sterilität.

Anläßlich eines Streitfalles untersuchte Jöhnk das Sperma eines Hengstes nach beendetem Coitus. Der Samen wurde der Vagina manuell entnommen und mikroskopisch untersucht, weiter wurden die aus der Harnröhrenmündung abfließenden letzten Spermatropfen unmittelbar auf einem Objektträger aufgefangen und untersucht. Letztere Methode erwies sich als die geeignetste. Zum Vergleich wurde das Sperma eines nachweisbar befruchtungsfähigen Hengstes, das unter gleichen Bedingungen entnommen worden war, untersucht. Die mikroskopische Besichtigung ergab, daß das Sperma des befruchtungsunfähigen Hengstes nur wenige, schwach bewegliche Samenfäden enthielt. In einem 2. Fall von Unfruchtbarkeit lag Azoospermatie vor. Die Fälle 3 und 4 betreffen Stiere von lebhafter Decklust. In beiden Fällen waren Spermien in großer Zahl in der Spermaflüssigkeit, alle Fäden jedoch gänzlich unbeweglich. Der 5. und letzte Fall handelt von einem Eber, der niemals geschlechtliche Erregung zeigte. Yohimbinverabreichung änderte den Zustand nicht. Bei Besichtigung des Tieres fiel der unmännliche Habitus auf, obwohl die äußeren Geschlechtsteile gut entwickelt waren. Über den Verbleib dieses Tieres konnte Verfasser nichts in Erfahrung bringen.

2. Penislähmung beim Stier.

In drei Fällen wurde dieses Leiden beobachtet. Der Penis ragte handlang aus dem Präputium heraus, wodurch nach mehreren Wochen sekundär ulzeröse Prozesse auftraten. Bei zwei Stieren war wahrscheinlich der Deckakt Ursache der Penisknickung. Die Annahme erscheint berechtigt, daß es sich um eine Lähmung des Nerv. hämorrhoidal. post., der den Afterrutenmuskel innerviert, handelt.

3. Penispapillome beim Stier.

Papillomatöse Wucherungen fand Verf. sehr häufig am Penis bei Stieren. Die Besitzer wurden auf die Neubildung aufmerksam, weil beim Deckakt Blutungen beobachtet wurden. In einem Falle konnte der Penis nicht in die Vorhaut zurückgezogen werden, da ihm ein gestielter, hühnereigroßer Tumor aufsaß. Nach Entfernung desselben und eines Rezidivs war das Tier fähig den Deckakt zu vollziehen. L. R.

2. Pfeiler, **Neuere Untersuchungen über die Ursachen des ansteckenden Verwerfens der Stuten.** (Berl. Tierärztl. Woch. Nr. 23. 1917.)

Früher eine unbekannte Seuche, breitete sich der seuchenhafte Abortus der Stuten in letzter Zeit in Posen besonders stark aus. Während R. von Ostertag kurze Streptokokken, welche er aus dem Herzblut, der Brusthöhlenflüssigkeit und dem Mageninhalt abortierter Fohlen züchtete, für die Ursache des seuchenhaften Verwerfens ansah, haben neuere Untersuchungen übereinstimmend ergeben, daß nicht Streptokokken, sondern Stäbchenbazillen aus der Paratyphusgruppe beim infektiösen Abortus des Pferdes eine Rolle spielen. Abortierte Fohlen, welche der Untersuchung zugeführt wurden, zeigten Schwellung der Milz, sowie starke hämorrhagische Entzündung des Darmes. Als Fundstätten des Erregers sind bisher Blut, Scheidenschleim, Magendarminhalt, der Nabel, sowie die übrigen Organe des Fohlenkörpers festgestellt worden. Die Fohlen werden entweder tot geboren oder sie sind wenig lebensfähig und leiden meist an blutigem Durchfall. Gegen den Scheidenausfluß, der kurz vor oder nach dem Verwerfen auftritt, sind Spülungen der Scheide vorzunehmen mit 0,5% Lysol- oder Kreolinwasser. Die abortierten Früchte und Eihäute sind unschädlich zu beseitigen. Da die Fohlen den Erreger im Darm beherbergen, sind auch Standplatz und Jaucherinne sorgfältig zu desinfizieren. Da auch das Pflegepersonal Überträger der Krankheit sein kann, so sind die Kleidungsstücke des Personals nach der Geburt zu desinfizieren. Zur Ermittlung der Seuche ist eine Untersuchung aller abortierten Früchte nötig. Da durch die Blutuntersuchung erwiesen ist, daß auch Hengste infiziert sein können, so müssen die Genitalien der männlichen Tiere vor und nach jedem Deckakt desinfiziert werden. Am häufigsten dürfte die Übertragung durch Futter, Wasser und Streu stattfinden. L. R.

3. Stickdorn, **Störung der serologischen Diagnose des infektiösen Abortus durch vorhergegangene Abortinbehandlung.** (Berl. Tierärztl. Wochenschr. 1917.)

Nach Versuchen, die an 11 Kühen vorgenommen wurden, kommt der Forscher zu dem Resultat, daß der von den meisten Autoren (Holth, Zwick, Belfanti usw.) aufgestellte Satz: „Eine positive Reaktion bei der diagnostischen Blutuntersuchung auf infektiösen Abortus bedeutet, daß das betreffende Tier infiziert ist oder war" durch den Zusatz einzuschränken ist: „wenn das Rind nicht innerhalb der letzten 6 Wochen vor der Untersuchung mit Abortin oder einem ähnlichen aus Abortusbazillen hergestellten Präparat behandelt worden ist". L. R.

4. Motloch, **Betrachtungen über Farbenvererbung bei den Pferden.** (Zeitschr. f. Gestütkunde 1917.)

Kladruber Schimmelhengste mit Kladruber Rappstuten gepaart zeugen ausschließlich Dunkelschimmel, die wie die Schimmel stark gezeichnet sind. Werden solche Dunkelschimmel mit rein weißen Hengsten gedeckt, so gewinnt die rein weiße Farbe nach 2 bis 3 Generationen wieder die Oberhand. Kladruber Schimmelstuten mit Lippizaner- oder englischen Vollbluthengsten beliebiger Farbe gekreuzt, geben nur Schimmelfohlen mit mehr oder weniger Abzeichen. Kladruber Rappen haben durch 10 bis 12 Generationen ausschließlich schwarze Eltern. In den letzten vier Dezennien sind von ihnen nur Rappen mit Ausnahme eines Fuchses produziert worden. Rappstuten mit einem kastanienbraunen Trakehner gekreuzt, gaben zumeist dunkelbraune, nur einige kastanienbraune. Dieselbe Paarung mit einem Lippizaner-Hengst, der Schimmeleltern hatte, ergab Rappen und nur äußerst wenig Braune. Es werden weiters noch ähnliche Farbenvererbungen angegeben. Zu bemerken ist, daß die Farbenvererbung mit der der Form und des Typus nicht Hand in Hand geht. Der braune Lippizaner vererbte bei Kreuzung mit schwarzen Kladrubern seinen leichten Knochenbau, aber nur ausnahmsweise seine Farbe. Fixe Regeln über Vererbung der Farben und Zeichen lassen sich auf Grund der angeführten Erfahrungen nicht aufstellen.

5. Krupski, **Beiträge zur Pathologie der weiblichen Sexualorgane des Rindes.** II. (Schweizer Arch. f. Tierheilk. 1917.)

In Fortsetzung seiner früher veröffentlichten Untersuchungen berichtet K. über Pyometra beim nulliparen Rind. Es findet sich häufig eine Eiteransammlung im Cavum uteri, als Folge einer abgestorbenen Frucht. Es besteht die Möglichkeit einer Infektion des Uterus auf lymphogenem Wege vielleicht vom Darm aus, viel plausibler erscheint jedoch die Annahme einer Verschleppung von den ständig infizierten peripheren Teilen der Vagina. Zweifelsohne können nach der Begattung die uteruswärts wandernden Spermatozoen als Transportmittel der Bakterien dienen, wenn diese selbst durch Eigenbewegung nicht vorwärts kommen. Das Ei kann trotzdem befruchtet werden, stirbt aber in einer gewissen Entwicklungsperiode ab, da die Frucht neben der bakteriellen Infektion nicht gedeihen kann. Bei der Kuh, welche bereits geboren, kommen Uterusleiden weit häufiger vor, was begreiflich, wenn man bedenkt, welche Komplikationen dem Muttertier durch den Geburtsakt drohen. (Nichtabgang der Nachgeburt, Prolapsus uteri, Prolapsus vaginae, manuelle Hilfe usw.) Außer bakteriellen Ursachen sind auch Fremdkörper häufig an Metritis Schuld tragend, wie Obduktionsbefunde Krupskis kundgetan haben. Auf Grund eines reichen Materials führt K. aus, welche Bakterien bei der Pyometra besonders eine Rolle spielen. L. R.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Meisel-Heß, Grete, **Die Bedeutung der Monogamie.** (Die neue Generation Jhg. 13. S. 177. 1917.)

„Die Bedeutung der Monogamie" ist der Titel des Schlußbandes der Trilogie, welche Verf. über das Sexualproblem geschrieben hat. Dieser dritte Band wird demnächst im Verlage von Diederichs in Jena erscheinen. Im vorliegenden Aufsatze sind einige Grundgedanken daraus mitgeteilt. Die von der Verf. lebhaft verfochtene These lautet: Erotisches oder eheliches Glück ohne Ausschließlichkeit, ohne daß das Verhältnis ein durchaus monogames ist, ist nicht zu denken. Das Bedürfnis nach gleichzeitiger, mehrseitiger

Geschlechtsbefriedigung ist ein Atavismus aus der Zeit der Hordenehe. Die monogame Voraussetzung ist das mindeste, was man von jedem sexuellen Verhältnis jenseits der Prostitution verlangen muß. Nicht gleich die erste Verbindung wird die einzige fürs Leben sein; mit dem Nacheinander muß gerechnet werden. Der Schmutz liegt in der gleichzeitigen Mehrseitigkeit. Wer gegen das monogame Prinzip verstößt, gefährdet seine eigene Persönlichkeit und erschüttert den Bund, der auf Treue und Glauben geschlossen ist. Die Gefahren sind durch die mit dem Kriege heraufbeschworenen Verhältnisse noch gestiegen. Die Gefahr für den Mann besteht darin, daß er in Verbindlichkeiten hineingerät, die sein ganzes weiteres Leben schwer belasten können: Schwängerungen, Abtreibungen, uneheliche Kinder; Geschlechtskrankheiten bedrohen ihn selbst und weiter seine Familie. Schließlich ist völlige Entfremdung von den Seinen und der Ruin der ganzen Familie zu befürchten. Bei der Frau besteht die Gefahr, daß sie entweder getrieben wird, ihre Ehe zu lösen oder riskiert, als Ehebrecherin davon gejagt zu werden. Der hohe, sittliche Gedanke, welcher der bürgerlichen Ehe zugrunde liegt, ist der Verzicht auf das verantwortungslose Triebleben. Den Schutz, den die Ehe für das Kind und die Frau gewährt, wird keine öffentliche Einrichtung auch nur annähernd jemals ersetzen können. Niemals wird ein Mütterheim ein Äquivalent bieten für ein Vaterhaus.

Sprinz (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Swoboda, Dr. Hermann, **Das Siebenjahr.** Untersuchungen über die zeitliche Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens. Bd. 1. Wien 1917. 579 S.

Swoboda will einen periodischen Umlauf des Lebens entdeckt haben, der durch das „Siebenjahr" bestimmt wird. Auf S. 7 seines Buches führt er ihn so ein: „Was ist das Jahr? Die Zeit, welche die Erde zu einem Umlauf benötigt. Und welche Erscheinung des Lebens mißt man damit? Den Umlauf des Lebens. Wie der Planet nach einer bestimmten Anzahl von Jahren an denselben Ort zurückkehrt, so der Mensch nach sieben Jahren zur selben Beschaffenheit. Geistige Interessen, Gemütszustände, Willensimpulse kehren in siebenjährigem Rhythmus wieder und vor allem die Fähigkeit zur Selbsterneuerung in Kindern." Schon hier stutzt man. Umlauf der Erde: um die Sonne. Umlauf des Lebens: worum? Und die Erde, die im ersten Satz richtig nach einem Jahr an denselben Ort zurückkehrt, tut es im zweiten Satz nach einer Mehrzahl von Jahren? Und im Leben kehren nach sieben Jahren Gemütszustände und Willensimpulse wieder. Wirklich? Sollen etwa beim Zahnwechsel die Gemütszustände des Säuglings sich wiederholen oder die der Siebenjährigen bei der Pubertät? Doch hören wir weiter. Die siebenjährige Periode des Lebensumlaufs, führt Swoboda aus, sei nicht die kleinste und nicht die größte, aber weitaus die wichtigste Welle im Organismus. Da die Geburt „meist" mit einem Höhepunkt zusammenfiele, seien auch die durch sieben teilbaren Lebensjahre, die „Siebenjahre", „Hochjahre". In ihnen herrsche die größte Fruchtbarkeit und Lebenskraft, würden die besten, gesündesten, begabtesten Kinder geboren, geniale und solche, welche den Eltern am ähnlichsten sehen. Das ist der Grundstock der Lehre. Wie wird sie bewiesen?

In dem Satz, die Geburt fiele meist mit einem Höhepunkt zusammen, ist das Wörtchen „meist" verdächtig. Ein Gesetz bewährt sich immer. Und in der Tat, wenn man die Siebenjahre von der Geburt aus rechnet, so stimmen sie „meist" keineswegs. Dieser Umstand nötigt zu Konzessionen. Das Siebenjahr hat deshalb nicht nur die Breite eines ganzen Jahres als Spielraum, sondern es können dafür auch sechs oder acht Jahre eintreten. In einzelnen Fällen (S. 171) läßt der Verfasser sogar Abweichungen von $1^3/_4$ Jahren zu ($36^3/_4$ Jahre statt 35). Eine solche Abweichung macht aber auf das einzelne Jahr berechnet, ein volles Vierteljahr! Mit dieser Abweichung, die er nach oben und unten für zulässig hält, nimmt er die Länge des Jahres zu 274 bis 456 Tagen an. Für eine zeitliche Gesetzmäßigkeit ein bißchen viel. Natürlich muß eine Periode von solcher Dehnbarkeit sich in der Mehrzahl aller Fälle bewähren, um das Siebenjahr festzustellen. Dennoch bleiben unstimmige Fälle übrig. Aber die Eltern werden nicht nur „meist" im Hochjahr geboren, sie sterben auch in einem Hochjahr. Liegt daher die Geburt des Kindes 7 oder n . 7 Jahre vor ihrem Tode, so stimmt der Fall auch. Wohlgemerkt, auch hier kann das Siebenjahr durch jenes Sechs- oder Achtjahr vertreten sein, von dem oben die Rede war. Wenn aber trotzdem die Rechnung nicht aufgeht, dann

wird auf die Großeltern oder auf Seitenlinien zurückgegriffen. Die Anschauung, daß die Personen gleichen Blutes auch zeitlich zusammenhängen, stammt nicht von Swoboda, sondern ist vom Referenten begründet. Dieser Zusammenhang ist aber ein sehr strikter und muß sich bis auf den Tag exakt nachweisen lassen. Abweichungen von Swobodas Ausmaß sind Chimären. Es ist sehr erstaunlich, daß bei diesem willkürlichen Verfahren, auf beliebige Ahnen zurückzugehen, doch noch ein ungelöster Rest bleibt. Aber auch dann gibt es Auswege. Man nimmt z. B. das Geburtsjahr des erstgeborenen Kindes als Hochjahr der Eltern an, oder das des einzig überlebenden Kindes. Oder man benutzt zur Feststellung des Hochjahres den Umstand, daß das in jenem Jahre geborene Kind in einem Alter von 7 oder n . 7 Jahren stirbt. Oder, wenn das alles nichts nützt, dann reicht es aus, daß es nach 7jähriger Ehe oder nach 7jährigem Verhältnis geboren wird. „Freischlüssige Menschen" heiraten nämlich im Hochjahr. Auf ein Hochjahr soll es auch schließen lassen, wenn einer 7 Jahre nach dem Tode der ersten Frau eine zweite Ehe eingeht, wie der deutsche Kaiser Karl IV. (Was übrigens den Tatsachen widerspricht.[1]) Wegen des Hochjahres waren Reuters Eltern auch nur einen Monat verlobt. „Diese Eile, um nur ja nicht das beste Kind zu versäumen."

Aber es gibt nicht nur eine Periodizität der Jahre, sondern auch eine Periodizität der Kinder. Und dafür ist ebenfalls die „Zahl 7" maßgebend. Also daß eines als siebentes Kind geboren ist. Oder es wiederholt sich die Beschaffenheit eines Kindes nicht nach 7 Jahren, sondern nach 7 weiteren Kindern. Hier wird mit einemmal die Zeit verlassen und es tritt ohne ersichtliche Begründung statt der Zeit die Anzahl ein. Die „Zahl 7" hat es ihm angetan, die Benennung ist gleichgültig geworden. Daher ist auch die Siebenzahl beim Wurf der Tiere von Bedeutung. 7 und 14 Junge seien häufige Maxima. Z. B. bei Salamandra maculosa. Leider stimmt das nicht. Nach Brehm sind es gewöhnlich 8, 16 oder 24, seltener 30 bis 42 Junge. Man hat auch schon 50 in den Eiergängen eines Weibchens gefunden. Swobodas Angaben sind überhaupt mit der größten Vorsicht aufzunehmen. Der Wisent, sagt er S. 167, habe nur alle 7 Jahre ein Junges. Nach Brehm ist die Kuh kaum alle 3 Jahre einmal trächtig. Die Zapfenperiode der Fichte sei 7jährig (ibid.). Während die Botaniker angeben, daß bei der Fichte durchschnittlich in 5jährigen Intervallen die Samenjahre wiederkehren. Die Kakteen sollen in unseren Breiten höchstens alle 7 Jahre blühen. Hat der Verfasser denn noch nie einen Türkenkopf (Melocactus communis) am Fenster gesehen, der alljährlich seine roten, allerliebsten Blütenköpfchen zeigt? oder das Epiphyllum truncatum, das als Handelspflanze bei jedem Gärtner zu haben ist und immer vom Oktober bis Dezember in Blüten steht? Von den Opuntien gar nicht zu reden, mit deren Früchten als Nahrungsmittel der Süditaliener alljährlich rechnet? — Von der Säuglingssterblichkeit gibt er an, sie sei im Sommer 21mal größer als im Winter (nach Biedert!!! Wo?). In Wirklichkeit rafft das Sommerquartal etwa $^2/_3$ der Jahressterblichkeit dahin (Petersen für Berlin). Die Angabe Swobodas ist also um mehr als 10mal zu hoch. Ich wüßte nicht, wo in der Wissenschaft eine solche Fehlergrenze zulässig wäre. Mit Zahlen nimmt es dieser exakte Forscher auch sonst nicht genau. Dem Saturn vindiziert er eine 28jährige (statt $29^1/_2$) Umlaufszeit und auf der Venus wäre die 7jährige Erdperiode eine 14jährige (statt $11^1/_3$). Er muß immer das Siebenjahr suchen und durch einen inneren Zwang findet er es überall. Allerdings um den Preis der Wahrheit. Ja er wagt es, seinen Zwecken exakte Rechnungsmethoden dienstbar zu machen, von deren Geltungsbereich er keine Ahnung hat. So wendet er die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Winzigkeit von 74 Fällen an (S. 356). Der bloße Zufall sollte unter diesen Fällen nur 42 „Siebenkonstellationen" zustande bringen, es seien aber 58, „also 38% mehr, als zu erwarten sind". Die Wahrscheinlichkeitsrechnung, das sei ihm gesagt, gilt nur für große Zahlen. Für kleine Zahlen (74 Fälle) hat sie überhaupt keine Berechtigung und erlaubt keinerlei Schlüsse. Zudem sind prozentische Verhältnisse lediglich statthaft als Reduktionen aus Hunderten oder Tausenden auf Einhundert. Umgekehrt aber darf man von wenigen Fällen (16!) niemals auf hundert schließen. Aber Swoboda nimmt sich mit und ohne Rechnung seine eigene Beweisfreiheit. So auch im folgenden Fall, der das Siebenjahr belegen soll: „Eine Dame, die mit 18 Jahren geheiratet hat, bekommt nach 17jähriger Ehe, also mit 35 Jahren das erste, ungemein kräftige Kind." (Fall 112, S. 78.) Daraus folge „die wertvolle praktische Regel": Vor dem letzten Siebenjahr sei man nicht vor Überraschungen sicher. Wer könnte sich hier des Lächelns erwehren!

Das Niveau des Swobodaschen Buches ist vielleicht am besten noch durch ein paar Kernworte zu kennzeichnen, deren man eine Unmenge bringen könnte. S. 87: Der Sinn

[1]) Nach v. Behr, „Genealogie der in Europa regierenden Fürstenhäuser", stirbt Karls IV. erste Frau Blanca v. Valois am 1. August 1348. Und schon am 4. März 1349 heiratet der Kaiser Anna von der Pfalz.

von Krankheit und Tod kann nicht erforscht, sondern nur erdacht werden. S. 98: Die besten Kinder kennen keine Rücksichten gegen ihre Eltern, sie wollen geboren werden und die Eltern haben zu gehorchen. S. 154: Die Abnahme der Fruchtbarkeit ist ursachlos. S. 186: Die unerklärliche Schwermut im 21. und anderen Siebenjahren ist nichts anderes, als die Trauer um entgangene wertvolle Nachkommenschaft. S. 372: Durch lebhafte Vorstellungen einer schwangeren Frau kann es kommen, daß die Kinder des zweiten Mannes denen des ersten ähnlich sind. Es findet dann keine Idioplastik, sondern eine Ideoplastik statt.

Ein Buch von fast 600 Seiten mit solchen Ungereimtheiten: wie kann das jemand zuwege bringen? „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Ehemals hatte Swobodas jugendlicher Freund Otto Weininger mir die Idee von der dauernden Doppelgeschlechtigkeit alles Lebendigen heimlich genommen und gleichzeitig hatte der junge Swoboda die damit verbundene Entdeckung der periodischen Vorgänge im Lebendigen sich widerrechtlich angeeignet[1]). Er behauptete, er habe sie auf einem Umweg „auch entdeckt". Im psychischen Geschehen liefen zwei Perioden ab von 23 und 18stündiger Dauer. Und wenn man 24 solcher Perioden zusammenfasse, so komme man auf 23 und 18 Tage. Ich hatte Perioden von 23 und 28 Tagen aufgefunden. Ihm aber war es entgangen, daß der Tag ein astronomisches, die Stunde jedoch ein rein menschliches Maß ist, das in Naturvorgängen als Einheit nicht enthalten sein kann. Durch diesen Lapsus wurde er entlarvt. Überdies nahmen die fiktiven Perioden bei ihm von irgendeinem äußeren Ereignis ihren Anfang. Die Wellen konnten also von einem beliebigen Tag an laufen. Nach meiner Forschung liefen sie von der Geburt aus. Und auch der Todestag erwies sich immer als ein periodischer, wovon Swoboda nicht das Geringste ahnte. Auch daß das Jahr eine wichtige Rolle beim Ablauf (nicht „Umlauf") der lebendigen Vorgänge spielt, daß Geburten, Sterbefälle, Krankheiten in seine Bestimmung fallen, war ihm völlig unbekannt. Er hat es erst später aus meinen Büchern erfahren.

Nun hat er die doppelte Tagesperiodizität von 23 und 28 Tagen in sein neues Buch hinübergenommen und seine eigenen 18 Tage still in die Versenkung verschwinden lassen. Ferner hat er sich des Jahres bemächtigt. Freilich nicht des genauen Jahres, wie es im Lebendigen wirklich abläuft, sondern umgegossen in die Form des Siebenjahres. Selbst hierin ist er nicht originell. P. J. Moebius hat gemeint, bei Goethe eine siebenjährige Periode wahrzunehmen, in der er sowohl erotisch erregt, als besonders dichterisch fruchtbar war. Moebius ist tot und kann sein Eigentum gegen Swoboda nicht mehr so temperamentvoll behaupten, wie er das einst gegen Swobodas Freund und Mitschuldigen Otto Weininger in seiner Schrift „Geschlecht und Unbescheidenheit" (Halle 1904) getan hat. Immerhin hat Swoboda die Moebiussche Idee benutzt, grotesk verändert und den Namen von Moebius verschwiegen. Des weiteren hat er meinen Gedanken aufgenommen, daß Geburt und Tod Ausgangs- und Endpunkte des periodischen Geschehens seien und daß ein zeitlicher Zusammenhang der Blutsverwandten über Generationen hinaus nachweisbar sei. Auch hat er meine Feststellung von der Mischung der Geschlechtscharaktere bei Künstlern benutzt (Künstler haben mehr weiblichen, Künstlerinnen mehr männlichen Einschlag). Und all das hat er genommen, ohne auch nur an einer einzigen Stelle den Fundort zu erwähnen. Vielmehr tut er, als wären das alles seine eigenen Einfälle. In der Wissenschaft ist aber Lauterkeit die Grundbedingung für jedes erfolgreiche Schaffen. Und es ist eine gerechte Strafe des Schicksals, daß auch diese Swobodasche Geburt — nicht in ein Hochjahr fiel.

Wilhelm Fließ.

[1]) Der Sachverhalt ist genau dargelegt in den beiden Schriften: R. Pfennig: Wilhelm Fließ und seine Nachentdecker O. Weininger und H. Swoboda. Berlin 1906. Und: Wilhelm Fließ: In eigener Sache. Berlin 1906.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | September 1917 | 6. Heft

Die Technik der psychoanalytischen Therapie.

Vortrag, gehalten in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft am 18. Februar 1917

von Dr. med. Karen Horney

in Berlin.

In der Diskussion, die sich an den gerade durch seine äußerst konzentrierte Fassung ausgezeichneten Vortrag von Herrn Sanitätsrat Koerber über Psychoanalyse anschloß, betrafen besonders viele Einwände und Fragen die praktisch-therapeutische Seite der Psychoanalyse. Daher habe ich es übernommen, Ihnen heute das wichtigste über die therapeutische Technik auseinanderzusetzen. Einen Einblick in die Methode zu tun, ist um so notwendiger für das Verständnis, als — entgegen manchen gegnerischen Behauptungen die analytischen Theorien samt und sonders erwachsen sind aus den Beobachtungen und Erfahrungen, die man bei der Anwendung dieser Methode machte. Die Theorien haben dann allerdings ihrerseits wieder auf die Praxis eingewirkt.

Wegen dieser innigen Verquickung von Theorie und Praxis kommt es, daß man das eine schwer ohne das andere würdigen und verstehen kann, und es erwachsen mir daraus für meinen Vortrag ganz besondere Schwierigkeiten. Da ich Ihnen nun unmöglich auch noch die ganzen theoretischen Grundlagen der Psychoanalyse heute vortragen kann, muß ich die Kenntnis dieser Theorien im wesentlichen voraussetzen und Sie bitten, meinen Vortrag etwa als eine Ergänzung zu dem Vortrag von Herrn Sanitätsrat Koerber aufzufassen. Wegen der Fülle des Materials habe ich mich leider gezwungen gesehen, noch einige weitere Beschränkungen vorzunehmen. Die Beschränkung, die Sie am wenigsten bedauern werden, ist die, daß ich mich der Hauptsache nach an Freuds eigene Meinungen halten werde und die abweichenden Verfahren, wie die der Züricher Schule, nur kurz streifen kann. Bedauerlicher scheint mir zu sein, daß ich Ihnen in dem knappen Raum eines Vortrags auch nur wenig kasuistisches Material bringen kann, was doch zum Verständnis viel beitragen könnte. Auch auf die Widerlegung der Einwände, die gegen das Verfahren erhoben werden, muß ich leider für heute verzichten, denke aber, daß eine hoffentlich recht fruchtbare Diskussion mir Gelegenheit geben wird, hierauf einzugehen. Endlich habe ich das historische Material auf ein Mindestmaß beschränkt und mich nur bemüht, die Gegensätze des ursprünglichen Verfahrens zum heutigen möglichst klar heraus-

G.C.

zuschälen, weil mir die Diskussion im letzten Winter gezeigt hat, daß vielfach noch Anschauungen bekämpft werden, die schon als überwunden gelten können.

Wenn man einen Blick wirft auf die Art, wie die Psychoanalyse in ihren Anfängen ausgeübt wurde, muß man zwei Phasen scharf voneinander trennen: die allererste, in der die Hypnose angewendet wurde, und die zweite, in der grundsätzlich auf die Hypnose verzichtet wurde. Die Kluft zwischen diesen beiden verschiedenen Methoden schätzt Freud selbst so hoch ein, daß er gesagt hat: die Geschichte der Psychoanalyse setze erst ein mit der technischen Neuerung des Verzichts auf die Hypnose.

Was diesen beiden Phasen im Gegensatz zu heute gemeinsam war, war das, daß man vom Symptom ausging und nun — womöglich ohne rechts und links zu blicken — versuchte, die Spuren dieses Symptomes bis in seine Anfänge zurückzuverfolgen, während man heute, unbekümmert um die Symptome, von der jeweiligen psychischen Oberfläche ausgeht, von Schicht zu Schicht ins Unbewußte einzudringen versucht und sich dabei der berechtigten Erwartung hingibt, daß die Symptome schon von selbst schwinden werden, wenn man nur tief genug ins Unbewußte eingedrungen ist. Besser als theoretische Auseinandersetzungen kann vielleicht ein Vergleich diesen Gegensatz veranschaulichen. Man könnte nämlich die Analyse vergleichen mit der Ausgrabung einer verschütteten Ortschaft, von der man vermutet, daß sie einige besonders wertvolle historische Dokumente einschließe. Nach der alten Methode würde man nun überhaupt nur Wert legen auf diese Dokumente und würde nur an den Stellen in die Tiefe graben, wo man sie vermutet. Nach der neuen Methode würde man aber die ganze Ortschaft ausgraben wollen — das ganze Unbewußte freilegen — und würde daher im ganzen Umfang Schicht für Schicht der bedeckenden Erdschichten abgraben. Die Nachteile des alten Vorgehens liegen auf der Hand: einmal sind die Ziele lange nicht so umfassend: man fahndet nur nach einzelnen Gegenständen; dann ist man nie ganz sicher, daß man gerade an den richtigen Stellen in die Tiefe gräbt; endlich läuft man Gefahr, daß das, was man gerade mühsam ausgegraben hat, über Nacht wieder von den umliegenden Schichten zugeschüttet wird.

Man ging also damals von dem betreffenden Symptom aus, z. B. einer hysterischen Armlähmung, und konzentrierte in der Hypnose die Gedanken des Patienten auf die Zeit, in der diese Lähmung zum erstenmal aufgetreten war. Man stieß dann meist auf eine ganze Reihe von affektvollen Erlebnissen und ließ diese möglichst ausgiebig mit allen begleitenden Affekten schildern. Es zeigte sich dann, daß das betreffende Symptom tatsächlich schwand, wenn der Kranke, meist unter intensiven Affektäußerungen, bis auf die veranlassenden Vorgänge gekommen war. Dies war das sogenannte Abreagieren, an das viele immer noch einzig und allein denken, wenn von Psychoanalyse die Rede ist. Man erklärte sich damals die Heilung als eine Folge der Abfuhr eines sogenannten „eingeklemmten Affekts", während eine spätere Erkenntnis gelehrt hat, daß dem Abreagieren von „traumatischen" Affekten, die sich

nicht hatten entladen können, gar nicht die Hauptrolle in der Dynamik der Heilung zukommt.

Die zweite Phase setzt, wie gesagt, ein mit dem Fallenlassen der Hypnose. Zuerst war dieser Verzicht ein wenigstens teilweise unfreiwilliger gewesen: es ließen sich eben nicht alle Patienten hypnotisieren. Auch schien es zunächst so, als ob man damit einen unschätzbaren Vorteil aufgäbe, nämlich die in der Hypnose eintretende Erweiterung des Bewußtseins. Für diesen Ausfall fand Freud einen Ersatz in den Einfällen des Kranken, d. h. in den ungewollten Gedanken, die dem Kranken aufstiegen, wenn man ihn drängte, sich an die Zeit des ersten Auftretens des Symptoms zu erinnern, ein Drängen, das anfänglich noch verstärkt wurde durch einen suggestiven Druck auf die Stirn. Denn Freud war damals noch der Überzeugung, daß alle Symptome sich letzten Endes zurückführen ließen auf psychische Traumen, welche wegen ihres peinlichen Inhalts nicht ins Bewußtsein aufgenommen waren oder vom Bewußtsein wieder abgestoßen = verdrängt waren; eine Anschauung, die in der letzten, jüngsten Epoche der Psychoanalyse wesentlich verändert und vertieft wurde. Der Verzicht auf die Hypnose bedeutete deswegen einen so großen Schritt voran, weil durch sie der ganze feinere Mechanismns der Neurose verdeckt wurde, weil im besonderen die für Theorie und Praxis grundlegend gewordenen Widerstandsphänomene erst nach Aufgabe der Hypnose richtig erkannt werden konnten. Die Hauptunterschiede von damals gegen heute sind also kurz folgende:

1. Es handelte sich damals um eine rein symptomatische Therapie. Man ging vom Symptom aus und fahndete auf die psychischen Traumen, die ihm zugrunde lagen.
2. spielte die Suggestion damals noch eine gewisse Rolle, niemals allerdings — im Gegensatz zu den meisten psychotherapeutischen Methoden — im Sinne von einfachen suggestiven Verboten oder Geboten.
3. waren die Indikationen damals sehr viel beschränkter; sie haben sich bis heute immer mehr erweitert.

Obgleich es nun recht instruktiv ist, zu verfolgen wie sich die Methode im einzelnen allmählich weiterentwickelt hat, will ich doch der Übersichtlichkeit halber gleich übergehen zu einer kurzen Darstellung der Technik, wie sie heute ausgeübt wird, oder wie jedenfalls Freud rät sie auszuüben. Da ist die erste Frage, die gewöhnlich gestellt wird, die: wie gelangt der Arzt zur Kenntnis des Unbewußten des Kranken? Das Rohmaterial zu dieser Kenntnis liefert der Patient selbst, und zwar einmal in seinen Einfällen. Er wird also aufgefordert zu einem Traum, den er erzählt hat, oder zu einer Erinnerung, die ihm aufgetaucht ist, seine Einfälle zu bringen. Und zwar verlangt man von ihm, radikal alles zu sagen, was ihm dabei durch den Kopf geht, einerlei, ob er es für belanglos, für lächerlich, für absurd, für indiskret halte oder nicht, einerlei vor allem, ob es ihm peinlich sei, gerade dies auszusprechen. Diese Forderung der Ausschaltung der bewußten Kritik an den

Einfällen, die sogenannte psychoanalytische Grundregel, ist zunächst das einzige, was von dem Patienten verlangt wird. Sie ist für viele keineswegs ganz leicht zu erfüllen, wie sich jeder durch einen Versuch überzeugen kann. Die Einfälle, die nun produziert werden, enthüllen aber in der Regel keineswegs die unbewußten Wünsche direkt, sondern sind entstellt durch eine Zensur, welche ängstlich darüber wacht, daß die verpönten, unbewußten Wünsche nicht ans Tageslicht kommen. Der Kranke muß zwar nach den Assoziationsgesetzen z. B. zu einer Erinnerungslücke in seiner Lebensgeschichte in den Einfällen Material bringen, das dazu gehört, aber es ist in ihm ein starker Widerstand dagegen, dieses verdrängte Stück Erinnerung wieder ins Bewußtsein aufzunehmen: Er hat ja doch die zugrunde liegenden Wünsche nicht ohne Not verdrängt, sondern weil sie unverträglich waren mit seinem übrigen Bewußtseinsinhalt. Dieselben Kräfte, die einst die Verdrängung, die Abstoßung aus dem Bewußtsein ausgeführt haben, bekommt man als Widerstand zu spüren, sobald man versucht, die Verdrängung rückgängig zu machen. Dieser Widerstand bewirkt, daß die Einfälle in der mannigfachsten Weise entstellt werden. Sie kommen z. B. in symbolischer Verkleidung, oder der Kranke bringt gerade die wichtigeren Einfälle in zweifelnder Form oder sucht sie als bedeutungslos hinzustellen u. a. m. Ich will über den Widerstand, seine Quellen, seine Äußerungen und seine Auflösung in der Psychoanalyse nachher im Zusammenhang sprechen und will zunächst weiter auf die Frage eingehen, wie der Arzt zum Verständnis der unbewußten Triebkräfte kommt. Obgleich, wie ich gleich hinzufügen will, diese Leistung des Arztes die minder wichtige und minder schwierige ist. Aber sie erscheint dem der Analyse Fernstehenden als die eigentliche Schwierigkeit. Hier kommt uns nun die Erfahrung zugute, die Freud selbst und andere gemacht haben, die uns gestatten, viele Äußerungen des Kranken ohne weiteres zu überzetzen, wenn sie nicht gar zu sehr durch den Widerstand entstellt sind. So weiß man z. B., daß im allgemeinen hinter jeder Angst ein verdrängter Wunsch steckt. Wenn also beispielsweise eine Patientin erzählt von ihrer übergroßen Besorgnis um ihren Mann: daß sie, wenn er ein paar Minuten zu spät nach Hause komme, gleich fürchte, es sei ihm etwas passiert; ja, daß sie nachts sich oft über ihn beuge, um zu prüfen, ob er auch noch atme — so werden mir vermuten dürfen, daß heftige verdrängte Todeswünsche gegen den Mann bei ihr rege sind. Womit dann allerdings das Phänomen noch keineswegs erschöpft wäre, sondern man würde sich nun weiter fragen: worauf sind diese Todeswünsche zurückzuführen?

An anderer Stelle hilft uns die Kenntnis der Symbolik weiter, wie besonders bei der Deutung der Träume. Ferner können wir aus der zeitlichen Nachbarschaft der Einfälle nach den Assoziationsgesetzen ohne weiteres auf ihre Zusammengehörigkeit schließen. Also wenn z. B. einer Patientin zu einer Traumfigur meine Person einfällt, und gleich darauf fallen ihr zwei Personen auf, die ihr irgendwelche Dienste umsonst erwiesen haben oder ihr etwas geschenkt haben, so kann ich leicht den dahinter liegenden Wunsch erraten, ich möchte sie umsonst analysieren.

An anderen Stellen bekomme ich einen Hinweis auf das Wirken unbewußter Triebkräfte, wenn von Wünschen oder Entschlüssen oder Ansichten berichtet wird, die auffallend schwach motiviert sind. In solchen Fällen weiß ich, diese Ansichten müssen der Hauptsache nach in unbewußten Wünschen begründet sein.

Weiter lehrt die Erfahrung, daß man bei zweifelnder Darstellung von der im Zweifel enthaltenen Urteilsäußerung absehen kann und den Bericht im positiven Sinne verwerten.

Einen weiteren Einblick geben uns Symptomhandlungen der Patienten, Verrichtungen, die sie automatisch, unbewußt, ohne darauf zu achten, vollziehen, und die sie für belanglos erklären, wenn sie danach gefragt werden — oder auch Fehlhandlungen, die sie begehen: wenn sie also etwas liegen lassen, sich versprechen, in eine falsche Elektrische eingestiegen sind. Denn in diesen Fehlhandlungen setzen sich unbewußte Wünsche durch, und zwar oft mit großer Hartnäckigkeit. So hatte eine Patientin auf dem Wege zur Analyse eine falsche Straße eingeschlagen; sie hatte sich gleich die Lage der Straßen eingeprägt, um sich nicht wieder zu verlaufen, dachte auch das nächste Mal noch kurz vorher, daß sie jetzt auf den richtigen Weg aufpassen wolle — und verlief sich doch wieder an derselben Stelle.

Einen guten Fingerzeig geben ferner häufig während der Analyse auftretende Symptome; so trat bei einer Patientin, die an Magenanfällen litt, jedes Mal, wenn sie auf ihren Bruder zu sprechen kam, Übelkeit auf. Die weitere Analyse zeigte, daß diese auf verdrängte Kindheitserinnerungen zurückgingen, bei denen der Bruder die Hauptrolle spielte. Dieses sind nur einige ganz typische Ausdrucksweisen des Unbewußten, die man leicht vermehren könnte. Man kann sie aber nicht einfach schematisch übersetzen, denn sie weisen von Fall zu Fall individuelle Verschiedenheiten auf. Das wichtigte in dieser Hinsicht hat uns Freud in seiner Traumdeutung mitgeteilt.

Dennoch liegt, wie gesagt, in diesem Erraten der unbewußten Motive nicht die Hauptschwierigkeit und nicht die Hauptkunst, und zwar aus zwei Gesichtspunkten heraus nicht: Erstens kommt man damit doch nur bis zu einer gewissen Grenze, jedenfalls bei komplizierten Fällen. Ja, man würde sich geradezu den Weg zu neuen Erkenntnissen versperren, wenn man sich darauf beschränken wollte, einfach die Äußerungen eines Patienten nach analogen Erfahrungen zu deuten. So sagte mir einmal ein Psychoanalytiker: er bemühe sich im Gegenteil, jedem neuen Fall so gegenüberzutreten, als ob er gar keine analytischen Kenntnisse besäße.

Selbst vorausgesetzt aber, ich könnte aus den Äußerungen des Patienten mir wirklich sein ganzes unbewußtes Seelenleben restlos deuten, so würde das doch dem Kranken selbst noch keinen Schritt weiter helfen. Sie können es sich ungefähr so vorstellen, als habe der Kranke seine unbewußten Triebe wie fremde Tiere hinter eine hohe Mauer gesperrt, über die er nun nicht mehr hinübersehen kann. Er kennt diese Tiere nicht mehr, wird aber gestört und geängstigt durch den Lärm, den sie dahinter vollführen; der Arzt indessen ist in der Lage, daß er durch seine Kenntnisse die ein-

zelnen Stimmen heraushören und daraus schließen kann, um welche Tiere es sich handelt.

Dieses Wissen ändert aber natürlich gar nichts an der Situation, selbst dann nicht, wenn er dem Kranken mitteilen würde, daß die und die Tiere hinter der Mauer sein müßten. Sondern das, was not tut, ist, daß ich ihm helfe, diese Mauer allmählich wieder abzubauen, dann können die Tiere heraus, und er kann sie zähmen oder sie in einen Käfig sperren, wo sie ihn nicht mehr stören. D. h. er kann nun die ihm bis dahin unbekannten Triebe in sein Bewußtsein einreihen, und kann bewußt zu ihnen Stellung nehmen: kann sie bejahen, sie verurteilen oder sie sublimieren. Diese Mauer aber, die ihm den Zugang zu seinen unbewußten Trieben versperrt, nennen wir den Widerstand. Diese Widerstandsmauer, die wir in der Analyse mühsam Stück für Stück abbauen müssen, wird im Kranken von zwei Seiten her gestützt: vom bewußten Ich, das diese primitiven, infantilen Triebe nicht als zugehörig anerkennen will, und vom Unbewußten, das den Lustgewinn, der ihm aus der Betätigung seines Trieblebens erwächst, nicht aufgeben will. Es ist also die Hauptaufgabe der Psychoanalyse, diese Widerstände zu beseitigen, und zwar dadurch, daß man sie aufdeckt. Da ist es nun unter Umständen gar nicht so einfach, zu erkennen, wo überhaupt ein Widerstand steckt. Freud hat dafür eine sehr einfache Grundregel aufgestellt: alles, was den Fortgang der Analyse hindert, ist ein Widerstand — wobei man natürlich von wirklich rein äußeren Hindernissen absehen muß. Also wenn ein Patient zu spät kommt, wenn er aus unzureichenden Gründen gar nicht kommt, wenn ihm nichts mehr einfällt, wenn er gegen die psychoanalytische Grundregel sündigt: alles zu sagen, was ihm durch den Kopf geht, wenn er nichts mehr träumt, oder wenn er Träume von solchem Umfang produziert, daß allein mit ihrer Erzählung die Stunde hingeht; wenn er die Hälfte der Stunde jammert, daß es nicht voranginge mit ihm, statt daß er die Zeit benutzt zum Weiterkommen; wenn er plötzlich anfängt, sich mit der Zimmereinrichtung zu befassen usw. Manche versuchen auch, den Arzt von sich abzulenken durch Hineinziehen in kritische Erörterungen über Psychoanalyse oder ein anderes Thema, andere wieder werden müde oder schlafen gar ein. Schon errungene Einsichten werden im Widerstand wieder verleugnet, weswegen auch z. B. ein Psychoanalytiker genau so schwer zu analysieren ist wie andere Sterbliche.

Neben diesen typischen Formen des Widerstandes haben nun auch die meisten Patienten ihre ganz individuelle Art, ihren Widerstand zu äußern, die man bei jedem neu beobachten und studieren muß.

Es gilt also zunächst, einen Widerstand als solchen zu erkennen, ihn nicht zu übersehen. Dann kommt es darauf an, den Patienten zu der Einsicht zu bringen, daß hier ein Widerstand vorliegt, worüber er sich in den meisten Fällen gar nicht klar ist. Endlich muß man sich dann daran machen, die Ursachen des Widerstandes aufzudecken und ihn damit zu beseitigen. Man kann, wenn man schematisieren will, ganz allgemein sagen, daß man nach den Quellen des Widerstandes in zwei Richtungen graben

muß: einmal treten Widerstände auf, wenn man in die Nähe eines verdrängten Komplexes kommt, und zwar um so heftiger, je intensiver die Verdrängung war. Zweitens treten Widerstände auf, die begründet sind in dem Verhältnis des Patienten zum Arzt. Und zwar sind diese letzteren Widerstände die bedeutsameren; ja man kann wohl sagen, daß sie an jedem Widerstand ihren mehr oder weniger großen Anteil haben. Auf dieses Verhältnis müssen wir daher einen kurzen Blick werfen. (Schluß folgt.)

Die Frauenfrage in England.

Von Georg Blum in Berlin.

Großbritannien ward schon vor dem Kriege vor eine große Anzahl wichtigster Probleme gestellt. Zweifellos haben einige englische Staatsmänner gehofft, daß mit der Lösung der äußeren durch das Schwert, ein Teil der inneren auch entschieden oder mindestens abgeschwächt werde. Ihre Hoffnung ist bis jetzt nur bis zu einem recht bescheidenen Grade in Erfüllung gegangen. Darüber hinaus ist sie zuschanden geworden. Die irische Frage zum Beispiel hat der Krieg nicht abgeschwächt, sondern verschärft. Daß sie fern der Lösung schwebt, braucht kaum gesagt zu werden. Ähnlich steht es mit der Frauenfrage in England. Auch sie gehörte vor dem Krieg zu den brennenden Streitfragen; auch sie hat er nicht gelöst, sondern schwieriger gestaltet. Ein Beweis dafür ist, daß der fuchsschlaue Asquith laut Zeitungsberichten im Unterhaus erklärt hat, daß er seine persönliche Ansicht über das Frauenwahlrecht, dessen Gegner er sein ganzes Leben gewesen sei, geändert habe. Es müssen schwerwiegende Umstände gewesen sein, wenn er seine bisherige zähe Gegnerschaft, gerade im Kriege, aufgegeben hat. Aber damit ist freilich die Frauenfrage in England immer noch nicht gelöst. Das wird sich bald nach dem Kriege zeigen. Es soll damit aber nicht angedeutet werden, daß die Taten der extremen Führerinnen der Frauenbewegung in England, der „militant suffragettes“, in noch gewaltigere Anstürme auf das Unterhaus, in noch umfangreichere Brandstiftungen, raffiniertere Attacken auf Minister und Fensterscheiben ausarten werden. Das läßt sich nicht voraussagen. Soviel aber steht fest, daß wenn die Bewegung in Bahnen einlenkt oder eingelenkt wird, auf denen es nicht zu öffentlichen Exzessen kommt oder kommen kann, sie im Wesen nicht friedlicher und würdevoller wird.

Man hat in Deutschland die tragikomischen Ausschreitungen der radikalsten Frauen Englands selten richtig beurteilt, d. h. man hat viel zu wenig beachtet, wie viel die englischen Männer, nicht zu vergessen die englischen Staatsmänner und Volksvertreter, schuld daran sind. Paradox mag es klingen, aber die englische Frauenfrage ist in erster Linie eine Männerfrage.

„Von der Art, wie das Bild des weiblichen Geschlechts gesehen wird“, sagt Professor Hanslik sehr richtig, „hängt ein großer Teil

der praktischen Lebensgestaltung der Gesellschaft ab.“ Wie sehen die Engländer das weibliche Geschlecht? Vorwiegend unter dem breiten, weniger tiefen und hohen Gesichtswinkel der Empirie. Sie sehen daher mehr das Weib als das Weibliche. Dieser Standpunkt war auf die Beziehungen zwischen den Geschlechtern in England von entscheidendem Einfluß. Die Faktoren zu einem dauernden schärferen Antagonismus waren gegeben. Zum Teil liegt die Ursache dieser Weltanschauung bzw. dieses Antagonismus in dem klimatischen Charakter der Inselnatur, wie in den Vermächtnissen der Zeit überhaupt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die psychogeographischen, wie auch die politischen Einflüsse in England, dort besonders, der Entwicklung der Männer günstiger gewesen sind als den Frauen. Mit andern Worten: In England konnte die Männlichkeit besser gedeihen als die Weiblichkeit. England ist daher auch von den führenden Völkern das ausgesprochenste Mannvolk.

Aber wenn die Beziehungen der Geschlechter in England durch in der Gegenwart unabwendbare, in der Natur, im Schicksal begründete Umstände sich auch auf einer engeren Kante bewegen, auf der zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht naturgemäß leichter Spannungen und Reibungen vorkommen müssen, so ist es natürlich ganz und gar ungerecht, diese, wenn sie eintreten, überwiegend der Frau zur Last zu legen. Geradezu ein Irrtum aber ist es, zu glauben, daß in dem Maße die Konflikte zwischen Engländern und Engländerinnen im Laufe der Zeit sich verschärft und vermehrt haben und in die Öffentlichkeit getragen worden sind (und das ist alles der Fall), die Schuld auf seiten der englischen Frauen im wesentlichen sich gleichermaßen vermehrt hat. Das Gegenteil ist der Fall. Die Zunahme der Verschlechterung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern in den letzten 100 Jahren ist in England im wesentlichen, vom Verhängnis abgesehen, die Schuld der Männer. Sie haben die günstigen Bedingungen, unter denen sie als das stärkere und führende Geschlecht dort leben, teils bewußt, teils unbewußt mißbraucht, teils in geistiger und seelischer Gesinnungsuntüchtigkeit zum Schaden der englischen Frau und damit des Volkes unausgenützt gelassen. Denn darüber kann keine Frage sein, daß nachdem den Führern der Gesellschaft Vorteile entstanden sind, mehr als in anderen Ländern Europas, sie auch die Pflicht und Neigung hätten verspüren sollen, an der Erziehung des weiblichen Geschlechts, an seiner Besserung nach innen und außen, mitzuhelfen. Eigentliche Erziehung des weiblichen Geschlechts aber heißt, ein Volk, eine Nation veredeln. Das haben die Engländer weder als Einzelmänner, noch als Mannvolk, noch als Staatsbürger getan. Ja sie haben im Gegenteil in stupidester Weise übersehen, daß sie als Menschen, als Mitmenschen, als Geschlecht, Träger des Volkes und Staates durch eine solche Haltung in Gegenwart und Zukunft nichts gewinnen, sondern vieles, teils Unwiederbringliches, verlieren werden. Der Grund liegt darin, daß die englischen Männer mehr und mehr der Wirklichkeit des Realen, in engerem Sinne der Realkultur sich hingeben, und teils von ihr beherrscht werden. In dieser Strömung und den daraus folgenden Wirkungen und Gegen-

wirkungen liegt der Schwerpunkt der zunehmenden Krisen zwischen den Geschlechtern Englands.

Die Überlieferungen im englischen Mannvolk wurzeln, wie bekannt, in der Inselnatur und geschichtlichen Vorgängen. Geographische, geistige, politische, wirtschaftliche Einflüsse zogen die Engländer im Laufe der Jahrhunderte immer stärker aufs Konkrete, aufs Materielle und Gröbere. Sie wurden Seefahrer, Seekrieger, Handels-, Industrie-, Geld- und Weltmachtsmenschen. Hand in Hand mit der Ausdehnung der Schiffahrt, der Politik, des Handels, der Technik, Industrie und Finanz ging das Werden eines konzentrierteren Manntyps, der vom Standpunkt der Interessen der beiden Geschlechter eine Vergröberung, und teils eine Verschlechterung darstellt. Als sich immer mehr zu Geschäfts-, zu Wirtschaftsmenschen und zu Politikern, kurz zu weltklugen Realisten, entwickelnden Individuen, werden die Männer schlechtere Gefährten, Liebhaber und Gatten der Frauen. Sie sind eben in diesem Denken und Tun, im Reiche der konkreten Möglichkeiten und Nützlichkeiten, noch viel zu unreif. Sie leben sich darin noch viel zu mangelhaft aus, stürzen oft blindlings vorwärts und verlieren in der Hast die gesunde Distanz zu den Frauen. Diese Entfernung der Männer von den Frauen, die eine Lockerung in ihren glücklichsten Beziehungen zueinander bedeutet, hat teils ihren Grund in der langen Dauer und Intensität körperlicher und geistiger Arbeit, teils in den daraus entstehenden körperlichen, seelisch- und sachlich-geistigen Folgeerscheinungen, wie Verhärtung, Erschöpfung, Erschlaffung, Kränklichkeit, Reichtum und Luxus. All dies bedeutet unter Menschen dieser Welt ein Sinken wahrer Männlichkeit und Weiblichkeit, kurz eine Gefahr für das Volk. Es soll natürlich nicht gesagt sein, daß dadurch das Ende von Völkern und Nationen herbeigeführt wird. Von dieser Gefahr rettet uns lange die Tatsache, daß wir Menschen unbewußt doch zu gute und kluge Realisten sind. Aber dieser Umstand ist ohne Zweifel von größter Bedeutung für die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und sehr wichtig mit Hinsicht auf den Rückschritt bzw. Fortschritt der Menschen und der Menschlichkeit.

Sank unter den Männern Englands, in ihrer Entwicklung zum geschäftigen, politisierenden, sportlichen, genußsüchtigen und etwas selbstseeligen Mannvolk, das Gütemaß wahrer Männlichkeit, so war es unausbleiblich, daß unter solchem Mannregime Körper, vor allem Seele und Geist der Engländerinnen ebenfalls Not gelitten hat und Not leidet. Die Entwicklung der Engländer zu realistischen und teils naturalistischen Menschen und ihre damit zusammenhängende traditionelle Vernachlässigung der weiblichen Psyche hat denn auch in England die naturgemäß größere Spannung zwischen den Geschlechtern im Laufe der Zeit wesentlich verschärft.

Immer mehr trat dem realistischen, weltklugen, beschäftigten, bis zu einem gewissen Grade sogar gesättigten und verbrauchten Mann ein veränderter Frauentypus gegenüber. Der zieht ihn zunächst sehr an; denn das Äußere der Frau ist durch die vom starken Geschlecht geschaffene Realkultur anziehender geworden. Inhaltskultur neigte zum Formenkultus, Anmut zur Faszination. Aber der neue Zauber hat kürzeres Bestehen. (Man muß die Wahrheit sagen: Unsere Zeit

der Realkultur macht die Frauen nicht schöner; viele im Gegenteil häßlicher.) Auf die Dauer läßt dieser Frauentyp die Männer kühler. Die erhöhte ästhetische Schönheit desselben zieht ihn an, das Zuviel vom Weib und Zuwenig vom Weiblichen, das meistens damit verbunden ist, kühlt ihn ab. Der Frau aber tritt ein Manntyp entgegen, der sie im Leben wenig zu brauchen scheint. Und wenn er sie braucht, so scheint viel zu sehr sein weltkluger Realismus das Hauptmotiv: Sexuelle Notwendigkeiten, praktische Zwecke, wie eine Hausfrau oder Salondame, selbst ein Luxusweibchen sie darstellen. Kein Wunder, daß in solcher Temperatur die Weiblichkeit verkümmert, das Weib aber mehr in die Erscheinung tritt. Im großen ganzen waren und sind die verblendeten englischen Männer heute noch damit einverstanden. Sie fördern sogar alles, was die Frauen ins Materielle, Gröbere, Genußvollere, Sinnlichere bringt. Im Juli 1914 belief sich die Zahl der in den 10 wichtigsten Berufsgruppen beschäftigten weiblichen Arbeiter auf 3 219 000. Bis Juli 1916 hat sich diese Zahl um 866 000 vermehrt, also um 27 %. Ende 1917 mag die Vermehrung 40% und vielleicht noch mehr betragen. In diesen Ziffern sind die in häuslichen Diensten, in kleinen Schneiderwerkstätten und in Hospitälern arbeitenden nicht einbegriffen. Dabei ist zu bedenken, daß die Frauen zur beruflichen Tätigkeit in unserer Zeit leichter als je zu haben sind. Die moderne Realkultur fasziniert den Mann und auch die Frau viel zu sehr. Sie ahnen nicht, was für Gefahren ihnen dadurch drohen. Besonders der Frau fehlt beinah jede Einsicht. Der gegenwärtige furchtbare Kampf der modernen Wirtschaftsstaaten ist, besonders in England, trotz der Gemeinschaftsarbeit von Männern und Frauen, bis zu einem gewissen Grade auch ein heimlicher, noch viel zu wenig beachteter, zwischen den Geschlechtern.

Die Engländer besitzen die zweifelhafte Fähigkeit, mehr das Weib als die Weiblichkeit zu entwickeln. Hier zeigt sich, nebenbei bemerkt, auf andere Art, daß die Engländer in der einfachen Rechnung besser sind, als in der komplizierteren. Sie haben nicht die Gabe, sich in das weibliche Wesen genügend zu versenken. In den meisten Fällen ist es ihnen auch nie Ernst darum; denn verwickeltere Gedanken begegnen drüben von seiten der Männer von jeher starkem Widerstand; vielen sind sie ein Greuel. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sie die komplizierte Frauenfrage so abneigend bis jetzt behandelt haben. Ich lasse die Frage offen, ob der Krieg die Psyche der Engländer komplizierter, feinfühlender, d. h. verständnisvoller macht. Hoffnung dazu ist wenig vorhanden, denn es handelt sich hier um die Überwindung einer langen Tradition, die, wie die Engländer ja auch zugeben, im Sterben sehr zähe ist. *Tradition dies hard.* Diese stirbt auch mit dem Übergang Asquiths zu den Freunden des Frauenwahlrechts nicht.

Wo Männer trachten, in einem immer schärferen Realismus zu leben und die Frauen ihnen folgen müssen, mit anderen Worten, wo die echte Männlichkeit aus bereits geschilderten Gründen abnimmt und echte Weiblichkeit daher auch abnehmen muß, ist es unausbleiblich, daß die mehr oder weniger harmonischen psychophysischen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern durch

zunehmende Mißklänge gestört und verletzt werden. Der Antagonismus zwischen ihnen muß zunehmen. Da nun in England die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, wie schon gesagt wurde, naturgemäß auf einer engeren Kante sich bewegen, auf der leichter Spannungen und Reibungen vorkommen müssen, so stehen wir heute vor der Tatsache, daß der Antagonismus zwischen den Geschlechtern in England heute stärker ist als in allen anderen Großstaaten. Das ist der Grund, warum die Frauenfrage in England so brennend ist. Es bleibt zu untersuchen, ob diese erhöhte Spannung zwischen den Geschlechtern am meisten dazu beiträgt, daß der Zeuger- und Empfängniswillen abnimmt.

Die Frau in England kämpft immer mehr als Weib. Sie ist dazu gezwungen; denn je mehr die Engländer im tätigen Leben fortschritten, desto mehr drängten sie ja die Weiblichkeit zurück und förderten das Weib. Auch glaubten schließlich die Frauen selbst, daß diese Gemütsveränderung für sie notwendig und nützlich sei. Sie verloren auf diese Weise in zunehmendem Maße an Anmut, Zartheit, Weichheit, Mütterlichkeit, Häuslichkeit, an jenem Zauber, „welcher das Bestimmende für die zartesten Seiten des Lebens ist, für Gesittung, das innere Glück der Menschen und die Schönheit des Daseins“. Dagegen ist ihr Wesen noch kühler, härter, steifer, unruhiger, aggressiver geworden. Ihr schönstes Lebensgefühl wurde gedämpfter und in dieser Atmosphäre hat sich ihr Antagonismus gegen das männliche Geschlecht wesentlich vermehrt. Im Laufe der Zeit äußerte sich derselbe in einem wahnwitzigen Drange, ähnliche Rechte wie der Mann zu erreichen. Immer mehr wurde auf dem Boden der Empirie gefochten. Darum sind die Kämpfe der Frauen immer tragischer, immer grausamer und niederer geworden. Der Kampf der Frauen um größere Rechte mußte, als er bis in die rauhe Atmosphäre des handelnden und politisierenden Britten getragen wurde, peinliche Formen annehmen. Im empirischen Kampf ist er der Stärkere, der Geschultere, die Frau aber die Schwächere, die Unerfahrene. Aber muß schon die Frau schließlich unter diesen Bedingungen unterliegen, der Mann leidet auch darunter, folglich das ganze Volks- und Staatsleben. Das Weib zieht Frau und Mann hinab.

Nach diesen Ausführungen ist es klar, daß wir uns davor hüten müssen, in erster Linie die englischen Frauen für solche Zustände verantwortlich zu machen. So gewiß es sich hier einesteils um einen tragischen Kampf gegen die eigene höchste Wesenheit der Frau handelt, so gewiß handelt es sich auch um eine leibhaftige Rebellion der unterdrückten Weiblichkeit gegen den gewordenen Manntypus. In letzterer Richtung ist das nichts mehr als ein hoffnungsvolles Zeichen, in ersterer ist es eine Fatalität. Soweit in diesem Falle die radikalsten Weiber in England in Frage kommen, die Mannweiber, die „militant suffragettes“, so sind auch sie nicht rundweg zu verdammen. Es ist bei ihnen als Milderungsgrund in Betracht zu ziehen, daß bei einer solchen tragischen Bewegung, wie sie in England sich entwickelte, gewisse Frauen sozusagen den Halt verlieren mußten. Es sind diejenigen, welche die Vorstellung von der Emanzipation der Frau auf eine weltferne Spitze trieben,

und sich in eine tolle Politik verrannten. Diese entsprang zum größten Teil aus dem beschränkten, ungeschulten, realen Wirklichkeitssinn der Frauen im allgemeinen. Weiber werden zu Hyänen, die Weiblichkeit wird es nie.

Der Kampf der englischen Frauen für größere Rechte (und dabei handelt es sich nicht nur um eine Art Scheinrecht, wie es in den „Votes for Women" zum Ausdruck kommen würde) hat in England gerade deshalb so tragische und entwürdigende Formen angenommen, weil sie aus einer inneren Zwangslage heraus handeln, in die sie die Männer bis zu einem wichtigen Grade gebracht haben. Diesen Umstand darf man auch bei der Beurteilung der Taten von der Pankhurst und ihrer Genossinnen nicht außer acht lassen, also bei den Frauen, die gegen die Weiblichkeit in der eigenen Brust und mit Haß gegen die Männer kämpfen.

Diese reibungsvollen Beziehungen zwischen den Geschlechtern in England, welche in den letzten Jahren einen Höhepunkt erreicht, und ihre Wirkung vielfach bis in den kleinsten Verrästelungen von Menschengemeinschaften ausgeübt haben, weckte im Zusammenhang mit einer Summe anderer für das gesunde Volksleben Englands wichtigen Faktoren eine Gegenwirkung. Auf die Dauer können Männer und Frauen, Junggesellen und Junggesellinnen, Jünglinge und Jungfrauen, selbst Mädchen und Knaben in ihrem Verhältnis zueinander in solchen Zuständen und Umständen nicht genügende Befriedigung ihrer innersten Bedürfnisse finden. Sie suchen nach einem Ausweg. Ist's ein Sehnen nach idealeren, wärmeren Verhältnissen? Gewiß. Aber die Frage ist, haben sie die innere Kraft, ihrer Sehnsucht Ziel zu erringen? Die Wege, welche in idealere Lebensverhältnisse führen, sind für sie, den schärferen Realisten, nicht leicht gangbar. Es waren aber deutliche Anzeichen vorhanden, besonders in den letzten Jahren, daß man drüben, besonders von männlicher Seite aus, sich von den schweren Ketten des Materiellen etwas befreien wollte. Zurück ins Unbewußte, ins Phantasievollere, weg von der Gehirndienerei zum flüssigeren, wärmeren, mehr lebenserhaltenden Strom des Gefühls! Vom Grauen und Starren hin zum Farbigen und Beweglichen! Das war vieler Engländer offenes und heimliches Ziel.

Diese idealistische Sehnsucht ist in Deutschland anscheinend wenig beachtet worden. Dieselbe war drüben vor dem Krieg bis in breitere Schichten des englischen Volkes zu spüren. Die Befreiung von einem Materialismus englischer Art ist aber für die Engländer in der Tat mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Das zeigte sich je mehr der Wunsch danach stärker wurde, und besonders in dem Streben nach einer gesunderen Harmonie in den Beziehungen der Geschlechter. Der Weg ward für die Suchenden mit Enttäuschungen und Entsagungen bepflastert; denn sie suchten letzten Endes eben nach mehr Liebe und fanden sie nicht oder nur selten. Im Rahmen dieses Artikels kommt es uns darauf an festzustellen, daß der Mann die Liebe im Weiblichen, im Ewigweiblichen, suchte aber immer wieder auf den stärker entwickelten Teil in der Frau, auf das Weib stieß. Die Frau suchte nach Verehrung, Mut, Kraft und Nähe des anderen Geschlechts und fand Kühle, Mißmut, teils

Entkräftung, Gleichgültigkeit und Abwesenheit. Dies zuweilen nach langem Warten. Andererseits sind ja auch eine große Anzahl überzähliger Frauen in England davon ausgeschlossen, daß sie ihre Mission als Geschlecht in den wichtigsten Punkten erfüllen. Vor dem Krieg zählte man in England eine und eine halbe Million mehr Frauen als Männer. Heute? Und nach dem Kriege? Die Zahl wird nicht unwesentlich erhöht werden.

Da für beide Teile die Befriedigung des Affektes der Liebe, der mit zum höchsten Menschenglück gehört, teils ungenügend, teils gar nicht beschieden ist, suchten sie nach einem Ersatz. Für die Männer gibt es mehr Mittel und Wege dazu. Die meisten finden ihr Glück darin, so schnell als möglich wieder zur Arbeit und ihrem Wechsel, zur Jagd nach Geld, Macht, Ehre und Ruhm zurückzukehren, obwohl gerade dieser Weg, wie der ruhig und verständnisvoll denkende Mensch einsehen muß, eine sehr zweifelhafte Lösung des ganzen Problems ist. Dann kommen diejenigen, welche sich ganz oder teilweise in der Religion, im Sport, in der Kunst und Philosophie beglücken. Es könnte an Beispielen aus der Geschichte der Männer Englands, worunter recht berühmte aus Vergangenheit und Gegenwart, gezeigt werden, wie sehr sie für den Affekt der Liebe Ersatz suchten und suchen mußten.

Die Frau, eben weil sie Frau ist, ist bei diesem Mangel an Liebe am schlimmsten daran. Sie besitzt weniger Möglichkeiten ihn durch Ersatz auszugleichen. Der Flirt ist ein Ausweg. Es läßt tiefblicken, daß der Flirt aus England kommt. Sodann ist es interessant zu beobachten, wie sich die angesammelten nach Verbrauch drängenden seelischen Kräfte in Liebe zu tierischen Lebewesen ablenken. Nicht selten macht man in England die Erfahrung, wie Frauen, ältere, unverheiratete besonders, eine zärtliche, zuweilen leidenschaftliche Liebe zu Katzen, Hunden und anderen Haustieren, ja sogar wilderen Tieren entfalten. Die Dichtung natürlich bietet ein weites Feld, in dem die Regungen umgesteuert werden können. In England wird eine Unmenge Literatur aus dem Drange nach Ersatz für Liebe gelesen und zum Teil verfaßt. Im Jahre 1911 wurden in England 10914 Bücher herausgegeben; 2215 davon waren Romane (Fictions). Im Jahre 1820 belief sich die Zahl derselben auf 26. Das ist zwar einesteils auch ein Beweis für den Fortschritt des Geschäftssinnes und der Technik, andererseits aber auch für die Vereinsamung und selbst Verlassenheit der englischen Frauen. R. Müller-Freienfels schreibt über diesen Ersatz für Liebe in seinen psychologischen Untersuchungen über „Poetik“:

„Die Liebe und alles was man so nennt, nimmt im sozialen Leben eine besondere Stelle ein. Wohl für keinen anderen Affekt ist die Möglichkeit der Befriedigung so erschwert, wie für diesen. Besonders in unserer Kultur bringt es die Stellung der Frau mit sich, daß sehr viele vom normalen Geschlechtsverkehr ausgeschlossen sind, nicht nur Frauen, sondern auch Männer. Hier nun bietet die Dichtung einen gewissen Ersatz, indem sie wenigstens in der Phantasie diejenigen Erlebnisse verschafft, die die Realität nicht zu bieten vermag ... Auch Frauen und Männer, die in ihrer Ehe unbefriedigt sind, suchen in Romanen das, was das Leben

ihnen versagt. Daher, weil das Leben verhältnismäßig ganz wenigen Individuen einen völlig befriedigenden Geschlechtsverkehr bietet, rührt die ungeheure Ausbreitung der erotischen Literatur vom feinsten bis sum gröbsten Genre und wir sehen hier deutlich die lebensergänzende Bedeutung der Dichtung ... Kein anderer Affekt ist so geeignet zum Idealisieren, kein anderer steigert in solchem Grade das Lebensgefühl."

Soweit das in Betracht kommt, was man in engem Sinne unter Geschlechtsverkehr versteht, muß auch die fürs gesunde Volksleben so wichtige Tatsache angeführt werden, daß in einem so hochzivilisierten oder besser gesagt konventionellen Lande wie England, aus sexueller Not heraus, geschlechtliche Verirrungen unter den Frauen verbreiteter sind. Hier wie dort handelt es sich meistens um eine Gefühlsablenkung der besprochenen Art. Ferner kommt in diesem Zusammenhange die Trunksucht in Betracht, der ein auffallender Teil der Frauen zum Opfer fällt, und endlich bis zu einem wichtigen Grade der Drang der Frauen nach Betätigung im Berufsleben.

Ersatzmittel, und wären sie die besten, sind meistens nicht vollwertig. Auch der Ersatz für Liebe befriedigt nie auf die Dauer. So ist es denn auch unausbleiblich, daß zwischen dem Mann und der Frau in England unter den geschilderten Verhältnissen die Beziehungen im großen ganzen noch schlechter geworden sind. Jedenfalls sind die daraus entstandenen Frauenkämpfe in England weniger eine Unehre für die Engländerinnen als für die Engländer. Die Stunde der Einkehr hat für diese geschlagen, aber sie scheinen sie überhört zu haben. Mit erstaunlicher Verständnislosigkeit haben sie im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart die Frauenbewegung sich angesehen. Die englischen Staatsmänner und Volksvertreter besonders. Auch in dem Kabinett Asquith waren vor dem Kriege Minister, die dem Problem mit einer Dickhäutigkeit gegenübertraten, wie sie nur in englischen Bullerichen zu finden ist. Lloyd George dagegen hat mit seiner bekannten Seelenelastizität sich so gestellt, als ob er mit den Frauen sympathisiere; seine Taktik aber war sie hinters Licht zu führen.

Der Krieg macht die Frauenfrage in England noch brennender, weil das weibliche Geschlecht in England nach dem Kriege nicht bloß in noch größerer Mehrheit sein wird, sondern in größerer Mehrheit im Berufsleben sein wird. Es ist sehr zu bezweifeln, ob dadurch der englische Manntypus s e i n e Art Herrenmoral gegenüber der Frau mildert. Eine Neigung zum Gegenteil ist vorhanden; denn es wird sich für die englischen Männer darum handeln, in Gegenwart und Zukunft das englische Weltreich zu erhalten. Das verlangt noch intensivere Arbeit auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet als früher. Unter diesen Umständen aber besteht die Gefahr, daß die Beziehungen der Geschlechter in England noch unfeiner, reibungsvoller, d. h. schlechter werden zum Schaden von beiden. Die Tendenz zum Chaos, die von der männlichen Seite ausgehend, durch die Geschichte Englands bis zur Gegenwart hindurchschimmert, würde dann sichtbarer und gefährlicher. Die Führer der Gesellschaft sind Mithüter der Weiblichkeit. Sie müssen in erster Linie für gute Beziehungen zwischen den Geschlechtern

sorgen. Wehe den Engländern, wenn sie in den nächsten 50 oder 100 Jahren fortfahren, ihre Mission nach dieser Richtung hin so schuldhaft zu erfüllen! Großbritannien wird dann Klein-Britannien. Das deutsche Volk aber möge England ein wenig genauer studieren. Das ist gerade heute so wichtig. Dann wird es finden, daß unter den wichtigen Lehren, die es uns bietet, auch große sind, die zeigen, wie man es nicht machen soll. La femme c'est un homme manqué. Was für eine Gefahr für sie und uns in unserem Zeitalter! Aber vielleicht auch was für ein Trost und was für eine Hoffnung!

Englische Sexualprüderie.

Von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel.

Betrachtet man das Gebiet des sexuellen Lebens, so begegnet man in England auf Schritt und Tritt böser Scheinheiligkeit. Alles, was wir von der Sittengeschichte Großbritanniens wissen, deutet darauf hin, daß die Engländer eine animalisch nicht minder kräftige Rasse sind als irgendein Volk des Festlandes und daß seine sexuellen Bedürfnisse nicht gerade gering sind; natürlich vorausgesetzt, daß in seiner Mitte wie in der jeder anderen Nation alle sexuellen Temperamente mit einem gewissen Prozentsatz vertreten sind, daß also auch die ganz Frigiden nicht fehlen. Nur soll man nicht glauben, daß sich hinter blonden Stirnen oder ätherischem Wesen unbedingt sexuelle Enthaltsamkeit verberge. Im Gegenteil; auch für England gilt das Wort Goethes:

„Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können."

Man braucht nur den heutigen Umfang der Prostitution — namentlich in London — zu betrachten, um einen Begriff davon zu erhalten, welche bedeutsame Rolle das sexuelle Leben unter der Oberfläche der „respektablen" Gesellschaft spielt. Diese Legionen von Venuspriesterinnen sind keineswegs Ergebnis der letzten Jahrzehnte. Früher sah es in London vielleicht noch schlimmer aus. Seit langem besitzt dort das Dirnentum in allen Preisabstufungen ungeheuren Umfang. Nur tut man so, als sei es ebensowenig vorhanden wie die zahlreichen Irrungen der „Gesellschaft".

Namentlich die englische Literatur zeigt in dieser Beziehung ein eigenartiges Bild. Sie gibt sich den Anschein, als ob es nicht nur so etwas wie asexuelle Menschen in großer Zahl gebe, nein, als wenn sie gegenüber denen mit geschlechtlichen Begierden behafteten etwa 99 gegen 1% bildeten, ja sogar als ob der asexuelle Mensch das unverrückbare Ideal des englischen Mannes nicht minder wie der englischen Frau sei. Wo klingt in den Romanen der großen englischen Dichter des 19. Jahrhunderts irgendein Wort an, das auf sexuelle Regungen hindeutete? Weder bei Dickens noch bei Thackeray, der doch Charaktere aus allen sozialen Klassen wundervoll zu schildern verstand, hat man den Eindruck, daß sie sich der sexuellen Eigenart der geschilderten Menschen bewußt seien. Liest

man nun gar die Romane der heutigen englischen Schriftsteller, eines John Galsworthy oder eines H. G. Wells, die in Hunderttausenden von Exemplaren verschlungen werden, so erhält man noch mehr den Eindruck, daß alle Menschenkinder, die uns darin begegnen, asexuell geboren seien, daß sie mit heimlichen Engelflügeln durchs Leben laufen und daß ihnen die Kinder nur vom Storch gebracht werden.

Ein Gutes hat dies gewiß: es wird in England nicht gezotet. Damit sind die Vorteile aber auch erschöpft. Denn das Wesen der Sache wird nicht geändert, viel eher verroht, wenn zwar Anspielungen auf sexuelle Dinge ausgeschlossen sind, diese selbst aber im Leben einen breiten, nur nach außen völlig verhüllten Raum einnehmen. Gewiß gibt es in der englischen Sittengeschichte der letzten beiden Jahrhunderte keine ganz so offenen Tatsachen wie in der russischen, die etwa berichtet, daß Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, als sie noch Großfürstin war, ganze Nächte in Orgien mit den Grenadieren der Garde verbrachte und sich dabei so sehr an starke Getränke gewöhnte, daß sie später, als Kaiserin, zuweilen ganze Wochen lang nicht nüchtern wurde, so daß die fremden Gesandten vergeblich auf Audienz warteten. Auch das ist uns aus dem England derselben Zeit nicht aufbewahrt, daß jemand es sich herausgenommen hätte wie die Regentin Anna von Braunschweig in Rußland, im Sommer mit ihrem Liebhaber auf einem erleuchteten Balkon des Schlosses zu schlafen. Was sich aber heimlich in England abspielte, war nicht minder schlimm. Zuweilen ist es weit ärger als solche moskowitischen Offenheiten. Was Eduard VII. sich als Kronprinz geleistet hat, konnte selbst in einem Volke, das seine Fürsten wie die Götter zu verehren pflegt, nachdem es ihnen alle tatsächlichen Herrscherrechte genommen hat, nicht ohne Ekel aufgenommen werden. Niemand, der die menschlichen Bedürfnisse kennt, wird einem Manne, vor dem sich alles in Unterwürfigkeit beugt, und dem unerschöpfliche Geldmittel zur Verfügung stehen, vorwerfen können, daß er eine Leidenschaft für schöne Frauen hatte. Daß er sich aber an minderjährigen Mädchen vergriff und daß in dem Sensationsprozeß, der sich infolge der Steadschen Enthüllungen ergab, Dinge aufgedeckt wurden, wie sie denn doch keine andere Weltstadt aufzuweisen hat — und daß man statt des Thronfolgers den unglücklichen Stead ins Gefängnis steckte, das wird man denn doch mit sehr starken Ausdrücken bezeichnen dürfen.

Das Maß der Scheinheiligkeit abzuschätzen, das in England in sexueller Beziehung waltet, ist ungemein schwer. Aber es dürfte auch heute in London allein Zehntausende jüngerer und älterer Engländer geben, von denen dasselbe gilt, was Archenholtz im 18. Jahrhundert fast als Regel berichtete: ein unverheirateter Engländer, der über 2000 Pfund Einkünfte verfüge, gebe für seine Bedürfnisse kaum 200 Pfund aus (dies allerdings hat sich wesentlich geändert) — „alles übrige ist seinen Vergnügungen gewidmet, worunter die Mädchen der erste und der letzte Artikel sind“. Ob es im heutigen London noch jährlich erscheinende Adreßbücher der kostspieligeren Liebespriesterinnen gibt, wie sie früher üblich waren,

kann ich nicht sagen. Auch die im 18. Jahrhundert ungemein beliebten Bagnios, die nur dem Aushängeschild nach Bäder waren, während ihre tatsächliche Bestimmung darin bestand, Pärchen aller Art intime Zusammenkünfte zu ermöglichen, sind wohl verschwunden. Aber ihre Stelle ist durch andere Dinge eingenommen: durch die Balletratten an den Theatern, die vielgeliebten Chorusgirls, durch einige Klubs, in denen sich das Nachtvergnügen bis in den Morgen erstreckt, und durch andere Einrichtungen.

Auch heute gilt für alle diese Dinge, was Archenholtz im 18. Jahrhundert berichtete, als er über die prächtig, ja zuweilen fürstlich möblierten Bagnios sprach, in denen alles, was die Sinne nur reizen könne, entweder vorhanden sei oder verschafft werde: „Die Engländer behalten ihr ernsthaftes Wesen auch bei ihren Vergnügungen bei, daher denn auch die Geschäfte in einem solchen Hause durchaus mit einer Ernsthaftigkeit und Anständigkeit betrieben werden, die man sich kaum vorstellen kann."

Ähnliche Beobachtungen kann man bei Taine in seinen lehrreichen „Aufzeichnungen über England" (1861) nachlesen. Seine klugen und aufrichtigen Bemerkungen sind um so wertvoller, als er die französische Auffassung der Prostitution mit der englischen in Vergleich stellt. Er kommt aus dem Staunen darüber nicht heraus, daß die Prostitution in England trotz der großen Ausdehnung, die sie offensichtlich erlangt habe, in der Literatur so behandelt werde, als sei sie überhaupt nicht vorhanden; gleichzeitig deutet er auf die Roheit und Schwunglosigkeit der sexuellen Vergnügungen in England hin. So meint er — ich zitiere nur zwei kurze Stellen —: „Der Anblick der Ausschweifung läßt hier in der Seele nur ein Gefühl von Unglück und Erniedrigung zurück. Sie hat nichts Glänzendes, Kühnes, Witzig-Lustiges wie in Frankreich." „Wenn man die Frage einem Tribunal von Naturwissenschaftlern vorlegte, würden sie zweifelsohne sagen, daß die Rassen in allem und jedem verschieden seien, daß die eine die Scham eines Hundes, die andere die eines Elefanten hätte und diese zweite alles verhehle, was die erste hervorhübe. Folglich übertreibt unser Zurschaustellen und ihre Zurückhaltung verbirgt, man muß also von dem, was wir aussprechen, etwas abziehen und dem, was sie eingestehen, noch etwas hinzufügen[1])."

Man denke nicht, daß diese Dinge auf junge ledige Männer oder auf bestimmte Gesellschaftskreise beschränkt seien. Auch ein Einblick in die höheren Gesellschaftskreise stimmt nachdenklich. Prozesse wie der 1913 gegen Lady Victoria Sackville West geführte, oder der einige Jahre vorher sich abspielende eines Namensvetters von Conan Doyle, der seiner ersten Frau, von der er sich hatte scheiden lassen, schriftlich versprach, weiter intim mit ihr zu verkehren, und der alsdann von ihr wegen Kontraktbruch verklagt wurde, werfen ein eigenartiges Licht, wenn nicht auf die sexuellen Gewohnheiten, so doch auf die sexuellen Möglichkeiten in diesem Lande.

* * *

[1]) Hippolyte Taine: Aufzeichnungen über England. Deutsch. Jena 1900. Diederichs. S. 45 und 115.

Alle diese Dinge gewinnen besondere Bedeutung, wenn man die seelische Haltung der englischen Nation während des Krieges zu erforschen sucht. Ist es doch unmöglich, irgend ein Gebiet des Seelenlebens von den übrigen ganz zu trennen. Hat man sich auf einem Felde an verschrobene oder gar unehrliche Lösungen gewöhnt, so wird man auch auf anderen nicht von ihnen loskommen. In der Tat begegnet uns die Denkträgheit des Engländers auf Schritt und Tritt — jene seltsame Fähigkeit, die unvereinbarsten Widersprüche Schulter an Schulter stehen zu lassen, als vertrügen sie sich ohne weiteres mit einander. Wir nennen das dann Heuchelei, während sich der Engländer dieser Widersprüche zuweilen kaum bewußt wird.

„Der heilige Vater kann betrübt sein, er kann für den Schuldigen beten, aber er kann nicht unversöhnlich sein.“ Ebenso pflegte auf den Vorwurf, daß in Rom die Folter angewendet werde, die Erwiderung zu folgen: „Der Papst ist gnädig“. Stehen nicht diese Äußerungen auf derselben Stufe mit der Verteidigung der Grausamkeiten, die sich die Engländer während des Burenkrieges in den Konzentrationslagern und wiederum 1914 namentlich in Newbury zuschulden kommen ließen? Wohin man in der Presse und in der politischen Literatur Englands blickt — überall können uns solche Äußerungen begegnen. In den Junius-Briefen, die um das Jahr 1770 gegen manchen Mißbrauch der englischen Regierung kräftig Sturm liefen, ohne daß dem Verfasser das Geheimnis seines Namens entrissen worden wäre, kann man Äußerungen finden, wie die: das Matrosenpressen, das für England unentbehrlich sei, habe kaum Schattenseiten, da ja Seeleute schwerlich gegen die Pflicht ihres Landes gemißbraucht werden könnten (Brief 59); oder das Urteil über Irland (im 29. Briefe), das echt englisch als eine Nation bezeichnet wird, „die zu viel Unrecht erlitten hat, als daß man ihr leicht vergeben könnte“.

Vor einigen Jahren hat Galsworthy in einem ausgezeichneten Roman „Insel-Pharisäer“ seinen Landsleuten einen ehrlichen Spiegel vorgehalten. Er zeigt ihnen, daß sie sich das eigene Denken abgewöhnt haben, daß statt dessen jeder von ihnen sich an eine Formel hält, die ihm von der Schule, der Universität, der Kirche oder einer anderen Gruppe fertig geliefert werde. Im „Man of property“ und in anderen Dichtungen hat derselbe Dichter das Bild des Stockengländers von heute entrollt, der mit abstoßender Engherzigkeit ein selbstgerechtes Pharisäertum verbindet, das jede Brutalität zur Erreichung der erwünschten Ziele billigt, solange sie nur geheim gehalten oder öffentlich irgendwie gerechtfertigt werden kann.

Es ist schon so, wie Carlyle vor zwei Menschenaltern schrieb: daß der englischen Nation in ihrem Durchschnitt — vortreffliche Ausnahmen fehlen auch in England nicht — nicht Wahrheit nützlich und sicher scheine, sondern eine Verschmelzung von Wahrheit und Falschheit, und daß ein feines Gift der Lüge die ganze englische Gesellschaft durchdringe. Der Zorn, der gegen England seit dem Kriegsausbruch im Herzen jedes Deutschen loht, während bis dahin die Stimmung gegen unsere Vettern jenseits des Kanals nicht nur ver-

söhnlich, sondern geradezu freundlich war, hat seine stärkste Quelle in dem Abscheu gegen das verruchte Treiben der englischen Staatsmänner, die öffentlich die heiligsten Friedensversicherungen abgaben, während sie heimlich allenthalben in der Welt den Ausbruch des großen Krieges gegen Deutschland vorbereiteten. England erhält jetzt seinen Lohn dafür. Denn was auch das endgültige Ergebnis des Krieges sein mag — so viel ist sicher, daß Großbritannien sich nach dem Friedensschluß in der Reihenfolge der Großmächte um mehrere Plätze heruntersetzen muß und daß seiner Weltherrschaft nicht minder wie seiner Seemacht die gefährlichsten Wunden geschlagen sind. Vielleicht entsinnt es sich nun der ehernen Mahnung Carlyles: „Bull, mein Freund, du mußt jenes erstaunliche Hohepriesterkleid, jenen Kaisermantel oder wofür du es sonst halten magst, abwerfen; denn, wie ich sehe, ist es ein fluchbedecktes Gewand, ein vergiftetes Nessushemd, das nun zu guter Letzt Feuer an dir zu fangen beginnt“ [1]).

Kleine Mitteilungen.

Selektive Bedeutung der sekundären Geschlechtsmerkmale des Menschen.

Bereits Schopenhauer betonte in seiner „Metaphysik der Geschlechterliebe“ die hervorragende Rolle, welche die Schönheit im subjektiven Geschlechtsempfinden spielt, eine Erkenntnis, die ihm wichtig genug erschien, um sie in den „Neuen Paralipomena“ [2]) neuerlich der Erwähnung wert zu finden, indem der Philosoph in Form eines Dialogs zwischen Daphnis und Chloe die Liebenden ihre körperlichen und geistigen Vorzüge in Hinblick auf die Nachkommen hervorheben läßt. Die anziehende Wirkung, welche die sekundären Geschlechtsmerkmale auf das andere Geschlecht ausüben, gaben H. Ellis Stoff zu einer umfangreichen Studie [3]), in welcher dieser Forscher besonders den Anteil der Sinnesorgane an der sexuellen Wahl erörtert und hervorhebt, daß bei der Gattenwahl neben Homogamie, das ist Gleichheit der Rassen- und der individuellen Merkmale, Heterogamie, also Ungleichheit der sekundären Sexualcharaktere gefordert wird. Tatsächlich kann behauptet werden, daß trotz der weitgehenden Individualisierung des sexuellen Geschmackes im allgemeinen die normal betonten Geschlechtsmerkmale des Körpers und des Charakters ein Postulat jeglicher Gattenwahl vorstellen. Was nun die Bedeutung der Heterogamie für die natürliche Zuchtwahl betrifft, so muß hervorgehoben werden, daß nicht eine männliche oder weibliche Eigenheit existiert, die nicht züchterisch von Wichtigkeit wäre, wie weiter unten noch gezeigt werden soll. Da der Mann am Weibe und das Weib am Mann das für schön findet, was das Geschlecht besonders charakterisiert, die sekundären Geschlechtsmerkmale aber selektiv von Wichtigkeit sind, so steht die sexuelle Wahl zweifellos im Dienste

[1]) Thomas Carlyle: Sozialpolitische Schriften. Aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Bremer und Paul Seliger. Band 2: Vom Tage des Gerichts. Kapitel 6: Die neue Downing-Straße. Leipzig 1902. Otto Wigand. S. 188.

[2]) Neue Paralipomena § 368.

[3]) H. Ellis, Die Gattenwahl beim Menschen, 1906.

der Arterhaltung, eine Tatsache, von der das subjektive Liebesempfinden absieht, obwohl es ganz ihrem Dienst untertan ist.

Von den weiblichen sekundären Geschlechtsmerkmalen des Körpers sind es besonders Milchdrüse und Becken, deren volle Formen Anziehung nicht verfehlen und für das Gedeihen des Nachwuchses außerordentlich maßgebend sind. Denn ein breites Becken sichert dem Fötus Raum zur Entwicklung, ein „voller Busen" dem Neugeborenen reichliche Nahrung und mithin beide die größten Aussichten auf gedeihliche Entwicklung des neuen Individuums [1]).

Wie nun Foges [2]) zeigen konnte, hängt die Entwicklung der Mamma nur vom Vorhandensein funktionsfähiger Ovarien und nicht etwa von der Unversehrtheit des Uterus ab. Er kam zu dieser Annahme durch Versuch an 2 bis 5 Wochen alten Kaninchen und Katzen, denen beide Ovarien oder der Uterus exstirpiert wurde. 5 Monate nach der Operation kamen die bereits geschlechtsreifen Tiere zur Sektion. Es zeigte sich nun schon makroskopisch, daß die Tiere, bei welchen der Uterus entfernt war, normale Milchdrüsen aufwiesen, während bei Tieren ohne Ovarien (bei Erhaltung des Uterus) kaum tastbare Andeutungen der Brustwarze vorhanden waren. Gleiche Resultate zeitigten spätere Untersuchungen desselben Forschers [3]). Diese Beziehungen, welche zwischen funktionsfähigem Ovarium als Reproduktionsdrüse und der Mamma bestehen, sind der deutlichste Beweis für die Wichtigkeit der letzteren mit Rücksicht auf das Interesse der Arterhaltung, daher auch die Mamma ein sekundäres Geschlechtsmerkmal von hervorragender Anziehungskraft repräsentiert. Desgleichen sprechen volle, wohlgeformte Gliedmaßen, Reinheit und Frische der Haut für Gesundheit der zu wählenden Persönlichkeit, ein Faktor, der ja für das Weib als Mutter von Wesenheit ist.

Auf das weibliche Geschlecht wirken Größe und kräftige Gestalt des Mannes, „herkulischer Körperbau", wie sich Kisch ausdrückt. Wie ersichtlich ist es also jener männliche Typus, welcher den Eindruck hervorragender Zeugungsfähigkeit macht und der seiner Konstitution nach am geeignetsten ist, der Familie Schutz und Unterhalt zu bieten.

Von Charaktereigenschaften des Weibes erscheinen wieder solche dem Manne schätzenswert, die es als Mutter qualifizieren, wie Güte, Mutterwitz, Geduld. Energie und Intelligenz des Mannes verfehlen nie auf die Frau Eindruck zu machen, als Eigenschaften, die ihn im wirtschaftlichen Kampf seine, und demgemäß auch die Stellung der Familie sichern. Genialer Veranlagung, wissenschaftlichem oder künstlerischem Talent bringt das Weib dagegen nur geringes Verständnis entgegen, da ihm die abstrakte Wirksamkeit des Gelehrten und Künstlers von keinerlei unmittelbarem Nutzen für Familie und Nachwuchs erscheint.

Als rein subjektive Wahlkomponenten müssen Augen- und Haarfarbe gelten, die für die Wahl des Individuums oft ausschlaggebend, für den natürlichen Zweck der Arterhaltung aber gar keine Bedeutung haben. Eine bedeutende Rolle spielt bei der menschlichen Liebeswahl das Antlitz, welches als phy-

---

[1]) In Hinblick auf unser Thema ist eine Bemerkung Goethes interessant, welche dieser Eckermann (Eckermann, Gespräche mit Goethe) gegenüber machte: „So wäre z. B. ein mannbares Mädchen, dessen Naturbestimmung ist, Kinder zu gebären und Kinder zu säugen, nicht schön ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüste."

[2]) Foges, Zur physiologischen Beziehung zwischen Mamma und Genitalien. Zentralbl. f. Phys. 1905.

[3]) Wien. klin. Woch. 1908.

siognomischer Ausdruck des Charakters zu bewerten ist, mithin einen wesentlichen Wahlfaktor darstellt, da die Zukunft der Rasse nicht zuletzt von den ererbten familiären Instinkten der Nachkommen abhängt. Denn die entsprechenden Charakterzüge finden bei Mann und Frau durch die Physiognomie beredten Ausdruck.

Es ergibt sich demnach, daß die sekundären Geschlechtsmerkmale nur insofern für die Gattenwahl von Wichtigkeit sind, als sie Eigenschaften vorstellen, welche der Nachkommenschaft zum Vorteil gereichen und mithin im Dienste der Erhaltung der Spezies Mensch stehen. Für diese Ansicht spricht auch der Umstand, daß bei der am weitesten in der Entwicklung fortgeschrittenen weißen Rasse der Geschlechtsdimorphismus am ausgeprägtesten ist, während bei niedrigstehenden Menschenrassen (Malayen, Neger usw.) nur mangelhafte Geschlechtsdifferenzierung zu bemerken ist.

Fehlinger[1]), der dieser Tatsache eine Studie gewidmet hat, nimmt an, daß bei primitiven Völkern ein geringerer (von den Geschlechtsmerkmalen ausgehender) Reiz nötig ist, um Geschlechtstrieb zu erregen, während der Europäer den stärkeren Anreiz der ausgeprägteren Geschlechtsdifferenzierung braucht, um geschlechtlich angeregt zu werden, da ein großer Teil seiner Energien zur Befriedigung materieller und geistiger Bedürfnisse verbraucht wird, daher für die Fortpflanzung wenig bleibt, was größeren Reiz nötig macht. L. R.

Referate.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Rolleston, J. D., **The medical interest of Casanova's Memoires.** Janus, Archives internat. pour l'hist. de la méd. et la géogr. méd. 1917. Année XXII. S. 115—130 und 205—222.

Casanovas Memoiren bilden eine interessante Fundgrube für die Medizin seiner Zeit. Verf. stellt das Interessanteste daraus zusammen, widmet auch einen Abschnitt den „Venerischen Krankheiten und der Prostitution". Unter anderem erfahren wir aus den Memoiren auch manches über das Geschlechtsleben Casanovas selbst, das sich bei ihm schon frühzeitig bemerkbar machte. Er war ein sog. Geschlechtsathlet, machte aber auch keinen Hehl daraus, daß er gelegentlich impotent war. Zahlreiche Male (von 18—42 Jahren elfmal) zog er sich eine Geschlechtskrankheit zu: Gonorrhöe, weichen Schanker und Syphilis; er litt ferner an Prostatahypertrophie, Ejaculatio praecox, schmerzvollen Erektionen, Pollakisurie und Urethralblutungen nach häufigem Koitus. Homosexualität dürfte bei ihm auszuschließen sein, indessen scheint es, daß er zu Exhibitionismus, sowie Fuß- und Haarfetischismus neigte.

G. Buschan, Stettin, z. Z. Hamburg.

Bücherbesprechungen.

Die sexuelle Untreue der Frau.

Die ethische und rechtliche Bewertung des Ehebruchs scheint mir gerade in der jetzigen Zeit ein besonders aktuelles Problem. Die Verstöße gegen die eheliche Treue sind jetzt weit zahlreicher als zu Friedenszeiten. Die Kriegerfrau ist durchaus nicht immer nur das mit sehnsüchtigem Verlangen ihres Gatten harrende Weib, als das sie

[1]) Fehlinger, Ungleiche Geschlechtsdifferenzierung der Menschenrassen. Naturwiss. Woch. 1915.

uns in Familienblattromanen oder auf empfindsamen Ansichtspostkarten erscheint (wie übrigens vollends der Ehebruch des Landsturmmannes im Felde eine beinahe normale Erscheinung ist).

Wenn nun auch das Werk von Professor Dr. Kisch über „Die sexuelle Untreue der Frau" (A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn) auf dieses aktuelle Problem des Ehebruchs zu Kriegszeiten nicht des näheren eingeht, so muß doch diese Studie, in der ein Fachmann das Ergebnis seiner in einer ärztlichen Frauenpraxis von mehr als 5 Jahrzehnten gesammelten Erfahrungen niederlegt, als ein überaus wertvoller und anregender Beitrag zu diesem Problem bezeichnet werden. Ein großes Gebiet wird von Kisch in vielseitiger und bei aller Klarheit und Volkstümlichkeit durchaus wissenschaftlicher Weise behandelt. Mit phänomenaler Belesenheit weiß Kisch Werke aus den verschiedensten Bezirken der Weltliteratur zur Erläuterung und Vertiefung seiner Auffassung heranzuziehen.

Den Mediziner dürfte insbesondere interessieren, daß sich auch hier wieder ein erster Fachmann — wohl zweifellos mit Recht — gegen die Behauptung mancher Psychologen wendet, daß beim Weibe der Geschlechtstrieb weit intensiver als beim Manne und immer lebendig sei. Dies beruht auf Verwechslung der Begriffe Sexualität und Geschlechtstrieb.

„Nicht der letztere, wohl aber die Geschlechtlichkeit nimmt im Leben der Frau einen breiteren Raum ein, besitzt jederzeit bei ihr eine machtvollere Gestaltungskraft als beim Manne. Von der Geschlechtlichkeit, das heißt von der sexuellen Organisation, von den Funktionen der Sexualität, von den Rückwirkungen der Vorgänge im Genitale auf den ganzen Gesamtorganismus, ist das Weib ausgefüllt, nicht aber von dem Triebe. Nicht dieser Geschlechtstrieb, sondern dessen letzte Wirkungen sind für die Frau wichtiger, eben weil die weibliche Sexualität eine breitere Basis hat, als das Geschlechtsleben des Mannes."

Zutreffend wird im Anschluß hieran der Unterschied des Geschlechtsbegehrens bei Mann und Weib geschildert.

„Das geschlechtliche Verlangen des Weibes ist im allgemeinen nicht so zielstrebend wie das des Mannes. Jenes begnügt sich schon mit der Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses der körperlichen Berührung, wünscht zärtliche Betastung, schmeichlerisches Umkosen und wird oft durch diese geringeren Grade der sexuellen Annäherung schon hinlänglich befriedigt, während der Mann gleich aufs Ganze geht, den vollen Besitz des weiblichen Körpers usque ad finem verlangt, den Moment des Schlußaktes ‚einen Augenblick gelebt im Paradiese'. Der spielerischen geschlechtlichen Eroberungssucht des Weibes ist schon die Eitelkeit befriedigend, den Mann sich zu Füßen liegen zu sehen, während dieser sich erst dann als Sieger erkennt, wenn die Frau unter ihm liegt. Aber dann ist auch seine Gier voll gesättigt und sein Wünschen erschöpft, während die Frau auch über den Akt weiter hinaus noch dem Lustgenossen Anhänglichkeit und Sehnsucht wahrt. ‚Des Mannes Liebe', heißt es in Byrons ‚Don Juan', ‚hört meist auf, wenn er das Erstrebte besitzt; die Frau dagegen empfindet doppelte Zärtlichkeit für den Mann, dem sie ihre Gunst gewährt hat'."

Das Problem der Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau wird von Kisch in sehr anregender und geistvoller Weise erörtert. Allerdings vermag ich den Ausführungen des Verfassers auf ethischem Gebiete nicht beizupflichten. Es bestätigt sich wieder, daß der überlieferte Standpunkt der doppelten Moral in all seiner Zweifelhaftigkeit und sittlichen Unzulänglichkeit gerade unter unseren Medizinern seine wissenschaftlichen Anhänger findet (als bedeutsame Ausnahme sei hier aber von neueren Werken Eulenburgs meisterhafte Arbeit über Moralität und Sexualität genannt).

Kischs grundsätzlicher Standpunkt manifestiert sich zu Beginn seines Werkes:

„Die eheliche Treue beider Gatten bleibt das wahre, aber in Wirklichkeit doch nur seltene Ideal. Nur durch solche beiderseitige Treue wird die sexuelle Gesundheit von Mann und Weib gesichert, die Legitimität der Kinder gewahrt und das tiefe gegenseitige Vertrauen in der Ehe verankert. Dennoch sind unsere Frauenrechtlerinnen in einem großen Irrtume befangen, wenn sie aus der Untreue des Mannes das Recht des geschlechtlichen Treubruches für die Frau ableiten. Dazu sind die Rollen der beiden Gatten im sexuellen Akte zu verschieden. Der Mann kann in der Ehe Seitensprünge machen, ohne daß die Folgen derselben tief eingreifend sein müssen, er kann jeden Augenblick reuige Buße tun, ohne daß der angerichtete Schade nicht gut zu machen wäre. Die Untreue der Frau vergiftet die Seele derselben für immer, erschüttert die Grundlage der Harmonie zwischen Mutter und Kindern, stellt die Legitimität der letzteren in Frage und bringt einen unheilbaren Riß in das Familienleben."

Diese Ausführungen entsprechen der herrschenden Moral, sie entsprechen aber erfreulicherweise nicht unserer modernen deutschen Gesetzgebung. Sowohl im Zivilrecht wie im Strafrecht wird der Ehebruch des Mannes dem der Frau prinzipiell gleich gestellt. Mit gutem Grunde; es hat doch etwas ungemein Bedenkliches, die „Seitensprünge" des Mannes nur als einen durchaus unbedeutenden und leicht wieder gutzumachenden Verstoß hinzustellen. Gerade der Arzt sollte nicht übersehen, wie oft der Mann durch eine einzige in fremdem Bette verbrachte Nacht nicht nur seine, sondern auch seiner Frau und seiner Kinder Gesundheit zugrunde richtet. Mir scheint, wir haben in der jetzigen Zeit mehr als je Anlaß auf die Gefahren der Geschlechtskrankheiten mit vollem Ernste hinzuweisen und nachdrücklich die Verantwortung zu betonen, die hier der einzelne gegenüber seiner Familie und der Gesamtheit trägt. Handelt es sich aber nicht um die üblichen „Seitensprünge", sondern um eine höhere und auf größere Dauer angelegte Liebesbeziehung außerhalb der Ehe, so wird hierdurch oft das Familienleben ganz besonders gestört werden.

Dies muß betont werden, auch wenn man sich — wie Schreiber dieser Zeilen — der kargen Moral unserer Sittlichkeitsvereine weltenfern weiß. Denn von einem „Vergiften der Seele" sollte man grundsätzlich bei der Frau so wenig wie beim Manne sprechen. Wir stellen uns hierbei durchaus noch nicht auf den Standpunkt „hochmoderner, aber vollkommen unbegründeter Behauptungen exaltierter Psychologen und krankhaft überreizter Frauenrechtlerinnen". Man lese die Liebesbriefe der großen „amoureusen" Frauen — am besten zusammengestellt in der mit erlesenem Geschmack herausgegebenen sehr empfehlenswerten Sammlung deutscher, französischer und italienischer Liebesbriefe des Hyperionverlages — und man frage sich, ob bei einer Caroline, bei einem George Sand solche moralische Aburteilung nicht recht armselig erscheint. Man vergleiche etwa aus der Sammlung französischer Liebesbriefe den Briefwechsel Alfred Mussets mit George Sand; erscheint hier etwa der Treuebruch des Weibes als unauslöschbarer sittlicher Fall, oder sind es nicht vielmehr — wenn schon das ominöse Wort gebraucht werden soll — die Seitensprünge des Mannes, die hier eine edle und reiche Seele vergiften.

Vor allem hüte man sich, unsere gegenwärtige sexuelle Moral als etwas Dauerndes, unmittelbar aus der Natur des Weibes Fließendes anzusehen. Kein Mediziner oder Jurist sollte hier an dem unerschöpflichen Material vorübergehen, daß Eugen Fuchs in dem Standard work seiner Illustrierten Sittengeschichte für die Wandelbarkeit unserer sittlichen Anschauungen erbracht hat. Aber auch der Historiker wird aus dem aus verschiedensten Ländern zusammengetragenen Material, sowie aus der Unbefangenheit und Freiheit, mit der Fuchs im allgemeinen die materialistische Geschichtsauffassung für seine Darstellung zu nutzen weiß — man vergleiche als Gegenstück etwa Mehrings Lessinglegende, die ein an sich wertvolles Prinzip ins Sinnlose übertreibt — reichste Belehrung schöpfen. (Kritisch wird man allerdings auch Fuchs lesen müssen, zumal auch er sich von Übertreibungen nicht frei zu halten weiß. Sehr unglücklich erscheint mir z. B. im „Bürgerlichen Zeitalter" die materialistische Erklärung des Goethe-Kultus.) —

Folgende von Fuchs aus den Dialogues moreaux d'un petit maitre philosophe zitierte Stelle ist charakteristisch für die Moral der besseren Gesellschaft des 18. Jahrhunderts:

„Wenn eine Frau ‚jemanden hat', so ist das nur dann ein Unglück für ihren Gatten, wenn es sich auf die Art eines Skandals ins Werk setzt. Wenn sich aber alles in schonendster Weise vollzieht, wenn die Frau auf sich acht gibt und sich in der Öffentlichkeit nur das herausnimmt, wozu sie vom selben Publikum ermächtigt wird, es auch ihrem Liebhaber zu gewähren, wenn mit einem Wort die Sache, so wahrscheinlich sie aussieht, nicht bewiesen ist, so ist der Gemahl ein Dummkopf, wenn er sich ärgert."

Und ganz in demselben Sinne äußert sich im Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte der Junker Kleist in einem Briefe, den er an seinen Freund, den preußischen Barden Gleim schreibt. Die Öffentlichkeit könne es gar nicht begreifen, daß der Markgraf Heinrich sich von seiner Frau trennen wolle, nur weil er sie mit dem Prinzen von Holstein im Bette getroffen hätte.

Solche Zeugnisse sollten vorsichtig stimmen. So wenig es unsere Tendenz sein kann, der laxen Sittlichkeitsauffassung jener Zeiten Konzessionen zu machen, so sehr muß doch betont werden, daß nur eine völlig unbefangene, nicht bloß medizinisch, sondern auch soziologisch historisch orientierte Betrachtung der Kompliziertheit des Problems sexueller Moral gerecht werden kann.

In dieser Hinsicht ist freilich noch viel Vorarbeit zu tun. Wie sehr hier bei uns noch durch Übel angebrachte Prüderie gesündigt wird, dafür sei als charakteristischer Beleg auf die Tatsache hingewiesen, daß Rousseaus für den Sitten- und Sexualforscher unendlich wertvolle Bekenntnisse erst jetzt in einer ungekürzten und

meisterhaften Ausgabe des Bibliographischen Instituts erschienen sind;[1]) in früheren Übersetzungen hatte man anstößige Stellen kurzerhand gestrichen. So werden bei uns klassische Werke enggeistig zensuriert, während der größte Schund frei von Hand zu Hand geht (man denke nur an die vom Zwiebelfisch erhobenen Anklagen gegen die von manchen Feldbuchhandlungen vorzugsweise verbreitete Literatur).

Vor allem bleibt zu wünschen, daß man schon auf der Universität die jungen Akademiker zu gründlicher wissenschaftlicher Prüfung auch der sexuellen Probleme anregt. Ein Studium von Wulffens Sexualverbrecher oder von Fuchs' Illustrierter Sittengeschichte — und manches bedauerliche Fehlurteil wäre vermieden worden.

Dr. jur. Ernst Emil Schweitzer (Breslau).

Placzek, **Freundschaft und Sexualität.** Dritte, wieder erweiterte Aufl. Bonn 1917. A. Marcus & E. Webers Verlag. 103 S.

Der Verfasser hat die Freude erlebt, seine Studie schon nach einem Jahre wieder neu auflegen zu müssen. Dies zeigt, daß anscheinend das regeste Interesse für obiges Thema besteht. In geschickter Anordnung disponiert P. sein Thema in 6 Abschnitte (Freundschaft, Dichter, Dichtung; Freundschaft und Stammbuch; Freundschaft in der Gegenwart; Freundschaft und Geschlechtsleben; Freundschaft und Wandervogel). Im letzten Abschnitt sucht P. eine Definition des Freundschaftsbegriffes zu geben, und zeigt, wohin eine einseitige sexuelle Denkweise führen kann. Erich Ebstein, Leipzig.

Kisch, Dr. E., **Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und hygienischer Beziehung.** Dritte, vermehrte Aufl. Berlin und Wien. Urban & Schwarzenberg. 776 S. mit 127 zum Teil farbigen Abbild. Geb. 37 Mk. 50 Pf.

Ein Mediziner — ich weiß im Augenblick nicht, wer — hat einmal den bezeichnenden Ausspruch getan: „propter ovarium mulier id est, quod est", mit anderen Worten gesagt, das Weib ist eben vermöge seiner spezifischen Keimdrüse zu einem ganz besonderen Wesen geworden, das sich vom Manne nicht nur deutlich unterscheidet, sondern in viel höherem Maße als dieser durch sein Geschlechtsleben in körperlicher und seelischer Hinsicht sein ganzes Leben lang beeinflußt wird. Wie ein roter Faden zieht sich diese Auffassung durch das vorliegende Werk, das eine reiche Quelle des Wissens und der Erfahrung des bejahrten Frauenarztes vorstellt und daher in erster Linie den Mediziner interessiert. Es gehört zu seinem Verständnis eine fachwissenschaftliche Vorbildung.

Entsprechend der Entwicklung des weiblichen Körpers zerfällt der Inhalt in drei große Abschnitte: I. die Geschlechtsepoche der Menarche, des Erwachens der geschlechtlichen Empfindung und der Entwicklung der Sexualität (S. 69—219), II. die Geschlechtsepoche des Menakme, der vollen Entwicklung und Betätigung der weiblichen Sexualität (S. 220—651) und III. die Geschlechtsperiode der Menopause, des sexuellen Absterbens (S. 652—768). Alle Abschnitte sind meisterhaft geschildert; in jedem werden zunächst die anatomisch-physiologischen Verhältnisse, sodann die Pathologie und schließlich die Hygiene der betreffenden Zustände dargestellt. Wenngleich der Verfasser zunächst die Entwicklung des Weibes vom reinmedizinischen Standpunkte im Auge gehabt hat, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß er noch zahlreiches anderes, z. B. aus dem Gebiete der Anthropologie, Biologie, Völkerkunde, Soziologie sowie Kulturgeschichte und sonstige zeitgemäße Fragen mit in den Kreis seiner Betrachtung zog, die mit der Sexualität des Weibes in mehr oder minder engerem Zusammenhange stehen, u. a. die modernen Anschauungen über freie Liebe und Ehe, über sexuelle Aufklärung, Frauenrechtlerei, präventiven Geschlechtsverkehr, sexuelle Hygiene, künstliche Befruchtung, die Entstehung des Geschlechts usw., und die für unsere Kulturentwicklung in Betracht kommen. Denn das Geschlechtsleben des Weibes ist der Ausgangspunkt nicht nur für die Entwicklung des Einzelindividuums, sondern auch der Familie, des Stammes, des Volkes, ja der ganzen Menschheit.

G. Buschan, Stettin, z. Z. Hamburg.

[1]) Das Werk ist mit vortrefflich orientierenden Anmerkungen versehen, von denen mir aber die im Gegensatz zu Rousseaus eigenem Geständnis stehende Bemerkung über des Dichters Sexualleben sehr anfechtbar erscheint.

Die Bibliographie der Sexualwissenschaft vom 1. Juni bis 31. August 1917 erscheint im nächsten Heft.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band Oktober/November 1917 7. u. 8. Heft

Pubertätsdrüsen und Sexualität.

Von Dr. med. Alexander Lipschütz
Privatdozent der Physiologie an der Universität Bern.

Unsere Kenntnis von der Sexualität des Menschen ist in den letzten fünfzehn Jahren in zweifacher Richtung gefördert worden.

Auf der einen Seite haben Freud und Jung unseren Einblick in die psychischen Äußerungen der Sexualität vertieft, indem sie die Wirkungen untersucht haben, welche die Libido in unserer Psyche übt, d. h. die symbolischen Formen, in denen die Libido psychisch zum Ausdruck gelangt.

Auf der anderen Seite hat eine Reihe von Forschern die Beziehungen zu verfolgen gesucht, die zwischen den Geschlechtsdrüsen und den Äußerungen der Sexualität bestehen, gleich, ob diese Äußerungen somatischer oder funktioneller bzw. psychischer Natur sind. Die in dieser Richtung ausgeführten Untersuchungen sind in den letzten sieben Jahren vor allem an den Namen von **Steinach** geknüpft gewesen.

Die Erkenntnisse, welche in den gekennzeichneten Richtungen gewonnen wurden, sind von großer praktischer Bedeutung. Es ist unbedingt nötig, daß der Arzt diese Erkenntnisse aufnimmt, denn sein Handeln muß durch sie bestimmt werden. Wir werden im folgenden versuchen, ein Bild von den neuen Untersuchungen zu entwerfen, welche die Beziehungen zwischen den Geschlechtsdrüsen und der Sexualität zum Gegenstand haben.

I.

Daß die Geschlechtsmerkmale, sowohl die somatischen als die funktionellen, in einer Abhängigkeit von den Geschlechtsdrüsen stehen, ist seit Jahrtausenden bekannt. Die am Menschen und an den Haustieren geübte Kastration zeugt dafür: die Kastration wurde mit der Absicht ausgeführt, bestimmte Veränderungen im Verhalten des Kastraten zu erzielen. Man bändigte den Hengst oder den Stier, den man für Arbeitszwecke verwenden wollte, man unterdrückte den Geschlechtstrieb des Sklaven, der zum Hüter des Harems bestimmt war. Man kastrierte den Knaben um seiner Stimme willen. Eine Frage für sich ist es, wo die Wurzel der Kastration liegt. Vielleicht war die Kastration nur eine der vielen Formen der Verstümmelung, wie wir sie bei den Primitiven antreffen. Bei der großen Bedeutung aber, die dem Sexuellen im Seelenleben des Menschen zukommt, mußte die Kastration, nachdem einmal die Aufmerksamkeit auf die Testes gerichtet war, zu einer festen

G. C.

Sitte werden. Es wäre von großem Interesse, die Verbreitung der Kastration bei verschiedenen Völkerschaften zu untersuchen, um vielleicht auf diese Weise dem Ursprung der Kastration näherzukommen. Allerdings scheint es, daß die Kastration bei Primitiven wenig verbreitet ist, daß sie vielmehr erst bei den Kulturvölkern Asiens als völkische Sitte aufgekommen ist.

Die Kastration als völkische Sitte wurde vor allem an Individuen männlichen Geschlechts geübt. Die tiefliegenden Ovarien gestatteten es nicht, die Kastration beim weiblichen Geschlecht auszuüben. Über die Kastration von Frauen liegen nur einige Mitteilungen vor, die aber wenig zuverlässig erscheinen.

Ein vermehrtes Interesse wurde der Frage über die Beziehungen zwischen den Geschlechtsdrüsen und den Geschlechtsmerkmalen entgegengebracht, als vor etwa dreißig Jahren die Idee einer „inneren Sekretion" aufkam und als die Fortschritte der Chirurgie es gestatteten, die Kastration auch bei der Frau auszuführen. Es soll hier die Entwicklung dieses Zweiges biologischer und pathologischer Erkenntnis nicht geschildert werden. Es darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß die Geschlechtsmerkmale in Abhängigkeit stehen von den Geschlechtsdrüsen und daß diese Abhängigkeit vermittelt wird durch eine innere Sekretion der Geschlechtsdrüsen. Es wird vielmehr unsere Aufgabe sein, nur die neuere Entwicklung dieser Frage an der Hand der Untersuchungen von Steinach zu schildern und zu zeigen, welche Vorteile aus den neu gewonnenen Erkenntnissen für die praktische Medizin erwachsen.

II.

Eine erste Partialfrage, die heute so gut wie ihre Entscheidung gefunden hat, ist diejenige nach dem Anteil, den die einzelnen Gewebe der Geschlechtsdrüsen an der innersekretorischen Tätigkeit derselben haben. In einer großen Reihe von Arbeiten hatten es Bouin und Ancel sehr wahrscheinlich gemacht, daß die „Zwischenzellen", die sogenannten Leydigschen Zellen des Hodens, die innersekretorischen Elemente sind. Bouin und Ancel stützten sich namentlich auf die Tatsache, daß Individuen mit kryptorchen Hoden in morphologischer und funktioneller Beziehung nicht den Kastratentypus, sondern den normalen geschlechtlichen Typus aufweisen, während der samenbildende Anteil des Hodens vollständig atrophiert ist. Fernerhin konnten Bouin und Ancel zeigen, daß bei Unterbindung der Vasa deferentia eine Atrophie des spermatogenen Anteils der Hoden eintritt, ohne daß die betreffenden Versuchstiere sich zu Kastraten entwickeln. Tandler und Groß haben durch Röntgenbestrahlung eine Zerstörung des samenbildenden Anteils des Hodens beim Reh erzielt, ohne daß die Versuchstiere in der Geweihbildung die für den Kastraten charakteristischen Anomalien zeigten.

Steinach gelang die Isolierung des Zwischengewebes des Hodens durch Transplantation. Er nahm bei Ratten im Alter von wenigen Wochen Autotransplantationen vor und konnte feststellen, daß der spermatogene Anteil der Transplantate vollständig degene-

rierte, daß schließlich das ganze Transplantat allein aus gewucherten Zwischenzellen bestand. Trotzdem hatten sich die Versuchstiere zur vollen Männlichkeit entwickelt. Der Penis, die Prostata und die Samenblasen, die beim Kastraten, wie Steinach gezeigt hat, in der Entwicklung deutlich zurückbleiben, kommen bei den Transplantationstieren zur vollen Ausbildung. Auch das psycho-sexuelle Verhalten der Transplantationstiere war völlig normal. Steinach hat auch die wichtige Tatsache festgestellt, daß der Grad der Ausbildung der somatischen und funktionellen Geschlechtsmerkmale bei seinen Transplantationstieren davon abhing, wie weit das Zwischengewebe in den Hoden-Transplantaten zur Ausbildung gelangt war.

Steinach hat auch für das Ovarium den sicheren Nachweis erbracht, daß nicht der generative Anteil desselben die gestaltende Wirkung auf die Geschlechtsmerkmale ausübt. Steinach und Holzknecht setzten jugendliche Meerschweinchen der Wirkung von Röntgenstrahlen aus, wobei, wie die später vorgenommene mikroskopische Untersuchung der Ovarien ergab, eine völlige Zerstörung der Eifollikel eintrat. Trotzdem verhielten sich die Brustwarzen und die Brustdrüsen und ebenso der Uterus dieser Tiere nicht wie bei früh kastrierten Weibchen, sondern sie befanden sich bald in einem Zustand, wie er für das gravide Meerschweinchen charakteristisch ist. Die Uteruswände waren außerordentlich verdickt und drüsenreich, aus den Brustdrüsen wurde Milch abgesondert. Die mikroskopische Untersuchung der Ovarien der bestrahlten Tiere ergibt, daß die Zerstörung der Eifollikel einhergeht mit einer Wucherung von Zellen, die am Aufbau der Theca interna der Follikel beteiligt waren und die schließlich beinahe das ganze Ovarium erfüllen, indem sie Nester von epitheloiden Zellen bilden, welche durch dünne Bindegewebszüge mehr oder weniger deutlich voneinander abgegrenzt sind. Man darf diese Elemente mit Recht als diejenigen betrachten, welche die gestaltenden Wirkungen auf die Geschlechtsmerkmale ausüben, und man wird in ihrer Wucherung bzw. in der vermehrten Bildung von spezifischem inneren Sekret die Bedingung dafür sehen, daß die Geschlechtsmerkmale einen höheren Grad der Entwicklung erreichen, als es beim normalen jungfräulichen Weibchen der Fall ist. Es war natürlich der Einwand möglich, daß die weitgehende Entwicklung der Brustdrüsen und des Uterus über das normale Maß hinaus eine direkte Wirkung der Röntgenstrahlen auf diese Organe sein könne. Steinach hat diesen Einwand jedoch erledigt, indem er einem Weibchen, bei dem die Hypertrophie der Brustwarzen und der Brustdrüsen schon manifest geworden war, die Ovarien exstirpierte. Die Weiterbildung dieser Geschlechtsmerkmale blieb aus, es trat vielmehr eine Rückbildung derselben ein.

Mit all diesen Versuchen ist festgelegt, daß die gestaltende Wirkung, welche die Geschlechtsdrüsen auf die Geschlechtsmerkmale ausüben, ausgeht nicht von dem generativen Anteil der Geschlechtsdrüsen, sondern von dem sogen. „Zwischengewebe“. Steinach hat diesem Stande unserer Kenntnisse Rechnung getragen, indem er den wirksamen Anteil der Geschlechtsdrüsen als die **Pubertäts-**

drüse bezeichnete. Eine vollständige Umschreibung der Funktionen der Pubertätsdrüse gestatten allerdings diese Versuche noch nicht. Wir werden im Verlaufe unserer Ausführungen andere Versuche von Steinach kennen lernen, die uns eine viel tiefere Fassung des Begriffes der Pubertätsdrüse nahelegen.

Man muß allerdings gestehen, daß es einstweilen nur für die Säugetiere sichergestellt scheint, daß die gestaltenden Wirkungen der Geschlechtsdrüsen die Funktionen einer besonderen Pubertätsdrüse sind. Mit Bezug auf andere Klassen des Tierreiches ist die Frage noch im Fluß. Besonderes Interesse verdient jetzt die Frage, wie es in dieser Beziehung bei den Vögeln steht.

Wir haben oben schon darauf hingewiesen, daß Bouin und Ancel ihre Auffassung von dem Zwischengewebe des Hodens als dem innersekretorischen Anteil der Geschlechtsdrüse vor allem begründet hatten auf der Tatsache, daß der kryptorche Hoden des spermatogenen Gewebes völlig entbehrt. Lichtenstern hat nun hier einen überaus interessanten Versuch am Menschen ausgeführt. Angeregt durch die operativen Erfolge Steinachs hat Lichtenstern einem Patienten, dem infolge einer Verwundung im Kriege beide Hoden entfernt worden waren und bei dem im Laufe der Zeit sich die Folgen der Kastration bemerkbar zu machen begannen (teilweiser Ausfall der Barthaare und der Körperbehaarung, charakteristischer Fettansatz, Schwund der Libido), einen kryptorchen Hoden, nach der Methode Steinachs, auf die Bauchmuskulatur implantiert. Eine Probe des kryptorchen Hodens, der einem anderen Patienten mit kongenitaler Hernie wegen schmerzhafter Einklemmungen des Hodens entfernt werden mußte, wurde mikroskopisch untersucht, wobei sich ergab, daß die Samenkanälchen in ihm völlig atrophiert waren, während die interstitiellen Zellen mächtig gewuchert waren. Die somatischen und funktionellen Ausfallserscheinungen gingen bei dem Patienten nach der Implantation dieses kryptorchen Hodens zurück. Sein geschlechtliches Leben wurde normal und 9 Monate nach der Operation trug er sich mit der Absicht zu heiraten. Seit der Implantation sind nunmehr weit über 2 Jahre verstrichen und der Mann ist seit Monaten glücklich verheiratet. Dieser Fall ist nicht nur eine glänzende Bestätigung dessen, daß die gestaltenden und erhaltenden Wirkungen des Hodens allein eine Wirkung der Pubertätsdrüse sind, sondern er ist uns auch ein Beweis dafür, wie groß auch die praktische Bedeutung der neu gewonnenen Erkenntnisse ist.

Auch die Erkenntnis, daß bei geeigneter Dosierung der Röntgenstrahlen ein vermehrtes Wachstum der Brustdrüsen mit Milchsekretion und ein vermehrtes Wachstum der Uteruswand eintritt, könnte von praktischer Bedeutung werden. Es liegen auch in dieser Richtung manche Versuche von klinischer Seite vor.

III.

Die Tatsache, daß die Geschlechtsdrüse auch dann ihre gestaltenden Wirkungen auf die Geschlechtsmerkmale auszuüben vermag, wenn sie transplantiert wird, d. h. von einer anderen Stelle aus

oder sogar in einem anderen Organismus wirkt, gilt allgemein als Beweis dafür, daß die Pubertätsdrüse auf innersekretorischem Wege ihre Wirkungen ausübt. Aber in Wahrheit liegt in dieser Tatsache noch kein vollgültiger Beweis. Es besteht gar kein Zweifel, daß das transplantierte Organ mit Nervenfasern versorgt wird. Der von Lichtenstern operierte Patient gab an, daß er beim Bücken den charakteristischen Hodenschmerz empfinde (persönliche Mitteilung von Herrn Professor Steinach). Daraus ergibt sich, daß jedenfalls zentripetale Nervenfasern aus dem Wirtsorganismus in das Transplantat eingedrungen waren. Erst Injektionsversuche oder solche Implantationsversuche, in denen die Pubertätsdrüsen-Wirkung so lange aufrechterhalten wird, als noch Teile des nicht angeheilten Implantats vorhanden sind und zur Resorption gelangen, können als endgültiger Beweis für die innersekretorische Natur der Wirkung dienen. Es soll nun hier nicht auf die vielfach ausgeführten, aber unzuverlässigen Injektionsversuche am Menschen und an Säugetieren eingegangen werden, sondern nur der prinzipiell wichtigen Versuche Erwähnung getan werden, die Nußbaum, Harms, Meisenheimer und Steinach an Fröschen ausgeführt haben. Diese Autoren haben gezeigt, daß man bei kastrierten Fröschen die Brunsterscheinungen, wie Ausbildung der Daumenschwielen und Umklammerungsreflex, erhalten kann, wenn man den Tieren Hodensubstanz in den Lymphsack bringt oder einen Brei aus Hodensubstanz injiziert. Steinach hat gezeigt, daß man auch die „impotenten" Frösche, die man unter größeren Fängen vorfindet, für die ganze Dauer der Brunst umklammerungsfähig machen kann, wenn man ihnen von Zeit zu Zeit Hodenbrei injiziert. Erst diese Versuche sagen uns mit aller Sicherheit, daß die Pubertätsdrüsen-Wirkung durch eine innere Sekretion vermittelt wird.

Steinach hat auch nachgewiesen, daß die Sekrete der Pubertätsdrüse vom zentralen Nervensystem gebunden werden. Einer Serie von Kastraten und Impotenten wurde Hirn- und Rückenmarksbrei von brünstigen männlichen Fröschen injiziert; einer zweiten Serie Zentralorgan von Kastraten; einer dritten Serie Zentralorgan von Weibchen. Bei der ersten Serie trat starker Umklammerungstrieb ein, während die Tiere der zweiten und dritten Serie sich wie Kastraten verhielten. Auch abgekochte Hodensubstanz, frischer Magensaft, Muskelsaft und Leber wurden Kastraten und Impotenten injiziert. Niemals trat Umklammerungstrieb ein. Es folgt aus diesen Versuchen, daß die erotisierende Wirkung des Hodens auf das Nervensystems während der Brunst in der Weise zustande kommt, daß ein vom Hoden abgesondertes Sekret von den nervösen Zentralorganen in irgendeiner Form gebunden wird.

IV.

Eine andere bedeutungsvolle Reihe von Untersuchungen, die Steinach ausgeführt hat, bezog sich auf die Frage nach der geschlechtsspezifischen Wirkung der männlichen und weiblichen Pubertätsdrüse.

Nachdem feststand, daß die männliche und die weibliche Pubertätsdrüse eine gestaltende und erhaltende Wirkung auf die Geschlechtsmerkmale auszuüben vermögen, mußte die Frage entstehen, ob die Wirkung der Pubertätsdrüse des männlichen und des weiblichen Geschlechts gleich sei oder verschieden.

Steinach ging in seinen Versuchen in folgender Weise vor. Er kastrierte jugendliche männliche Ratten und Meerschweinchen und implantierte ihnen auf die Bauchmuskeln die Ovarien von Geschwistertieren, während kastrierten weiblichen Tieren die Hoden von Geschwistertieren implantiert wurden. Das Ergebnis dieser Versuche war, daß die operierten Männchen in somatischer und funktioneller Beziehung feminiert, die operierten Weibchen maskuliert wurden.

Die operierten Männchen erreichten im Gewicht und in den Dimensionen nicht ein normales Männchen, sondern nur ein normales Weibchen, das weniger wiegt und kleiner ist als ein Männchen. Untersucht man die einzelnen Körpermaße, wie Kopfbreite, Brustumfang, Körperlänge, so überzeugt man sich, daß bei den feminierten Männchen alle diese Maße, ebenso wie die einzelnen Maße des Skeletts, denjenigen des normalen Weibchens ähnlich sind. Das Haarkleid fand Steinach bei den feminierten Tieren weicher und kürzer als beim normalen Männchen. Das Haarkleid der feminierten Männchen war weiblich geworden. Die feminierten Tiere zeigen im Becken ein Fettlager, wie es für Weibchen charakteristisch ist. Implantiert man zusammen mit den Ovarien auch den Uterus in den Körper des männlichen Kastraten, so wächst der Uterus im männlichen Organismus weiter. Das Wachstum des Penis wird bei den feminierten Männchen gehemmt. Beim Rattenmännchen, dessen Penis im Alter von wenigen Wochen noch sehr unentwickelt ist, macht der Penis im Falle einer Feminierung den Eindruck einer Klitoris, während er beim Kastraten noch ein, wenn auch begrenztes Wachstum zeigt. Beim feminierten Meerschweinchen ist der Penis nicht nur deutlich kürzer und schmäler als beim normalen Tier, sondern sogar noch weniger entwickelt als beim männlichen Kastraten. Das Wachstum des Penis wird also durch das implantierte Ovarium gehemmt. Dagegen wird das Wachstum der Brustdrüsen und der Brustwarzen unter dem Einfluß der implantierten Ovarien gefördert: die Anlagen der Brustdrüsen und Brustwarzen der feminierten Männchen entwickeln sich zu strotzenden weiblichen Organen und können in manchen Fällen auch Milch sezernieren. Sie werden von Jungen als säugende Muttertiere aufgefaßt, und das feminierte Männchen säugt Junge und nimmt sich ihrer mit einer Sorgfalt und einem Wohlgefallen an, wie es nur ein normales säugendes Muttertier tut.

Den Gegensatz aller dieser Erscheinungen finden wir beim maskulierten Weibchen. Es erreicht in Größe und Gewicht ein normales Männchen. Sein Haarkleid ist rauh und lang wie bei einem normalen Männchen. Das Wachstum des Uterus und der Brustdrüsen steht still oder erfährt sogar eine Hemmung. Dagegen wird, wie vor kurzem Lipschütz an einem Versuchstier von

Steinach zeigen konnte, das Wachstum der Klitoris-Schwellkörper beim maskulierten Weibchen gefördert. Die Klitoris-Schwellkörper, die beim normalen Weibchen über die Klitoris-Vorhaut nicht hinausragen und makroskopisch nicht zu sehen sind, vergrößern sich derart, daß sie beim maskulierten Weibchen als ein mehrere Millimeter langes Gebilde vorgestülpt sein können. Es ist eine Art von hypospadem Penis zustande gekommen, der von einer lappigen Vorhaut bedeckt ist.

Wir sehen, daß Ovarien und Hoden eine antagonistische Wirkung ausüben, wie Steinach sich ausgedrückt hat: Wo die weibliche Pubertätsdrüse fördert, da hemmt die männliche; und wo die männliche fördert, da hemmt die weibliche. Man könnte mit Steinach auch sagen: die Pubertätsdrüse fördert das Wachstum der homologen und hemmt das Wachstum der heterologen Geschlechtsmerkmale.

Wie die somatischen Merkmale, so werden auch die funktionellen und psycho-sexuellen Merkmale von den Pubertätsdrüsen in geschlechtsspezifischer Weise gestaltet. Das ist von vornherein selbstverständlich, denn eine strenge Grenzlinie zwischen somatischen und funktionellen bzw. psycho-sexuellen Merkmalen läßt sich ja gar nicht ziehen. Steinach hat sowohl an Ratten als an Meerschweinchen gezeigt, daß sie unter dem Einfluß der Pubertätsdrüse auch in psycho-sexueller Beziehung feminiert bzw. maskuliert werden. Ein feminiertes Männchen wird von normalen Männchen als ein Weibchen aufgefaßt, wird von ihnen verfolgt, beschnuppert, besprungen, wobei es sich — wie das bei der Ratte der Fall — in typisch weiblicher Weise gegen den Aufsprung des Männchens wehrt. Das maskulierte Weibchen wird männlich-aggressiv, es verfolgt das Weibchen. Das maskulierte Meerschweinchen stößt dabei den gurgelnden Ton aus, wie es für das normale Männchen im Zustande großer sexueller Erregung charakteristisch ist.

Steinach hat, zum Teil unter Mithilfe von Lipschütz, gezeigt, daß auch die Körpertemperatur des Meerschweinchens in geschlechtsspezifischer Weise von der Pubertätsdrüse beeinflußt wird. Die Körpertemperatur männlicher und weiblicher Meerschweinchen ist deutlich verschieden: diejenige der Weibchen ist um etwa 0,5—0,6 Grad höher als diejenige der Männchen. Die Körpertemperatur von feminierten Männchen ist dagegen derjenigen von normalen Weibchen gleich.

Steinach hat somit den unumstößlichen Beweis erbracht, daß die gestaltende und erhaltende Wirkung der Pubertätsdrüsen auf die Geschlechtsmerkmale in geschlechtsspezifischer Weise geschieht.

Die Befunde von Steinach an Ratten und Meerschweinchen hat Goodale an Hühnern bestätigt. Goodale kastrierte Hähne im Alter von einigen Wochen und implantierte ihnen Ovarien von Brutschwestern. Er konnte feststellen, daß das ganze Aussehen der Tiere weiblich wurde: eines der Versuchstiere wurde sogar von erfahrenen Hühnerzüchtern, die über die Vorgeschichte desselben nicht unterrichtet wurden, für ein Hühnchen erklärt.

Es darf nicht bestritten werden, daß auch Versuchsergebnisse vorliegen, die eine nicht-geschlechtsspezifische Wirkung der Pubertätsdrüsen vortäuschen können. So hat Meisenheimer gezeigt, daß die Entwicklung der für die Brunstzeit charakteristischen Daumenballen des Männchens beim kastrierten Frosch nicht nur durch die Injektion von Hodensubstanz, sondern auch von Ovarialsubstanz erzielt werden kann. Und Steinach hat gefunden, daß auch Ovarialsubstanz den Umklammerungstrieb bei kastrierten Froschmännchen erzeugen kann, wenn auch in geringerem Grade und bei weitem nicht so regelmäßig wie Hodensubstanz. Steinach hält es für möglich, daß im Ovarium ein verwandter, der Brunst dienlicher Stoff produziert wird. Im übrigen ist es ja auch sehr wahrscheinlich, daß, wie Lipschütz in einer zusammenfassenden Besprechung der Versuche von Steinach betont hat, die wirksamen Elemente der Pubertätsdrüsen nicht aus einem chemischen Stoff, sondern aus einem Gemisch verschiedener chemischer Verbindungen bestehen, und unter diesen könnten sowohl geschlechtsspezifische, als auch nicht-geschlechtsspezifische Stoffe vorhanden sein.

V.

Nach den Versuchen von Steinach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Pubertätsdrüsen in geschlechtsspezifischer Weise das Soma zu gestalten vermögen. Es fragt sich nunmehr, ob die Pubertätsdrüsen geschlechtsbestimmend in die geschlechtliche Differenzierung des Organismus eingreifen, oder ob sie nur die Fortentwicklung der schon zur Differenzierung gelangten Geschlechtsmerkmale beeinflussen. Eine ganze Reihe von speziellen Momenten, die hier im einzelnen nicht genannt werden können, spricht zugunsten der ersteren Auffassung, die man dahin zusammenfassen könnte, daß ein asexuelles embryonales Soma erst durch die zur Differenzierung gelangten Pubertätsdrüse in seiner sexuellen Richtung bestimmt wird. Sowohl Steinach, als Tandler und Groß haben diese Auffassung vertreten.

Eine Analyse der gestaltenden Wirkungen der Pubertätsdrüse, wie sie zum Teil im voraufgegangenen Abschnitt gekennzeichnet worden sind, ergibt, daß die Pubertätsdrüse sowohl fördernd als hemmend in die Entwicklung der Organsysteme des Soma eingreifen kann. Nun bleiben jedoch bei der Kastration manche Geschlechtsmerkmale unverändert bestehen. Man könnte hier eine Unabhängigkeit der Geschlechtsmerkmale von den Pubertätsdrüsen voraussetzen. Es ist aber von vornherein klar, daß die Kastration in der Regel doch an Individuen angreift, bei denen die Geschlechtsmerkmale schon bis zu einem hohen Grade fixiert, in ihrer Entwicklung abgeschlossen sind, und daß darum eine Abänderung durch den Wegfall der gestaltenden Wirkung der Pubertätsdrüse ohne sichtbaren Einfluß bleiben wird. Als Beispiel mag das Verhalten des Penis beim Spätkastraten dienen. Der Wegfall der erhaltenden Wirkungen der Pubertätsdrüse mag auch eine Rückbildung eines Organs herbeiführen, z. B. des Uterus bei der

Kastration eines weiblichen Tieres. Aber die Fixierung dieser Merkmale ist eben durch die vorhergegangenen Wirkungen der Pubertätsdrüse so weit gediehen, daß eine Auslöschung dieser Merkmale nicht mehr geschehen kann. Die Unabhängigkeit ist in diesen Fällen nur scheinbar.

Auf der anderen Seite gibt es allerdings auch Geschlechtsmerkmale, die man in ihrer Entwicklung als von der Pubertätsdrüse ganz unabhängig bezeichnen muß. Die Untersuchungen von Pézard und Goodale haben uns einen Einblick in diese Beziehungen bei den Hühnervögeln vermittelt. Der kastrierte Hahn behält sein charakteristisches Federkleid und die Sporen bei. Man könnte vermuten, daß hier Geschlechtsmerkmale vorliegen, deren Differenzierung unabhängig von der Pubertätsdrüse geschieht, oder deren Fixierung schon so weit gediehen ist, daß durch die Kastration keine Abänderung mehr erzielt wird. Keine dieser beiden Möglichkeiten jedoch trifft hier zu. Pézard und Goodale haben gezeigt, daß die kastrierte Henne ein Federkleid bekommt, das demjenigen des Kapauns täuschend ähnlich sieht, und Sporen erwirbt. Der kastrierte Hahn und die kastrierte Henne sehen einander so ähnlich, daß, wie Pézard angibt und wie auch die Photographien von Versuchstieren Pézard's und Goodale's in augenfälliger Weise zeigen, ein Kapaun von einer kastrierten Henne nicht zu unterscheiden ist. Durch die Kastration ist eine gemeinsame Form entstanden. Diese Form muß aufgefaßt werden als das Ergebnis einer Fortentwicklung der gemeinsamen „asexuellen Embryonalform", wie ich mich ausgedrückt habe, bei Wegfall der Pubertätsdrüsenwirkung. Dieser asexuellen Form ist bei den Hühnervögeln das männliche Geschlecht ähnlich, und die charakteristischen Geschlechtsmerkmale des letzteren imponieren nur als solche, weil sie beim anderen Geschlecht durch die Wirkung des Ovariums abgeändert, gehemmt werden. Übrigens haben Tandler und Keller schon früher für das Rind den Nachweis erbracht, daß durch die Kastration beide Geschlechter einer gemeinsamen Form entgegengebracht werden. Nur sind die bezüglichen Verhältnisse bei den Hühnervögeln mehr in die Augen springend und von großer demonstrativer Bedeutung.

Alles in allem: die Annahme, daß ein für beide Geschlechter gemeinsames asexuelles embryonales Soma erst durch die Wirkung der zur Differenzierung gelangten Pubertätsdrüsen der geschlechtlichen Differenzierung zugeführt wird, erscheint genügend gestützt. Die zur Differenzierung gelangten männlichen Pubertätsdrüsenzellen maskulieren das asexuelle embryonale Soma, die zur Differenzierung gelangten weiblichen Pubertätsdrüsenzellen feminieren es.

VI.

Nun kennen wir zahlreiche Fälle, in denen die geschlechtliche Differenzierung des Soma nur unvollständig vor sich gegangen ist: den Zwitter, in welchem männliche und weibliche somatische Charaktere gemischt sind. Steinach und andere haben auf die Möglichkeit hingewiesen, daß diese Vereinigung von männlichen und

weiblichen somatischen Charakteren in einem Individuum vielleicht so erklärt werden könnte, daß hier eine unvollständige Differenzierung der Geschlechtsdrüse vorliege: es sind im Sinne von Steinach gleichzeitig männliche und weibliche Pubertätsdrüsenzellen in der Keimdrüse vorhanden, die einander mit ihrer Wirkung entgegenspielen.

Diese Vermutung hat Steinach später in glänzender Weise durch das Experiment bestätigt. Steinach implantierte jugendlichen kastrierten Männchen gleichzeitig eine männliche und eine weibliche Keimdrüse. Heilten **beide** Transplantate an, so wuchsen die Tiere als Zwitter heran: sie erreichten in Größe und Gewicht normale Männchen, aber gleichzeitig waren ihre Brustdrüsen wie beim Weibchen entwickelt. Die Brustdrüsen des Zwittertieres sezernierten sogar Milch. Wurde das ovarielle Transplantat nachträglich entfernt, so ging das Wachstum der Brustdrüsen wieder zurück und das Tier wurde und blieb männlich. Wurde dagegen das Hodentransplantat wieder entfernt, so verlangsamte sich das Wachstum des Tieres und es entwickelte sich zu einem feminierten Männchen. Zwittrig war auch das psychosexuelle Verhalten der Versuchstiere, wobei von großem Interesse ist, daß bei ihnen Perioden männlicher und weiblicher Erotisierung einander abwechselten. Die einzelnen Perioden dauerten 2 bis 4 Wochen. In die Periode weiblicher Erotisierung fiel auch die Milchsekretion. Diese periodischen Schwankungen der Erotisierung bilden ja auch einen Gegenstand der menschlichen Pathologie. Im übrigen ist das Bild, das die einzelnen experimentellen Zwittertiere darbieten, recht verschieden. In dem einen Fall überwiegt mehr ein Zwittertum in den körperlichen Geschlechtsmerkmalen, in dem anderen ein Zwittertum im psycho-sexuellen Verhalten. Auch beim Menschen ist das Bild des Zwittertums in seinen Einzelheiten überaus mannigfaltig.

Aus der menschlichen Pathologie sind Fälle bekannt, in denen ein mehr oder weniger plötzlicher „Umschlag in das andere Geschlecht" stattfand, d. h. das Individuum erwirbt Geschlechtsmerkmale, die dem anderen Geschlecht zukommen, wie Schwund der Brüste und Wachstum der Körperhaare und Barthaare, Umwandlung der weiblichen Stimme in die tiefe männliche usw. beim Weibe, umgekehrt beim Manne. Steinach spricht von der Möglichkeit, daß in diesen Fällen schon früher Pubertätsdrüsenzellen beiderlei Geschlechts vorhanden waren, daß aber aus uns unbekannten Bedingungen heraus die beispielsweise weiblichen Pubertätsdrüsenzellen, die bisher die Oberhand hatten, in ihrer Vitalität gehemmt, die männlichen dagegen aktiviert werden und daß dann die letzteren eine maskulierende Wirkung auf den bereits sexuell differenzierten Organismus ausüben. Steinachs Versuche greifen tief in die Diskussion all dieser interessanten Probleme der Sexualpathologie ein.

Eine Frage für sich ist es wieder, ob bei allen Individuen eine hermaphroditische Anlage der Pubertätsdrüse besteht, oder ob dieses Beisammensein differenzierter Pubertätsdrüsenzellen beiderlei Geschlechts eine Anomalie ist. Manche Streitfrage auf diesem Gebiet dürfte sich bei einer genaueren Präzisierung der Fragestellungen

ohne weiteres erledigen. Es soll hier jedoch darauf nicht weiter eingegangen werden.

Steinach hat mit gutem Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die geläufige Einteilung der Fälle von Zwitterbildung in solche eines Hermaphroditismus verus und eines Pseudohermaphroditismus hinfällig ist. Auch der sogenannte Pseudohermaphroditismus, bei welchem der generative Anteil eingeschlechtig ist, ist ein richtiger Hermaphroditismus in dem Sinne, daß hier Pubertätsdrüsenzellen beiderlei Geschlechts vorhanden sind. Es steht nach den Versuchen von Steinach fest, „daß das Vorhandensein des generativen Gewebes, welches bisher als Kriterium für den wahren Hermaphroditismus gegolten hat, mit dem Wesen der Zwitterbildung ebensowenig zusammenhängt wie mit der Entfaltung der Geschlechtscharaktere beim normalen Geschlechtsindividuum“ (Steinach). Was man bisher als Hermaphroditismus bezeichnet hat, ist nur ein ziemlich seltener Spezialfall des Hermaphroditismus schlechtweg, der stets ein wahrer ist.

VII.

Wir haben oben schon erwähnt, daß die Festigung unserer Erkenntnis von der gestaltenden Funktion der Zwischenzellen bereits zu praktischen, an dieser Erkenntnis orientierten Schritten geführt hat. Die Transplantation einer Keimdrüse, auch wenn sie der generativen Anteile entbehrt oder wenn keine Aussicht besteht, daß sie sich im Transplantat erhalten werden, behält doch ihren Wert: denn nur auf das Zwischengewebe, nur auf die Pubertätsdrüse kommt es an.

Von praktischer Bedeutung könnte auch die Erkenntnis werden, daß der Grad der erotisierenden Wirkung der Pubertätsdrüse von der Zahl der wirkenden Pubertätsdrüsenzellen abhängig ist. Es wäre daran zu denken, ob man nicht ihre Zahl durch Implantation von Pubertätsdrüsensubstanz oder durch die Applikation von Röntgenstrahlen in geeigneter Dosierung vermehren könnte.

Es sind auch Versuche gemacht worden, die Wirkungen der Pubertätsdrüse im Organismus durch Injektion von Extrakten aus Keimdrüsensubstanz zu ersetzen oder zu vermehren. In der praktischen Medizin haben diese Versuche nicht zu anfeuernden Ergebnissen geführt, obwohl gerade diese Versuche erst die ganze Lehre von der inneren Sekretion eingeleitet haben. Aber es scheint mir, daß heute ein neuer Weg gewiesen ist, auf welchem man dahin gelangen könnte, die Wirkungen der Pubertätsdrüsen im Organismus zu vermehren. Es liegen einige Beobachtungen vor, die uns zeigen, daß die Pubertätsdrüsenzellen unter dem Einfluß von Giften Veränderungen erfahren können. Unter dem Einfluß von Alkohol kommt es, um nur ein Beispiel herauszuholen, zu einer Hypertrophie der Zwischenzellen des Hodens, während der generative Anteil geschädigt wird. Auch unter dem Einfluß von Infektionen kommt es zu Veränderungen in den Zwischenzellen. Es müßte nun die Aufgabe der Pharmakologie sein, an der Hand des Tierversuches chemische oder physikalische Mittel ausfindig zu machen, welche eine Hypertrophie der

Pubertätsdrüsenzellen hervorrufen, ohne daß dabei der generative Anteil der Keimdrüse geschädigt wird.

Volles persönliches Glücksgefühl kann nur vorhanden sein, wenn die Erotisierung des Nervensystems sich in normalen Bahnen hält. Man wird das um so eher verstehen, je mehr man sich davon überzeugen wird, wie vielgestaltig die psychischen Ausstrahlungen der sexuellen Libido sind, wie eng das gesamte Seelenleben mit der Sexualität verquickt ist. Das persönliche Glücksgefühl ist aber auch von sozialer Bedeutung — in demselben Maße wie es die leibliche Gesundheit ist. Und darum bin ich der Meinung, daß die Sorge um eine gesunde Sexualität nicht minder bedeutungsvoll ist, als etwa die speziell auf die Keimesverbesserung gerichtete Eugenik. Ein gesundes und normal erotisiertes Individuum wird stets auch den gesunden Partner zu finden wissen, der die Gewähr für eine gute Keimesmischung gibt. Eine gesunde Sexualität wird nun natürlich nicht gesichert durch das eine oder das andere chemische oder physikalische Mittel der Pharmakologie, sondern durch eine geeignete hygienische Lebensweise. Wobei allerdings unter einer hygienischen Lebensweise nicht nur die Fernhaltung solcher Schäden zu verstehen ist, welche den Leib treffen können, sondern eine auch in psychischer Beziehung gesunde Lebensart. Hier wird es vor allem darauf ankommen, die ungeheure Fülle von Prüderie aus unserem Geistesleben auszulöschen, welche sich im Laufe der sogenannten kulturellen Entwicklung mehr und mehr gehäuft hat.

Literatur.

1. Steinach, Geschlechtstrieb und echt sekundäre Geschlechtsmerkmale als Folge der innersekretorischen Funktion der Keimdrüsen. Zentralbl. f. Physiol. Bd. 24. 1910.

2. Steinach, Umstimmung des Geschlechtscharakters bei Säugetieren durch Austausch der Pubertätsdrüsen. Ebenda Bd. 25. 1911.

3. Steinach, Willkürliche Umwandlung von Säugetier-Männchen in Tiere mit ausgeprägt weiblichen Geschlechtscharakteren und weiblicher Psyche. Pflügers Arch. Bd. 144. 1912.

4. Steinach, Feminierung von Männchen und Maskulierung von Weibchen. Zentralbl. f. Physiol. Bd. 27. 1913.

5. Steinach, Experimentell erzeugte Zwitterbildungen beim Säugetier. Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 12. Wien 1916.

6. Steinach, Pubertätsdrüsen und Zwitterbildung. Arch. f. Entwicklungsmechanik. Bd. 42. 1916.

7. Steinach und Holzknecht, Erhöhte Wirkungen der inneren Sekretion bei Hypertrophie der Pubertätsdrüsen. Ebenda Bd. 42. 1916.

Nr. 8—15: Arbeiten aus dem Laboratorium von Prof. E. Steinach.

8. Schleidt, Joseph, Über die Hypophyse bei feminierten Männchen und maskulierten Weibchen. Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 3. Wien 1914; auch Zentralbl. f. Physiol. Bd. 27. 1914.

9. Lichtenstern, Robert, Untersuchungen über die Funktion der Prostata. Zeitschr. f. Urol. Bd. 10. 1916. (Kurze vorläufige Mitteilung im Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 16. Wien 1915.)

10. Lipschütz, Körpertemperatur als Geschlechtsmerkmal. Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 22. Wien 1916.

11. Lipschütz, Entwicklung eines penisartigen Organs beim maskulierten Weibchen. Ebenda Nr. 27. Wien 1916.

12. Lipschütz, Über die Abhängigkeit der Körpertemperatur von der Pubertätsdrüse. Pflügers Arch. 13. S. 168. 1917.

13. Lipschütz, Umwandlung der Klitoris in ein penisartiges Organ durch Maskulierung. Arch. f. Entwicklungsmechanik (erscheint demnächst).

14. Lipschütz, Prinzipielles zur Lehre von der Pubertätsdrüse. Ebenda.

15. Lipschütz, Die Gestaltung der Geschlechtsmerkmale durch die Pubertätsdrüsen. Ebenda. (Kurze vorläufige Mitteilung im Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 24. Wien 1917.)

Nr. 16—18: Arbeiten, die eine Bestätigung der Befunde von Steinach bringen.

16. Lichtenstern, Mit Erfolg ausgeführte Hodentransplantation am Menschen. Münchn. med. Woch. Nr. 19. 1916.

17. Goodale, H. D., A feminized cockerel. Journ. of exper. Zoology Bd. 20. 1916.

18. Keller und Tandler, Über das Verhalten der Eihäute bei der Zwillingsträchtigkeit des Rindes. Wien. tierärztl. Monatsschr. Jahrg. III. 1916.

Nr. 19—23: Arbeiten, die mit den diskutierten Problemen in Zusammenhang stehen.

19. Tandler und Groß, Die biologischen Grundlagen der sekundären Geschlechtscharaktere. Berlin 1913.

20. Goodale, Castration in relation to the secondary sexual characters of brown leghorns. Amer. Naturalist 1913.

21. Goodale, Further developments in ovariotomized fowl. Biolog. Bulletin Bd. 30. 1916.

22. Pézard, A., Développement expérimental des ergots et croissance de la crête chez les femelles des Gallinacés. C. r. Acad. d. Sc. T. 158. 1914.

23. Pézard, A., Transformation expérimentale des caractères sexuels secondaires chez les Gallinacés. C. r. Acad. d. Sc. T. 160. 1915.

Die Technik der psychoanalytischen Therapie.

Vortrag, gehalten in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft am 18. Februar 1917

von Dr. med. Karen Horney
in Berlin.

(Schluß.)

Jeder Mensch hat — einmal durch seine Anlage, dann durch Eindrücke in der Kindheit seine eigene gewisse Eigenart erworben, wie er das Liebesleben ausübt, welche Bedingungen er dabei stellt, welche Triebe er dabei befriedigt, welche Ziele er sich setzt. Diese Regungen in ihrer Eigenart werden in gewissem Umfange bei jeder neuen Beziehung ausschlaggebend sein. Von diesen Regungen

bleibt bei jedem Menschen, aber ganz besonders beim Neurotiker, ein großer Teil unbewußt und unbefriedigt. Der Patient, dessen Liebesbedürftigkeit im weiten Ausmaße ohne Befriedigung geblieben ist, wendet sich mit Erwartung jeder neuen Person, also auch der des Arztes zu. Er überträgt — neben bewußten Gefühlen, wie Sympathie, Vertrauen usw. — seine unerfüllten und ihm selber nicht bewußten Liebesregungen auf den Arzt. Dieses Phänomen der Übertragung ist nicht eine nur für die Analyse charakteristische Erscheinung, sondern tritt bei jeder psychischen Behandlung Nervöser auf, nur daß sie dort nicht in dem Umfange aufgedeckt und auf ihre Quellen zurückgeführt wird, wie in der Psychoanalyse. Wenn es in der fortschreitenden Kur gelingt, die an infantile Vorbilder fixierte Libido zu lösen, so wird auch diese nun gelöste Libido zunächst auf den Arzt übertragen. Es handelt sich da nun in den wenigsten Fällen einfach um eine Art Verliebtheit, sondern es werden eben sämtliche Triebregungen auf den Arzt übertragen: unmittelbar neben den zärtlichen Wünschen, oft auch sie ganz überlagernd, drängen sich Haß und Trotz, Herrschsucht und Vernichtungswille gegen den Arzt vor.

Welche Rolle spielt nun diese Übertragung in der Analyse, und welche Beziehung hat sie zum Widerstand? Es ist dies ein recht kompliziertes Kapitel, und man kann, wenn man nur kurz darüber sprechen soll, nur an der Oberfläche haften bleiben. Eine mäßige Übertragung ist zunächst dem Fortschritt der analytischen, wie jeder anderen Kur günstig. Nach kurzer oder längerer Zeit indessen wird gerade die Übertragung die mächtigste Waffe des Widerstandes. Und zwar hauptsächlich hinsichtlich dreier Momente: Das eine ist zunächst einleuchtend, daß es dem Patienten — jedenfalls im Bewußtsein — peinlich ist, wenn zärtliche oder feindliche Gefühle gegen den Arzt an die Oberfläche steigen, diese Gefühle eben dem Arzt selbst zu sagen. Es kommt dann häufig zu einem Verstummen, weil der Kranke diese Einfälle nicht sagen will und sie sich ihm doch immer wieder aufdrängen. Der häufigere Fall ist aber der, daß je nach dem Stande der Kur, die jeweiligen Triebkräfte, an deren Bloßlegung man gerade arbeitet, sich, noch ehe sie bewußt geworden sind, an die Person des Arztes heften, von ihm — unbewußt natürlich — die Erfüllung fordernd. Der Inhalt der Übertragungswünsche wechselt also mit dem Stande der Analyse, aber die Tendenz bleibt dieselbe, sich — ganz unbekümmert um die Realität — in die Tat umsetzen zu wollen — solange sie unbewußt sind. Es kommt dann zu einem Widerstand, zu einer Stockung, die man etwa im Sinne des Unbewußten des Patienten so ausdrücken könnte: ich will jetzt nicht weiter analysiert werden, sondern ich will, daß der Arzt mir die und die Wünsche erfüllt. Der Arzt wird erkennen, daß ein Widerstand da ist; und wenn er nur sein Augenmerk auf etwaige Übertragungsschwierigkeiten richtet, wird es ihm schon gelingen, an den Einfällen des Patienten die Übertragungswünsche aufzudecken und damit aufzulösen.

Damit ist aber zweierlei gewonnen: es ist wieder ein Stück Widerstand gebrochen, und es ist ein Stück des unbewußten Seelen-

lebens nicht nur dem Arzt, sondern auch dem Kranken bewußt geworden. Und gerade auf letzteres kommt es ja an.

In besonderem Maße eignet sich natürlich die negative Übertragung zum Widerstand; feindselige, trotzige Regungen, die — in der infantilen Denkungsweise des Unbewußten dem Arzt „nicht den Gefallen tun wollen", Fortschritte zu machen. Ist solch ein Widerstand überwunden, dadurch, daß er ins Bewußtsein gezogen ist, so geht die Kur glatt weiter, und der Patient bringt ganz von selbst weiteres pathogenes Material zutage.

Darum sagte ich auch vorhin, die Deutungskunst des Arztes sei nicht die Hauptsache, sondern die rechtzeitige Erkennung und Beseitigung der Widerstände. Ein übersehener Widerstand, eine übersehene Übertragung kann die Kur leicht zum Scheitern bringen, während eine unrichtige Deutung sich ganz von selbst korrigiert. Die Übertragung ist zu vergleichen einem starken Magneten, der die in der Tiefe verborgenen und dort schädlich wirkenden Triebkräfte zunächst einmal an sich reißt. Sie leistet für die Kur den unschätzbaren Dienst, daß sie die verdrängten und vergessenen Triebe aktuell und manifest macht. Auf dem Gebiete der Übertragung spielt sich denn auch der Kampf zwischen dem Unbewußten des Patienten und dem Arzt im wesentlichen ab, indem der Patient die Wünsche, die er unbewußt auf den Arzt richtet, verwirklichen möchte, der Arzt ihn aber nötigt, sich mit der bloßen Erkenntnis zu begnügen.

Mit diesem Erkennen wird gleichzeitig die Übertragung Schritt für Schritt aufgelöst. Ich bin oft gefragt worden, wieso das bloße Erkennen eine solche Wirkung haben könnte. Die Antwort ist verhältnismäßig einfach: es handelt sich da ja zum größten Teil um Wünsche ganz infantiler Natur, die uns gar nicht verlockend erscheinen, sobald sie bewußt sind, weil im Bewußtsein starke Gegenmächte am Werke sind, die im allgemeinen stärker sind als diese primitiven Wünsche, so daß nach einem Worte Freuds die Verdrängung durch eine bewußte Verurteilung ersetzt werden kann. Weiter muß man bedenken, daß gerade die aus den tiefsten Schichten des Unbewußten stammenden Wünsche so maßlos, so phantastisch und grotesk sind, daß sie vor der hellen Tagesbeleuchtung einfach nicht standhalten können.

Die dem Unbewußten entrissenen Triebkräfte sollen nun aber nicht dauernd an den Arzt gebunden bleiben, sondern sollen frei werden zum Gebrauch fürs reale Leben. Daher ist die Lösung der Übertragung eine weitere Bedingung zur Heilung. Man vermeidet aus diesem Grunde alles, was den Patienten mehr als nötig an den Arzt binden könnte, oder was ihn gar in eine dauernde Abhängigkeit bringen könnte.

Gerade dieser Gesichtspunkt ist für die praktische Therapie von größter Wichtigkeit, die aber nicht von allen Psychoanalytikern in gleicher Weise gewürdigt wird. Vielmehr bestehen hier in Theorie und Praxis die größten Gegensätze. Vor allem gehört hierher die Frage, ob der Arzt in irgendeiner Form versuchen soll, erzieherisch auf den Kranken einzuwirken, oder, wie es vielfach ausgedrückt worden ist: ob auf die Analyse eine Synthese folgen soll.

Nicht zu trer
aktuellen Ko
im allgemeinen ist hiervon die Frage, wie sich der Analytiker zu Ratschläge fünflikten des Kranken stellen soll. Der Patient fordert daß die meisen in seiner kindlichen Einstellung zum Arzt dessen benden Kräftr sein Verhalten. Der Analytiker dagegen sagt sich, Patienten einten Konflikte ohne ein Freilegen der unbewußt treibeschränkt, ile gar nicht zu durchschauen sind, und daß er dem zu diesem oen weit besseren Dienst leistet, wenn er sich darauf Stand setzt, sm zur Klarheit über die Motive zu verhelfen, die ihn

Im Gegeler jenem Entschluß drängen und ihn damit in den innere Berecbeinen Entschluß ganz allein zu fassen.

noch als „Psysatz hierzu befaßt sich die Züricher Schule, die ohne Konflikten untigung ihre Methode trotz prinzipieller Unterschiede sie ihren „Lechoanalyse“ bezeichnet, ausdrücklich mit den aktuellen Vorgehen, sold will darüber hinaus die Kranken dazu erziehen, daß doch den Grbensaufgaben“ gerecht werden können. Ein solches die analytisch bestechend es auf den ersten Blick erscheint, läuft Neurotiker Mundanschauungen der Analyse strikt zuwider. Denn ihre Triebe üe Forschung hat uns ja gerade gezeigt, daß sehr viele Wenn man snschen sind, die eben an dem Versuch erkrankt sind, damit nur tieber das ihnen mögliche Maß hinaus zu sublimieren. Krankheit gele nun einfach zum Sublimieren drängt, treibt man sie

Der Vermfer in den Konflikt hinein, aus dem sie sich in die verschiedene lüchtet hatten.

licher Art sieidung unnötiger Übertragungsschwierigkeiten dienen solle, daß er Ratschläge Freuds, die nur scheinbar rein äußeranderen Kolld, z. B. daß der Arzt hinter dem Patienten sitzen nicht, um den möglichst die körperliche Untersuchung durch einen seinen eigenegen erfolgen lassen soll; auch daß der Analytiker andere findetn Patienten etwaige Geständnisse zu erleichtern, von

Die Übern inneren Erlebnissen erzählen soll, und manches Kur weiterhil in diesem Zusammenhang seine innere Begründung. wachende inttragung ist nun nicht der einzige Faktor, der in der bewußte Wunft, sondern es wirken dazu mit das allmählich erletzteres ist ellektuelle Interesse für das Verfahren, außerdem der während der sch, von den Leiden der Neurose freizukommen. Gerade wirken, weil ein so starker Anreiz, daß Besserungen im Befinden

Besserung Kur oft auf den Fortgang der Analyse ungünstig einzu beurteilen. dann der Antrieb aus dieser Quelle her geringer wird. erfolge sind yen im Befinden sind überhaupt nicht ganz einfach des Widersta Es treten oft Besserungen auf, die reine Übertragungssich die Besse— umgekehrt auch Verschlechterungen als Ausdruck sondern erst ndes. Auch wenn die Kur abgeschlossen ist, zeigt verschiedener rung oft nicht in unmittelbarem Anschluß an die Kur, tive Heilung nach einer geraumen Zeit. Die Gründe dafür können Gewinn zieht, Natur sein. Eine große Schwierigkeit für die definimit einem redeutet es, wenn der Kranke aus seinem Leiden einen Leiden eine den er nicht aufgeben will, so wenn eine Frau, die zwingt. icksichtslosen Mann verheiratet ist, sich durch ihr rücksichtsvollere Behandlung von seiner Seite er-

Daß eine Psychoanalyse lange Zeiträume erfordert, ist bekannt; Freud rechnet im allgemeinen mit $^1/_2$—1 Jahr, event. noch länger für die schwereren Fälle bei täglicher Behandlung von 1 Stunde. So wünschenswert es nun gewiß auch wäre, die Kur abzukürzen, so warnt Freud doch ausdrücklich vor einem Optimismus in dieser Richtung, indem er darauf hinweist, daß tiefgreifende seelische Veränderungen sich eben nicht von heute auf morgen vollziehen können. Es läßt sich auch die Dauer einer Behandlung vorher kaum übersehen, selbst nach einer Probebehandlung von 2 bis 3 Wochen kaum. Diese kurze Probebehandlung, der Freud jeden Patienten unterwirft, ehe er ihm definitiv zur Analyse rät, hat vor allem einen diagnostischen Wert, besonders da, wo es sich darum handelt, etwa ungeeignete Schizophreniefälle gegenüber anderen psychogenen Erkrankungen abzugrenzen. Die Kosten einer Kur sind entsprechend dem großen Zeitaufwand des Arztes ziemlich hoch; dennoch erreichen sie im allgemeinen nicht die Summen, die sonst für Sanatoriums- und andere Kuren usw. aufgewendet werden. Von dem Patienten wird zunächst weiter nichts verlangt als völlige Aufrichtigkeit und die Innehaltung der analytischen Grundregel. Die Gefahr, in der Analyse angelogen zu werden, ist aus zwei Gründen nicht besonders groß: einmal haben die weitaus meisten Patienten einen guten bewußten Willen zur Ehrlichkeit. Wenn aber doch einmal eine Lüge versucht wird, so ist eben auch diese Lüge als ein Produkt der Psyche aufzufassen, und es schadet gar nichts, wenn man sie analysiert, genau wie man Träume analysiert. Im weiteren Verlauf der Einfälle muß sich dann die Lüge unweigerlich auch als solche entpuppen.

Es fragt sich nun: wann soll man dem Patienten zuerst irgendwelche Mitteilungen, Aufklärungen über seine unbewußten Wünsche machen? Freud hat hierauf eine sehr präzise Antwort erteilt: nicht eher, als bis sich eine leistungsfähige Übertragung hergestellt hat, und auch dann nicht eher, als bis sich zum ersten mal der Widerstand der Übertragung bemächtigt hat. Für die ersten, wie für alle weiteren Mitteilungen an den Patienten gilt die Regel, mit größter Vorsicht vorzugehen und nur dann etwas zu sagen, wenn der Patient aus eigener Erkenntnis schon ganz in der Nähe des verdrängten Komplexes ist. Anderenfalls provoziert man unnötige Widerstände oder trifft auf völlige Verständnislosigkeit. Das wäre genau so, wie wenn man etwa im täglichen Leben dem andern ohne weiteres seine unbewußten Motive an den Kopf werfen wollte, wenn man also etwa einer Mutter, die überbesorgt ist um ihre Kinder, einfach sagen würde, sie hätte wohl Todeswünsche gegen die Kinder. Man würde damit nichts erreichen, als eine Erbitterung hervorzurufen, eine Erbitterung, die um so größer wäre, je richtiger man geraten hätte. — Weil man aber in der Analyse nichts sagt, was der Patient nicht schon fast mit Händen greifen könnte, hat man da die Möglichkeit, ohne zu verletzen, auch über sexuelle Dinge zu sprechen, weit besser, als das bei einer nichtanalytischen Exploration der Fall ist. Die Reaktion, die auf solche Mitteilungen eintritt, muß man zu beurteilen wissen. Es kann eine unmittelbare Erkenntnis eintreten, die der Patient dann selbst mit einem Gefühl der Er-

leichterung zugibt. Die Zustimmung kann sich in anderen Fällen auch so äußern, daß ein während der Behandlung aufgetretenes Symptom plötzlich verschwindet nach der Aufklärung. Wieder in anderen Fällen kann der Patient der Mitteilung des Arztes auch ein bewußtes „Nein" entgegenhalten, er bringt aber Einfälle, die dazu passen, und die ihn dann doch zur richtigen Erkenntnis hinführen. Es kann auch in dem Fall, daß der Arzt nicht genau das Richtige getroffen hat, nun eine Kritik wachgerufen werden, die dann verrät, daß der Patient es besser weiß, und die gewöhnlich nach einigen weiteren Einfällen die Lösung des Rätsels bringt.

Es erübrigt sich nun, noch einige Bemerkungen darüber zu machen, welche Ärzte und welche Patienten geeignet sind für die Analyse.

Von dem Arzt muß man außer den theoretischen Kenntnissen verlangen, daß er seinerseits frei sei von ungelösten Verdrängungen. Denn wenn er in sich selbst Widerstände gegen die Erkenntnis eigener Komplexe hat, wird er eben diese Komplexe auch bei dem Patienten übersehen oder doch falsch einschätzen. Jede ungelöste Verdrängung beim Arzt entspricht nach einem treffenden Wort von Stekel einem „blinden Fleck" in seiner analytischen Wahrnehmung. Daher stellt Freud mit Recht die Forderung auf, es solle sich jeder, der die Analyse an andern ausüben will, zunächst einmal selbst analysieren lassen, mindestens aber eine ernsthafte Eigenanalyse, besonders auch der eigenen Träume, vornehmen. Es ist ferner auch nötig, daß der Analytiker sich fortlaufend selbst analysiert, damit ihm die sich etwa bei ihm einstellende Gegenübertragung auf den Patienten oder Gegenwiderstände bewußt werden. Weiter sollte man meinen, der Analytiker müsse ein von Haus aus glänzendes Gedächtnis mitbringen, um all die tausend Einzelheiten und Einfälle seiner verschiedenen Patienten behalten und im gegebenen Augenblick verwerten zu können. Das ist aber nicht der Fall, sondern diese Leistung vollbringt der Arzt dadurch, daß er alle Äußerungen des Patienten mit gleichmäßigem Interesse, ohne eine Auswahl zu treffen, auf sich wirken läßt. Die psychologische Situation ist dann die, daß der Arzt alle Mitteilungen des Patienten mit seinem eigenen Unbewußten aufnimmt und auch unbewußt die Zusammenhänge erkennt. Daher ist er imstande, im gegebenen Moment alle zu einem Einfall zugehörigen Einfälle oder Träume oder Daten wieder produzieren zu können. Das kann er aber wiederum auch nur, wenn er in sich keine Widerstände gegen irgendwelche Erkenntnisse hat.

Wir kommen nun zum Schluß zu der Frage, welche Patienten für eine Analyse geeignet sind. Auf diese Frage nach den Indikationen kann man eine wirklich exakte Antwort heute noch nicht geben, wie man das bei einer verhältnismäßig so jungen Methode auch wohl kaum anders erwarten kann. Man kann einmal ganz allgemein sagen, daß von seiten des Patienten eine gewisse Höhe der Intelligenz und des ethischen Niveaus erforderlich ist. Ferner, daß ein höheres Alter, etwa über 50, ungünstig ist, weil ältere Leute im allgemeinen nicht mehr zu einer solchen Umwertung aller Werte, wie die Analyse sie mit sich bringt, gewillt und fähig sind. Doch

sind auch schon Patienten über 50, die an Depressionszuständen litten, mit Erfolg analysiert worden.

Weiter muß der Patient eines psychischen Normalzustandes fähig sein, von dem aus sich das pathologische Material bewältigen läßt: er darf also nicht etwa dauernd verworren oder schwer melancholisch sein. Es scheint ferner, daß eine ausgeprägte degenerative Konstitution der Wirksamkeit der Analyse eine Schranke setzt, doch kann man gerade hinsichtlich der Bedeutung der Konstitution etwas Definitives noch nicht sagen.

Was nun die Indikationen im einzelnen anlangt, so kommen für sie in Frage alle Fälle von chronischen Psychoneurosen, und zwar solche mit wenig stürmischen oder gefahrdrohenden Symptomen, weil ja die Analyse eine Zeitlang auf die Fortdauer der Symptome keine Rücksicht nehmen kann, also alle Arten von Zwangsneurose, Zwangsdenken, Zwangshandeln, Phobien, Angstzustände, körperliche Ausprägungen der Hysterie — oder, um den ominösen Begriff der Hysterie zu vermeiden: psychogene körperliche Erscheinungen.

Ausgesprochene Perversionen fallen im allgemeinen nicht in den Wirkungsbereich der Psychoanalyse. Die Erfahrungen, die man mit der Analyse von manisch-depressiven Zuständen und von leichteren Schizophrenien gemacht hat, sind zweifellos ermutigend, aber es fehlt hier noch jede feste Indikationsstellung. Es scheint, daß für eine gute Wirkung Bedingung ist, daß diese Kranken eine leistungsfähige positive Übertragung auf den Arzt zustande bringen.

Von den erstgenannten Psychoneurosen aber sind durch die Analyse Fälle geheilt worden, die jeder anderen Therapie trotzten. Es sind ja auch naturgemäß heute gerade die schwersten Fälle, die schon andere Heilverfahren vergeblich versucht hatten, die zur Analyse kommen. Was aber das Einzigartige in der Wirkung der Analyse ist, ist das, daß sie die Kranken nicht nur von ihren Symptomen befreit, sondern daß sie ihnen auch alle inneren Schwierigkeiten wegräumt, die sie hatten, mit dem Leben zurechtzukommen, speziell sich auf die Umwelt richtig einzustellen. So manche Ehe, die sonst an der Neurose des einen Partners innerlich gescheitert wäre, ist durch die Analyse innerlich gesundet, weil der Betreffende durch sie erst fähig wurde, sich mit allen Kräften, die früher an infantile Vorbilder gebunden waren, auf den andern einzustellen. Natürlich kann auch die Analyse nicht an die einmal gegebenen Anlagen heran: sie kann wohl einen Mensch, der mit Händen und Füßen gebunden war, losbinden, daß er wieder frei über seine Kräfte verfügen kann, aber sie kann ihm nicht neue Arme und Beine einsetzen. Aber sie hat uns gezeigt, daß vieles, was wir als konstitutionell angesehen haben, eine einfache Entwicklungshemmung ist, die wieder rückgängig gemacht werden kann.

Der Textwiedergabe des Vortrages sei ein Verzeichnis der Schriften angefügt, nach denen ich — zum Teil in wörtlicher Anlehnung — den Vortrag bearbeitet habe, um damit zugleich dem Wunsche nach weiterer Vertiefung des Themas, der in der Diskussion laut wurde, gerecht zu werden:

1. Freud: Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. Zentralbl. f. Psych. I, 1/2. — Über wilde Psychoanalyse. Zentralbl. f. Psych. I, 3. — Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse. Zentralbl. f. Psych. II, 3. — Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. Zentralbl. f. Psych. II, 9. — Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse I, 1, 2; II, 6; III, 1. — Zur Dynamik der Übertragung. Zentralbl. f. Psych. II, 4.

2. Hitschmann: Freuds Neurosenlehre.

3. Jones: Die Stellungnahme des psychoanalytischen Arztes zu den aktuellen Konflikten. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse II, 1.

4. Reik: Einige Bemerkungen zur Lehre vom Widerstande. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse III, 1.

Die phylogenetische Entwicklung des hominiden Genitalapparates.

Eine deszendenztheoretische Forschungsanregung

von Waldemar Zude

in Biadki, z. Z. im Felde.

Eine stammesgeschichtliche Entwicklung der menschlichen Sexualorgane zu entwerfen, ist leider nicht in dem Maße möglich als des genealogischen Werdeganges der Hominiden selbst; denn während hier eine Anzahl Skelette zur Hand sind, ist man bei ersterer allein auf die anatomische Vergleichung der jetztlebenden Tiere angewiesen, die in näherer Verwandtschaft mit dem Stammbaum des Menschen stehen. Darum liegt die Untersuchung der phylogenetischen Entwicklung der Sexualorgane weniger in der Hand des Paläontologen als vielmehr des Zoologen, der jede Einzelheit im Bau der jetzt lebenden Tiere erforscht und dadurch auf ihren Verwandtschaftsgrad untereinander zurückschließen kann. Wurm, Fisch, Lurch, Reptil, Ursäuger, Beuteltier, Kerbtierfresser, Halbaffe, Uraffe, Menschenaffe, Vormensch, Urmensch; das mögen so im großen und ganzen die hauptsächlichsten Entwicklungsstufen unseres Geschlechts sein wie sie der Nestor der deutschen Phylogenetiker, der „deutsche Darwin", Ernst Haeckel, in seinem Stammbaum (der auch das Giebelfeld des phyletischen Museums in Jena ziert) gibt, wie sie auch die Palingenese karikaturenhaft wiederspiegelt. Doch würde es gar zu weit führen, wollten wir vergleichend die ganze Skala dieser Verbindungsglieder durchlaufen. Die Würmer, Fische und Amphibien können wir für unsere Betrachtung von vornherein ausscheiden, da bei ihnen die Begattung fast durchgehends rein äußerlich verläuft, und die verhältnismäßig geringere Anzahl von Fällen, in denen besondere Begattungswerkzeuge vorhanden sind (z. B. beim Schwarzfleckkärpfling, Hai, Rochen), haben wir als spezifische Anpassungserscheinungen aufzufassen, die für die Phylogenese der höheren Wirbeltierklassen nicht in betracht kommen. Anders liegen die Dinge bei den Reptilien, deren Paarungswerkzeuge für die Deutung des Säugetier- und Menschenpenis von einiger Wichtigkeit sind. Die Rep-

tilien können wir nach Ausbildung der männlichen Genitalien in zwei sich ziemlich unvermittelt gegenüberstehende Gruppen teilen, in solche, die durch den Besitz eines Paares von Penisschläuchen ausgezeichnet sind (Eidechsen, Schlangen, Skinke, Doppelschleichen), und solche, die nur ein einziges unpaares Geschlechtsglied aufweisen (Schildkröten, Krokodile). Allerdings lassen sich beide Typen in einen näheren Zusammenhang bringen; denn an den Embryonen der Sumpfschildkröte konnte nachgewiesen werden, daß der Penis zunächst in der Gestalt zweier deutlich getrennter Höcker angelegt wird, also ursprünglich (wie bei den Eidechsen) ein paariges Organ darstellt, das später durch Verwachsung den in der Einzahl vorhandenen, soliden (also nicht hohlen, wie bei den Schlangen und Eidechsen) Penis darstellt, der von der nach der Bauchseite zu gelegenen (unteren) Kloakenwand seinen Ursprung nimmt, dort eine Strecke weit mit seiner Unterlage verwachsen ist und dann mit einem nach hinten gerichteten, freien Teile endigt. Auf seiner Rückenseite ist dieses Gebilde von einer tiefen Samenrinne durchzogen, die sich bei der Turgeszenz durch Anschwellung ihrer seitlichen Wandungen röhrenartig schließt. Eine Eigentümlichkeit des Schildkröten- und Krokodilpenis besteht darin, daß er — abgesehen von bindegewebigen Stützelementen — (im Gegensatz zu denen der Eidechsen und Schlangen) in seinem Inneren einen Corpus cavernosum besitzt; das ganze Organ läßt sich also (zum Koitus) aufrichten, ist erigierbar. „Die Grundlage des gesamten Organes", schreibt Gerhardt, „bildet ein derber bindegewebiger Körper, der auf seiner Oberfläche der Länge nach gefurcht ist. Ihm aufgelagert ist in unmittelbarer Umgebung der Samenrinne ein erst schwacher, dann stärker werdender Schwellkörper (Corpus cavernosum), der in manchen Fällen — z. B. bei der Sumpfschildkröte — am freien Ende so stark anschwillt, daß man, ohne irgendwelchen Analogieschluß mit höheren Formen, lediglich dem objektiven Befund nach, von einer Eichelbildung reden könnte." Somit erinnert also dieses Organ schon recht stark an den Penis der Säugetiere und Menschen, und in der Tat führt es direkt zu ihm hinüber; denn von den Reptilien ab gabelt sich der entwicklungsgeschichtliche Stammbaum. Der eine Zweig führt zu den Vögeln[1]), der andere zu den Säugern.

Als Ausgangspunkt für die phylogenetische Entwicklung des hominiden Penis werden wir ein Organ von der Art des Schild-

[1]) Ursprünglich waren wohl alle Vogelgattungen mit einem (dem Krokodil- und Schildkrötengliede ähnlichen) Penis ausgestattet, der aber bei den meisten Formen im Verlaufe der Phylogenese rückgebildet wurde, wie etwa beim Flamingo, den meisten Storcharten, einzelnen Trappenvögeln, verschiedenen größeren Tagraubvögeln und vereinzelten Sperlingsvögeln, wo sich als letzte Andeutung eines männlichen Begattungsgliedes an der Wandung der Kloake nur noch ein kleiner zungen- oder warzenförmiger Fortsatz findet. Zudem besitzen die Rabenkrähen-, Dohlen- und Bläßhuhn-Embryonen ein penisartiges Gebilde in ihrer Kloake, welches aber vor Durchbrechung der Eischale restlos verschwindet. Nur die dreizehigen Strauße und die Leistenschnäbler (Ente, Gans, Schwan usw.), desgleichen die Hokko- und eine Steißhuhn-Gattung, haben ihre Paarungswerkzeuge in einem vollkommenen Zustande bewahrt, während bei dem zweizehigen Strauß das Fehlen des Blindschlauches wohl schon als ein Anzeichen der beginnenden Verkümmerung aufgefaßt werden kann.

kröten- oder Krokodilpenis zu setzen haben, also ein Begattungswerkzeug, durch welches das Sperma noch nicht durch ein vollkommenes geschlossenes Rohr, sondern nur durch eine oberseits offene, durch Anschwellung ihrer seitlichen Wandungen verschließbare Rinne übertragen wurde. Denkt man sich nun die oberen Ränder einer derartigen Spermafurche einander immer mehr genähert, bis sie schließlich miteinander verwachsen, so ist durch diesen Vorgang aus der Rinne eine Röhre geworden. Diesen primitiven Zustand ungefähr treffen wir bei den mindestens aus dem Trias stammenden Monotremen an, bei denen Sperma und Harn noch durch zwei getrennte Öffnungen (Penis und Kloake) entleert werden. Bei den Schnabeltieren Australiens ist der Penis ein etwa zylindrisch gestalteter Körper, der in einer mit der Kloake in Verbindung stehenden Tasche lagert und eine seichte Längsfurche auf der oben (nach dem Rücken zu gelegenen) Seite des Gliedes besitzt. Merkwürdig ist an ihm fernerhin, daß an seinem oberen Ende, auf der Glans penis, anstatt einer einzigen Öffnung für den Austritt des Spermas (nach Gerhardt) deren achte sich befinden, die je auf einem kleinen Wärzchen gelegen sind. Gehen wir einen Schritt weiter in der Entwicklungsgeschichte! Die besondere Öffnung für die Harnabsonderung, die Kloake, verschwindet, demzufolge nehmen Sperma und Urin ihren Weg durch den männlichen Porus nach außen. Endlich mündete dieser Harnsamengang selbständig unterhalb des Afters nach außen und nicht mehr mit dem Enddarm gemeinsam. Somit stehen wir vor dem charakteristischen Beuteltierpenis. Doch besitzt dieses (wie bei den Schildkröten) schwanzwärts vom Skrotum sitzende Organ bei vielen Marsupialien (z. B. Beutelmarder, Opossum) eine mehr oder weniger deutlich ausgeprägte Neigung zur Gabelung, oder besser: Spaltung der Eichel (vgl. die paarigen Eidechsen-Penisschläuche und das Auftreten des Penis duplex beim Menschen), ein Organisationszug, dem im weiblichen Geschlecht eine Zweiteilung der Vagina entspricht. Doch gibt es auch Formen mit völlig ungespaltenem Penis unter den Marsupialien, z. B. beim Riesenkänguruh, dessen spitzer und dünner Penis ein etwa 5 cm langes freies Ende besitzt. „Die V-förmig gestaltete Öffnung der Harnröhre liegt etwas unterhalb der Spitze. Diese letztere besitzt einen unsymmetrischen Bau, insofern als nur der eine der beiden Penis-Schwellkörper sich in sie hinein fortsetzt; eine Eichel fehlt vollkommen“ (Schrader). Endlich tritt bei den höheren Säugetieren der Stützapparat des Paarungsgliedes noch mit dem Beckenknochen in eine engere Verbindung. Im übrigen variiert dieses Organ in so weitgehender und vielseitiger Mannigfaltigkeit, wie kein anderes des Säugetierleibes. Doch verfolgen wir die Stammesgeschichte weiter. Den Übergang von den bereits im Trias auftretenden, plazentalosen Marsupialien zu den plazentalen Insektivoren bilden kleine insektivore Säugetiere, deren Reste in mittel- und oberjurassischen Ablagerungen Englands und im Oberjura Nordamerikas angetroffen worden sind. Zudem stehen einzelne Gattungen fossiler Marsupialien den Insektenfressern so nahe, daß sie von mehreren Forschern als Ahnen der Insektivoren betrachtet werden. Während bei dem madagassischen In-

sektenfresser Tanrek die Penisspitze korkzieherartig gestaltet ist, weist der Penis des Igels zylindrische Form auf, mit einer eichelartigen Anschwellung am Ende. Beim Maulwurfpenis tritt uns eine neue Erscheinung entgegen. Hier fand Adams einen $2^3/_4$ mm langen biegsamen Knorpel. Dieser entwickelt sich in den höheren Tierordnungen weiter zum Os priapi. Vermittelt durch Hyopsodontidae und Mixodectidae gehen die Insektivoren zu den Lemuren über, diese wiederum zu dem Uraffen, bei dem wir auch sicher einen Os penis annehmen müssen; denn selbst bei den Anthropomorphen finden wir dieses Knochengebilde, welches dachartig über der Urethra lagert. Von dem ersten bekannten unteroligozänen Menschenaffen Propliopithecus haeckeli Ägyptens ging im Mittelmeergebiet die Weiterentwicklung über den Proanthropus neogaeus, erectus und arctogaeus zum Homo primigenius (H. niger var. fossilis). Leider können wir über die drei genannten Vormenschen keinerlei Angaben machen, doch kommt Fortunas Huld durch einige diluviale Zeichnungen des Pithecanthropus atavus (?) in südfranzösischen und nordspanischen Höhlen unserer Phantasie zur Hilfe; denn zwei dieser von Piette aufgefundenen Pithekanthropus-Beinschnitzereien zeigen eine horizontale Lage des dicken, gerade nach vorn stehenden Penis. Diese sonst nirgends bekannte Erscheinung finden wir heute nur noch bei den Buschmännern [1]) des südafrikanischen Kaplandes, bei denen der Penis auch in nicht erigiertem Zustande eine horizontale Lage aufweist und kurz, dick, gerade nach vorn steht. Da noch keine morphologische Untersuchung desselben stattgefunden hat, ist über die wahre Ursache dieser Erscheinung noch immer ein Schleier gezogen. Ob blutgefüllte Schwellkörper oder Muskeln diese eigentümliche Lage des Penis hervorrufen oder ein ihn in ganzer Länge durchziehender penisknochenartiger Knorpel? Hier hilft uns vielleicht wieder das biogenetische Grundgesetz Haeckels, nach dem die Ontogenie die kurze und schnelle Rekapitulation der Phylogenie ist. Betrachten wir einen drei bis 4 Monate alten menschlichen Fetus (denn so heißt das Embryo von dem Zeitpunkt an, da das Geschlecht ohne Mikroskop zu erkennen ist; von altlat. feo = erzeugen), so fällt uns der steife Penis sofort auf. Zwar enthält beim männlichen Neugeborenen das Corpus cavernosum urethrae keinen besonderen Os penis, aber die stielartige Verjüngung des Bulbus urethrae gegen das Corpus cavernosum ist unverkennbar. Wir haben es hier beim Neonatus masculinus also mit einer ausgesprochenen Tierähnlichkeit zu tun (vgl. Hund). Heute noch versuchen die Batta auf Sumatra den verlorengegangenen Rutenknochen durch das Einnähen von etwa 10 kleinen Steinchen oder Silber- und Goldplättchen unter die Haut des Penis zu ersetzen. Da der Penis des Urmenschen sich nicht wie der der Säugetiere in eine äußerlich angeheftete Scheide zurückzog, bewirkte der ursprüngliche Penisknochen (oder -knorpel) jene charakteristische Buschmannlage, die bei den Anthropomorphen und Affen auch bestehen würde, wenn der Os priapi noch in ur-

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Welches ist die älteste lebende Menschenrasse?“ (1916, 8).

sprünglicher Größe vorhanden wäre, zumal da der Affenpenis dem des Menschen sehr nahe kommt.

Während bei den älteren Stammesahnen die eigentlichen männlichen Geschlechtsfabriken, in denen der Samen bereitet wird, die beiden Hoden, im Körperinnern lagerten, rutschten sie bei späteren Geschlechtern aus dem inneren Leibesverbande abwärts, so tief abwärts, daß sie schließlich unter dem Penis wie in einem Sacke frei herauskommen. Vom Beuteltier an aufwärts wird Stufe um Stufe dieser Hodenabstieg sichtbar, wenn auch noch nicht zur Regel. Selbst heute noch rutschen bei einzelnen Nagetieren, Igeln und Fledermäusen die Hoden hin und her, kommen zur Liebeszeit in einer Hautfalte herab und gleiten in den Ruhepausen wieder in den Bauch zurück (vgl. auch die Fälle von Kryptorchismus, d. i. das Nichteintreten der Hoden in den Hodensack, ihr Zurückbleiben in der Bauchhöhle oder im Leistenkanal; sodann das Vermögen einiger Männer, den Hodensack willkürlich etwas aufwärts- und zusammenzuziehen). Doch schon der Halbaffe, noch mehr der Affe und vollends der Mensch haben ihren Hodensack (scrotum) durchweg am rechten Fleck, d. h. unten an der Ansatzstelle des Penis, der bei den sich aufrecht bewegenden Fledermäusen, Halbaffen, Affen und Menschen im ruhenden Zustande senkrecht abwärts pendelt, während er bei den vierbeinig laufenden Tieren möglichst an den Bauch angelegt ist.

Interessant ist es auch, daß bei einigen Insektivoren (Maulwurf, Spitzmaus), einigen Lemuren u. a. ein sog. Klitorisknochen (Os clitoridis) beobachtet worden ist. Außerdem ragt die Klitoris bei ihnen außerhalb der Scheide frei hervor, ebenso bei den südamerikanischen Klammeraffen (Ateles), wo deswegen die Verwechslung mit einem frei hängenden Penis naheliegen kann. Eine ausgesprochene Klitorisvergrößerung (bis zu 1,8 cm Länge) ist den Betschuanenweibern eigentümlich. Da bei den Affen dieses Organ absolut und relativ stärker entwickelt ist als beim Menschen, so können wir diese Erscheinung als Theromorphie auffassen, desgleichen die übermäßige Vergrößerung (14—18 cm) der labia minora bei Hottentotten, Buschleuten, einigen Indianern und Südseeinsulanern (Hottentottenschürze). Während (nach Klaatsch) die labia majora beim Orang-Utan vorzüglich ausgebildet sind, finden sie sich bei den anderen Affen gar nicht entwickelt oder nur schwach ausgeprägt. Auch in dem Entwicklungsgange des Menschen weist der Fetus zunächt nur kleine Schamlippen auf (desgl. sind Schamlippen und Kitzler bei den Feuerländerinnen, Woloffenweibern, Togonegerinnen, Chinesinnen, Anamitinnen, Japanerinnen und einigen ostmalaiischen Frauen nur rudimentär entwickelt). Wie die Menschenweiber, so besitzen u. a. auch die Beuteltiere eine hymenartige Verschlußfalte der Vagina. Beim Maulwurf ist diese bis zum Eintritt der Brunstzeit sogar vollkommen zugewachsen (vgl. die Infibulation der Mädchen bei den Galla, Somali, Harari, Betschuanen, Sudanesen usw.). Die Klitoris geht in ihrer onto- und phylogenetischen Entwicklung[1]) parallel mit dem Penis und entspricht diesem

[1]) Die Entwicklungsgeschichte des Uro-Genitalapparates bildet eines der interessantesten Kapitel der Embryologie. Anfänglich münden Darm, Harn- und Genitalapparat

auch völlig in seinem Bau, zumal sie durch zwei Corpora cavernosa bis zu einem gewissen Grade erigiert werden kann, die „Bartholinischen Drüsen", die Bulbi vestibuli und den Nervus dorsalis penis besitzt, ja bei einigen Insektivoren (Maulwurf, Spitzmaus), Lemuren u. a. sogar von der Harnröhre durchzogen ist. Entsprechend dem zweigespaltenen Penis der Beuteltiere finden wir hier auch eine doppelseitige Klitoris, eine zweiteilige Vagina (die durch Nichtvereinigung der Müllerschen Gänge auch beim menschlichen Weibe vorkommen kann) und einen doppelten Uterus (Uterus duplex kommt zuweilen auch beim Menschen[1]) vor). Bei den niedrigen Affen gibt es noch die zweihörnige Gebärmutter (Uterus bicornis, wie sie bisweilen auch beim Weibe angedeutet vorkommt). Nur bei den Menschenaffen und dem Menschen ist die einfache Form des Uterus vorhanden (aber die Tuben und Ovarien sind noch paarig geblieben). Desgleichen bildet beim Tarsius und den Affen die nach der Geburt sich loslösende Plazenta[2]) zwei Scheiben. Nur bei den Anthropomorphen und Hominiden besteht sie aus einer einzigen Scheibe.

Was nun die Menstruation (vom lat. menstrum = monatlich wiederkehrend) anbelangt, so gibt es bei vielen Säugetieren (Känguruhs, Spitzhörnchen, Flughunden, Schlankaffen, Meerkatzen, Pavianen, Makaken, Zibettieren, Wölfen, Büffeln u. a.), namentlich aber bei den Haustieren (Stute, Kuh, Ziege, Schaf, Schwein, Hund), einen ähnlichen Zustand. Unter den Säugern zeigen die Halbaffen und Affen einen dem menschlichen ungefähr gleichen Vorgang, wie Doflein von Papio porcarius und Cynomolgus berichtet, Straatz an Tarsius spectrum, Heape an Macacus rhesus und Semnopithecus entellus, Bohlau, Ehlers und Hermes bei Anthropopithecus troglodytes festgestellt haben. Bei diesen ist der Blutfluß ausgesprochen, ist aber wie beim Menschen nicht notwendig mit dem Platzen des Eifollikels verbunden. Doch unterscheidet sich die Menstruation der Affenweibchen durch das Vorherrschen der Anschwellung der äußeren Genitalien, durch den schleimigen Charakter des Ausflusses und seine Armut an Blutkörperchen von der

---

wie bei den Monotremen in gemeinsamer Kloake aus. Erst in der Mitte des dritten Monats werden die beiden Anlagen durch die Ausbildung des Perinaeum geschieden. Die Keimdrüsen (Hoden und Ovarien) entstehen im wesentlichen aus dem Epithel der Leibeshöhle (Keimepithel), in nächster Nähe der Urniere (Wolffscher Körper), und zwar aus einer Anlage, die für beide Geschlechter die gleiche ist, so daß wir in den ersten beiden Monaten das künftige Geschlecht des Embryos noch nicht ohne Mikroskop zu erkennen vermögen. Aus dem „Keimepithel" (Waldeyer) gehen die Ureier bzw. die Ursamenzellen hervor. Während nun die Ovarien des Fetus sich nur wenig aus der Nierengegend entfernen, indem sie sich in das große und später in den oberen Abschnitt des kleinen Beckens senken, erfolgt bei den Hoden der sog. „Abstieg" (Descensus testiculorum). In der letzten Periode dieser Wanderung (7. Monat bis zur Geburt) tritt der Hoden durch den Leistenkanal aus der Bauchhöhle in das Skrotum. Dieses bildet sich aus den embryonalen Genitalwülsten, aus denen beim Weibe die großen Labien entstehen. Aus dem Genitalhöcker oberhalb der Kloakenmündung des Embryos wächst der Penis und die Klitoris (deren abnorme Vergrößerung sogar einen Penis vortäuschen kann).

[1]) Vgl. meine folgende kleine Mitteilung über „Sexualwissenschaftliche Kuriositäten".

[2]) Die fetale Plazenta einiger Beuteltiere (Beutelmarder, Kurznasenbeuteldachs) und des Maulwurfs wird nicht nach der Geburt wie bei den übrigen Säugern losgelöst, sondern vom Fruchthalter aufgesogen.

Menses der Frau. Bei den Affen stellt sich Blutandrang zum Gesicht (vgl. Nasenbluten mancher menstruierender Frauen!) und zu den Brustwarzen, zum Oberschenkel sowie zum After und seiner Umgebung ein. Manchmal ist dieser so stark, daß eine ungewöhnliche, glänzend rote Schwellung der weichen, die Geschlechtsöffnung und den After umgebenden Gewebe die einleitende Kongestionsperiode oder Vorbrunst (Präöstrum) ankündigt. Das Präöstrum bedingt eine schnelle Zunahme der Zahl und Größe seiner Blutgefäße im Uterusgewebe. Diese geht so weit, daß schließlich die Uterusschleimhaut gespannt und glänzend rot ist. Das Präöstrum der Säugetierweibchen entspricht ungefähr der Menstruation des menschlichen Weibes. Unmittelbar darauf folgt die Hochbrunst, das Östrum, die Zeit, wo das Weibchen das Männchen annimmt und von diesem befruchtet wird.

Die Stellung, die die Tiere beim Befruchtungsakte einnehmen, ist mit wenigen Ausnahmen überall die gleiche. Das männliche Tier umfaßt mit seinen Vordergliedmaßen das Hinterteil des Weibchens, hinter dem es auf den Hinterfüßen steht. So begatten sich die Beutler und auch die Affen, nur die Igel (Fledermäuse, Stachelschweine u. a.), bei denen die weibliche Öffnung mehr nach vorn liegt, begatten sich (wegen der Rückenstacheln) Bauch gegen Bauch, wobei das Igelweibchen sich auf den Rücken legt. Nach Friedenthal scheinen auch die Anthropoiden sich (außer Brust gegen Rücken) auch Brust gegen Brust zu begatten. Auch bei der Mehrzahl der Naturvölker wird der Koitus in der Rückenlage vollzogen, obgleich sie nicht völlig der anatomischen Normalstellung entspricht. Doch kommen auch andere Stellungen vor, z. B. üben die Kohabitation (nach Ellis und Mantegazza) ausschließlich in der Seitenlage (vgl. Weißwal) die Bafiote-Neger der Loangoküste, die Graslandneger im Hinterlande (Bali) von Kamerun, die Tschuktschen und die Kamtschadalen aus. Im Hocken koitieren (nach Fletscher-Oberländer u. a.) die Bewohner von Zentral-Australien und von Bali (?) im malaiischen Archipel. Doch wird die Begattung bisweilen auch in der Stellung der Affen ausgeführt, z. B. bei den Negritos, deren Vagina (nach Wiedersheim) weit nach hinten gerückt ist, ähnlich wie bei den Anthropoiden. Wie bei den letzteren, so erreicht auch beim Menschen der Penisschaft vor der Einführung in die Vagina den höchsten Grad von Erektion (die durch gewisse Muskeln, musculi erector penis, und erweiterte Venenzweige mit fibröser Membran, zwei Corpora cavernosa penis und einem Corpus cavernosum urethrale, erzeugt wird) und sobald der Penis in die Vagina eingedrungen ist, werden, bis die Ejakulation stattfindet, zur Erhöhung der Reibung rhythmische Stoßbewegungen ausgeführt (die aber bei Kaninchen, Hase, Meerschweinchen, Schwein, Wanderratte, Katze usw. fehlen).

Es sei noch daran erinnert, daß der Mensch wie die Insektivoren (Igel, Spitzmaus) und die (gleich dem Ur- und Naturmenschen meist in Polygamie lebenden) Lemuren und Anthropoiden vielbrünstig ist. Trotz der monatlich sich wiederholten Brunst liegen die Trag- und Geburtszeiten doch in bestimmten Monaten des Jahres. Es scheint also bei diesen Formen der Brunst nur zu bestimmten Zeiten

des Jahres fruchtfähige Brunst zu sein. Zu anderen Zeiten führt Begattung zu keinem Erfolg, so hat man z. B. bei Tarsius spectrum Konzeption hauptsächlich im Oktober und November, bei Macacus rhesus in den Bergen Indiens bei Simla im Oktober, in der Ebene jedoch im Mai usw. beobachtet. Merkwürdigerweise scheint auch bei manchen Naturvölkern dieselbe Regel zu gelten (aber auch bei Kulturvölkern sehen wir zu bestimmten Zeiten Geburtenhäufigkeit). Bemerken will ich noch, daß die Entwicklungsdauer bis zur Pubertät bei Menschenaffen, Pavian und Mandrill etwa 8 bis 12 Jahre dauert, also ähnlich wie beim Menschen, besonders bei den Naturvölkern, sich verhält; denn bei den Sioux- und Dakotaindianern finden wir Mütter im Alter von 13, bei den Samojeden, den nordafrikanischen Schangalla und den Bewohnern von Jamaika von 12, bei den Arabern und Maoris von 11 und bei gewissen Indianerstämmen Britisch-Guayana und Ostjaken selbst von zehn Jahren.

Zum Schluß mag noch der Brustdrüsenentwicklung gedacht werden. Die Milchdrüsen sind umgewandelte Hautdrüsen (wahrscheinlich Schweißdrüsen). Bei den eierlegenden Monotremen münden diese Drüsen (noch nicht zu einem schärfer umgrenzten, einheitlichen Komplexe vereinigt) über Hautfelder hin verteilt, die rechts und links von der Mittellinie des Bauches liegen. Ihr heraussickerndes Sekret, die Milch, wird von den nach Verlassen der Eischale noch sehr unreifen Jungen einfach aufgeleckt. Bei den höheren Säugetieren jedoch treten die vereinzelt mündenden Drüsen zunächst zu einem einheitlichen Apparat zusammen, indem sich als gemeinsamer Mündungsgang aller in dem Komplexe vereinigten Drüsen eine Zitze oder Saugwarze herausbildet, die von dem saugenden Jungen bequem mit den Lippen umfaßt werden kann. Diese Zitzenanlagen ordnen sich alsbald in zwei divergierenden Längsreihen an, die, in der Leistengegend beginnend, zur Brustregion ziehen. Die höchste Zitzenzahl finden wir bei den Insektivoren, beim Tanrek Madagaskars z. B. 22 Zitzen. Igel, Maulwurf und Spitzmäuse haben aber trotzdem nur wenige Junge in einem Wurf (Igel 3—6, Maulwurf 3—7, Spitzmaus 5—10). Bei den Beuteltieren sind die Zitzen in zwei Reihen oder in einem Halbkreis am Abdomen (meist vom Beutel bedeckt) angeordnet, bei den aufrecht kletternden Halbaffen und Affen (und den aufrecht fliegenden Fledermäusen), die bei der Bewegung ihre Jungen mit sich tragen, haben sie ihren Sitz in der Brustregion (bei Fledermäusen meist hinter der Achselgrube, doch gibt es auch Formen, die noch Zitzen in der Schamgegend aufweisen). Die Halbaffen (und Fledermäuse) haben nur zwei der vier Zitzen in der Brustregion. Sie bringen aber in der Regel nicht mehr als zwei Junge zur Welt. So finden wir denn bei ihnen selbst bei vierzitzigen Arten nur die zwei anderen derselben funktionierend. Die Affen bringen ebenso selten wie der Mensch Drillinge oder gar Vierlinge zur Welt, auch Zwillinge sind nicht die Regel (1,1—3,2 %). Für das eine Junge stehen also zum Saugen die beiden Brüste zur Verfügung. Je höher ein Geschöpf steht, desto geringer ist die Zahl der auf einmal hervorgebrachten Früchte. Wahrscheinlich gebar der Vormensch noch ebensooft

Zwillinge wie Einlinge. Das Auftreten von Multiparität[1]) ist daher als Atavismus zu deuten, die, wie Straßmann wahrscheinlich gemacht hat, mehr und mehr zu verschwinden auf dem Wege ist, da sie, „eine seltener werdende, rückständige Art der Fortpflanzung" darstellt. Gleich den Männchen aller Säugetiere (außer einigen Beutlern) besitzen auch die Menschen rudimentäre Zitzenbildungen. Ja, es sind sogar einige Fälle wissenschaftlich bekannt, daß die männlichen Brustdrüsen beim Menschen (und einigen Tieren, z. B. Hammel) noch Milch abgeschieden haben (wie Nicol-Gemma, Vesalius, Donatus, Eugutius, Baricellus, Fabricius u. a. bezeugen, und Fritsch z. B. bei den Buschmännern beobachtet hat). Bei Weibern (selten bei Männern) sind mitunter mehr als zwei (nach Neugebaur 8—10) Brustdrüsen beobachtet worden (Polymastie), von denen sich manche noch bei eintretender Gravidität leistungsfähig zeigten. Daß den Griechen und Römern schon Fälle von Polymastie bekannt waren, lehrt uns die bekannte Darstellung der Diana von Ephesus; es sei auch daran erinnert, daß (nach Laurent) Julia, die Tochter der Junius Avitus und Mutter des Alexander Servus, die deshalb den Beinamen Mammaea führte, ferner Anna Boleyn, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII. von England, die schöne Frau Vitres de Tréves u. a. mit der gleichen Anomalie ausgestattet waren. Nach Bälz kommt besonders bei Japanerinnen häufig über der normalen Mamma nach den Achselhöhlen zu, dem Verlauf des großen Brustmuskels entsprechend, beiderseits eine akzessorische Milchdrüse (meist ohne Warze) vor, die als Rest der früheren Hypermastie aufzufassen ist. Diese Drüsen bilden hier einen charakteristischen Fettwulst, den man u. a. an vielen antiken Venusstatuen (z. B. vor der linken Achsel der Venus von Milo) deutlich wahrnehmen kann. Bälz entdeckte an dieser Oberbrust (Supramamma) bei Japanerinnen in zahlreichen Fällen noch Spuren einer Warze. Ebenso deutet die Achsellage der Brust bei den Kungbuschleuten auf ein hohes stammesgeschichtliches Alter hin (wie ich in meiner Abhandlung „Welches ist die älteste lebende Menschenrasse?" dargelegt habe), zumal die Mamma bei den Anthropomorphen auch hoch liegt. Recht häufig sind überzählige Brustwarzen (Polythelie) bei beiden Geschlechtern (vgl. den von Ammon dargestellten Fall von Hyperthelie bei einem Jüngling). Man begegnet solchen überzähligen Brustdrüsen hauptsächlich an der vorderen Rumpfseite (in 91,8 % nach Laloy), aber auch in der Achselhöhle (4,6 %), auf dem Rücken (9,8 %), auf der Schulter (0,9 %), an der Außenseite des Oberschenkels (0,9 %), (nach Wiedersheim) selbst an den weiblichen Schamlippen (ganz vereinzelt). Diese überzähligen Brustwarzen und Milchdrüsen sind als phylogenetischer Atavismus aufzufassen. Wie bei den übrigen Säugetieren wird (nach O. Schultze, H. Schmidt, E. Kallius u. a.) auch beim Menschen im 2. Monat des embryonalen Lebens ursprünglich eine größere Anzahl Milchdrüsen in Form kleiner epithelialer Wucherungen längs der in der Längs-

[1]) Der bekannteste Fall von Sechslingen passierte vor einigen Jahren einer Negerin an der Goldküste, über Siebenlinge berichtet uns in Wort und Bild lediglich der Grabstein (von 1600) einer Thili Roemer zu Hameln.

richtung des Körpers verlaufenden „Milchleiste“ angelegt; außer der Hauptmilchdrüsenanlage, der späteren bleibenden Mamma, sind 6 bis 8 solcher primitiven Anlagen beim menschlichen Embryo nachzuweisen, die aber, außer jener, unter normalen Verhältnissen nicht weiter zur Entwicklung gelangen, ebenso wie das menschenaffenartige dreizehnte Rippenpaar des hominiden Embryo. Diese normale Vielzahl von Milchdrüsen (und die ursprüngliche Doppelbildung des Uterus) beim Embryo spricht auch dafür, daß der Proanthropos einst (wie andere Säuger) gleichzeitig mehrere Junge zur Welt gebracht hat. Endlich will ich noch erwähnen, daß wir (der Phylogenese entsprechend) wahre Zitzen (d. h. das ganze Drüsenfeld ist in Form einer Papille über die umgebende Haut emporgehoben, so daß die Drüsenmündungen sich nebeneinander auf der Höhe des entstandenen kegelförmigen Gebildes befinden, wo die von den Milchdrüsen produzierte Milch direkt an die Oberfläche gelangt) nur bei Beuteltieren, Halbaffen, Affen und Menschen finden.

Damit will ich meine in groben Umrissen entworfene Entwicklungsgeschichte des hominiden Sexualapparates schließen. Sie zeigt uns, daß man, wie Darwin sagt, „jedem organischen Naturerzeugnis eine lange Geschichte zugestehen“ muß. Leider ist das diesbezügliche Material für die in den menschlichen Stammbaum gehörigen Tierahnen so spärlich vorhanden, daß dem Sexual-Zoologen (wenn ich ihn so nennen darf) noch ein gewaltiges unbebautes Feld offen steht, das an interessanten Rätseln kaum seinesgleichen findet; denn das Entwicklungsgesetz ist gesichert, auch wenn die anderen Darwinschen Anschauungen und Erklärungen zum Teil von der fortschreitenden Zeit längst überholt und durch bessere ersetzt worden sind. Doch fehlen noch viele Bausteine zur lückenlosen Konstruktion der Lamarck-Darwin-Haeckelschen Entwicklungstheorie. Das hier kurz dargelegte Gebiet liegt fast noch gänzlich brach, wie das vorliegend zusammengestellte Material deutlich zeigt. Es sind alles nur Bruchstücke, die eines gefestigten inneren Zusammenhanges noch gänzlich entbehren. Darum rufe ich allen Sexualphysiologen zu: Frisch ans Werk, die „Frage aller Fragen für die Menschheit“ (Huxley) viribus unitis zu lösen; denn das Ziel ist groß und hoch der Gewinn!

Kleine Mitteilungen.

Krieg und Soldatenehen.

Von Dr. Hans Schneickert.

Die Sexualverhältnisse der Soldaten im Kriege bildeten zu allen Zeiten ein schwieriges Problem der Gesetzgebung, wie uns ein Rückblick in die früheren Jahrhunderte zeigt. Schon im Altertum lernen wir die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Behandlung dieser Frage kennen, je nachdem die Soldatenehen gefördert oder verhindert worden sind. Auch die Bevölkerungspolitik spielte dabei schon eine Rolle, wie sich auch schon eine Art „Frauenbewegung“ Geltung verschaffte. Herodot berichtet uns, daß die Frauen der

Szythen über das fast ewige Ausbleiben ihrer Männer im Kriege so aufgebracht wurden, daß sie den Entschluß faßten, sich an ihre Leibeigene zu halten, die nach erfolgtem Siege dem zurückkehrenden Heere die zu Hause gemachte Beute nicht ohne neues Blutvergießen abtraten. Die Spartanerinnen ließen ihren Männern, die schon zehn Jahre die Messenier in ihrer Hauptstadt belagerten, durch abgesandte Boten melden, daß bei längerer Kriegsdauer dem Vaterlande es notwendigerweise bald an Mannschaften gebrechen müßte. Die Römer hielten es daher für gut, ihren Kriegern das Heiraten gar nicht zu erlauben, auch nicht zu gestatten, daß sie Frauen mit ins Lager nahmen. Dies war für manche eine günstige Gelegenheit zur Ehescheidung und Wiederverheiratung mit einer anderen nach dem Kriege. Das Gesetz verpflichtete sowohl den Feldherrn, wie auch die Hauptleute und Gemeinen zur Enthaltsamkeit. Daher ließ auch Pompejus, als er ins Feld zog, seine Gattin in Lesbus zurück. Dagegen wurde es Antonius zur höchsten Schande angerechnet, daß er die Kleopatra mit sich herumziehen ließ.

Aber auch bei den Römern wechselte die Anschauung über die Kriegerehen und die strenge Fernhaltung des weiblichen Geschlechts von den Kriegsschauplätzen; denn von P. Scipio Ämilianus berichtet man, daß er zur Wiederherstellung der gelockerten Kriegszucht zweitausend liederliche Weibspersonen aus dem Lager jagen ließ. Auch wurde es verboten, daß solche Weiber von Soldaten im Testamente bedacht werden. Unter dem Kaiser Severus war dagegen das Heiraten dem Soldatenstande wieder erlaubt.

Von den alten Deutschen berichtet Tacitus, daß sie ihre Frauen als Zeugen ihrer Tapferkeit bei sich hatten, wenn sie die Feinde schlugen; sie saugten ihre Wunden aus und erfrischten ihre Männer unter liebkosenden Aufmunterungen, mischten sich zuweilen auch zum Schrecken der Römer selbst ins Treffen ein.

König Alexander der Große von Mazedonien gestattete seinen Soldaten, um sie von der Fahnenflucht abzuhalten, daß sie die gefangenen Weiber zur Ehe nahmen. Zugleich sollten ihm solche Ehen ein Mittel sein, die jährliche Rekrutierung im Lande günstiger zu gestalten.

Die deutsche Kriegszucht war schon in frühen Jahren der Ehe der Soldaten günstig. Friedrich Wilhelm III. von Preußen bestimmte, daß allen Soldaten das Heiraten erlaubt sein solle. Nur 5 oder 6 zum Waschen unentbehrliche, vom Hauptmann für jede Kompagnie zu ernennende Weiber durften mit ins Feld ziehen, die anderen aber sollten entweder in ihren eigenen, oder ihnen von der Obrigkeit angewiesenen Wohnungen verbleiben. Hierdurch wurde der Unordnung vorgebeugt, die sich bei den englischen und holländischen Armeen fand, wo manchmal fast so viele Weiber als Männer waren. Moser berichtet in seinen vermischten Abhandlungen aus den Geschichten, dem Staatsrecht und der Sittenlehre über die damaligen Grundgedanken der Soldatenehen folgendes: Unvermerkt wächst eine neue Armee von Soldatenkindern auf, wodurch man mit der Zeit der kostbaren fremden Werbung wird entbehren können. Die verehelichten Soldaten werden, um ihre Weiber und Kinder zu erhalten, von dem Müßiggang abgezogen und zum Fleiß angetrieben. Der Unzucht und anderen aus derselben herkommenden Sünden wird gesteuert und hingegen das Land durch ordentliche Verbindungen stark bevölkert, welches dessen desto nötiger hat, je weitläufiger es ist, und je weniger sich in dasselbe die Fremden wegen der sogenannten Kantons- und Zwangswerbungen ziehen lassen. Damit aber diese Bevölkerung nicht vermittelst ganz unerzogener Leute geschehen möge, so ist noch die vortreffliche Veranstaltung gemacht worden,

daß ein jedes Regiment seine Schule und seinen eigenen, unter der Aufsicht des Feldpredigers stehenden Schulmeister für die Soldatenkinder hat.

Auch zu jener Zeit kannte man schon die Kriegsunterstützungen: Jede Soldatenfrau, die nicht in der Kaserne wohnte, erhielt monatlich 6 Groschen Quartiergeld, 8 Groschen Brotgeld und für jedes Kind 4 Groschen Beihilfe. In Österreich erhielt jeder Bauer, der einen Knaben aus einer Soldatenehe bis zum vierzehnten Lebensjahre erzog, jährlich 15 Gulden aus der Staatskasse. Die schwere Versorgung der Witwen eines Kriegers war in Österreich die Veranlassung, den Offizieren und Gemeinen die Erlaubnis zum Heiraten nur zu erteilen, wenn sie nachweisen konnten, daß sie ihren Witwen nach ihrem Tode ein gewisses standesgemäßes Einkommen hinterließen, das den Staat gegen eine zukünftige Notwendigkeit einer Pension sichern sollte. Durch kaiserliche Verordnung von 1779 wurde den österreichischen Soldaten die Heiratsbewilligung erteilt, wenn es nur keine verrufene Frauensperson war, und wenn die Frauen vom Wirtschaftsamte oder der Ortspolizeibehörde die Bestätigung beibrachten, daß sie sich verpflichteten, bei keiner Gelegenheit zum Regiment zu kommen, noch dessen Versorgung in Anspruch nehmen zu wollen [1]).

Wie früher, so spielen auch heute noch bevölkerungspolitische Erwägungen bei der Begünstigung der Kriegsehen eine Hauptrolle.

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Sitzung vom 15. Juni 1917.

Leitung durch Herrn Iwan Bloch. Vor der Tagesordnung demonstrierte Herr Koerber einen Muskelkünstler (Herrn Fr. Böhner), der nicht nur eine virtuose Beherrschung seiner willkürlichen Muskeln, auch in isolierter Funktion, zeigt, sondern auch imstande ist, an einzelnen unwillkürlichen Muskeln durch psychische Beeinflussung interessante Abweichungen zu erzielen, z. B. isolierte Pupillenbewegung, Erweiterung der Pupille trotz starker Belichtung; Verlagerung des Herzens und Verlangsamung des Herzschlages bis zur Pulslosigkeit.

Es knüpft sich daran eine kurze Erläuterung und Besprechung.

In der Diskussion Hammer: „Sexualpraxis und geltendes Recht“ dankt Frau Gregorowski dem Vortragenden im Namen der in der Fürsorgeerziehung der Mädchen tätigen Frauen; namentlich verspricht sie sich nunmehr einen wesentlichen Fortschritt in der wissenschaftlichen und praktischen Behandlung der das weibliche Geschlecht betreffenden Sinnlichkeitsfragen.

Auch Herr Saaler spricht neben einigen Einwendungen den Dank aus für die mannigfache Aufklärung der Gefahren, in der der Sexualarzt schwebt.

Darauf hält Herr Dr. Heinroth seinen angekündigten Vortrag: „Über Paarungsweisen und Paarungsvorbereitungen in der Tierwelt“. — Er ging von den Infusorien aus, bei denen neben der Teilung in gewissem Sinne auch eine Paarung vorkommt, die Konjugation, in der beide Individuen, die noch nicht als Männchen und Weibchen unterschieden sind, verschmelzen. Viele

[1]) Aus Dr. Joh. Peter Franks „System einer vollständigen medicinischen Polizey“, Mannheim 1804.

andere niedere Tiere pflanzen sich fort, indem sie die Spermen frei ins Wasser absondern, die mit dem Atmungswasser in die weiblichen Geschlechtsorgane eingespült werden. Beim Regenwurm kommt eine Art von Paarung zustande, bei den Landschnecken ist sie etwas verwickelter, indem Liebespfeile aus der Atemhöhle abgeschossen werden, die das in der Nähe befindliche Tier reizen. Bei einigen Würmern, deren Weibchen 1 Meter lang sind, gibt es Zwergmännchen von 1 Millimeter Länge, die innerhalb des Weibchens als Schmarotzer leben und die Befruchtung besorgen. Bei den Tintenfischen kommt die Fortpflanzung in der Weise zustande, daß ein Arm sich mit Sperma beladet, der in die Atemhöhle des Weibchens, wo die Geschlechtsorgane liegen, hineingeführt wird. Dieser Arm kann sich auch vom Tiere ablösen und frei im Wasser umherschwimmend wird er in die Atemhöhle aufgenommen. Die höheren Krebse haben eine Paarungsweise, die der der höheren Tiere nahe steht. Dabei liegt das Weibchen wie in einer Hypnose, die durch den Angriff des Männchens hervorgerufen wird. Bei den Insekten bestehen Anlockungsmöglichkeiten. Das Zirpen der Heupferdchen — nur männliche bringen dieses Geräusch hervor — lockt die Weibchen an. Die Heimchen produzieren einen süßen Saft, um die Weibchen anzulocken. Bei den Schmetterlingen dient der Geruch gleichen Zielen.

Bei den Fischen unterscheidet man Schwarmlaicher, z. B. die Heringe, die dabei in einem derartigen Sinnenrausch sind, daß sie leicht ihren Feinden in die Hände fallen, und Paarlaicher, z. B. Forelle, die ein Nest bauen und dabei ein Prachtkleid sich zulegen. Bei den Schildkröten und Krokodilen findet keine Annäherung der Weibchen statt, die vielmehr von den Männchen vergewaltigt werden. Bei den Vögeln muß man die Balz von der Paarungseinleitung unterscheiden. Die Balz (das Krähen des Hahns, das Ruxen des Täubers) soll nur die Weibchen aufmerksam machen, die gewöhnlich der auffordernde Teil sind. Die Paarung ist unabhängig von der Samen- und Eibildung. Bei nicht monogam lebenden Vögeln findet man Paarungseinleitungen, z. B. beim Pfau das Radschlagen, beim Puter das Kollern, um die Hennen anzulocken. Als Paarungseinleitung dient bei den Raubvögeln, auch bei den Haustauben das Füttern (Schnäbeln) der Weibchen. Bei den Mauersegeln, fälschlich Mauerschwalben genannt, findet die Paarung im Fluge statt. Bei den Entenvögeln leben die Paare meist zeitlebens zusammen, während die Singvögel häufig nur eine Brutehe eingehen. Das Singen der Männchen, durch das die Weibchen angelockt werden, hört mit der Paarung auf. Das Liebesleben der Säugetiere wurde an zahlreichen Beobachtungen aus dem Zoo erläutert.

Sitzung vom 19. Oktober 1917.

Der Vorsitzende teilt mit, daß dem Ansuchen der Gesellschaft entsprechend die Ehrenmitgliedschaft derselben angenommen haben Exz. v. Waldeyer-Hartz, Berlin, Exz. Ernst Häckel-Jena, Prof. Forel-Yvorne und Prof. Steinach-Wien.

Darauf widmet Herr I. Bloch dem Andenken des im Sommer verstorbenen Ehrenvorsitzenden Albert Eulenburg folgenden Nachruf:

Worte der Erinnerung an Albert Eulenburg.

Verehrte Anwesende! Gestatten Sie mir beim Beginne unserer Wintersitzungen einige Worte dankbarer Erinnerung an den Mann, der nicht nur als Nestor und Führer auf dem Gebiete der Sexualwissenschaft von uns allen verehrt wurde, sondern mit dessen Namen auch die Anfänge und die erste Entwicklung unserer Gesellschaft aufs innigste verknüpft sind. Genau drei Jahre, vom Februar 1913, wo die erste Sitzung im alten

Langenbeckhause stattfand, bis zum Februar 1916 hat Albert Eulenburg als erster Vorsitzender die Sitzungen der Berliner „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft" geleitet; seitdem durch Krankheit ferngehalten, legte er auf eigenen Wunsch Ende 1916 den Vorsitz nieder. Doch behielt der einstimmig zum Ehrenpräsidenten Gewählte die Redaktion des Organs unserer Gesellschaft, der „Z. f. S." bei, deren eifrigster Mitarbeiter und Referent er bis zuletzt blieb, nahm auch bis wenige Monate vor seinem Tode noch an den Vorstandssitzungen teil und bekundete stets das lebhafteste Interesse für den Verlauf und die Gestaltung unserer Sitzungen, die er noch vom Krankenbette aus mit Rat und Tat förderte.

Wenn unsere Gesellschaft sich allen Widerständen und Anfeindungen zum Trotz in so erfreulicher Weise entwickelt hat und auch durch den schon im zweiten Jahre ihres Bestehens ausbrechenden und nun bereits $3^1/_4$ Jahre andauernden Weltkrieg keine wesentliche Einbuße erlitten hat, so ist das zu einem großen Teile ein Verdienst unseres Entschlafenen. Ich brauche Ihnen, die Sie ihn ja alle gekannt haben, nicht näher zu schildern, in welcher vorbildlichen Weise er unsere Sitzungen geleitet, mit welcher Liebe und Umsicht er jederzeit die Interessen der Gesellschaft gefördert hat, wie seine objektive, abgeklärte Persönlichkeit, deren Hauptgrundzug die Milde war, einen harmonischen Verlauf der Sitzungen verbürgte, während sein reiches universelles Wissen ihn vorzüglich zur Anregung und Belebung der Diskussion befähigte. Eulenburg, dessen Leistungen auf dem Gebiete der inneren Medizin, der Pharmakologie und Neurologie ihm ja schon früh das Ordinariat an der Universität Greifswald und später nach der Übersiedelung nach Berlin ein Extraordinariat an der hiesigen Universität eintrugen und ihm für immer eine hervorragende, durch seine berühmte „Realenzyklopädie der Heilkunde" auch äußerlich weithin sichtbare Stellung in der Medizin der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sichern, wandte sich erst verhältnismäßig spät, mit 52 Jahren, den Problemen der Sexualwissenschaft zu, die er dann seitdem mit Vorliebe ununterbrochen verfolgt hat.

Nachdem im Jahre 1893 eine kleine Arbeit über den „Coitus reservatus als Ursache sexualer Neurasthenie bei Männern" erschienen war, die die bekannte Monographie von Peyer insofern ergänzte, als sie neben der Betonung der lokalen Erkrankungen der Harnröhre und Prostata auf die spinalen Funktionsanomalien infolge des Coitus reservatus aufmerksam machte, erschien bereits 1895 die vortreffliche größere Monographie „Sexuale Neuropathie. Genitale Neurosen und Neuropsychosen der Männer und Frauen". Das Werk zerfällt in drei Hauptteile. Der erste behandelt die „Neurasthenia sexualis" im allgemeinen, der zweite die „genitalen Lokalneurosen", der dritte die „krankhaften Anomalien des Geschlechtssinns". Dabei ist wohl zum ersten Male eine strenge Scheidung zwischen den Geschlechtern durchgeführt und die hierhergehörigen Krankheitszustände beider Geschlechter sind wenigstens zum Teil in getrennten Abschnitten zur Darstellung gebracht. Es gibt nach Eulenburg ganz entschieden eine Form sexualer Neurasthenie beim Weibe, die ein Analogon der erheblich häufigeren sexualen Neurasthenie des Mannes darstellt und mit entsprechend charakterisierten Anomalien des geschlechtlichen Empfindungs- und Triebelebens sowie mit Lokalerscheinungen, besonders Sensibilitäts- und Sekretionsstörungen im Bereich der Genitalorgane einhergeht. Die Differentialdiagnostik und klinische Analyse dieser Zustände bedürfen noch einer genaueren Erforschung. Ferner gibt es auch eine Form der Hysterie beim Weibe, die man als eine sexuelle unterscheiden und abgrenzen kann, insofern die beherrschenden pathologischen Vorstellungen wesentlich aus der Sexualsphäre geschöpft sind und sich dementsprechend auch durch lokalisierte und fixierte Krankheitserscheinungen im Bereiche der Genitalorgane nach außen hin kundgeben. Man kann diese Form der Hysterie im ganzen kaum als besonders häufig bezeichnen. Von der sexuellen Neurasthenie ist sie dadurch scharf geschieden, daß es sich bei dieser um echte Lokalerscheinungen, bei der sexuellen Hysterie dagegen ursprünglich um krankhafte Bewußtseinsveränderungen und davon herrührende sekundäre Manifestationen, also um psychogen erzeugte und auf psychischem, autosuggestivem Wege realisierte Krankheitserscheinungen handelt.

Im übrigen zeigt das Buch, insbesondere der dritte Abschnitt über die Anomalien des Geschlechtstriebes, die Vorzüge der Schreibart seines Verfassers in hellstem Lichte: den glänzenden, leichtflüssigen Stil, den hohen kulturphilosophischen Standpunkt, die Verbindung reicher klinischer Erfahrung mit eminenter Belesenheit auf den Gebieten der belletristischen und historischen Literatur. Eulenburg erblickte hier, wie er in einer Selbstanzeige des Buches sagt, „Betrachtungen und Probleme, die aus den engen Schranken fachwissenschaftlicher Erkenntnis weit herausragend, auf vielverschlungenen

Seiten- und Nebenwegen in weit abgelegene Denk- und Wissensgebiete der Kulturgeschichte und Anthropologie, der Psychologie und der Gesellschaftswissenschaften, wie der kriminalen Psychologie und Soziologie einmünden". Für diese „in den Gesichtskreis aller wahrhaft Gebildeten fallenden Studien das Interesse weiterer Kreise zu erwecken, sie zur Teilnahme, zum Verständnis und, wenn es sein kann, zur Mitarbeit an den hier noch ihrer Lösung harrenden, auch gesetzgeberischen Aufgaben heranzuziehen", erschien ihm als eine trotz mancher dem Stoff inhärierenden Bedenken nicht unwürdige Arbeit. Es ist dies der Standpunkt, den vor ihm schon Krafft-Ebing und Schrenk-Notzing vertreten haben und der trotz aller Anfeindungen sich als der einzig richtige durchgesetzt hat und auch weiter durchsetzen wird. Dabei wollte Eulenburg doch stets die Grundlagen naturwissenschaftlichen, biologischen und ärztlichen Denkens und Forschens für dieses große neuerschlossene Gebiet unerschütterlich gewahrt wissen. Der Primat der Naturforschung stand ihm hier außerhalb jeder Diskussion.

Ein Spezialkapitel seiner „Sexuellen Neuropathie", das über die Algolagnie, hat er dann in seiner nächstfolgenden größeren Schrift, der 1902 zuerst, 1911 in zweiter Auflage erschienenen Studie über „Sadismus und Masochismus" ausführlicher bearbeitet und dieser Schrift auch seine vorher in der „Zukunft" erschienenen geistvollen Biographien des Marquis de Sade und des Leopold v. Sacher-Masoch einverleibt. Nach gründlicher Bloßlegung der physiologischen, psychologischen und anthropologischen Wurzeln der Algolagnie gibt Eulenburg die folgende „kürzeste und präziseste" genetische Definition der aktiven und passiven Algolagnie:

„Beim Algolagnisten geht der Weg zur Vorstellung von Wollustgefühlen und genitalen Erregungen, und zur Auslösung sexueller Impulse nicht direkt von den Sinneswahrnehmungen — sondern auf dem Umwege von solchen über die Vorstellung von Schmerzgefühlen (sei es durch Zufügung oder Erduldung, oder durch bloßes Mitansehen oder Fingieren körperlicher oder seelischer Mißhandlung und Demütigung)."

In der zweiten Hälfte des Buches wird dann die spezielle Symptomatologie und Entwicklungsgeschichte der algolagnistischen Phänomene dargestellt: Notzucht, Lustmord, Nekrophilie, Flagellantismus, Algolagnie des Weibes, Sadismus und Masochismus in der Literatur. Durch die darin verarbeitete Literatur und die erschöpfende Bibliographie wird die Schrift dauernden Wert behalten, wenn sie auch in ätiologischer und klinischer Beziehung seitdem revisionsbedürftig geworden ist.

Kurz nach der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" wurde Eulenburg, der schon seit längerer Zeit sein großes Interesse für die soziale Hygiene durch Arbeiten über Schulhygiene, Reform der Frauenkleidung usw. bekundet hatte, in den Ausschuß dieser Gesellschaft gewählt und hat sich an ihren Arbeiten in reger Weise beteiligt, auch bei den Sitzungen und Kongressen verschiedene Vorträge und Referate gehalten, über „Geschlechtsleben und Nervensystem", „Sexuelle Diätetik" und „Sexuelle Abstinenz und ihre Einwirkung auf die Gesundheit". In bezug auf die letztere wichtige Frage der Volkshygiene kam er zu folgendem Schlußergebnis:

„Vorübergehende sexuelle Abstinenz ist, speziell im jugendlichen Entwicklungsalter, sehr wohl durchführbar und bei normaler Konstitution und geeigneter Lebensführung gesundheitlich gefahrlos. Andauernd oder gar lebenslänglich spontan oder unter äußerem Zwange aufrecht erhaltene sexuelle Abstinenz ist dagegen unter allen Umständen nicht unbedenklich — oft, und besonders beim weiblichen Geschlecht, als direkte Ursache schwerer körperlicher und seelischer Schädigungen zu betrachten. Ihre Auferlegung und moralische oder gesetzliche Erzwingung bildet daher eine Quelle fortdauernder körperlicher und seelischer Gefahr für die einem solchen Zwange unterliegenden Individuen und läßt uns die auf Beseitigung oder Milderung dieser ‚sexuellen Not' abzielenden Bestrebungen, ohne mit den extremen Programmforderungen radikaler Sexualreformer einverstanden zu sein, doch auch vom hygienisch-ärztlichen Standpunkte aus sympathisch begrüßen."

Zu den sozialhygienisch bedeutsamen sexualwissenschaftlichen Arbeiten Eulenburgs gehören endlich die Aufsätze „Nervenkrankheiten und Ehe" in Senators und Kaminers Sammelwerk „Krankheiten und Ehe" und „Das sexuelle Motiv bei den Schülerselbstmorden", die letzte Arbeit, die er in unserer „Z. f. S." und überhaupt veröffentlicht hat.

Über viele andere im Vordergrund des augenblicklichen Interesses stehenden sexualwissenschaftlichen Fragen hat Eulenburg sich öffentlich geäußert und stets den Mut seiner Überzeugung gehabt. So bekannte er sich wiederholt als entschlossenen

Gegner der §§ 175 und 184 des RStrG., hielt überhaupt eine Revision der sog. Sittlichkeitsparagraphen für dringend notwendig, und verlangte eine naturwissenschaftlich-biologische Vorbildung der Richter. Wenn er auch im allgemeinen sich bezüglich der Hauptergebnisse der Forschungen Lombrosos skeptisch verhielt, insbesondere die Existenz des „geborenen Verbrechers" und der „geborenen Prostituierten" sowie die angebliche geringere sexuelle Sensibilität des Weibes bestritt, so erkannte er doch die Bestrebungen der positiven Schule an, in der Strafrechtspflege vor allem auch die Persönlichkeit des Verbrechers in ihrer Eigenart zu berücksichtigen. Ferner würdigte er voll die Bedeutung der Untersuchungen von Wilhelm Fließ über die Periodizität der Lebenserscheinungen und die individuelle Doppelgeschlechtigkeit für die Sexualwissenschaft, während er der Psychoanalyse Freuds im allgemeinen ablehnend gegenüberstand.

In der letzten Phase seines arbeitsreichen Lebens beschäftigten den unablässig um eine geläuterte und vertiefte Weltanschauung ringenden Mann vorwiegend ethische und sexualethische Fragen. Er hielt einen Widerspruch zwischen den Anforderungen einer geläuterten Ethik und einer vernünftigen Gesundheitspflege für undenkbar. Hierfür legt seine letzte Gabe, die 1916 erschienene schöne Studie „Moralität und Sexualität. Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik" vollgültiges Zeugnis ab. Für ihn stellt die Geschichte der neueren Sexualethik ein deutliches Fortschreiten von der Legalisierung zu einer Ethisierung des Geschlechtstriebes dar, und zwar bewegt sich dieser Fortschritt auf einer mittleren Linie zwischen der strengen Kantischen Pflichtmoral und der „Neuen Sexualethik" und drängt auf einen gerechten Ausgleich der Forderungen des Staates und der Rechts- und Glücksforderungen des Einzelindividuums.

Wenn dereinst Albert Eulenburgs Tagebücher und Gedichte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, dann wird es uns erst möglich sein, das rechte Verständnis für seine zwar ganz auf biologischem Boden wurzelnde, aber doch durchaus einen künstlerischen Stempel tragende Welt- und Lebensauffassung zu gewinnen. Er war ein Gegner der Entartungstheorie, überall entdeckte er die Spuren neuen Lebens, neuer Entwicklung, neuer Zukunftsmöglichkeiten. Jede Weltendämmerungsprophezeiung lag ihm fern. Arbeit und immer wieder Arbeit war ihm die Bürgschaft des beständigen materiellen und ethischen Fortschritts. Wir können das Andenken unseres unvergeßlichen Albert Eulenburg nicht besser ehren als wenn wir im Schoße unserer, seiner Gesellschaft diesem Worte in Treue nacheifern.

Hierauf macht Herr M. Hirschfeld unter Vorlegung von Photographien Mitteilung über einen verweiblichten Hund. Herr Tierarzt Dr. Heilborn gibt hierzu noch ergänzende Erläuterungen. Sodann hält Herr J. Marcinowski (Sielbek in Holstein) seinen angekündigten Vortrag über „Erotik und Charakter". Er unterscheidet zwei Charaktertypen: Die aktiven Naturen und die passiven. Des Kindes Sehnsucht, möglichst viel geliebt zu werden, behalten viele Erwachsene, namentlich die passiven Naturen, bei und erfahren im Leben dann leicht Liebesenttäuschungen, die zu einem Minderwertigkeitsgefühl und daraus entspringender Libidohemmung führen. Die Furcht an Liebeskurswert zu verlieren bringt mannigfache Entstellungen und Verkrüppelungen des Charakters wie auch der Erotik zustande.

Angst aller Art, wie die Schulangst, die Examensangst und das sogenannte schlechte Gewissen sind erotisch zu werten, d. h. sie entspringen der Furcht vor Liebes- oder Achtungsverlust. Der Charakter als die Summe der Vorstellungsinhalte des Ichs wird hiermit gelockert und unharmonisch. Es handle sich bei aller Erziehung durch andere, durch das Leben und durch sich selbst nicht um eine Triebenthaltung und Triebverkümmerung, sondern um Triebentfaltung und Triebveredlung.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Bloch, Koerber, Turel, Lehnhoff, Müller, Hammer, Hirschfeld, Croner und die Damen Sußmann und Borne.

Koerber.

Referate.

Psychologie und Psychoanalyse.

Vaerting, **Die musikalische Veranlagung des Weibes.** (Zeitschr. f. Psychotherapie u. medizin. Psychologie. Bd. VII. S. 120—127. 1917.)

Daß die Frau in der Tonkunst keine oder nur geringe schöpferische Kraft besitzt, dürfte als ausgemacht gelten; zum Überfluß möchte ich noch hinzufügen, daß ich unter ca. 650 Personen, die das Tonkünstlerlexikon (Kalender für Musik 1885) namentlich anführt, nur 2 weibliche Komponisten gefunden habe (= 0,3%). Als Erklärung für diese dem Weibe mangelnde musikalische Schaffenskraft werden allgemein psychische Geschlechtsunterschiede (größere Emotionalität des Weibes) angegeben, indessen glaubt Verf., daß diese Annahme eine subjektive ist und auf vager Konstruktion beruht (? Referent). Er meint vielmehr, daß die geringere Produktionskraft in innigem Zusammenhange mit der Sexualität stehe. Ähnlich wie die musikalische Leistung bei allen stimmbegabten Tieren ein direktes Liebeswerbemittel bedeutet, so war in der Urzeit des Menschen die Stimme für den Mann auch ein Werbemittel, für das Weib aber ein sexueller Reiz. Beweis ist ihm einmal die Tatsache, daß die Frau seit dem Beginne des Menschengeschlechts keine angeborene Neigung zu musikalischen Leistungen besaß, und zum anderen, daß kein musikalisches Werkzeug von ihr je erfunden worden ist. Was die Naturvölker anbetrifft, so stimmt die erste Annahme für diese nicht, und über die zweite läßt sich nicht diskutieren, weil wir nichts über die ersten Anfänge der Musikwerkzeuge wissen. Die weitere Folge dieser grundverschiedenen Beteiligung der Geschlechter an Musik war nun, daß die musikalische Anlage beim Manne nach der aktiven, bei dem Weibe nach der rezeptiven Seite ausgebildet wurde, und mit steigenden Leistungen des ersteren die Aufnahmefähigkeit des letzteren sich verfeinerte und „zu einer Abneigung gegen eigene Erfindungen, ja sogar Darstellungen führte". Er folgert weiter daraus, daß der Mann der geborene Musiker, die Frau hingegen die geborene Musikkritikerin vorstellt. Dazu möchte ich bemerken, daß nach meiner Statistik unter den 650 musikalischen Größen nur 3 Frauen literarisch auf dem Gebiete der Tonkunst tätig waren.

Diesem Minus hinsichtlich der musikalischen Begabung beim Weibe soll nun nach Verf.s Behauptung ein Plus auf dem Gebiete der Mathematik und Naturwissenschaften im allgemeinen entsprechen. Auch hier möchte ich ein großes Fragezeichen machen. Etwa 30 weibliche Namen führt Verf. als Beweis hierfür aus dem Gebiete der gesamten Naturwissenschaften an. Was will diese kleine Zahl besagen gegenüber der vielfachen Zahl von Männern, die sich zum großen Teil einen viel größeren Namen gemacht haben als die meisten dieser Frauen. Daß die Beschäftigung mit der Mathematik im besonderen der weiblichen Eigenart entspricht, möchte ich vor allem stark bezweifeln. Von verschiedenen Mathematiklehrern, die in ihrem Fach auf höheren Mädchenschulen Unterricht erteilten, habe ich gerade klagen gehört über das geringe Verständnis, das die Mädchen gegenüber den Jungen dieser ihrer Wissenschaft entgegenbringen; noch in diesen Tagen berichtete mir das gleiche ein Lehrer einer Volksschule in Ostfriesland (Ausleseklasse), daß nämlich die Begabung der Mädchen für Mathematik viel geringer wäre als die der Knaben, daß sie aber durch größeren Fleiß diesen Mangel wettmachten. Wenn Verf. den Ausspruch eines Lehrers anführt, daß die Rechenfähigkeit der Mädchen derjenigen der Knaben weit überlegen ist, so erscheint mir dies noch lange kein Beweis dafür, daß das auch für die Mathematik zutrifft; denn ein Schüler kann in der Arithmetik gute Leistungen aufweisen, dagegen minderwertige in der Mathematik. Vorläufig halte ich Vaertings Behauptung für eine geistreiche Hypothese.

G. Buschan, Stettin, z. Z. Hamburg.

Abraham, Dr. Karl, **Über Ejaculatio praecox.** (Intern. Zeitschr. f. Psych. 4. Jahrgang 1916/17. H. 4.)

Das wichtige, noch nicht geklärte Thema der Ejaculatio praecox wird eingehend vom psychoanalytischen Standpunkte besprochen. Alle diese Patienten zeigten eine vermehrte „Urethral-Erotik". Die Glans penis habe ihre normale Erregbarkeit verloren[1]); dadurch habe die Sexualität ihren eigentlich „männlichen" Charakter eingebüßt. Diese Neurotiker seien eigentlich übertrieben aggressiv und grausam zum Weibe eingestellt, Sadisten mit

[1]) Das Gegenteil ist wahr: Sie ist überregbar!

unterdrücktem Sadismus, die eigentlich das Weib durch den Koitus töten wollten und sich in ihre fatale Schwäche flüchten. Sie unterstreichen ihre Ungeschicklichkeit, weil sie an Kastrationsangst leiden. Sie fürchten den Penis hineinzustecken, er könnte ihnen entrissen werden. Sie seien alle Narzissisten, die in sich selbst verliebt seien; sie benetzen das Weib, wie sie die Mutter einst mit dem Urine benäßt haben; sie überwerten in narzissistischer Übertreibung ihre Sexualprodukte und besudeln das Weib, sie setzen es herab, als Rache für die Liebesenttäuschungen, „denen sie als Kind von seiten der Mutter ausgesetzt waren". Prognostisch wären die Fälle am wenigsten günstig zu beurteilen, die schon im Alter der Geschlechtsreife sich bemerkbar gemacht haben. Die Behandlung gehöre zu den schwierigsten Aufgaben des Psychoanalytikers. . . .

Wir sehen, Abraham rückt dem Leiden mit dem ganzen Rüstzeug der Psychoanalyse an den Leib. Es fehlt gar nichts: Nicht die Liebe zur Mutter, nicht der Kastrationskomplex, auch nicht die Urethralerotik, diese grandiose Errungenschaft Sadgers, auch nicht die Rache für die dauernde Versagung der Mutter. Wer so viel von einem Leiden zu sagen hat, verbirgt eigentlich, daß er nichts Neues zu sagen hat. Weniger wäre in diesem Falle entschieden mehr gewesen. Ich habe mich speziell mit der Ejaculatio praecox sehr eingehend befaßt, beherrsche gewiß die analytische Technik (war ich doch der erste, der sie nach Freud und von ihm geleitet angewendet hat!) — aber ich kann von der Arbeit Abrahams sagen, daß hier und da eine kleine Erkenntnis aufblitzt, aber sie keineswegs den Tatsachen entspricht. Die Psychoanalytiker berufen sich immer auf die Erfahrungen ihrer Analysen. Solche Analysen, die wir nicht im Werdegang verfolgen können, beweisen gar nichts. Wo sind die Krankengeschichten, welche die Ausführungen von Abraham illustrieren sollen? In eine Analyse kann man hineinlegen, was man will. Das beweist uns der Umstand, daß die Freudianer immer die Sexualität und den Mutterkomplex finden, während die Adlerianer mit dem „männlichen Protest" operieren und die dritten wieder andere Wahrheiten zu finden glauben.

Sicher scheint mir für die Ejaculatio praecox folgendes zu sein: In den seltensten Fällen ist sie organisch bedingt. Sie ist ein Beweis von inneren Hemmungen. Abraham erwähnt den Fall eines Mannes, der eine gute Potenz zeigte, wenn er sich mit seiner Frau aussöhnte, aber nach dem geringsten Streite an Ejaculatio praecox litt. Das entspricht meinen Erfahrungen. Diese Schwäche tritt immer auf, wenn sich den Geschlechtsakt Gegenstimmen begleiten, die teils aus einer feindlichen Einstellung, teils aus moralischen, ethischreligiösen Tendenzen stammen können. Eines ist sicher: Diese Schwäche wechselt bei den davon Befallenen mit dem Objekte. Bei der einen Frau kann sie stärker sein, bei der anderen geringer. Fast jeder dieser Patienten weiß von einem Falle zu erzählen, in dem er sich als sehr potent erwies. Meistens handelt es sich um Menschen, die eine sehr komplizierte Sexualität haben. Der einfache Koitus entspricht gar nicht ihrem geheimen Sexualziel. Ein latent Perverser wird beim Koitus meistens an Schwäche leiden und schnell fertig sein. Oder es tritt abwechselnd mit der Ejaculatio praecox die Ejaculatio retardata ein. Es kommt zu keiner Ejakulation. Warum? Weil das Sexualziel des Mannes während des Aktes ein ganz anderes ist. Er begehrt entweder einen Mann, oder ein Kind, oder er verlangt nach einem koprolagnistischen Akt. Oder er hat sein „sexuelles Ideal" noch nicht gefunden. Ich habe erst dieser Tage einen fünfzigjährigen Mann behandelt, der sein ganzes Leben an Ejaculatio praecox litt. Nun fand er eine Frau, in die er sich verliebte, nachdem sie sich ihm hingegeben und er bei ihr eine ganz erstaunliche Potenz erlebte. Er war imstande, dem ersten Koitus ohne Pause einen zweiten und dritten anzuschließen, so daß der Akt sich bis über zwei Stunden ausdehnte. Er versuchte es bei anderen Frauen. Aber da zeigte er wieder seine alte fatale Schwäche. Nur diese Frau war imstande, vermöge ihrer besonderen erotischen Eigenschaften seine Potenz ins fast Maßlose zu steigern. Sie faßte alles zusammen, was ihm als erotisches Ideal vorschwebte. Im dritten Bande meiner „Störungen des Trieb- und Affektlebens" werde ich dieses Leiden ausführlich behandeln. Heute kann ich nur sagen, daß ich keineswegs zu den Schlüssen gekommen bin wie Abraham. . . .

Dr. Wilhelm Stekel.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Dr. jur. Edmund Mezger, **Kriminalpsychologische Studien aus der gerichtlichen Praxis.** Sonderabdruck aus dem Archiv für Kriminalogie. Bd. 68. Heft 3/4.

Der Verfasser bespricht in der vorliegenden Arbeit 4 Fälle von Delikten, von welchen in drei ausgesprochene Perversionen vorlagen, und erörtert auf Grund der Aktenlage die Punkte, welche kriminalpsychologisches Interesse besitzen.

Im Fall I handelt es sich um einen 54jährigen impotenten Provisionsreisenden R., der seiner Frau, welche auf geschlechtlichen Verkehr nicht verzichten zu können behauptete, ein Verhältnis mit einem jungen Menschen gestattet hatte, in dessen Verlauf bei ihm die als Voyeurtum bekannte Perversion mit masochistischen Zügen zutage trat. Er wollte den sexuellen Genüssen seiner Gattin als Zeuge beiwohnen und versprach sich davon höchste (sexuelle) Befriedigung. Wie es zur Entwicklung dieser Perversion bei dem Manne kam, ist nicht klargestellt. Der Autor betrachtet den Fall als dem Gebiete des Masochismus angehörig unter Nichtberücksichtigung des Umstandes, daß das Voyeurtum eine besondere Perversion bilde, die im vorliegenden Falle nur mit masochistischen Zügen kompliziert ist. Streitigkeiten des Ehepaares führten zu gerichtlichem Einschreiten, was zur Verurteilung des R. zu 3monatiger Gefängnishaft wegen schwerer Kuppelei führte.

Fall II betrifft einen verheirateten Tagelöhner, der unter dem Einfluß einer fetischistischen Perversion eine Reihe von Diebstählen von Frauenwäsche ausgeführt hatte und wegen derselben auch verurteilt worden war. Die Libido für den normalen Geschlechtsverkehr fehlte bei dem Individuum. Die fetischistische Triebfeder der Diebstähle wurde erst bei dem letzten derselben festgestellt. In dem eingeholten gerichtsärztlichen Gutachten wurde dargelegt, daß der Fetischismus an sich keinen Strafausschließungsgrund bilde, sondern nur eine mildere Beurteilung der Sachlage erheische.

Fall III betrifft einen jungen Kaufmann, der wegen Entwendung von Gegenständen weiblichen Putzes (Bändern, Hutgarnituren, Spitzen u. dgl.), die er in seiner Wohnung anhäufte, schöffengerichtlich verurteilt worden war. Der Täter bezeichnete sich als sexuell abnorm veranlagt und als Motiv für sein kriminelles Handeln eine „Manie"; ein Zusammenhang letzterer mit dem sexuellen Gebiete ist nicht festgestellt. Ob der Fall dem Grenzgebiete des Fetischismus zuzuweisen oder einfach als Sammeltrieb dem Gebiete der Zwangserscheinungen zuzurechnen ist, läßt sich auf Grund des Ermittelten nicht mit Sicherheit entscheiden. Letztere Auffassung, welche die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wird von dem Autor nicht in Betracht gezogen. Er benützt den Fall als Ausgangspunkt zu weitläufigen Erörterungen über die Momente, welche den sexuellen Charakter einer Handlung bedingen, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann.

Im Fall IV handelt es sich um 2 Homosexuelle, die wegen Verfehlung gegen § 175 des Str.G.B. zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, deren Delikte und sonstiges Verhalten jedoch kein besonderes Interesse besitzen. Der letzte Teil der Arbeit enthält beachtenswerte Bemerkungen über das Verhältnis der Kriminalpsychologie zur Psychiatrie und die wissenschaftlichen Aufgaben ersterer. „Indem so", schließt der Autor, „die Kriminalpsychologie das Verbrechen an seiner Wurzel, der psychologischen Entstehung erfaßt, gibt sie die umfassende wissenschaftliche Erfahrungsgrundlage für die gesamte Strafrechtswissenschaft, deren Gegenstand nicht sowohl das Verbrechen als gedachter Begriff, sondern das Verbrechen als Phänomen ist." L. Loewenfeld.

Bücherbesprechungen.

Oswald, A., **Die Schilddrüse in Physiologie und Pathologie.** Leipzig 1916. Veit. 4 Mk.

Bei der weitgehenden Bedeutung, die das Gebiet der inneren Sekretion für die Sexualwissenschaft hat, sei es erlaubt, kurz auf dieses übersichtliche Bändchen hinzuweisen, das den neusten Stand der Schilddrüsenforschung trefflich zeichnet. O. schildert eingehend die Wirkungen des Thyreoid-Kolloids, das aus einem phosphorhaltigen Nucleoproteid, dessen Wirkungsweise uns noch nicht bekannt ist, und dem bereits experimentell in seiner Wirkungsweise erforschten Jodthyreoglobulin besteht. Dieses greift in sehr verschiedenartige Körperfunktionen ein: Es fördert den Stoffumsatz, sowohl den Kohlehydrat-, wie den Fett- und Eiweißabbau, beeinflußt Wachstum des Körpers und der einzelnen Organe, des weiteren die Psyche, erhöht die Anspruchsfähigkeit des sympathischen (Vasokonstriktoren) und parasympathischen (Vagus und Depressor cordis) Nervensystems, sowie des Dilatator pupillae, wobei sich interessante Wechselbeziehungen zum Adrenalin offenbaren. Endlich ist eine Verstärkung der Adrenalinglykosurie bemerkenswert. Die Wirkungsintensität hängt vom Jodgehalt ab. Die Anregung zur Tätigkeit, eine der wesentlichsten Feststellungen, erweist sich für die Drüse nicht als hämatogen durch Hormone, sondern als durch Nerveneinfluß (Laryng. sup.) nach den Forschungen von Asher und

Flack bedingt. Die Drüsenwirkung ist als Multiplikator des Nervensystems aufzufassen. Die prägnante Beschreibung der Krankheitsbilder des Myxödems [1]), des Hypothyreoidismus, der kongenitalen Thyreoaplasie, des essentiellen und des Jod-Hyperthyreoidismus, des Basedow, Kropfes und endemischen Kretinismus beschließen das kurze, auch in der durch gut gewählte Casuistik ergänzten Darstellung überaus empfehlenswerte Werk.

Hodann (Berlin).

Mann, Thomas, **Der Tod in Venedig.** Novelle. (Berlin 1913. S. Fischer.)

Das Buch des berühmten Verfassers hat nicht wenig Aufsehen hervorgerufen. Hat doch diesmal einer der ersten lebenden Romanschriftsteller eine homosexuelle Leidenschaft und zwar mit ganz verführerischer Glut dargestellt.

Der Held, Aschenbach, hat das mustergültige Leben des intellektuellen Arbeiters geführt, mit größter Willensanstrengung in Selbstzucht und strenger Pflichterfüllung seine literarischen Ziele erreicht. Alles gegen Regel und Norm der Allgemeingültigkeit Verstoßende hat er stets gemieden, die Vernunft und der berechnende Verstand haben stets ihn geleitet, möge darunter auch das Urwüchsige, das künstlerisch Sprudelnde, das gesamte warme Empfindungsleben verkümmert sein.

Und so hat Aschenbach auch alle denkbaren äußeren Erfolge errungen: Ruhm und alle Ehren, zuletzt die größte, die Erhebung in den Adelsstand.

Aus dieser geregelten Bahn wird der nahezu 50 Jährige gerissen durch die Liebe zu einem 15 Jahre alten wundervollen Knaben, Tadzuo, den er in Venedig sieht.

Vom ersten Anblick an sitzt der Pfeil des Eros und von Tag zu Tag steigert sich die Sehnsucht des bis jetzt so normgemäßen Künstlers nach dem Jungen.

Nie wagt er ihn anzureden, aber auf Schritt und Tritt folgt er ihm, und auch als die Cholera in Venedig sich ausbreitet und fast alle Gäste verjagt.

Im Anblick des am Meeresstrand dahinschreitenden herrlichen Jungen stirbt Aschenbach plötzlich und gerade noch im Augenblick, wo seine Leidenschaft die nähere Bekanntschaft des Idols erzwungen hätte.

Vom Standpunkt des Mediziners ist Aschenbachs Liebe als tardive Homosexualität zu betrachten, die bisher latent und unbewußt unterdrückt, in dem Klimakterium, dem kritischen Alter des Mannes, durchbricht, die frühere stets leidenschaftslose, in dem Fahrwasser der allgemeinen Nachahmung hindämmernde Heterosexualität mit einem gewaltigen Ruck zur Seite drängend und tiefere, kräftigere, schlummernde Gefühle und Triebe mächtig aufrüttelnd. Allerdings, die medizinische Studie allein wollte Thomas Mann nicht schaffen und ebensowenig nur das Loblied der Knabenliebe singen, aber deshalb kann man weder der medizinischen Deutung wehren noch die künstlerische Pracht in der Schilderung der homosexuellen Leidenschaft wegleugnen.

Und mögen Kritiker, wie z. B. Professor Dr. Willy Hellpach (Karlsruhe) im Berliner Tageblatt vom 22. Oktober 1913 („Der Dichter und sein Werk", „Um Thomas Mann: Der Tod in Venedig") auch meinen, „demjenigen sei nicht zu helfen, der so unliterarisch sei, in Aschenbachs Schicksal eine Ausmalung des Paideros zu sehen", so bleibt es doch wahr, daß der unmittelbare und daher für Bedeutung und Wirkung des Kunstwerkes zunächst maßgebende Gegenstand der Novelle eben die glutvolle, poetisch faszinierende Schilderung einer homosexuellen Leidenschaft bildet.

Demjenigen ist nicht zu helfen, der das wegzuinterpretieren sucht.

Natürlich braucht diese Darstellung nicht alleiniger Selbstzweck zu sein und Mann bedient sich ihr allerdings, um einen tieferen Sinn seiner Novelle zu verleihen. Er selbst hat sich darüber ausgelassen:

„Die Novelle stelle einen Menschen dar, der an einer unbesiegbaren Leidenschaft körperlich und seelisch zugrunde gehe, nachdem er in seiner Kunst kein Asyl hat finden können." Und in einem Brief an Dr. Hellpach bezeichnet Mann seine „neue Arbeit als einen Versuch, rein pathologische Dinge, das Klimakterium eines bedeutenden Menschen tragisch-phantastisch zu poetisieren".

Hellpach, dem die Wichtigkeit der homosexuellen Seite der Novelle ein Dorn im Auge ist, behauptet, daß Mann selber mit dem ersten Satz seiner Interpretation, wonach die Novelle den Untergang des Helden durch eine unbesiegbare homosexuelle Leidenschaft schildern wolle, sich geirrt habe.

---

[1]) Therapeutisch weitgehend durch 0,05 Jodthyreoglobulin täglich (für Erwachsene) zu beeinflussen. Im Handel als Thyrakin, durch Hausmann, A.-G., St. Gallen (Schweiz).

Mann habe nur die organische Erschöpfung der Psychophysis Aschenbachs, seine geistige Erschlaffung, seinen Verfall, wofür die Leidenschaft nur ein Symptom sei, darstellen wollen. Daß Mann gerade dieser Leidenschaft homosexuellen Charakter verleihe, sei ziemlich gleichgültig, er hätte sie ebensogut anders ausmalen können.

Ein scharfer Gegensatz zwischen des Dichters eigener Auslegung und derjenigen Hellpachs, wie dieser ihn formuliert, besteht nicht. Beide lassen sich vereinigen insofern, als Mann den Untergang seines Helden infolge einer homosexuellen Leidenschaft schildert, deren Ausbruch durch das Klimakterium, durch eine psycho-physische Änderung begünstigt, ja erst ermöglicht wird.

Die beiden Äußerungen Manns über den Sinn seines Werkes geben auch diesen Grundgedanken, ohne sich zu widersprechen, wieder.

Die Auffassung Hellpachs dagegen krankt an Einseitigkeit und wird dem Dichter nicht gerecht.

Wohl hat Mann eine kritische physiologische Lebensperiode, einen pathologischen Umschwung Aschenbachs dargestellt, aber nicht als Selbstzweck, sondern nur um den Einfluß der durch diese kritische Periode geweckten homosexuellen Leidenschaft auf den Helden drastischer und packender zur Geltung zu bringen.

Und daß diese Leidenschaft gerade eine homosexuelle ist, erhöht, ja ermöglicht erst die volle tragische Wirkung. Deshalb ist es grundfalsch, wenn Hellpach dem homosexuellen Charakter dieser Leidenschaft die Bedeutung abspricht.

Nicht eine psychophysische Zerrüttung, von der ein Symptom sich zufällig gerade in homosexueller Krankhaftigkeit äußern würde, ist Grund und Ursache des Schicksals Aschenbachs, sondern ein physisch-psychischer kritischer Alterszeitpunkt gibt nur Anlaß und Gelegenheit zur Entwicklung der bisher latenten Homosexualität und gerade diese Art Leidenschaft bringt eine so tiefe Verwirrung in dem Geist des Helden hervor, daß sie zu seinem Untergang führt.

Gerade das Wesen dieser Liebe gibt der ganzen Novelle ihren speziellen Sinn: diese bei dem bisher Gefühlskühlen ausbrechende Leidenschaft bildet den Gegenpol von allem, was der Künstler bisher erstrebte und guthieß, bietet ihm keine Anknüpfungspunkte an sein bisheriges Innen- und Künstlerleben; die Liebe, die Aschenbach verstandesmäßig als verpönt und verbrecherisch betrachten muß, empfindet er plötzlich als süß und beglückend.

Eine tragische Ironie bedeutet es, daß gerade bei dem Menschen und Schriftsteller, der bisher so normgemäß lebte und produzierte, die schlummernden Gefühlsregungen — gleichsam vielleicht als Reaktion und Rache für die langjährige Unterdrückung — in die dämonischen, verbotenen Bahnen der antikonventionellsten, verruchtesten Leidenschaft, in die des Paideros umschlagen.

(Anklänge an diesen letzten Gesichtspunkt finden sich in dem witzigen Aufsatz von Friedrich Stieve (München) „Ein offenes Wort an Herrn von Aschenbach" in der „Gegenwart" 1913.)

In der Disharmonie des jetzigen mit dem früheren Gefühlsleben des Helden, in dem durch die umwälzende konträrsexuelle Empfindung bewirkten Bruch mit dem seitherigen persönlichen und künstlerischen Ich liegt die Tragik des Schicksals Aschenbachs und diese zerrüttende Umwälzung macht seinen Untergang verständlich.

Die Novelle ist und bleibt ein Kunstwerk durch die meisterhafte, packende, dichterisch-reizvolle Darstellung einer bis zur alles versengenden sentimentalen Glut fortschreitenden menschlichen Leidenschaft, möge auch der Anbeter ein 50-Jähriger und der Geliebte ein Knabe von 15 Jahren sein.

Von den Einzelheiten seien nur hervorgehoben gewisse gleichsam symbolisierte Vorahnungen, die dem Ganzen einen etwas mystischen, geheimnisvollen Unterton verleihen. So die Gestalt des Wanderers in München, der Aschenbachs Sehnsucht nach Neuland weckt und gleichsam verkörpert, so der geschminkte, alte, effeminierte, abstoßende, homosexuelle Geck, der die Projektion des Uraniers bildet, wie er nach Aschenbachs Auffassung aussehen muß und dessen Bild in der Erinnerung ihn später erschauern läßt, wenn er mit Grauen entdeckt, daß das gleiche Grundempfinden ihn beseelte, und wenn er dann wähnt, jenem Typus gleichzustehen.

Endlich sei noch gedacht der grandiosen Ausmalung der krankhaft geschwängerten, schwülen Choleraatmosphäre des verführerisch übertünchten Venedig, die schauerlich harmonisch die verlockende und doch für Aschenbach perverse und dämonische Leidenschaft umströmt.

Numa Praetorius.

Prof. Dr. Sigmund Freud, **Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.** Dritter Teil. Vorlesung XVI—XXVIII. (Allgemeine Neurosenlehre.) Leipzig und Wien 1917. Hugo Heller & Cie.

Wenn ich mir vorstelle, daß ein mit der Psychoanalyse gänzlich Unbekannter diese Vorlesungen liest, um sich ein eigenes Bild über die neue Wissenschaft zu erwerben, so wird es mir klar, daß der große Meister der Psychoanalyse alles eher ist als ein guter Lehrer, der es versteht, schwierige Fragen durch eine verständliche Darstellung zur leichten Lösung zu bringen. Nach der Lektüre dieser Vorlesungen stünde also der Wißbegierige mit einem Haufen von Theorien da und müßte sich erst aus anderen Werken Rat holen. Es wäre vielleicht klüger gewesen, an Hand einer vollständigen Analyse diese Einführung aufzubauen, ähnlich wie ich es in meinen Büchern versucht habe, die bislang noch immer die einzigen sind, aus denen man die Analyse lernen kann, soweit sich diese schwierige Kunst überhaupt aus Büchern erlernen läßt. Für den Kenner der Neurosenlehre Freuds dagegen bietet die Lektüre des dritten Teiles der Vorlesungen eine Quelle reicher Anregung und Genusses. Nach einigen Stockungen und Entgleisungen findet Freud hier seine alte Darstellungskunst wieder, er verteidigt mit Eleganz seine alten Positionen, belobt seine Anhänger, streift mit ironischer Überlegenheit die Arbeiten seiner ehemaligen Schüler, die nun seine Gegner sind, straft mit vornehmer Verachtung andere mit Totschweigen, die ihm vielleicht gegen ihren Willen am meisten weh getan haben. — — —

Das ganze Werk liest sich wie eine große Verteidigungsschrift. Die fremden Einwände werden vorweggenommen und entkräftet. Hier und da tauchen neue Gesichtspunkte auf, neue Bezeichnungen für alte Krankheiten, . . . aber im großen und ganzen zeigt er sich unbeirrt durch alle Einwände, verknöchert konservativ, wenn es gilt, die eigenen Forschungen und Erkenntnisse gegen die Einwürfe seiner Gegner und Schüler zu verteidigen. Freud weicht keinen Zoll zurück, eher geht er noch weiter. Das zeigt sich am schönsten in der Frage der Hysterie, der Neurose, welcher Freud und Breuer ihre Entdeckung der „unbewußt determinierten Symptome" verdanken.

Der Laie und manche Ärzte sind noch immer gewöhnt Hysterie als ein Zeichen unbefriedigter Sexualität aufzufassen. Diese uralte Anschauung, welche von der Wissenschaft wiederholt verlassen wurde, erhielt einen neuen Glanz durch die Autorität Freuds. Er führte alle Neurosen auf die Störung des Sexuallebens zurück, betonte, daß scheinbar vergessene (verdrängte) Erlebnisse der Kindheit die Ursache der krankhaften Erscheinungen sei und gründete die Wissenschaft der Psychoanalyse, welche sich mit der Erforschung und Bewußtmachung dieser verdrängten Erinnerungen befaßte. Eine zusammenhängende Darstellung seiner Libido-Lehre aus seiner eigenen Feder hatte bisher gefehlt. Nun liegt sie in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" vor. Die Libido Freuds ist kein Mysterium wie die Libido Jungs, sondern schlankweg der gute alte ewige Sexualtrieb. Nach seiner Darstellung erstrebt diese Libido die Fixierung an ein Objekt der Außenwelt. Wird ihr diese Abfuhr versagt, mit anderen Worten, findet das Individuum die erstrebte Sexuallust bei anderen nicht, so muß die Libido angestaut werden. Sie besetzt alte kindliche Positionen (so entstehen nach Freud die Übertragungsneurosen Angst und Konversionen, „Hysterie" und „Zwangsneurose") oder es kommt zur Verliebtheit in das eigene Ich, zu den narzißtischen Neurosen (Dementia praecox — Paranoia — Melancholie). Die Hysterie entstünde also durch ein Rückströmen der Libido auf die kindlichen Positionen; dann würden eben diese infantilen Erlebnisse (Traumen) durch die neue Besetzung wieder bedeutungsvoll. Da aber diese Erlebnisse vom Bewußtsein abgedrängt, also „unbewußt" seien, so ströme die Libido ins Unbewußte. Die Aufgabe der Psychoanalyse sei es, die Fixierung an die Kindheit und das Unbewußte zu lösen und der Libido eine neue Fixierung an die Gegenwart oder eine Umwertung ins Geistige (Sublimierung) zu ermöglichen. Das wäre in groben ungenauen Zügen der Grundriß der Freudschen Neurosen- und Libidolehre.

Wie verhält es sich in Wahrheit damit? Sind alle Neurosen nur Störungen des Sexualtriebes? Auf diese Frage hat uns der Weltkrieg eine deutliche und unerschütterliche Antwort gegeben. Nie hat es mehr männliche Hysteriker gegeben als in diesen Tagen. Die genaue Analyse dieser Fälle zeigt aber, daß es sich um einen Konflikt zwischen dem Lebenstrieb und dem Pflichtgefühl handelt. Diese Hysteriker bieten das Bild einer Flucht in die Krankheit, welche die eigentlichen Motive (Angst, Arbeitsunlust, gekränkten Ehrgeiz usw.) ins Unbewußte verlegt, so daß sie imstande sind, an die eigene Krankheit zu glauben und eine Sehnsucht nach Gesundheit zu spielen, welche den Arzt und das eigene Gewissen täuscht. In diesen Fällen spielt die Libido gar keine Rolle, höchstens die einer Lustprämie, die das Leben den Überlebenden verspricht. Auf

keinen Fall kommt es aber zum Zurückströmen der Sexuallust auf kindliche Positionen, es sei denn, daß die Krankheit als solche der Ausdruck der Kindlichkeit wäre.

Nun möchte ich an einem Beispiele nachweisen, was wir unter Hysterie verstehen müssen. Alle Definitionen hängen doch in der Luft, wenn man sie nicht am Leben erläutern kann. Das ist eigentlich der größte Fehler des vorerwähnten Werkes von Freud. Es ist eine Philosophie der Psychoanalyse und keine Einführung. Sie ist belehrend für den Wissenden, aber verwirrend für den Unwissenden und Jünger. Nun zu unserem Beispiel:

Eine Dame sucht meinen Rat wegen eines merkwürdigen Leidens. Sie empfindet auf der ganzen rechten Körperhälfte weniger als auf der linken; auch glaubt sie, daß sie rechts weniger Kraft habe als links. Ich lasse mir die Hand rechts und links drücken und kann keinen Unterschied konstatieren. Darauf belehrt mich die Dame, daß es sich nicht um eine tatsächliche Schwäche, sondern um eine „Einbildung" handelt. Sie habe nur die Empfindung, daß sie links schwächer sei als rechts. Auch ziehe es sie nach links hinüber. Das Leiden habe vor drei Jahren begonnen, sei seit einer über den Rat eines berühmten Professors vorgenommenen Sanatoriumsbehandlung vorübergehend besser geworden und sei jetzt wieder schlimmer als je. Wenn es nicht besser werde, so freue sie das Leben nicht. Sie kämpfe mit Selbstmordgedanken. Sie gibt endlich an, daß sie sehr glücklich verheiratet und Mutter von drei Kindern ist. Die Dame vermutet ein schweres Rückenmarksleiden. Nach einer sehr genauen Untersuchung, die einen negativen neurologischen Befund ergibt, sage ich ihr: „Nein! Es handelt sich um eine hysterische Störung!"

Sie: „Was heißt das Hysterie? Was ist das für eine Krankheit?"

„Ein Leiden, bei dem sich seelische Konflikte in körperlichen Störungen ausdrücken."

„An welchen Konflikten soll ich leiden?"

Ich habe es im Laufe vieler Jahre gelernt, die Organsprache der Seele zu enträtseln. Es reizt mich hier und da, aus den Symptomen der Kranken den Lebensroman zu rekonstruieren. In diesem Falle war die Aufgabe leicht:

„Sie haben vor drei Jahren einen Mann kennen gelernt, in den Sie sich verliebt haben. Aber Sie sind eine pflichttreue Gattin geblieben. Sie achten ihren Mann und könnten ihn nie betrügen. Noch haben Sie den Geliebten nicht vergessen. Noch immer lieben Sie den anderen. Aber Ihre Kinder und Ihr Mann halten Sie davon ab, dem Zuge Ihres Herzens zu folgen. Ein Leben ohne Ihren Geliebten erscheint Ihnen nicht lebenswert und der Selbstmord ein willkommener Ausgang, der allen Kämpfen ein Ende macht. Überdies sind Sie fromm, was die Größe des Konfliktes noch erhöht."

Die blasse Frau sieht mich wie einen Zauberer mit weitaufgerissenen Augen an: „Es ist jedes Wort wahr, das Sie gesprochen haben. Wie haben Sie das erraten können?"

„Ich habe es aus Ihren Symptomen herausgelesen. Die rechte Seite repräsentiert Ihren Mann und Ihre Pflichten, die linke die Liebe und den Liebhaber. Auf der rechten Seite haben Sie kein Gefühl, es zieht Sie nach der linken. Soll ich Ihnen die Störungen noch eingehender vom Körperlichen ins Seelische übersetzen?"

„Nein. . . . Ich verstehe. . . . Ich habe mir schon längst gedacht, daß meine Leiden mit meiner Liebe zusammenhängen müssen. Aber der Professor hat mich gar nicht nach meinen Erlebnissen gefragt. Wie aber haben Sie erkannt, daß ich fromm bin?"

„Weil nur moralische, fromme Leute an einem solchen Konflikt erkranken. Wären Sie etwas leichtlebiger und hemmungsloser gewesen, Sie stünden ja nicht vor dem Arzte. Die Hysterie ist eben auch der Kampf zwischen Moral und Trieb." . . .

Lassen wir das Beispiel! Wo findet der Leser hier ein Rückströmen der Libido auf das Infantile? Nein! Er findet nur einen Konflikt und einen Versuch, sich auf körperliche Art über diesen Konflikt auszudrücken. Das Leiden ermöglichte der Frau, aller Welt, auch ihrem Manne von ihrem Unglück zu klagen, ohne sich zu verraten. So gesteht der an Zitterneurose erkrankte Krieger seine Todesangst, ohne sich als Feigling demütigen zu müssen. Und wir verstehen jetzt, daß die Hysterie die Lebenslüge der Kultur ist, jenes Stück Schauspielerei, durch das der Lebensunfähige seine Tragödien in Komödien umdichtet.

Es handelt sich um eine typische Konversionshysterie. Die Vorstellung „Ich liebe den anderen stärker als meinen Mann, ich empfinde für die falsche (linke) Seite stärker als für meinen rechtmäßigen Besitzer, aber es zieht mich immer zu dem Geliebten" konvertierte sich in die beschriebene körperliche Empfindungsstörung. Aber war diese Empfindungsstörung eine infantile Position? Es war nur eine geschickte „façon de parler", die typische Organsprache der Seele. Den Grund des Leidens bildet der „psychische

Konflikt", die einzige Ursache der Neurosen, wie ich es schon in meiner kleinen Schrift „Die Ursachen der Nervosität" (Verlag von Paul Knepler, Wien 1907) behauptet habe. Freud unterscheidet jedoch Aktualneurosen (Neurasthenie, Hypochondrie und Angstneurose), welche nur auf eine schädliche Form des Sexuallebens zurückzuführen sind, von den „Übertragsneurosen" mit dem psychischen Überbau. Diese Aktualneurosen Freuds habe ich in der Praxis nicht finden können. Wo ich eine Neurose fand, da konnte ich auch einen psychischen Konflikt finden, der häufig genug aus dem Sexualleben stammte, aber auch seine Wertigkeit aus anderen Trieben (Ehrgeiz, Lebenstrieb, Habsucht usw.) bezog. Auch der erwähnte Fall zeigt uns eine Aktualneurose, die ihre Entstehung einem aktuellen Konflikte zwischen Liebe und Pflicht verdankt. Aber Freud betont: „Die Libido ist wie abgeschnitten und muß versuchen irgendwo auszuweichen, wo sie nach der Forderung des Lustprinzipes einen Abfluß für ihre Energiebesetzung findet. Sie muß sich dem Ich entziehen." Die Symptome seien eine Art sexueller Betätigung und einer Kompromißbildung zu verdanken Stimmt das für unseren Fall? Das Kompromiß findet nur zwischen dem, was man sagen und dem, was man nicht sagen darf, statt. Die linke Seite erhält in Wirklichkeit keine stärkere erotische Ladung als die rechte. Der Krankheitsgewinn ist nur die Möglichkeit eines unverständlichen Geständnisses.

Immer deutlicher betont Freud die Bedeutung der „Ichtriebe" im Gegensatz zum Sexualtrieb. Ich muß gestehen, ich verstehe diesen Gegensatz nicht. Für mich ist der Sexualtrieb auch nur ein Ichtrieb und der Gegensatz ein künstlicher, theoretischer, nicht dem Leben entsprechender. Daß Freud jede Angst auf den Geburtsakt zurückführt, ist alt; neu ist die Umformung meiner Formel „Jede Angst ist die Angst vor sich selbst" auf den Satz: „Jede Angst ist die Angst vor der eigenen Libido".

Alles wandelt sich in den Händen Freuds in eine Libidotheorie um. Was ist der Schlaf? „Ein Zustand, in dem alle Objektbesetzungen, die libidinösen ebensowohl wie die egoistischen aufgegeben und ins Ich zurückgezogen werden!" . . . Damit will Freud ein neues Licht auf die Erholung durch den Schlaf und auf die Natur der Ermüdung geworfen haben. Aber seine Hypothese ist falsch. Im Traume zeigen sich Objektbesetzungen von außerordentlicher Stärke, wir träumen von einer geliebten Person, wir begehren sie, wir erwachen mit Herzklopfen und denken an sie. Warum sollten wir die von Freud im Schlafe postulierte „selige Isolierung des Intrauterinlebens, welche uns der Schlaf allnächtlich heraufbeschwört", zugunsten der Liebesregung aufgegeben haben?

Auch erscheint es mir fraglich, ob bei der Paranoia in der Tat die ganze Libido auf das Ich fixiert wurde und ob nicht andere Mechanismen mitspielen, welche Freud selbst in der Aufdeckung der homosexuellen Komponente der Paranoia geschildert hat.

Doch es wäre ein unmögliches Unterfangen, die ganze Libidotheorie von Freud in dieser Besprechung erschöpfen zu wollen. Ich denke, wir müssen dem Meister dankbar sein, daß er uns eine zusammenfassende Darstellung seiner neuesten Lehre gegeben hat. Allen Ärzten, die sich eine eigene Anschauung von den Lehren Freuds verschaffen wollen, sei das neue Werk wärmstens empfohlen. Ich möchte aber keinem raten, auf Grund dieser Einführung sein Glück mit der Psychoanalyse zu versuchen.

Dr. Wilhelm Stekel.

Meisel-Heß, Grete, Die Bedeutung der Monogamie. Jena 1917. Diederichs.

Als Abschlußband ihrer groß angelegten Trilogie über das Sexualproblem veröffentlichte Grete Meisel-Heß vor kurzem dieses Werk. Und wir alle, die wir an einer Erneuerung des Lebens nicht dem Worte, sondern dem Wesen nach tätig sind, werden ihr für diese Arbeit und gerade für diesen letzten Band Dank wissen: hier sind Dinge gesagt, die nicht ungesagt bleiben durften, wenn das auch im Persönlichsten wahrhaft Erlebnis werden soll, was die letzten Jahre uns in ihrem Zusammenklang bedeuten (nicht der Krieg!) — eine Abkehr von den nur naturalistischen Oberflächlichkeiten und eine Wiederbelebung des Bewußtseins von den metaphysischen Verkettungen des Lebendigen.

Das Wechselverhältnis psychologischer und soziologischer Momente im Hinblick auf das heutige Geschlechtsleben mit seiner so „selbstverständlichen" Verleugnung des monogamen Prinzips ist in grausamer Klarheit gekennzeichnet: indem endlich einmal ausgesprochen wird, daß mit nur „modernen" Ideen und einer intellektuellen Feindschaft gegen das Philistertum nichts gewonnen ist, wohl aber alles verloren sein kann. „Die Ehen jener Menschen, die sich für höhere Kulturtypen halten, als der bürgerliche Typus es ist — diese Ehen sollten an innerem Wert mehr — viel mehr — bieten als die nur bürgerlichen — nicht aber deren primitivste, unentbehrlichste Grundlage vermissen lassen."

Einzig im monogamen Prinzip sind für jedes tiefere Sexualerlebnis (und andere sollten nicht sein, wo es um das Heiligste des Individuums geht) diese primitiven Grundlagen gegeben. Und nicht nur für das Erlebnis selbst, sondern auch für die Lebensgarantien des Kindes eines Liebesbundes, ja für die Erhaltung und Aufartung der Rasse. Mit einer erfreulichen Schärfe werden die Lächerlichkeiten, durch Legitimierung der Polygamie Bevölkerungsaufbesserung zu erreichen, abgetan, wie sie ein Ehrenfels (er ist Professor!) und ein Willibald Henschel („Mittgart") — leider auch in wissenschaftlich sonst ernst zu nehmenden Blättern — zu propagieren versuchen.

Für jeden, dem es um seine Lebensgestaltung ernst ist, sollte die Einhaltung des monogamen Prinzips, eine strenge Verwerfung jedes Neben- und Durcheinanders (das sind Unreinlichkeiten! Nicht so ein Nacheinander!) geschlechtlicher Bindungen Selbstverständlichkeit sein. Leider ist das Gegenteil der Fall. Man braucht nur auf die Zustände zu sehen, wie sie der Krieg in den Etappengebieten zeitigte. Und hier möchte ich dem Optimismus der Verfasserin nicht beipflichten: Daß die Notwendigkeit der Analyse dieser Zeit beweise, „in welcher Verfallszeit wir waren", oh nein, noch sehr sind und wohl noch lange sein werden.

Gerade deshalb wird es von der Jugend begrüßt werden, daß Grete Meisel-Heß sich an sie wendet mit dem Ruf: es müssen andere Zeiten kommen; mit der Mahnung, wieder Achtung zu haben vor den tiefsten Gesetzen, die unser Sein bestimmen, bzw. es bestimmen sollen. Die Jugend, die eine Zukunft bewußt zu gestalten gewillt ist, trägt diese Forderung bereits in sich — und doch muß dies alles noch wieder und immer wieder gesagt werden, auf daß alle es hören.

Im Zurückgreifen auf die jenseits aller Sophistik liegende Grundlage des lebendigen und dessen höchster Steigerung, des sexuellen Geschehens liegt der bestimmte Hinweis, daß die Erneuerung „nur aus den irrationalen Quellen, aus den tiefsten Schächten des Gemüts kommen kann". Nur in kritischer Aufschürfung der Gegebenheiten a priori liegt die Möglichkeit eines Neuverstehens jener Dinge, von „denen man nicht sprach!" Und im Neuerwachen einer kritischen Philosophie, die uns, metaphysische Verbundenheiten des Lebens erschließend, Kriterien für die Umgestaltung der Welt an die Hand gibt, und vermöge der in ihnen liegenden Objektivität die Verpflichtung, ihnen Genüge zu tun, in diesem Neuerwachen liegt eine Bürgschaft dafür, daß das von Grete Meisel-Heß Erhoffte und Geforderte zur Wirklichkeit wird: daß dieser Weg hier, wenigstens gefühlsmäßig freigelegt ward, auch dafür unsern Dank! Max Hodann.

Varia.

Verstaatlichung der Hebammen. — Eine der stärksten Begleiterscheinungen des Krieges ist das Sinken der Geburtenziffern, die teils in natürlichen Hindernissen (durch Trennung der Geschlechter, Tod und Krankheit) begründet ist, teils aber in dem Anreiz, infolge der widrigen Zeitverhältnisse in stärkerem Maße als bisher die Vermeidung des Kindersegens anzustreben. Vogelstraußpolitik ist nicht am Platze, und es mag festgestellt sein, daß zur notwendigen Ausfüllung der Lücken mit der bisherigen Kinderfürsorge allein nicht das Auslangen gefunden werden wird.

Dem Kinderschutz muß ein Wöchnerinnenschutz zur Seite gestellt werden, weit über das bisher gewährte Ausmaß hinausgehend. Die Geburten in der breiten Masse bedingen ferner eine größere Beachtung, die sich heute in den meisten Fällen auf die industrielle Arbeiterinnenschaft in der Form der Schutzfrist für Wöchnerinnen erschöpft. Beachtet sei, daß die von der gesetzlichen Schutzfrist begünstigten Arbeiterinnen durchweg Mitglieder von Krankenkassen sind, denen Ärzte und Unterstützung zur Seite stehen, indessen viele zehntausende Mütter aus Mittelstands-, bäuerlichen und Arbeiterkreisen beides entbehren, denen überdies die Hebammenkosten außerordentlich schwer fallen. Eine gewisse niedere Lebenshaltung in nicht unansehnlichen Teilen des Mittelstandes ist nicht unbekannt und die sich erhöhenden geldlichen Anforderungen der Hebammen durch die Steigerung der Preise usw. erklärlich, fast selbstverständlich, wobei noch berücksichtigt werden mag, daß die Hebamme in ihrer Bedeutung auf das Leben der Wöchnerin und des Kindes weit unterschätzt wird. Man wendet sich mit einem unbedeutenden Zahnschmerz an den Arzt, überläßt aber Kind und Wöchnerin einer einen sechsmonatigen Kursus absolvierenden Hebamme, die sich nicht selten noch viele Monate später um die Beistandsgebühr abmühen und die Gerichte sogar in Anspruch nehmen

muß, weswegen von vielen tüchtigen Hebammen nur der Eintritt in bessere Häuser angestrebt wird, während sie sich Hilfeleistungen in ärmeren Haushaltungen zu entziehen suchen. Dieses Abrücken der tüchtigen intelligenten Kräfte von der Hauptgeburtenhilfe ist bedenklich und bringt eine gewisse Unsicherheit in der Art der Beistandsleistung durch minder tüchtige Hebammen in den dichter besiedelten Vierteln mit sich. Festgehalten muß werden, daß also ein Wochenbett mit zweifelhafter Hilfe, ohne ärztliche Kontrolle und verbunden mit bitteren Ausgaben nicht nur nicht verlockend, sondern geradezu befürchtet wird.

Deshalb wäre — als wirklich praktischer Wöchnerinnenschutz — eine Verstaatlichung der Hebammen mit staatlicher Entlohnung ins Auge zu fassen. Gleichzeitig die Übernahme der Geburtenbeihilfe durch den Staat mit Beistellung von Ärzten (bis zu einer gewissen Steuerklasse) bei schweren Fällen und die unbedingte Nachkontrolle der Wöchnerin und des Kindes durch Ärzte, welche Kontrolle amtlich festgelegt werden müßte. Nochmals sei auf den krassen Gegensatz hingewiesen, der darin besteht, daß man mit der geringsten Krankheitserscheinung den Arzt aufsucht, eine Wöchnerin mit dem Kinde aber aufsichtslos den Hebammen überläßt, deren Hauptteil durch den Arzt die sicher erwünschte Rückversicherung erlangen und mit der Verstaatlichung einverstanden wäre, die eine gewisse wirtschaftliche Festigung verleiht.

Dabei sei darauf hingewiesen, daß ähnliche Einrichtungen — insbesondere in Deutschösterreich — schon angebahnt sind durch namhafte Zuschüsse und direkte Entlohnungen durch die Gemeinden, die selbstverständlich bei der Verstaatlichung entsprechend finanziell heranzuziehen wären. Die von vielen Seiten angeregten Mutterschaftskassen könnten dieser staatlichen Fürsorgeunternehmung angereiht werden.

So schwer verwirklichungsmöglich oben kurz gezeichneter Gedanke scheint, ebensosehr besteht die Wahrscheinlichkeit, daß man ihn sehr bald erwägen und durchführen wird müssen. Die Umwälzung durch den Krieg hat die Verstaatlichung der Geburtenhilfe, die Sozialpolitiker noch in weiter Ferne glaubten, in die nächste Zukunft gezwungen. Wenn auch nicht die übliche Hoffnung damit verknüpft ist, ein augenblickliches Emporschnellen der Geburtenziffern zu ermöglichen, würde die Verstaatlichung der Geburtshilfe eine bisher nie richtig eingeschätzte gesetzgeberische Lücke in der allgemeinen Wohlfahrt schließen, deren Vorteile für die Volksgesundheit nicht weiter erörtert zu werden brauchen. J. F.

Berichtigung.

In meinem in Heft 4/5 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Die Regulatoren der menschlichen Fortpflanzung", ist S. 165 erwähnt, daß Herr Dr. Wilhelm Schallmayer in der 1910 erschienenen 2. Auflage seines Werkes: „Vererbung und Auslese" der inzwischen (September 1909) von mir vertretenen Auffassung gefolgt sei, daß der Geschlechtstrieb nur Begattung, nicht Fortpflanzung erstrebe und daß ein auf letztere gerichteter „Trieb" nicht existiere. Diese Ausführung bedarf der Richtigstellung. Dr. Schallmayer hat seinerseits bereits im Maiheft 1909 des „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie", also etwa 4 Monate früher, eine Abhandlung über „Generative Ethik" veröffentlicht; auf S. 220 daselbst ist das Vorhandensein eines Fortpflanzungstriebes beim Menschen ausdrücklich in Abrede gestellt. Diese Darlegung ist dann später von Schallmayer unverändert in die 2. Auflage von „Vererbung und Auslese" übernommen worden. Schallmayer ist also, wie sich hieraus ergibt, unabhängig von mir zu seiner übereinstimmenden Auffassung gelangt und hat diese auch etwas früher bereits veröffentlicht. Justizrat Dr. Rosenthal.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Boldt, Th., Zur Stammesgeschichte der Halbaffen und Menschenaffen. Die Naturwissensch. 1917. S. 39—41.

Bölsche, W., Der Stammbaum der Insekten. Mit Abbild. nach Zeichnungen von H. Harder u. R. Oeffinger. 3. Aufl. Stuttgart 1917. Franckh. 8°. 92 S. 1 Mk.

Dresel, Kurt, Inwiefern gelten die Mendelschen Vererbungsgesetze in der menschlichen Pathologie? Inaug.-Diss. Berlin. Februar 1917. 8°.

Fellner, Otfried O., Weitere Beiträge zur Lehre von der inneren Sekretion der weiblichen Genitalien. Gynäk. Rundschau 1917. H. 3/4.

Fischer, Eugen, Die sekundären Geschlechtsmerkmale und das Haustierproblem beim Menschen. In: Festschrift für Eduard Hahn. Stuttgart 1917. Strecker & Schröder. S. 1—8.

Fitting, Hans, Die Pflanze als lebendiger Organismus. Jena 1917. G. Fischer. Lex. 8°. 44 S. 1 Mk. 50 Pf.

Franke, M., Untersuchungen über das Verhalten des vegetativen Nervensystems während der Menstruation, nebst Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen der inneren Sekretion und Menstruation. Zeitschr. f. klin. Med. 84. 1917. H. 1/2.

Grumme, Physiologie und Chemismus der Milchbildung, sowie deren Beeinflussung. Ther. der Gegenw. 58. 1917. H. 6. S. 239—240.

Hodann, Max, Neue Forschungen zur Kenntnis der hereditär-physiologischen Grundlagen sexueller Zwischenstufen. Vierteljahrsber. d. wissenschaftl.-humanit. Komitees 17. 1917. H. 2/3. S. 59—68.

Hofstätter, R., Ergebnisse und Aussichten der experimentellen Zirbelforschung. Jahrb. f. Psych. u. Neurol. 37. 1917. H. 1/2. S. 179—236.

Johannsen, W., Die Vererbungslehre bei Aristoteles und Hippokrates im Lichte heutiger Forschung. Die Naturwissensch. 5. 1917. H. 24. S. 389—397.

Kronacher, C., Allgemeine Tierzucht. Ein Lehr- und Handbuch für Studierende und Züchter. Erste Abteilung. Bedeutung der Tierzucht und Aufgaben der allgemeinen Tierzuchtlehre usw. Mit 97 Textabbild. Berlin 1916. Parey. 8°. XVI, 196 S. 6 Mk. 50 Pf.

Martell, P., Zur Stammesgeschichte des Huhns. M. tierärztl. Wochenschr. 1917. Nr. 26. S. 478—483.

Reich, Eduard, Betrachtungen zur Wissenschaft des Lebens. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 283—298.

Schwarz, Egbert, Über Geschwulstbildungen an den Geschlechtsdrüsen und Nebennieren bei Scheinzwittern. Inaug.-Diss. Rostock. April 1917. 8°.

Siemens, H. W., Über das Erfindergeschlecht Siemens. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 162—192.

Steche, O., Das Problem der Geschlechtsbestimmung. Die Umschau 21. 1917. Nr. 34. S. 637—641.

Ulbrich, W., Einseitige Gynatresie bei Verdoppelung der weiblichen Genitalien. Inaug.-Diss. Berlin. Februar 1917. 8°.

Vaerting, M., Über den Einfluß der Ernährung auf die Entwicklung von weiblichen Geschlechtsmerkmalen. Gynäk. Rundschau 11. 1917. H. 13/14.

Wandolleck, B., Das Leben in den Meertiefen. Mit 38 Abbild. Leipzig o. J. (1917). Th. Thomas. 8°. 95 S. 1 Mk.

Wexberg, Erwin, Eine neue Familie mit periodischer Lähmung. Jahrb. f. Psych. u. Neurol. 37. 1917. H. 1/2. S. 108—131.

Wolff, Max, Fortschritte und Wandlungen der Protozoenkunde. Die Umschau 21. 1917. Nr. 35. S. 655—656.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. Juni bis 31. August 1917 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der Adresse: Dr. Iwan Bloch, Berlin W 15, Joachimsthalerstr. 9).

Psychologie und Psychoanalyse.

Abraham, Karl, Einige Belege zur Gefühlseinstellung weichlicher Kinder gegenüber den Eltern. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 154—155.

Aus einem Briefe Heines. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 159—160.

Baudouin, Ch., I. Symbolisme de quelques rêves survenus pendant la tuberculose pulmonaire. II. Psychoanalyse de quelques troubles nerveux. Arch. de Psych. 16. 1916. Nr. 62. S. 133—151.

Bombe, K., Von dem Ausdruck des menschlichen Körpers. Die Tat 9. 1917. H. 2.

Bruce, H. A., Sleep and sleeplessness. London 1915. Heinemann. 8°. 219 S. 5 Schill.

Coriat, J. H., The meaning of dreams. London 1916. Heinemann. 8°. 194 S. 5 Schill.

Dessoir, Max, Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. Stuttgart 1917. F. Enke. Gr. 8°. VIII, 344 S. 11 Mk.

Dück, Anonymität und Sexualität. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 293.

Dyroff, Adolf, Einführung in die Psychologie. 3. verb. Aufl. Leipzig 1917. Quelle & Meyer. 8°. 152 S. 1 Mk. 25 Pf.

Farbe und Charakter. Neue Züricher Zeitung. 1917. Nr. 963 (Feuilleton).

Ferenczi, S., Über zwei Typen der Kriegsneurose. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 131—145.

Ferenczi, S., Mischgebilde von erotischen und Charakterzügen. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 146—147.

Ferenczi, S., Schweigen ist Gold. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 155—156.

Ferenczi, S., Ostwald über Psychoanalyse. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 169.

Freud, S., Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 2. Teil. (Schluß.) 3. Vorlesung 16—28 (Allgem. Neurosenlehre). Wien 1917. H. Heller & Co. Gr. 8°. VIII u. 271—545. 8 Mk. 50 Pf.

Freud, S., Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 125—130.

Gregor, Zur Abgrenzung von Stufen moralischer Entwicklung und von Verwahrlosungstypen. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 8. 1917. Nr. 20.

Gregor, Adalbert, Über Verwahrlosungstypen. Monatsschr. f. Psych. u. Neur. 42. 1917. H. 1. S. 1—23.

Häberlin, Paul, Symbol in der Psychologie und Symbol in der Kunst. Mit einer Zeichnung von Cuno Amiet. Bern 1916. Akad. Buchh. v. M. Drechsel. 8°. 32 S. 1 Mk.

Hellpach, W., Die Physiognomie der Hysterischen (Feminismus, Boopie, Lächeln). Neurol. Zentralbl. 36. 1917. Nr. 15. S. 610—616.

Hopf, Ludwig, Seelentiere. Ein Abschnitt aus dem Seelenglauben der Völker. Mit 4 Abbild. Kosmos 1917. H. 5. S. 123—126.

Hurwicz, E., Der Liebes-Doppelselbstmord. Die neue Generat. 13. 1917. H. 6. S. 264—268.

Jung, C. G., La structure de l'Inconscient. Arch. de Psychol. 16. 1916. Nr. 62. S. 152—182.

Kaplan, Leo, Hypnotismus, Animismus und Psychoanalyse. Historisch-kritische Versuche. Wien 1917. Deuticke. Gr. 8°. VIII, 128 S. 7 Mk. 50 Pf.

Koerber, H., Vom Antifeminismus. Die Neue Generation 13. 1917. H. 7/8. S. 299—313.

Koerber, H., Die Traumanalyse als Hilfsmittel im Strafverfahren. Eine kriminalpsycholog. Anregung. D. Strafr.-Zeit. 1917. H. 5/6. Spalte 203—206.

Lenz, Fritz, Einschüchterungsauslese und weibliche Wahl bei Tier und Mensch. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 129—150.

Leonhard, Rud., Liebe und Wert. Die Neue Generat. 13. 1917. H. 6. S. 268—269.

Placzek, S., Freundschaft und Sexualität. 3. wieder vermehrte Aufl. Bonn 1917. A. Marcus & E. Weber. Gr. 8°. 103 S. 2 Mk.

Reik, Theodor, Beitrag zur psychoanalytischen Affektlehre. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 148—153.

Révész, B., Geschichte des Seelenbegriffs und der Seelenlokalisation. Stuttgart 1917. F. Enke. Gr. 8°. VII, 310 S. 8 Mk.

Sachs, Hanns, Drei Fälle von „Kriegs"-Verlesen. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 159.

Stadelmann, H., Die Bedeutung des Kindheitserlebnisses für die Ausgestaltung der Lebensführung. Dresden 1917. Huhle. 8°. 19 S. 65 Pf.

Stuchlík, Jar, Über Psychosebegriff. Revue v. neuropsychopathologii 1915. S. 185.

Stuchlík, Jar, Über Psychoanalyse. Časopis českých lékařův 1916. S. 900.

Tausk, Viktor, Zur Psychopathologie des Alltagsleben. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. 156—158

Webb, E., Character and intelligence. Cambridge 1915. Univ. Press. 8°. 99 S. 5 Schill.

Zschokke, Erwin, Zur Psychologie der Tiere. Zürich 1917. Orell Füssli. Gr. 8°. 62 S. m. 5 Taf. 1 Fr.

Pathologie und Therapie.

Bachem, C., Aphrodisiaca und Antaphrodisiaca. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 33. S. 894.

Bauer, J., Über evolutive Vegetationsstörungen. W. kl. W. 1917. Nr. 24.

Becker, W. H., Psychotherapie in Irrenanstalten. Würzburg 1917. C. Kabitzsch. Lex. 8°. 17 S. 1 Mk.

Bucura, C., Aktuelles über die weibliche Gonorrhöe. W. kl. W. 30. 1917. Nr. 24.

Eckstein, E., Über erworbene Amenorrhöe. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 33. S. 898.

Hartmann, J. P., Über die Eingangspforte und Ausbreitungsweise der Tuberkulose im weiblichen Genitalsystem. Arch. f. Gynäk. 106. 1917. H. 3.

Hinselmann, H., Vorschlag zur Gründung eines Deutschen Zentralinstitutes für Frauenheilkunde und Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 25.

Höhne, O., Über Vulvaödem in der Schwangerschaft. Arch. f. Gynäk. 106. 1917. H. 3.

Hübner, Ein Fall von Homosexualität, kombiniert mit Masochismus, Koprophagie und Farbonfetischismus. Neurol. Zentralbl. 36. 1917. Nr. 15. S. 617—619.

Kafka, Ein Fall von psychischem Puerilismus im hysterischen Dämmerzustand. Med. Klin. 1917. Nr. 27. S. 747.

Kläsi, Jakob, Über psychiatrisch-poliklinische Behandlungsmethoden. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 36. 1917. H. 5. S. 431—450.

Kromayer, E., Repetitorium der Haut- und Geschlechtskrankheiten f. Studierende u. Ärzte. 6. verb. Aufl. Mit 31 Abb. im Text. Jena 1917. G. Fischer. Kl. 8°. XIV, 232 S. 3 Mk. 80 Pf.

Lehrbuch, Kurzes, der Gynäkologie, bearb. von Ernst Bumm, Albert Döderlein, Bernh. Krönig, Carl Menge und dem Herausgeber Otto Küstner. 6., neu überarb. Aufl. Jena 1917. G. Fischer. Lex. 8°. XVI, 629 S. Mit 396 teils farb. Abb. im Text. 13 Mk.

Mathes, Zur Behandlung der Kraurosis vulvae. Gynäk. Rundschau 11. 1917. H. 9.

Siebert, H., Zur Klinik der Geschwisterpsychosen, anscheinend exogenen Ursprungs. Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 42. 1917. H. 1. S. 24—51.

Stein, F. W., Beitrag zur Kenntnis der Tabo-Paralyse des weiblichen Geschlechts. Inaug.-Diss. Kiel 1917. (April-August.) 8°.

Stickel, M., Zur Amenorrhöefrage. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 28.

Torren, J. van der, Fünf Fälle sogenannter Hysterie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 36. 1917. H. 3/4. S. 307—316.

Traut, Oskar, Über Lymphozytose bei funktionell-nervösen Erkrankungen. Inaug.-Diss. Rostock. Juni 1917. 8°.

Tuffier, Le virilisme surrénal. Bull. de l'Acad. de Medicin 1914. S. 726.

Waddell, J. A., Die Pharmakologie der Samenbläschen. Journ. of Pharm. Exper. Therap. 9. 1917. Nr. 2.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Anton, Zur Behandlung und Erziehung der zurückgebliebenen und entarteten Kinder. Zeitschr. f. Kinderforschung 22. 1917. H. 8/9. S. 305—311

Balcarek, Josef, Alkohol und Verbrechen. Graz 1917. Verlag „Volksheil". Kl. 8°. 24 S. 20 Pf.

Boas, Kurt, Weitere Beiträge zur forensischen Bedeutung des „Puppenfetischismus". Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 282—289.

Boas, Kurt, Über die Anpassung der Kleidung der Frau an die Berufskleidung des Mannes und deren forensische Bedeutung. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 292.

Felisch, Ein deutsches Jugendgesetz. Berlin 1917. E. S. Mittler & Sohn. 8°. VI, 72 S. 1 Mk.

Franck, Hugo, Zur Rechtsstellung in der Ehe geborener unehelicher Kinder. Göttingen 1917. Vandenhoeck & Ruprecht. 8°. VIII, 99 S. 1 Mk. 60 Pf.

Gall, P., Ein forensisch interessanter Fall von missed abortion. Gynäk. Rundschau 11. 1917. H. 10.

Himmelstoß, Befugnisse der gewerbsmäßigen Viehkastrierer und deren strafrechtliche Verantwortung. Münchn. tierärztl. Woch. 68. 1917. Nr. 9.

Janisch, Franz, Jugendstrafrecht und Jugendrichteramt in Österreich. Zeitschr. f. Kinderforsch. 22. 1917. H. 8/9. S. 312—320.

Klein, G., Eine seltene Quelle schwerer Genitalblutungen. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 32.

Koerber, H., Die Traumanalyse als Hilfsmittel im Strafverfahren. Eine kriminalpsychologische Anregung. D. Strafr.-Zeit. 4. 1917. H. 5/6. Sp. 203—206.

Lazar, Die Psychiatrie beim Jugendgericht. Jugendfürsorge 12. 1917. Nr. 3.

Lieske, Hans, Das Problem krimineller Bekämpfung der Ansteckung mit Geschlechtsleiden. Würzburg 1917. C. Kabitzsch. Lex. 8°. 21 S. 1 Mk.

Meyer, Walter, Zur Frage der Zurechnungsfähigkeit Jugendlicher. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 161—177.

Mezger, Edmund, Kriminalpsychologische Studien aus der gerichtlichen Praxis. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 224—254.

Raecke, Vom pathologischen Rausche. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 1917. H. 1.

Seeliger, Siegfried, Zur forensischen Beurteilung sexueller Delikte. Inaug.-Diss. Kiel. (April-August) 1917. 8°.

Specht, Alfred, Über die Geburt bei Minderjährigen. Inaug.-Diss. Kiel. (April-August 1917.) 8°

Stöckmann, Rud., Über Kausalität und Verantwortung im Strafrecht und dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Göttingen 1917. Gr. 8°. VI, 50 S. 2 Mk.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Alkohol- und Geschlechtskrankheiten. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 1/2. S. 19—23.

Babucke, Schutzimpfung gegen Lues? Leipzig 1917. Konegen. Gr. 8°. 1 S. 1 Mk.

Beratungsstellen. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 1/2. S. 13—18.

Bergrath, Rob., Was Mütter, Frauen und Mädchen wissen müssen über Geschlechtskrankheiten. Ein Vortrag für das weibliche Geschlecht mit Anhang für die Männerwelt. Würzburg 1917. A. Stüber. Kl. 8°. 44 S. 1 Mk.

Blaschko, A., Strömungen und Gegenströmungen im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 26. S. 629—632.

Blaschko, A., Strömungen und Gegenströmungen im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 3/4. S. 41—53.

Block, Felix, Behandlungszwang für Geschlechtskranke. Ein Mahnwort an die Gesetzgeber. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 1. S. 1—13.

Bucura, C., Aktuelles über die weibliche Gonorrhöe. W. kl. W. 1917. Nr. 24.

Eberhard, R., Sittlichkeit und Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr 1/2. S. 1—5.

Ehrlich, Margarete, Praktische Wege zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Die neue Generation 13. 1917. H. 7/8. S. 334—336.

Jeanselme, E., et **L. Hudelo,** Du rôle des dispensaires de l'hôpital Broca dans la lutte contre la syphilis. Bull. de l'Acad. de méd. 28 mars 1916. S. 364.

Kaufmann, Die neuen Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Berlin 1917. F. Vahlen. 8°. 24 S. 50 Pf.

Kirchner, Neue Wege für die Bekämpfung der übertragbaren Geschlechtskrankheiten. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 11/12.

Levin, Ernst, Wieviele Syphilitiker lassen sich ausreichend behandeln? Zugleich ein Beitrag zur Errichtung der Beratungsstellen für Geschlechtskranke. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 28. S. 679—682.

Menzer, A., Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 43. 1917. Nr. 29. S. 913. — Reiter, Entgegnung zu obenstehender Arbeit. Ebend. S. 913.

Oxenius, R., Über Rasierstubenhygiene. V. f. gerichtl. Med. 51. 1917. H. 1.

Rupprecht, K., Der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit. Zu: Des deutschen Volkes Wille zum Leben. Freiburg i. B. 1916. Herder. S. 691—720.

Schmidt, Krankenstationen in Fürsorgeerziehungsanstalten unter Berücksichtigung der Geschlechtskrankheiten. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 8. 1917. Nr. 20.

Schmitz, L., Fürsorgeerziehung Minderjähriger. Preuß. Gesetz vom 2. Juli 1900 in der Fassung des Gesetzes vom 7. Juli 1915. 5. Aufl. Düsseldorf. Schwann. 8°. 12 Mk.

Zur Anzeigepflicht der Geschlechtskrankheiten in England. Mitt. d. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 1/2. S. 11—13.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Bachmann, Die natürlichen Quellen der Volkskraft. Ein Gesundheits-Büchlein für Jedermann. Hamm 1917. Breer & Thiemann. Kl. 8°. 118 S. 1 Mk. 20 Pf.

Baum, Marie, Die staatliche Anerkennung von Säuglingspflegerinnen. Bemerkungen zu dem Erlaß des Ministers des Innern vom 31. März 1917 betr. Vorschriften über die staatliche Prüfung von Säuglingspflegerinnen. D. m. W. 43. 1917. Nr. 29. S. 913—915.

Benthin, W., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Erkrankungen der Genitalorgane. Med. Kl. 13. 1917. Nr. 22. S. 606—609.

Birk, Walter, Leitfaden der Säuglingskrankheiten. Für Studierende und Ärzte. 2. verb. Aufl. Mit 25 Abbild. im Text. Bonn 1917. A. Marcus & E. Weber. Gr. 8°. VIII, 268 S. 6 Mk.

Blaschko, A., Ist der zwangsweise Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung anzustreben? Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 1/2. S. 5—11.

Brocq, L., Le mariage des syphilitiques. Bull. méd. 1914. S. 183 u. 195.

Bumm, Ernst, Über das deutsche Bevölkerungsproblem. Mit Anmerk. u. 1 Taf. Berlin 1917. A. Hirschwald. Gr. 8°. 48 S. 2 Mk.

Caspari, J., Die Not der unehelichen Kinder. Die Grenzboten 76. 1917. Nr. 20.

Ebeler, F., Tuberkulose und Schwangerschaft unter dem Gesichtspunkte der sozialen Lage. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 201—211.

Der Empfängniszwang. Die Glocke 3. 1917. Nr. 1.

Franqué, Otto v., Künstliche Sterilisation und Geburtenrückgang. M. m. W. 64. 1917. Nr. 32. S. 1039—1041.

Gans, Oscar, Kann eine Verbreitung der Gonorrhöe und der hiermit verknüpfte Geburtenrückgang nach Friedensschluß eingeschränkt werden? D. m. W. 43. 1917. Nr. 26. S. 817.

Grotjahn, A., Die hygienische Forderung. Königstein 1917. Langewiesche. 8°. 236 S. 1 Mk. 80 Pf.

Gruber, M. v., Hygiene des Geschlechtslebens. 17.—19. verb. Aufl. Mit 4 farb. Taf. Stuttgart 1917. Moritz. Kl. 8°. 112 S. 1 Mk. 40 Pf.

Grumme, Über die Ernährung schwangerer und stillender Frauen. Leipzig 1917. Konegen. Gr. 8°. 4 S. 1 Mk.

Haberda, A., Scheinindikationen bei ärztlicher Fruchtabtreibung. W. kl. W. 1917. Nr. 20.

Halbfaß, W., Über die Bevölkerungsbewegung in den verschiedenen Landesteilen Deutschlands seit 100 Jahren. Geograph. Anzeiger 18. 1917. H. 4.

Hitze, Franz, Geburtenrückgang u. Sozialreform. M.-Gladbach 1917. Volksvereins-Verlag. Gr. 8°. VII, 244 S. 4 Mk. 50 Pf.

Jahrbuch für Kinderschutz und Jugendwohlfahrt E. V. 1916. Hrsg. von P. G. Müller. Hamburg 1917. A. Janssen. 8°. 31 S. 75 Pf.

Junker, Johann, Über die Ursachen der Fehl- und Totgeburten. Inaug.-Diss. Berlin, April 1917. 8°.

Kaldeweg, Paula, Notstandskinderheime. Über Land u. Meer 59. 1917. Nr. 42.

Kirstein, Fr., Der Geburtenrückgang, die Zukunftsfrage Deutschlands. Mit 2 Taf. Marburg 1917. Ewert. 8°. 30 S. 50 Pf.

Laserstein, Fach- und sozialärztliche Betrachtungen über die Volksvermehrung im Deutschen Reiche. Halbmonatsschr. f. soz. Hygiene 25. 1917. Nr. 10. S. 81—82; Nr. 11. S. 89—90.

Mauschke, R., Kinderzahl und Kindersterblichkeit. Zeitschr. f. Sozialwissensch. N. F. 8. 1917. H. 1—3.

Oertzen, Elis. v., Schattenkinder, Sonnenkinder. Ein Werberuf: Die Großstadtkinder aufs Land! Berlin 1917. Warneck. Kl. 8°. 52 S. 1 Mk.

Opitz, Erich, Bevölkerungspolitik und ärztliche Tätigkeit. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 22. S. 597—602.

Rosenthal, Max, Ein volkswirtschaftliches Problem der Gegenwart. Breslau 1917. Preuß & Jünger. 8°. 37 S.

Sachs, E., Die künstliche Schwangerschaftsunterbrechung bei Nierenerkrankungen. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 32—34.

Sachse, Margarete, Die Unterbrechung der Schwangerschaft bei Tuberkulose der Lungen und des Larynx. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 28—30.

Schacht, Franz, Die Sicherstellung der Volksvermehrung. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 212—226.

Siebert, Fr., Der völkische Gehalt der Rassenhygiene. München 1917. J. F. Lehmann. 8°. 214 S. 3 Mk.

Siemens, H. W., Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. Für Gebildete aller Berufe. München 1917. J. F. Lehmann. 8°. 80 S. 1 Mk. 80 Pf.

Stöcker, Lydia, Ledigensteuer und Bevölkerungspolitik. Die neue Generation. 13. 1917. H. 6. S. 269—272.

Stratz, C. H., Volkszunahme und Wehrmacht im Deutschen Reich. Eine naturwissenschaftliche Betrachtung. Mit 7 Abbild. Stuttgart 1917. F. Enke. Gr. 8°. 52 S. 2 Mk.

Torges, C. H., Die Nebenehe als einziges Mittel zur schnellen Bildung einer neuen und kräftigen Wehrmacht und Veredelung der Sittlichkeit. Ein Mahnruf an die Frauen. 2. Aufl. Köln o. J. (1917). Oscar Müller. 8°. 24 S. 65 Pf.

Trappmann, Ludw., Die Zukunftsfrage unseres Volkes. Unsere Kinder, unsere Sorgen. Nowawes 1917. Buchh. d. Weißen Kreuzes. Gr. 8°. 16 S. 20 Pf.

Ude, Joh., Die katholische Abstinenzbewegung in grundlegenden Leitsätzen. 3. Aufl. Graz 1917. Verein „Volksheil". Kl. 8°. 12 S. 15 Pf.

Über den gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und rassehygienische Eheverbote. Hrsg. von der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene. München 1917. J. F. Lehmann. Gr. 8°. 87 S. 2 Mk.

Vaerting, Mathias, Russischer Männerreichtum. Hochland 14. 1917. H. 10.

Vaerting, Die Fortpflanzung der Tüchtigen. Die Umschau 21. 1917. Nr. 24. S. 461—465.

Vorschriften über die staatliche Prüfung von Säuglingspflegerinnen. Berlin 1917. Cotta. Lex. 8°. 8 S. 25 Pf.

Winckler, E., Zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs. Hammer 16. 1917. Nr. 362.

Winiwarter, F. v., Scheinindikationan bei ärztlicher Fruchtabtreibung von A. Haberda. W. kl. W. 1917. Nr. 24.

Wolf, Julius, Nahrungsspielraum und Menschenzahl. Ein Blick in die Zukunft. Stuttgart 1917. F. Enke. Lex. 8°. 37 S. 1 Mk. 40 Pf.

Zeiler, A., Der Weg zur Zweikinderehe und der Rückweg von ihr. Ärztl. Mitt. 18. 1917. Nr. 30. S. 492—493; Nr. 31. S. 509—520.

Zeiler, A., Familienbeihilfen und Frühehe. Der Abolitionist 16. 1917. Nr. 6. S. 41—43.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Büsching, J., Naturtrieb und Sittlichkeit. Chemnitz o. J. (1917). Koezle. Kl. 8°. 39 S. 40 Pf.

Carlebach, S., Sittenreinheit. Ein Mahnwort an Israels Söhne und Töchter, Väter und Mütter. Lübeck 1917. Itzkowski. Berlin, Verlag „Hausfreund". Gr. 8°. III, 98 S. 2 Mk.

Chotzen, Martin, Die Notwendigkeit einer häuslichen sittlichen Erziehung. Nach einem Vortrag vor dem Ausschusse der Berliner Vereine f. Fragen der Volkssittlichkeit. Breslau 1917. Koebner. 8°. 32 S. 80 Pf.

Cohausz, Otto, Wege und Abwege. Gedanken zum Lebensproblem. Warendorf o. J. (1917). J. Schnell. 8°. 190 S. 1 Mk. 80 Pf.

Czerny, Adolf, Das schwer erziehbare Kind. Jahrb. f. Kinderheilk. 85. 1917. H. 4. S. 253 ff.

Eulenburg, A., Die „monogame" Grundbedingung der Liebe. Die Umschau 21. 1917. Nr. 25. S. 481—484.

Foerster, E., Die sittliche Entrüstung. In: Festgabe für Wilh. Herrmann. Tübingen 1917. Mohr (Siebeck). Gr. 8°. VIII, 354 S. 8 Mk.

Foerster, Fr. W., Erziehung und Selbsterziehung. Hauptgesichtspunkte für Eltern und Lehrer, Seelsorger und Jugendpfleger. Zürich 1917. 8°. VIII, 393 S. 6 Mk.

Gaudig, H., Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit. Leipzig 1917. Quelle & Meyer. 2 Bde. 8°. XII, 414 S. u. III, 315 S. 12 Mk.

Häberlin, Paul, Das Ziel der Erziehung. Basel 1917. Kober. 8°. 171 S. 4 Mk. 80 Pf.

Haecker, V., Die Erblichkeit im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff. Mit 8 Fig. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. 32 S. 1 Mk.

Kinderhort, Der. Eine Handreichung für die Arbeit an unserer aufsichtslosen schulpflichtigen Jugend. Mit 1 Abbild. Hamburg 1917. Agentur des Rauhen Hauses. 8°. 79 S. 1 Mk.

Lhotzky, H., Die Seele Deines Kindes. (116.—125. Taus.) Königstein (Taunus) o. J. (1917). K. R. Langewiesche. 8°. 209 S. 1 Mk. 80 Pf.

Luerssen, Arthur, Die Waffen hoch! Doch welche Waffen? 2. Aufl. Berlin-Steglitz 1917. Verl. „Kraft u. Schönheit". 8°. 54 S. 1 Mk.

Marschall, Ignaz, und **Rich. Ehrhardt,** Das bayerische Fürsorge-Erziehungsgesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 21. VII. 1915. Handausg. mit Berücksicht. der Rechtsprechung. München 1917. Kathol. Caritas-Verband. Kl. 8°. XVI, 122 S. 1 Mk. 80 Pf.

Metzger, Max Josef, Die Jugend am Scheideweg. Ein Aufruf an die Erzieher. Graz 1917. Verlag „Volksheil". Kl. 8°. 23 S. 20 Pf.

Ruthmann, W. J., Erblichkeitslehre und Pädagogik. Ausschnitte aus der experimentellen und angewandten Erblichkeitslehre und Individualforschung. Leipzig 1917. A. Haase. 8°. 152 S. 3 Mk. 60 Pf.

Schiel, A., Im Kampfe gegen Schmutz und Schund in der Jugendliteratur. Eine Zusammenstellung der Maßnahmen u. Erfolge. Halle 1917. Gesenius. 8°. 31 S. 60 Pf.

Schwiedland, Eugen, Die Gesamtheit und der Einzelne. Zwei Vorlesungen. Wien 1917. Manz. Gr. 8°. 40 S. 1 Mk. 40 Pf.

Stern, W., Beratende Psychologie. Ihre künftige Bedeutung für Jugenderziehung und Berufswahl. Sonntagsbeilage Nr. 19/20 zur Voss. Zeit. 1917.

Szczepańska, E. v. (= Herm. Oesterwitz), Was muß ein junges Mädchen vor und von der Ehe wissen? Hand- u. Lehrbuch f. junge Mädchen über alle Verhältnisse des Braut- und Ehestandes. 12. u. 13. Aufl. Leipzig 1917. H. Hedewigs Nachf. 8°. 80 S. 1 Mk.

Vaerting, Mathias, Über die sexualphysiologischen Grundlagen der doppelten Moral und der Prostitution. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskr. 18. 1917. H. 1. S. 14—29.

Verweyen, J. M., Zur Sexualethik der Kirchenväter. Die neue Generation 13. 1917. H. 6. S. 239—253.

Wagner, Friedrich, Kunst und Moral. München 1917. Aschendorff. Gr. 8°. VI, 126 S. 3 Mk. 50 Pf.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Andreas-Salomé, Lou, „Die Russin". Die neue Generation 13. 1917. H. 7/8. S. 314—318.

Auerbach, Elias, Die syrische Frau. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1917. H. 2. S. 151—161.

Balzli, Johs., Das Problem des Zölibats vom Standpunkte des Okkultismus. 1. Teil. Leipzig 1917. Theosoph. Verlagshaus. Gr. 8°. 36 S. 1 Mk.

Barbey d'Aurevilly, Die Teuflischen. Deutsch von G. Goyert. Weimar 1917. Kiepenheuer. Kl. 8°. 182 S. 1 Mk. 20 Pf.

Bernays, Marie, Die Kulturarbeit der Frau im neuen Deutschland. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 227—238.

Briefe der Liebe aus drei Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. Auswahl u. zeitgeschichtliche Lebensbilder von Charlotte Westermann. Ebenhausen-München u. Leipzig (1917). W. Langewiesche-Brandt. 8°. 448 S. 1 Mk. 80 Pf.

Burg, Paul, Am Scherenfernrohr der Liebe. Ein neues Dekamerone. 4. Aufl. Dresden 1917. C. Reißner. 8°. VII, 143 S. 2 Mk.

Creizenach, W., Geschichte des neueren Dramas. 5. Band: Das englische Drama im Zeitalter Shakespeares. Zweiter Teil. Halle a. S. 1916. Niemeyer. Gr. 8°. IX, 609 S. 16 Mk.

Daffner, Hugo, Zum Don Juan-Problem. Königsb. Allg. Zeit. 1917. Sonntagsbeil. Nr. 17.

Der Flagellantenwahn bekommt Sinn und Bedeutung. Das Forum 11. 1917. Nr. 5.

Döring, L., Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit. Leipzig 1917. Quelle & Meyer. 8°. VII, 172 S. 3 Mk. 60 Pf.

Faulhaber, M., Charakterbilder der biblischen Frauenwelt. 3. verb. Aufl. Paderborn 1916. F. Schöningh. 8°. V, XII, 282 S. 2 Mk. 40 Pf.

Fehlinger, H., Die Kinderehe in Indien und ihr eugenetischer Einfluß. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 275—282.

Feldkeller, Paul, Das neue Frauenideal. Das literar. Echo 19. 1917. H. 17. Sp. 1058—1062.

Ferckel, Chr., Weitere Diagramme zur Geschichte der Anatomie im Mittelalter. VI. 12 Diagramme der Sexualorgane in mittelalterlichen Handschriften. Arch. f. Gesch. der Med. 10. 1917. S. 255—263. Mit 1 Tafel.

Frauenlob. Ein Jahrbuch für Frauen und Jungfrauen, 1918. 15. Jahrg. In Verbindung m. d. „Ev. Verband z. Pflege d. weibl. Jugend Deutschlands" u. im Auftrag d. ev. Gesellsch. in Stuttgart hrsg. v. Pfarrer Th. Löffler. Stuttgart. Verlag d. evangel. Gesellschaft. 8°. 98 S. m. Abb. u. 2 Tafeln. 30 Pf.

Härtel-Spengler, Annemarie, Abessinische Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 31.

Hashagen, Fr., Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau. Rostock o. J. (1917). 8°. 61 S. 1 Mk.

Heckel, Hans, Das Don Juan-Problem in der neueren Dichtung. Stuttgart 1917. Metzler. 8°. 172 S. 6 Mk.

Helbig, G. Ad. W. v., Russische Günstlinge. Unter Benutzung von neuen Quellenwerken bearb., eingel. u. m. zahlr. Anmerkungen hrsg. v. Max Bauer. München 1917. G. Müller. 8°. XVI, 468 S. m. 34 Bildbeigaben. 8 Mk.

Heuer, O., Lili. Zur hundertsten Wiederkehr ihres Todestages. Illustr. Zeit. 148. 1917. Nr. 3853.

Hoegel, Hugo, Das Verbrechertum in der Literatur und im Kino. Österr. Rundschau 51. 1917. H. 4.

Hönigswald, Rich., Die Philosophie des Altertums. Problemgeschichtl. u. systemat. Untersuchungen. München 1917. E. Reinhardt. Gr. 8°. XII, 432 S. 13 Mk.

Holy, K., Crimen carnis. Das sündige Fleisch. Schauspiel in 4 Aufzügen. Wien o. J. (1917). A. Pichl. 8°. IV, 125 S. 2 Mk.

Jones, Rufus M., Spiritual Reformers in the 16th and 17th centuries. London 1914. Macmillan and Co. Gr. 8°. X, 362 S. 10½ Sh.

Kanngießer, F., Zur Krankheit Lenaus und Byrons. Arch. f. Psych. u. Nervenkrankh. 57. 1917. H. 3. S. 792—795.

Kemmer, Ludwig, Von Hermanns und Dorotheas Ahnen und Enkeln. Erfahrungen und Erwartungen. München 1917. Verlag d. Ärztl. Rundschau. 8°. 94 S. 2 Mk.

Kemnitz, M. v., Das Weib und seine Bestimmung. Ein Beitrag zur Psychologie der Frau und Neuorientierung ihrer Pflichten. München 1917. E. Reinhardt. Gr. 8°. XI, 191 S. 3 Mk. 80 Pf.

Kemski-Paulk, Die tel-energetischen Beziehungen zwischen Mann u. Weib. Ein Beitrag zur Lösung der sexuellen Frage. Leipzig 1917. Theosoph. Verlagshaus. Gr. 8°. 14 S. 80 Pf.

Kitaj, J., Das normale und das kranke Sexualleben des Mannes und des Weibes. 4. Aufl. 15.—20. Tausend. Wien o. J. (1917). Anzengruber-Verlag. Gr. 8°. 32 S. 70 Pf.

Kläger, Emil, Von Kleidern und Liebe. Gespräche, Briefe u. Geschichten. Wien o. J. (1917). A. Wolf. 8°. 93 S. m. Abb. 3 Mk.

Kleuker, Karl, Lehre und Heilverfahren der Szientisten (der sogen. Gesundbeter) mit einem Charakterbilde der Begründerin des Szientismus. Leipzig 1916. Dörffling & Franke. 8°. 54 S. 1 Mk.

Levy-Rathenau, Josephine, Die deutsche Frau im Beruf. Prakt. Ratschläge zur Berufswahl. 5. neubearb. Aufl. Berlin 1917. W. Moeser. Gr. 8°. VIII, 208 S. 4 Mk.

Lhotzky, Heinr., Das Buch der Ehe. 111.—125. Taus. Königstein (Taunus) o. J. (1917). K. R. Langewiesche. 8°. 211 S. 1 Mk. 80 Pf.

Luther, Arthur, Alexander Kuprin. Das literar. Echo 19. 1917. H. 20. Sp. 1237 bis 1242.

Martin, A., Gebärlage der Frau, Bad des Neugeborenen und Wochenbett in Mitteleuropa auf Grund bildlicher und textlicher Darstellung. Arch. f. Gesch. der Med. 10. 1917. S. 209—250. Mit 2 Tafeln.

Meyerhof, M., Der Hanf als Genußmittel der Orientalen. Österr. Monatsschr. f. den Orient 1916. Nr. 7—12.

Michaëlis, H., Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans (1652—1722). Ein Beitrag zur Bisexualität im 17. u. 18. Jahrhundert. III. Vierteljahrsschr. des Wissensch.-human. Komitees 17. 1917. H. 2/3. S. 115—120.

Mill, John Stuart, On liberty and the subjection of women. Leipzig 1917. B. Tauchnitz. Kl. 8°. 311 S. 1 Mk. 60 Pf.

Molo, W. v., Schiller und Lotte. Studie zum Schillerroman. Illustr. Zeitung 148. 1917. Nr. 3853.

Neubauer, Theod. Th., Luthers Frühzeit. Seine Universitäts- u. Klosterjahre: d. Grundlage seiner geistigen Entwicklung. Erfurt o. J. (1917). Keyser. Gr. 8°. 146 S. 3 Mk. 60 Pf.

Nieuwenhuis, A. W., Die Wurzeln des Animismus, eine Studie über die Anfänge der naiven Religion nach den unter primitiven Malaien beobachteten Erscheinungen. Mit 4 Tafeln. Leiden 1917. Gr. 4°. 87 S. 14 Mk.

Nötzel, K., Die Grundlagen des geistigen Rußlands. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens. Jena 1917. Diederichs. Gr. 8°. 247 S. 5 Mk.

Paulk, Das Buch des Mannes. Eine psychokratische Unterweisung. 1. Teil. Wiesbaden 1917. Verlag Psychokratie. Kl. 8°. XII, 185 S. 5 Mk,

Philippi, Karl, Beiträge zur Kulturgeschichte Persiens nach Sadî. Der Islam 7. 1917. H. 4.

Praetorius, Numa, Zur Homosexualität von Walt Whitman. Vierteljahrsber. d. Wissenschaftl.-humanitären Komitees 17. 1917. H. 2/3. S. 68—76.

Robertus, Bischof, Das Band der Ehe. Fastenmandat auf das Jahr 1917. St. Gallen 1917. Köppel. Gr. 8°. 14 S. 30 Pf.

Rohrbach, Paul, Die Geschichte der Menschheit (66.—75. Tausend). Königstein (Taunns) o. J. (1917). K. R. Langewiesche. 8°. 295 S. 1 Mk. 80 Pf.

Rolleston, J. D., The medical interest of Casanova's „Mémoires". Janus, Archives intern. pour l'Hist. de la Méd. 22. 1917. H. 3/4. S. 115—130.

Rose, Rich., Familiengeschichtliche Bibliographie. 1. Heft. Allgemeine familiengeschichtl. Zeitschriften. — Von Familien herausg. Zeitschriften und Familientagsberichte. Berlin 1917. Familiengesch. Verlag (M. Rose). 8°. VII, 64 S. 2 Mk. 50 Pf.

Rudolph, Herm., Die Ehe nach den Lehren der Geisteswissenschaft. Ein Wegweiser zur Veredlung der Rasse und zur Beglückung der Völker. Leipzig 1917. Theosoph. Kultur-Verlag. 8°. 55 S. 1 Mk. 50 Pf.

Rückert, O., Stammbücher Sachsen-Meininger Studenten aus der Zeit von 1750 bis 1850. Familiengesch. Blätter 15. 1917. H. 4.

Schmitz, Die Bedeutung Johann Peter Franks für die Entwickluug der sozialen Hygiene. Berlin 1917. R. Schoetz. 8°. 196 S. 6 Mk. 50 Pf.

Schulz, Hugo, Aus vergangenen Tagen. Erinnerungen eines Greifswalder Zeitgenossen. Greifswald 1916. Ratsbuchh. L. Bamberg. 8°. 90 S. mit Abb. 2 Mk. 40 Pf.

Schwarz, Gottfr., Die Entstehung der Hexenprozesse. Darmstadt 1917. G. Schwarz. 8°. 31 S. 50 Pf.

Servaes, Franz, Goethes Lili. Mit 5 Kunstdrucken. Bielefeld 1916. Velhagen & Klasing. 8°. 174 S. 4 Mk.

Sigismund, F., Frauenbewegung und Staat. Berlin o. J. (1917). Deutsche Kanzlei. 8°. 59 S. 1 Mk.

Simmel, Georg, Kant und Goethe. Zur Geschichte der modernen Weltanschauung. 3. Aufl. Leipzig 1916. Kurt Wolff. 8°. 117 S. 1 Mk. 20 Pf.

Sokolowsky, Alexander, Die Psyche der Malaien und ihre Abstammung. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 25. S. 685—688.

Soyters, Hedwig v., Kraft. Das Buch einer Frau. München 1917. Süddeutsche Monatsh. 8°. 150 S. 2 Mk. 60 Pf.

Starck, W. v., Das Kino — Volksverführer oder Volkserzieher? Nowawes 1917. Buchh. des Weißen Kreuzes. Kl. 8°. 16 S. 5 Pf.

Stöcker, Helene, Eine Europäerin. Die neue Generation 13. 1917. H. 7/8. S. 319—325.

Stratz, C. H., Die Schönheit des weiblichen Körpers. Den Müttern, Ärzten und Künstlern gewidmet. 23. Aufl. Stuttgart 1917. F. Enke. Lex. 8°. XVI, 488 S. mit 303 Abb. u. 8 Tafeln. 18 Mk.

Thir, Anton, Die Frauengestalten des Neuen Bundes. Eine Blütensammlung aus dem Blumengarten Gottes. 2. Teil. Graz 1917. Verlag „Styria". 8°. VIII, 358 S. 3 Mk. 60 Pf.

Verworn, Max, Zur Psychologie der primitiven Kunst. Ein Vortrag. 2. Aufl. Jena 1917. G. Fischer. 8°. 48 S. mit 35 Abb. im Text. 1 Mk.

Willkomm, M., Luther als Vater seiner Kinder. Zwickau. J. Herrmann. Kl. 8°. 16 S. 10 Pf.

Winterfeld, Paul v., Deutsche Dichter des latein. Mittelalters. In deutschen Versen. Hrsg. u. eingel. von Herm. Reich. 2. Aufl. München 1917. C. H. Beck. 8°. XXVIII, 542 S. 10 Mk. 50 Pf.

Winternitz, M., Die Frau in den indischen Religionen. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 239—274.

Zederbauer, E., Die Harmonie im Weltall, in der Natur und Kunst. Wien 1917. Orion-Verlag. Gr. 8°. V, 336 S. m. 167 Abb., 42 Taf. u. 42 Oleatbl. 10 Mk.

Zwaan, J. de, Antieke cultuur om en achter het Nieuwe Testament. Haarlem 1917. De Erven F. Bohn. 8°. 8 + 142 S. 1,90 Fl.

Kriegsliteratur.

Audry, Ch., Note sur la diffusion de la syphilis dans la région Toulousaine pendant deux années de guerre. Ann. de Derm. et de Syph. 6. 1917. Nr. 8. S. 418—421.

Bendix, Ludw., Schutz den ehelich nicht verbundenen Frauen unserer Gefallenen. Die neue Generation 13. 1917. H. 6. S. 262—264.

Birnbaum, Karl, Kriegsneurosen und -psychosen auf Grund der gegenwärtigen Kriegsbeobachtungen. (Schluß.) Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 14. 1917. H. 4. S. 313—351.

Bonhoeffer, K., Über die Abnahme des Alkoholismus während des Krieges. Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 41. 1917. H. 6. S. 382—385.

Bonhoeffer, K., Granatfernwirkung und Kriegshysterie. Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 42. 1917. H. 1. S. 51—57.

Brief einer Mutter an ihren Sohn im Felde, lesenswert für junge und alte Krieger. Nowawes. Buchh. des Weißen Kreuzes. Gr. 8°. 2 S. 1 Pf.

Ebeler, F., Zur Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 28.

Fiaux, Das Heer und die Sittenpolizei. Sexualbiologie des Soldaten. Der Abolitionist 16. 1917. Nr. 8. S. 57—60.

Finger, E., Der Krieg und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Wien 1917. Anzengruber-Verlag. 16°. 61 S. 40 Pf.

Flemming, H., Der Krieg und das Leid. Neustrelitz 1917. Barnewitz. Kl. 8°. 48 S. 40 Pf.

Frank, L., Die Kriegswitwe. Die weißen Blätter 4. 1917. H. 6.

Franz, Th., Kriegsnahrung und Eklampsie. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 20/21.

Frauen als Soldaten im Weltkriege. VII. Teil. Vierteljahrsber. des Wissenschaftl.-humanitären Komitees 17. 1917. H. 2/3. S. 102—114.

Friedjung, Jos. K., Die Frau als Hüterin des Friedens. Die neue Generation 13. 1917. H. 6. S. 253—259.

Geßner, W., Eklampsie und Weltkrieg. Gynäk. Rundschau 9. 1917. H. 7/8.

Goldstein, Kurt, Über die Behandlung der Kriegshysteriker. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 28. S. 751—758.

Guradze, H., Krieg und Bevölkerungsstatistik. Halbmonatsschr. f. Soz. Hygiene 25. 1917. Nr. 16. S. 129.

Halbey, Kurt, Die Bekämpfung der Kinderseuchen im Frieden und während des Krieges. Eine Anleitung für Ärzte, Krankenhäuser, Lehrer und Verwaltungsbehörden. Kattowitz 1917. Gebr. Böhm. Gr. 8°. 21 S. 1 Mk.

Hannes, W., Kriegsamenorrhöe. D. m. W. 1917, 43. Nr. 32. S. 1000—1002.

Hauptmann, Alfred, Über Epilepsie im Lichte der Kriegserfahrungen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 36. 1917. H. 3/4. S. 181—277.

Hezel, O., H. Voigt, O. Marburg und **W. Weygandt,** Die Kriegsbeschädigungen des Nervensystems. Praktischer Leitfaden zu ihrer Untersuchung, Beurteilung, Behandlung. Wiesbaden 1917. J. F. Bergmann. 8°. 257 S. 8 Mk. 60 Pf.

Kabanow, N., Die deutsche Intelligenz und der Krieg. Nach der 2. Aufl. des russ. Originals übers. von E. B. Wüster und B. Maske. Dresden 1917. Ader & Borel. 8°. 35 S. 50 Pf.

Key, Ellen, Die Einwirkung des Weltkrieges auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Die Tat 9. 1917. H. 2 (Mai 1917).

Knaut, Fürsorgezöglinge im Kriege. Kommunalbl. f. Ehrenbeamte 7. 1917. Nr. 2.

Knebel, J. B., Heldentum der Frau. Mannheim 1916. Gremm. 8°. 34 S. 50 Pf.

Lechler, H. N., Wie kann man sich während der Kriegszeit bei Kräften erhalten und die Ernährung steigern? Eine Geschlechtsstudie. Nürnberg 1917. Verlag Lebenswissenschaft. 8°. 16 S. 50 Pf.

Lewandowsky, Was kann in der Behandlung und Beurteilung der Kriegsneurosen erreicht werden? M. m. W. 64. 1917. Nr. 30/31.

Lewandowsky, M., Nachlese aus der französischen Kriegsneurologie bis Oktober 1916. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 14. 1917. H. 4. S. 351—366.

Lichtenstein, F., Ein Zusammenhang zwischen Eklampsie und Kriegskost oder Spermaimprägnation nicht nachweisbar. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 20/21.

v. Liszt, Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen. Jahresber. d. Jurist. Gesellsch. in Berlin 58. 1917. S. 40—60.

Mann, Ludw., Heilung der Erscheinungen der Kriegshysterie in Wachsuggestion. D. m. W. 43. 1917. Nr. 29. S. 908.

Misch, Peter, Soziale Kinderfürsorge im Kriege. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 34. S. 992—993.

Mollow, A., Krieg und Christentum. Gewissensfragen der Gegenwart. Essen 1917. Baedeker. 8°. 105 S. 1 Mk. 60 Pf.

Nicolai, G. F., Die Biologie des Krieges. Betrachtungen eines deutschen Naturforschers. Zürich 1917. Orell Füssli. Gr. 8°. X, 463 S. mit Fig. u. 2 farb. Taf. 10 Mk.

Pezzoli, C., Statistisches über Haut- und Geschlechtskrankheiten im Kriege und im Frieden. W. m. W. 1917. Nr. 20.

Pönitz, Karl, Psychologie und Psychopathologie der Fahnenflucht im Kriege Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 260—281.

Pok, J., Über Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 20/21.

Richter, Julius, Einfluß des Krieges auf die Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 31.

Saalmann, Krebs und Krieg. D. m. W. 43. 1917. Nr. 32. S. 1010—1011.

Simmel, Georg, Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze. München 1917. Duncker & Humblot. 8°. 72 S. 1 Mk. 50 Pf.

Stadlmann, Josef, Der Weltkrieg und die Naturwissenschaften. Wien 1917. Hölder. Gr. 8°. 80 S. 1 Mk. 80 Pf.

Stelzner, H., Erschöpfungspsychosen bei Kriegsteilnehmern mit besonderer Berücksichtigung der Dämmerzustände. Arch. f. Psych. 17. 1917. H. 3. S. 796—846.

Stiefler, Georg, Forensisch-psychiatrische Beobachtungen im Felde. Jahrb. f. Psych. u. Neurol. 37. 1917. H. 1/2. S. 27—67.

Stropp, Emma, Frauen an der Front. Die Woche 19. 1917. Nr. 20.

Stuchlík, Jar, Einige statistische und psychologische Betrachtungen bei der diesjährigen Massenimpfung. Časopis českých lékařův. 1915. S. 1606.

Tyszka, C. v., Die Lebenshaltung städtischer Familien im Kriege in Deutschland und im neutralen Ausland (Dänemark) nach Haushaltsrechnungen. Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik 53. 1917. H. 4.

Wagner v. Jauregg, Erfahrungen über Kriegsneurosen. W. m. W. 1917. Nr. 21.

Wagner v. Jauregg, Erfahrungen über Kriegsneurosen. Wien 1917. M. Perles. Gr. 8°. 25 S. 1 Mk. 20 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die **4½% Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe** können vom

10. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine für die **5% Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe** findet gemäß unserer Mitte v. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

26. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV. und V. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli und 1. Oktober d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Dezember 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Soeben erschien:

Sexualpathologie

Ein Lehrbuch für Ärzte und Studierende

Von Dr. **Magnus Hirschfeld** in Berlin

I. Teil:

Die geschlechtlichen Entwicklungsstörungen

unter besonderer Berücksichtigung der Onanie

Mit 14 Tafeln, einem Textbild und einer Kurve

Preis geheftet Mark 8.40, gebunden Mark 10.—

Inhaltsübersicht: I. Geschlechtsdrüsenausfall. II. Infantilismus. III. Frühreife. IV. Sexualkrisen. V. Ipsation (Onanie). VI. Automonosexualismus.

Der erste Teil ist vollständig in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

---

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn**

Soeben erschien:

Die sexuelle Untreue der Frau

Eine sozial-medizinische Studie

von

Universitätsprofessor Dr. E. Heinrich Kisch

K. k. Regierungsrat

3. bis 6. Tausend

Preis: geheftet 4.50 Mark, gebunden 5.50 Mark

Aus dem Inhalt:

Die geschlechtliche Untreue der Frau. — Die Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau. — Phänomene des weiblichen Ehebruches. — Der Muttertypus und die kinderlose Frau. — Die degenerierte Frau und der Ehebruch. — Die Wahlverwandtschaft als Motiv geschlechtlicher Untreue. — Die emanzipierte Frau und ihre Untreue. — Schlußwort und Rückblick.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | Dezember 1917 | 9. Heft

Physikalisch-chemische Betrachtungen über den Befruchtungsvorgang.

Die Bedeutung oberflächenaktiver Stoffe.

Von Prof. Dr. J. Traube
in Charlottenburg.

(Vortrag, gehalten in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft, Berlin, den 18. Mai 1917.)

In seinem soeben erschienenen vortrefflichen Werke: Das Werden der Organismen, schildert O. Hertwig auf S. 101 u. ff. den Vorgang der künstlichen Befruchtung mit folgenden Worten:

„Um die künstliche Befruchtung auszuführen, entleert man von einem laichreifen Weibchen des Seeigels reife Eier aus dem Eierstock in ein kleines, mit Seewasser gefülltes Uhrschälchen, entnimmt dann in derselben Weise einem männlichen Tiere frischen Samen und verdünnt ihn in einem zweiten Uhrschälchen reichlich mit Meerwasser. Auf einem Objektträger bringt man je einen Tropfen eierhaltiger und samenhaltiger Flüssigkeit mit einer feinen Glaspipette zusammen, vermischt sie und deckt sofort das Präparat unter geeigneten Kautelen, damit die Eier nicht gepreßt und zerdrückt werden können, vorsichtig mit einem Deckgläschen zu; dann beginnt man unverzüglich die Beobachtung bei starker Vergrößerung.

Man kann jetzt am lebenden Objekt leicht verfolgen, wie von den zahlreichen, im Wasser lebhaft herumschwimmenden Samenfäden sich immer mehr auf der Oberfläche der Eier festsetzen, wobei sie fortfahren, mit ihrer Geißel peitschende Bewegungen auszuführen. Stets aber wird unter normalen Verhältnissen die Befruchtung nur von einem einzigen Samenfaden, und zwar von demjenigen ausgeführt, der sich am frühesten dem membranlosen Ei genähert hat. An der Stelle, wo sein Kopf, der die Gestalt einer kleinen Spitzkugel hat, mit seiner scharfen Spitze die Oberfläche des Dotters berührt, reagiert diese auf den Reiz durch Bildung eines kleinen Höckers von homogenem Protoplasma, des Empfängnishügels, wie ich ihn zu nennen vorgeschlagen habe. Durch sein Auftreten wird der Beobachter gewöhnlich zuerst auf den Beginn des Befruchtungsprozesses aufmerksam gemacht, denn am Empfängnishügel bohrt sich der Samenfaden rasch mit seinem Kopf in das Ei ein, so daß nur der kontraktile fadenförmige Anhang noch eine Weile nach außen hervorsieht. Fast gleichzeitig wird eine feine Membran vom befruchteten Ei auf seiner ganzen Oberfläche ausgeschieden; sie beginnt zuerst in der Umgebung des Empfängnishügels und breitet sich von hier rasch um das ganze Ei aus. Im Moment ihrer Ausscheidung liegt sie der Dotterrinde unmittelbar auf, doch nur eine verschwindend kurze Zeit; denn bald beginnt sie sich von ihr abzuheben, um durch einen immer breiter werdenden Zwischenraum, der von klarer Flüssigkeit (dem Liquor perivitellinus) erfüllt ist, getrennt zu werden. Die Abhebung wird dadurch hervorgerufen, daß der protoplasmatische Einhalt sich infolge des Reizes beim Eindringen des Samenfadens und in unmittelbarem Anschluß an die durch ihn ebenfalls vorher ausgelöste Membranbildung etwas zusammenzieht und dabei Flüssigkeit aus seinem Innern auspreßt.

Die Bildung einer Dotterhaut (Membrana vitellina) hat außer dem Schutz, den sie später dem in ihrem Innern sich entwickelnden Embryo bietet, auch noch die hohe physiologische Bedeutung, daß sie für alle die übrigen Samenfäden, die sich in reicher Menge auf ihrer Oberfläche ansetzen, ganz undurchdringlich ist und dadurch eine Befruchtung durch mehr als einen Samenfaden unmöglich macht.

An diese verschiedenen Vorgänge, die sich teils nach-, teils nebeneinander in ein paar Minuten abspielen, schließen sich unmittelbar weitere Veränderungen an, die man

G.C.

als den inneren Befruchtungsakt zusammenfassen kann. Der in die Eirinde eingedrungene Kopf beginnt sich alsbald in der Weise zu drehen, daß der auf ihn folgende Hals mit dem Centrosom nach einwärts zu liegen kommt. Dabei wird das Centrosom zum Mittelpunkt einer Strahlungsfigur, da sich das Protoplasma in seiner unmittelbaren Umgebung zu einem strahligen Gefüge, wie Eisenpfeilspäne um den Pol eines Magneten, anzuordnen beginnt. Auch vergrößert sich der Kopf zusehends, indem sein Chromatin sich mit Flüssigkeit, die es aus dem Dotter bezieht, vollsaugt und die Form einer Spitzkugel verliert. Es wandelt sich auf diesem Wege allmählich wieder in einen bläschenförmigen Samenkern um.

Und „jetzt" beginnt, etwa 5 Minuten nach Vornahme der Befruchtung, ein interessantes, am lebenden Objekt gut sichtbares Phänomen, das Auge des Beobachters zu fesseln. Die beiden im Ei vorhandenen Kerne setzen sich in Bewegung und wandern langsam, doch mit wahrnehmbarer Geschwindigkeit, aufeinander zu, als ob sie sich gegenseitig anzögen.

Der durch das Spermatozoon neu eingeführte Samenkern verändert rascher seinen Ort, wobei ihm die schon oben erwähnte Protoplasmastrahlung mit dem in ihr eingeschlossenen Centrosom voranschreitet und sich dabei immer weiter in der Umgebung ausbreitet. Langsamer bewegt sich der etwas größere Eikern, der keine eigene Strahlung besitzt.

Beide Kerne treffen sich etwa eine Viertelstunde nach Beginn der Befruchtung nahe der Mitte des Eies, legen sich immer fester zusammen und platten sich an der Berührungsfläche gegenseitig so ab, daß der Samenkern dem etwas größeren Eikern wie eine kleine Kalotte aufsitzt; schließlich verschmelzen sie vollständig untereinander zu einem Gebilde, das halb aus väterlicher, halb aus mütterlicher Substanz zusammengesetzt ist. Das Verschmelzungsprodukt muß daher wieder mit einem besonderen Namen als Keimkern oder Furchungskern unterschieden werden. Es liegt inmitten einer Strahlungsfigur, welcher in der Umgebung des Centrosoms entsteht, den Samenkern auf seiner Wanderung begleitet und sich allmählich durch die ganze Dottermasse bis an die Oberfläche ausbreitet. Mit der Verschmelzung der beiden Kerne ist der Befruchtungsprozeß beendet; durch ihn hat das Ei die Fähigkeit zu seiner Entwicklung erworben, welche gewöhnlich sofort mit einer neuen Reihe von Erscheinungen, dem Teilungs- oder Furchungsprozeß beginnt."

Wenn wir versuchen, wie weit man mit physikalisch-chemischen Betrachtungen in das Wesen dieses Vorganges eindringen kann, so sind wir uns natürlich bewußt, daß unsere Erwartungen in Anbetracht der unendlichen Schwierigkeiten, die gerade dieser biologische Fundamentalvorgang bietet, auf ein bescheidenes Maß beschränkt werden müssen.

Wir sehen zunächst, wie sich die Samenfädchen gleich selbständig lebenden Individuen durch die Flüssigkeit hindurchschlängeln und vielfach in Richtung auf das Ei zu bewegen. Wir sprechen von amöboiden Bewegungen und einer positiven Chemotaxis.

Verwandte biologische Vorgänge sind auch auf andern Gebieten bekannt und es dürfte sich empfehlen, den Vorgang der Leukozytose und Phagozytose hier zum Vergleiche heranzuziehen, da diese Vorgänge sehr viele wesentliche Beziehungen zu dem hier zu behandelnden Probleme aufweisen, und in physikalisch-chemischer Hinsicht bereits eingehender untersucht wurden[1]).

Den Leukozyten haben wir als einen Flüssigkeitstropfen zu betrachten, welcher Gestaltsänderungen unter Aussendung von Pseudopodien erfährt, wenn an der betreffenden Seite Oberflächenspannungsverminderungen eintreten, die größer sind als diejenigen an der entgegengesetzten Seite. Solche Oberflächenspannungsverminderungen können entweder in dem Umstande begründet sein, daß die Leukozytenoberfläche selbst sehr reich an oberflächenaktiven

[1]) Es sei verwiesen auf die schönen Arbeiten über amöboide Bewegungen usw. von Quinke in den Annalen der Physik, 4. Folge, Bd. 7, 9, 10, 11, 13, 14 u. 15; sowie von Rhumbler, Das Protoplasma als physikalisches System; Ergebnisse der Physiologie von Asher und Spiro, 1914; ferner Hamburger, Physikalisch-chemische Untersuchungen über Phagozytose, Wiesbaden 1912 und namentlich W. Pfenniger, Inaug.-Diss. Zürich 1917.

Stoffen [1]) ist, d. s. Stoffe, welche die Oberflächenspannung des Wassers vermindern, oder daß sich in der Nähe des Leukozyten Körperchen wie Bazillen usw. befinden, deren Oberfläche solche Stoffe durch Eigenproduktion oder Adsorption aus dem umgebenden Milieu aufgenommen hat und eventuell in die nächste Umgebung des Milieus aussendet. Die Gegenwart derartiger Stoffe, die oft in minimalsten Mengen die größten Wirkungen ausüben, ist die Ursache für die amöboiden Bewegungen, sowie die Aufeinanderzubewegung zweier Phasen [2]). (Positive Chemotaxis, Leukozyten und Bazillen, Spermatozoen und Ei.)

Quinke hat als Bedingung, daß eine Flüssigkeit 3 sich an der gemeinsamen Grenzfläche zweier Flüssigkeiten 1 und 2 ausbreitet, die Umgleichung aufgestellt:

$$\sigma\,{}^1/_2 < \sigma\,{}^1/_3 - \sigma\,{}^2/_3, \text{ wenn } \sigma \text{ die Oberflächenspannung bedeutet.}$$

Danach findet beispielsweise ein Umfließen des Bakteriums 2 durch den Leukozyten 3 in dem Medium 1 statt, wenn

$$\sigma\,\text{Bakt./Med.} < \sigma\,\text{Med./Leuk.} - \sigma\,\text{Bakt./Leuk.} \quad \text{oder}$$
$$\sigma\,\text{Med./Leuk.} > \sigma\,\text{Bakt./Med.} + \sigma\,\text{Bakt./Leuk.} \quad \text{ist.}$$

Danach ist zu erwarten, daß, wenn man dem phagozytären System stark oberflächenaktive Stoffe in so kleinen Mengen zuführt, daß dieselben nicht schädigend wirken können, sie die Phagozytose zu begünstigen imstande sind, indem sie etwa die Oberflächenspannung der Phasengrenzfläche weiter herabdrücken.

Nachdem bereits Hamburger für etliche Narkotika wie Terpentinöl, Chloroform usw. diesen Nachweis geführt hatte, hat neuerdings Pfenninger, l. c. für eine große Anzahl der verschiedensten Narkotika und Desinfizienzien (Kohlenwasserstoffe, Phenole, Chloroform, Äther, Urethan, Amylalkohol usw.) gezeigt, daß beispielsweise Terpene und Phenolderivate noch in Verdünnungen von 1:600 000 die Phagozytose günstig beeinflussen.

Durch die Untersuchungen von Traube und Köhler [3]) und Shryver [4]) wurde festgestellt, daß stark oberflächenaktive Stoffe auch stark quellend wirken, man versteht danach ohne weiteres die Quellungen, welche die Leukozyten bei der Phagozytose erfahren.

Übertragen wir diese Beobachtungen auf den Vorgang der Befruchtung, so erscheint uns das Verhalten der Spermatozoen gegenüber dem Milieu, in welchem sie sich bewegen, und dem Ei, welchem sie sich nähern, durchaus verständlich, wenn man annimmt, daß der Kopf des Samenfadens reich an oberflächenaktiven Stoffen ist (vielleicht an sauren), die derselbe zum Teil in die Umgebung abzugeben vermag. Die Form dieses Kopfes ist dann keineswegs gleichgültig. Da, wo dieselbe in eine Spitze ausläuft, ist die Oberflächenspannung am geringsten, dort werden am ehesten Stoffe abgegeben, nach dorthin richtet das Spermatozoon seinen Weg.

[1]) Es sei erinnert, daß im Gegensatz zu Salzen, Zuckerarten usw., welche die Oberflächenspannung des Wassers erhöhen, zahlreiche Stoffe, wie primäre Alkohole, Ketone, Ester, Äther, Peptone, Gallensäuren usw., die Oberflächenspannung des Wassers oft ganz bedeutend vermindern. Derartige Stoffe bezeichnet man als oberflächenaktiv.

[2]) Auch Salzionen, welche die Oberflächenspannung des Wassers vermindern oder relativ wenig erhöhen wie Rhodan, Jod, Magnesium, Caesium usw. und dementsprechend starke Quellungen herbeiführen, können so wirken.

[3]) Traube und Köhler, Intern. Zeitschr. f. phys.-chem. Biol. II, 42, 1915.

[4]) Shryver, Proc. Roy. Soc. London B 83, 96, 1910 und 87, 366, 1914, siehe auch Traube l. c. 1, 275, 1914.

Ebenso wie verschiedene Leukozyten sich demselben Bakterium gegenüber und dieselben Leukozytenarten Bakterien gegenüber, die oft nur geringe Verschiedenheiten zeigen, in bezug auf die phagozytären Fähigkeiten sehr verschieden verhalten, so dürfte auch die mangelnde Befruchtung zuweilen auf analoge Ursachen zurückzuführen sein und es wäre eine lohnende Aufgabe, die bekannten Pfefferschen [1]) Kryptogamenversuche mit Äpfelsäure usw. einmal systematisch weiterzuführen, um festzustellen, wie die verschiedenartigsten Stoffe (Milieuverschiedenheiten) in ihrer Abhängigkeit von der Konstitution und Konzentration die positive Chemotaxis bei dem Befruchtungsvorgange beeinflussen [2]).

Das erste Spermatozoon, welches mit dem Ei in Berührung tritt, bildet als erstes sichtbares Zeichen der beginnenden Befruchtung den sog. Empfängnishügel. Es ist dieses — physikalisch-chemisch betrachtet — nichts anderes, als ein einfaches Quellungsphänomen, welches der Quellung der Leukozyten unter dem Einflusse oberflächenaktiver Stoffe entspricht. Traube und Köhler haben gezeigt (l. c.), daß selbst Stoffe, die, wie Naphthalin nur 1 : 30 000 oder Phenanthren nur 1:300 000 in Wasser löslich sind, Gelatine zu quellen vermögen. Es genügen daher äußerst minimale Mengen oberflächenaktiver Stoffe im Spermatozoon, um die Bildung des Empfängnishügels verständlich zu machen [3]). J. Loeb bemerkt l. c. S. 296: „daß eine Wirkung des Eintritts des Spermatozoons in das Seeigelei in einer Erhöhung der Quellungsfähigkeit des letzteren besteht". Das Sicheinbohren des Spermatozoons in das Ei, welches an die Aufnahme des Bazillus von seiten des Leukozyten erinnert, setzt ferner eine osmotische Kraft voraus, die wiederum nur durch das Vorhandensein oberflächenaktiver Stoffe verständlich wird. Es beginnt von der Stelle des Empfängnishügels aus die Bildung der Befruchtungsmembran. Ihre Bildungsmöglichkeit hat zur Voraussetzung, daß die „Reizstoffe", welche das Spermatozoon in das Ei hineinbefördert, sich in erster Linie an der Oberfläche der Phasengrenzfläche ansammeln. Nach dem bekannten thermodynamischen Prinzip von W. Gibbs sammeln sich oberflächenaktive Stoffe an der Grenzfläche zweier Phasen. Die Bildung der festen, für weitere Spermatozoen undurchlässigen Membran wird am ehesten verständlich, wenn man sich der Feststellungen von Battelli und Stern [4]) erinnert, wonach Nukleoproteide sowie andere Kolloide (Warburg [5]) durch oberflächenaktive Stoffe zur Ausscheidung gelangen [6]). Nunmehr beginnt eine Sekretion von Flüssigkeit aus dem Ei unter Verkleinerung desselben und gleichzeitiger Abhebung der Membran [7]).

Es handelt sich hier um eine von innen nach außen gehende Osmose flüssiger Substanz, die ohne weiteres verständlich wird durch die Abgabe von oberflächenaktiven Stoffen seitens des Spermatozoons. Die osmotische Theorie van 't Hoffs, sowie die Theorie der Lipoide Overtons hat ja in der Biologie der

---

[1]) Vgl. O. Hertwig, Das Werden der Organismen S. 389.

[2]) Vgl. die Ausführungen von J. Loeb, Parthenogenese l. c. S. 398.

[3]) Da auch etliche nicht oberflächenaktive Säuren und Basen usw. starke Quellungen herbeiführen, so ist die Entstehung des Empfängnishügels für sich allein betrachtet noch kein bindender Beweis für das Vorhandensein oberflächenaktiver Stoffe.

[4]) Battelli und Stern, Biochem. Zeitschr. 52, 226, 1913.

[5]) Warburg und Wiesel, Pflüg. Arch. 144, 465, 1912.

[6]) Nach Loeb kann die Membranbildung auch u. a. durch das stark entquellende Chlorkalzium, nicht aber durch quellende Salze wie Chlormagnesium erzeugt werden. (Vgl. Unters. üb. künstl. Parthenogenese, S. 106 u. 113, Barth, Leipzig 1906.) Ferner ist Natriumzitrat sowie auch Natriumbikarbonat in gewissen Fällen sehr wirksam (Loeb, l. c. S. 394 u. 395). Es handelt sich hier um stark entquellende Salze.

[7]) Loeb, Unters. über Parthenogenese, l. c. S. 160 bis 163.

Theorie des Verfassers weichen müssen, nach welcher die Richtung und Geschwindigkeit der Osmose durch Oberflächenspannungsdifferenzen bestimmt wird. Je oberflächenaktiver ein Stoff ist, um so leichter diosmiert derselbe im allgemeinen, um so mehr reißt er infolge von Quellungen das Wasser mit sich [1]).

Der Kopf des Samenfädchens nimmt nun auf seiner weiteren Wanderung allmählich Kugelgestalt an, d. h. die Oberflächenspannung gleicht sich aus, nachdem derselbe vermutlich einen erheblichen Teil der oberflächenaktiven Stoffe an das Ei abgegeben hat, worauf auch die nachfolgende Quellung desselben schließen läßt.

Endlich folgt das Aufeinanderzubewegen und die Verschmelzung der beiden Kerne vermöge derselben Kräfte, die hier besprochen wurden.

Für die Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit der hier gegebenen Auffassungen gibt es eine Prüfung:

Wenn der physikalische Reiz, welchen das Spermatozoon in bezug auf die hier besprochenen Vorgänge ausübt, lediglich auf der Wirkung oberflächenaktiver Stoffe beruht, so müßte es möglich sein, mit solchen oberflächenaktiven Stoffen allein das Spermatozoon beim Befruchtungsvorgang zu ersetzen, indem wir von den Vererbungsvorgängen die (vgl. Loeb) [2]) von den Reizvorgängen gesondert zu betrachten sind, absehen wollen.

Dies ist nun, wie insbesondere aus den schönen parthenogenetischen Versuchen von Loeb, E. u. O. Hertwig usw. folgt, in der Tat der Fall.

In einer Arbeit über Parthenogenese (Biochem. Zeitschr., Bd. 16, S. 182, 1909) wurde von mir darauf hingewiesen, daß für die parthenogenetisch besonders wirksamen Substanzen weniger die Lipoidlöslichkeit, als in erster Linie die Oberflächenaktivität der wirklich maßgebende Faktor sei.

Die nach den Versuchen von Hertwig, Loeb und anderen so wirksamen Stoffe, wie Amylen, Benzol, Toluol, Chloroform, Benzoesäure, Saponin, Solanin, gallensaure Salze usw. gehören hierher.

Fettsäuren, wie Capronsäure, Buttersäure usw. sind nach Loeb parthenogenetisch außerordentlich wirksam, um so wirksamer, je höher ihr Molekulargewicht ist. Diese Säuren sind auch sehr oberflächenaktiv und wie ihre parthenogenetische Wirksamkeit, so nimmt auch ihre Oberflächenaktivität erheblich zu mit wachsendem Molekulargewicht.

Die parthenogenetische Wirksamkeit nimmt ab parallel mit der Oberflächenaktivität von den Fettsäuren zu ihren Alkalisalzen, ebenso zu den Oxysäuren (Oxyisobuttersäure - Buttersäure; Milchsäure - Propionsäure). Noch geringer ist die parthenogenetische Wirksamkeit entsprechend der gleichfalls verringerten Oberflächenaktivität für die Säuren der Oxalsäurereihe und am geringsten für die starken Mineralsäuren, die bekanntlich zu den oberflächenaktiven Stoffen gehören.

Wie sich aus der oben zitierten Abhandlung ergibt, zeigen sich graduelle Unterschiede in der parthenogenetischen Wirksamkeit auch bei nichtlipoidlöslichen Substanzen, welche vollkommen den Oberflächenaktivitäten parallel gehen.

Erkennt man hiernach, daß die Reizwirkungen, welche vom Spermatozoon auf die Vorgänge im Ei ausgeübt werden, ebensogut erfolgen, wenn man das Spermatozoon fortläßt und durch oberflächenaktive Substanzen ersetzt, so wäre

[1]) Vgl. u. a. Traube, Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. 105, 541 u. 559, 1904; 123, 419, 1908; 132, 511, 1910 u. 140, 109, 1912.

[2]) Loeb, Unters. über Parthenogenese S. 144.

es eine Frage von hohem Interesse, festzustellen, wie verhält sich das Spermatozoon, wenn man oberflächenaktive Stoffe hinzufügt. Es ist sehr wohl möglich, daß ebenso wie bei der Phagozytose kleinste Mengen von Kohlenwasserstoffen wie Terpentinöl und auch Narkotika eine begünstigende Wirkung auf die amöboiden und positiv chemotaktischen Bewegungen des Spermatozoons und seinen Übergang in das Ei usw. ausüben und vielleicht ist die Annahme gar nicht allzu hypothetisch, daß man zuweilen auf diese Weise eine Befruchtung hervorrufen, andererseits bei Anwendung größerer Mengen von Narkotizis auch verhindern kann. Ich werde hierbei an gewisse Keimungsversuche erinnert, welche ich neuerdings gemeinsam mit Fräulein Hedwig Rosenstein bei einer Reihe von Pflanzensamen (Gerste usw.) ausgeführt habe. Dort wurde festgestellt, daß kleine Mengen oberflächenaktiver Stoffe erregend, keimungsbeschleunigend, größere Mengen hemmend, narkotisch, und noch größere Mengen tötend wirken.

Es wäre wünschenswert, daß derartige Versuche über die Wirkung von Spermatozoen auf das Ei bei Gegenwart kleinerer und größerer Mengen von Narkotizis und andreren oberflächenaktiven Stoffen zunächst beim Seeigelei vorgenommen würden. Falls dieselben, wie ich vermuten möchte, positiv ausfallen, so könnte man daran denken, das Problem der inneren Befruchtung nach dieser Richtung zu untersuchen, indem man entweder direkt in die Vagina vor dem Koitus kleinere und größere Mengen geeigneter Narkotika einführt, oder eine allgemeine Narkose des Weibes herbeiführt. Es ist nicht unmöglich, daß man zuweilen auf diesem Wege einen positiven Einfluß auf die Befruchtung und andererseits Nichtbefruchtung des Eis ausüben kann.

Loeb hat bekanntlich zuerst seine Erfolge auf parthenogenetischem Gebiete mit Hilfe gewisser hypertonischer Salzlösungen erzielt und man könnte daher die Beweiskraft unserer Schlüsse für das hier vorliegende Problem nicht als bündig ansehen. Aber ganz abgesehen davon, daß die oberflächenaktiven Stoffe in parthenogenetischer Beziehung ganz wesentlich wirksamer sind als hypertonische Lösungen, welche beispielsweise im allgemeinen keine Membranbildung hervorrufen, so führen ja auch die Salzlösungen die Wassersekretion aus dem Ei herbei, indem sie von außen nach innen sekretorisch auslösend wirken, während die Stoffe im Spermatozoon und ebenso die Lösungen oberflächenaktiver Stoffe, in welche Loeb die Eier kurze Zeit eintaucht, vom Eiinnern nach außen sekretierend wirken[1]). Aber ganz abgesehen hiervon wird man die Gesamtheit der Erscheinungen, die amöboiden und chemotaktischen Bewegungen der Spermatozoen, das Eindringen in das Ei unter Quellungserscheinungen, die Membranbildung und die Osmose nur verstehen können, wenn man sich auf den Standpunkt unserer Hypothese stellt, welche die Bedeutung der oberflächenaktiven Stoffe im Spermatozoon für den Befruchtungsvorgang hervorhebt.

Wie steht es nun mit dem Problem der Zellteilung?

Loeb führt auf Seite 163 seines mehrfach zitierten Werkes aus: „Es scheint, als ob die Verflüssigung der Kernmembran und anderer Bestandteile des Kernes zuerst für die Zellteilung nötig wäre."

Verflüssigend wirken in erster Linie oberflächenaktive Stoffe (allerdings auch Säuren und Alkalien). Wenn man die Ausführungen Loebs l. c. S. 203—208 liest, kann man kaum im Zweifel sein, daß es sich bei den Furchungsvorgängen

[1]) Loeb, Unters. über Parthenogenese S. 162 u. 163.

in erster Linie um Oberflächenspannungs-Phänomene handelt, bei welchen nicht wie bei der Phagozytose und der Verschmelzung von Spermatozoon und Eikern mehrere Kerne in einen verschmelzen, sondern das umgekehrte Phänomen stattfindet. Wer hat nicht schon einmal beim Spiel der Tropfen verschiedener Flüssigkeiten verwandte Erscheinungen, wie Einschnürungen usw. beobachtet. Bedauerlich ist es nur, daß wir die Bedingung für die Teilung eines Tropfens in zwei Tropfen nicht so genau kennen, wie oben nach der Quinckeschen Ungleichung den umgekehrten Vorgang.

Wir müssen uns einstweilen mit der Feststellung begnügen, daß auch auf den Vorgang der Zellteilung die Gegenwart oberflächenaktiver Stoffe, wenn sie in kleinen Mengen vorhanden sind, einen stark beschleunigenden Einfluß ausübt.

Pfenninger hebt l. c. S. 34 hervor, daß die oberflächenaktiven Stoffe die Zellteilung befördern, indem sie stark vermehrend auf die Zahl der Leukozyten einwirken, und wie ich oben bereits bemerkte, haben Hedwig Rosenstein und ich in einer noch nicht veröffentlichten Arbeit feststellen können, daß die verschiedensten oberflächenaktiven Stoffe wie Naphthalin, Kressol, Kapronsäure, Isoamylalkohol, Urethan usw. eine Reizwirkung auf Pflanzensamen ausüben, welche eine starke Beschleunigung der Keimung, also auch der Zellteilung, zur Folge haben. Andererseits haben dieselben Versuche ergeben, daß größere Mengen oberflächenaktiver Stoffe narkotisch, keimungshemmend wirken und in dieses Kapitel gehören auch die Versuche von Fühner[1]) über die Entwicklungshemmung befruchteter Seeigeleier. Fühner hat nicht nur festgestellt, daß Lösungen von gewöhnlichen Alkoholen hemmend auf die Entwicklung solcher natürlich befruchteter Eier wirken, sondern daß sogar jenes Kapillargesetz gilt, wonach die hemmende Wirkung äquivalenter Mengen der gewöhnlichen Alkohole mit wachsendem Molekulargewicht zunimmt im Verhältnis $1:3:3^2 \ldots$, jener Satz, welchen ich für die Oberflächenaktivität homologer Alkohole usw. zuerst gefunden hatte[2]), so daß sich hier sogar eine quantitative Beziehung zwischen Oberflächenaktivität und Zellteilungsgeschwindigkeit ergibt.

Interessant dürfte es sein, die hier entwickelten Vorstellungen auf das Problem der Eireifung anzuwenden, indem wir uns von den Ausführungen J. Loebs l. c. S. 246—266 leiten lassen.

Auf S. 250 folgert Loeb aus seinen Versuchen: „Daß voraussichtlich derselbe Vorgang, welcher der Reifung der Seesterneier zugrunde liegt, auch zum Tode derselben führt (wenn er nicht durch die Eingriffe, welche wir als Befruchtung bezeichnen, gehemmt wird)."

Während reife, unbefruchtete Eier sehr bald zugrunde gehen, wird einerseits durch den Vorgang der Befruchtung deren Leben verlängert, andererseits, wenn man in geeigneter Weise die Reifung des Eies verhindert. Unreife Eier leben wesentlich länger als reife Eier. Loeb hat nun durch verschiedenartigste Versuche gezeigt, daß zur Eireifung, abgesehen von einer alkalischen Reaktion des Seewassers, vor allem die Gegenwart von viel Sauerstoff gehört. Verhindert man den Reifungsvorgang, indem man die Eier mit einer verringerten Sauerstoffatmosphäre umgibt, oder indem man Zyankalium zuführt, welches bekanntlich Oxydationsvorgänge stark hemmt, so kann man die Eier, die sonst schnell absterben, längere Zeit in unreifem Zustande am Leben erhalten.

Nun folgt aber aus den Arbeiten von Warburg[3]), Vernon[4]) und den Fest-

[1]) Vgl. Fühner, Arch. f. exper. Path. u. Pharm. 52, 69, 1904.
[2]) Vgl. u. a. Traube, Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. 153, 293, 1913.
[3]) Warburg, Münchn. med. Woch. 1911, Nr. 5.
[4]) Vernon u. a., Biochem. Zeitschr. 47, 374, 1912; Journ. of Physiol. 43, 325, 1911.

stellungen von mir [1]), daß die verschiedenartigsten biologischen und sonstigen Oxydationsvorgänge durch oberflächenaktive Stoffe verlangsamt werden, und zwar um so mehr, je oberflächenaktiver der betreffende Stoff ist. Die Beziehung zwischen Oxydationshemmung sowie übrigens auch Hemmung weiterer Vorgänge [2]) und Oberflächenaktivität ist eine so nahe, daß sogar für Stoffe homologer Reihen das Kapillargesetz ($1:3:3^2 \ldots$) gültig ist.

Wenn nun nach unserer Auffassung der Befruchtungsvorgang in erster Linie dadurch charakterisiert ist, daß oberflächenaktive Stoffe in das Ei gelangen, so würden dieselben katalytisch verlangsamend auf die Oxydationsvorgänge und andere Vorgänge wirken und diese Regelung der Oxydationsgeschwindigkeiten scheint offenbar für die Lebensdauer und die Entwicklung der Eier von besonderer Bedeutung zu sein (Polkörperchen) [3]). Ich bin mit Loeb der Ansicht (vgl. l. c. S. 262), daß der Akt der Befruchtung im wesentlichen chemisch und physikalisch-chemisch, und weniger morphologisch zu deuten ist.

Was das morphologische Problem überhaupt betrifft, so scheint es, daß die physikalisch-chemische Forschung auch auf diesem Gebiete schon zu einer Reihe von Ergebnissen gelangt ist, welche manche Aussichten für die Zukunft eröffnen. Versuche, wie die bekannten Versuche von Liesegang über Gelatinestrukturen werfen immerhin auf das Problem der Zellbildung einen Lichtschimmer. Oberflächenkräfte sind es ferner, die besonders für die Struktur des Protoplasmas von ausschlaggebender Bedeutung sind. Hat man eine disperse wäßrige Flüssigkeit, in welcher mehrere beispielsweise 2 Kolloide dispers verteilt sind, so werden, wenn etwa gleichartig elektrisch geladen, die Kolloidteilchen 1 von den Kolloidteilchen 2 gleich stark abgestoßen und das Ergebnis ist vielfach eine wabenstrukturartige Anordnung des zweiten Kolloids derart, daß die Teilchen des ersten Kolloids etwa als gleichmäßig verteilte Kerne in der Mitte der Waben ihre abstoßenden Kräfte ausüben. Gelegentliche Beobachtungen an Farbstofflösungen sowie farbstoffhaltigen Gelatinegelen veranlaßten mich zu dieser Auffassung. Die Ansammlung von Stoffen nach dem thermodynamischen Prinzip von Gibbs in den Grenzflächen, dürfte auch bei den Problemen der Zellbildung und Zellteilung ein wichtiger Faktor sein.

Wie beispielsweise oberflächenaktive Stoffe auf Zellstrukturen wirken können, zeigen die interessanten Versuche von Boresch [4]), welcher darauf hinwies, daß netzförmige usw. Strukturen in Zellen von Moosen zu Systemen von Punkten aufgelöst wurden, aber sofort wieder erschienen, sobald etwa die oberflächenaktiven Stoffe durch Verdunstung usw. fortgeschafft wurden. Umgekehrt könnte man sich denken, daß auch von Punkten aus, wo oberflächenaktive Stoffe angehäuft wären, Strukturen ausgingen und es ist mir gar nicht unwahrscheinlich, wenn auch bisher nicht erwiesen, daß auf diesem Wege die Bildung und Ausdehnung der Zentrosomstrahlung zu deuten wäre.

Alles in allem betrachtet, wollen wir uns des hypothetischen Charakters mancher unserer Ausführungen bewußt bleiben, aber auf einem so schwierigen Gebiete wie dem hier vorliegenden, ist es wohl erlaubt, den von mir eingeschlagenen Weg zu beschreiten, wenn derselbe, wie ich hoffe, einen oder einige Schritte vorwärts führt.

---

[1]) Traube, Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. 153, 278 u. f. 1913.
[2]) Vgl. l. c.
[3]) Vgl. auch Pfenninger l. c. S. 41.
[4]) Boresch, Zeitschr. f. Botanik 6, 97, 1914.

Die wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft.

Von A. Zeiler,

I. Staatsanwalt in Zweibrücken.

Die Zeiten wechseln und mit ihnen die großen Richtlinien im Urteil über die Bevölkerungsfrage und die Auffassungen darüber, wie sich Staat und Gesellschaft dazu zu stellen haben, und ob sie berufen, veranlaßt, berechtigt, verpflichtet wären, durch Maßnahmen von mancherlei Art in den Verlauf der Dinge einzugreifen. Wir hatten Zeiten, in denen Volkszahl und Volkskraft hoch im Werte standen. Ein großer preußischer König bekannte sich zu der Auffassung, daß der größte Reichtum des Staates die Menschen selbst seien. Dann gab es wieder Zeiten, die glaubten eine Übervölkerung fürchten zu müssen und der Meinung waren, wir hätten allzuviele Esser, als daß das Gemeinwesen blühen könnte. Man sah mit Schrecken auf den hohen Stand der Geburtenzahl und nahm es mit Genugtuung und Beruhigung wahr, als die Geburtenzahl zu sinken begann. Es läßt sich gewiß auch nicht sagen, daß die eine oder die andere Auffassung schlechthin die richtige wäre. Veränderte wirtschaftliche oder politische Verhältnisse können leicht dazu führen, daß die bisher allgemein für richtig gehaltene Auffassung verlassen werden muß. So lag es in der Tat nahe, ein starkes Volkswachstum als unerfreulich und sogar schädlich anzusehen, als Deutschland den Massen, die einem solchen Wachstum entsprossten, nicht hinlänglich Arbeit und Nahrung zu bieten vermochte und darum jährlich viele Zehntausende (bis über 200 000) als Auswanderer abgeben mußte. Der größte Teil davon war für das Vaterland und leider auch des weitern für das Deutschtum verloren. Kulturdünger. Und nicht nur für Deutschland verloren, sondern geradezu ihm ein Schade, da die auf die Aufzucht der ausgewanderten körperlichen und geistigen Kräfte verwendete Mühe und Sorgfalt zum großen Teil den Zuwanderungsstaaten zum Vorteil wurde und deren wirtschaftliche, geistige, militärische Macht stärkte, und sie tüchtiger machte für den Wettbewerb auch gegen uns. Inzwischen, und schon viele Jahre vor dem großen Krieg, hat sich das Blatt gewendet. Dasselbe Deutschland, das ehedem Menschen abzugeben hatte, bekam nun selbst so starken Bedarf an Arbeitskräften, daß es ihn bei weitem im Lande nicht mehr decken konnte. Unsere Industrie erhob sich zu einer raschen und stolzen Blüte. Das forderte schaffende Arme, trotz aller Verwendung der Maschine zur Ersparung von Menschenkraft. Die Industrie nahm ihren Bedarf, solange es gehen mochte, vom platten Land. Das war leicht genug zu machen, denn nur allzu willig folgte die ländliche Jugend dem Rufe nach den Städten und den einer städtischen Lebensführung sich annähernden sonstigen Industriebezirken mit der ungebundenen Lebensweise, dem freien Abend und Sonntag, den Genüssen des städtischen Lebens. Die Landwirtschaft bekam hierunter immer empfindlicher zu leiden und klagte über Landflucht und Leutenot. So war zunächst sie genötigt, Arbeitskräfte aus dem Ausland herbeizuholen, bis schließlich auch die Industrie dazu gedrängt war, ihren weiteren Bedarf an Arbeitskräften aus dem Ausland zu holen. So begab es sich, daß schließlich viele Hunderttausende, schon über eine Million, fremder Arbeitskräfte im Lande Verwendung fanden. Das war ein unerfreulicher und bedenklicher Notbehelf. Denn zumeist handelt es sich dabei um Angehörige fremder Volksstämme, aus Ländern von fremder Sprache und einer meist niedriger stehenden Gesittung. Darin lagen nicht nur Nachteile wirtschaftlicher Natur, sondern auch Gefahren

für die Reinheit des Deutschtums, nach Rasse und Gesittung. Aber immerhin — wie hätte sich Industrie und Landwirtschaft allzuvielen Gedanken darüber hingeben sollen: stand doch unsere Volkswirtschaft in Blüte, und in solchen Zeiten hat man weder Zeit noch Lust, schwarzen Bedenken nachzuhängen. Man brauchte die Fremden, und besser sie als nichts. An ein Zurückgehen dieser bedenklichen Erscheinung aber ist nicht im entferntesten zu denken. Das würde nur eintreten, wenn wirtschaftlich ein empfindlicher Rückschlag eintreten sollte. Über die künftige Entwicklung unserer Volkswirtschaft aber — nach dem Friedensschlusse — sind wir zwar im unsichern, aber unser Wunsch, unsere Hoffnung, die sichere Überzeugung maßgebender Beurteiler gehen doch dahin, daß uns der Friedensschluß eine Fortsetzung der vorigen Blüte bringen soll. Das bringt einen neuen Hochbedarf an Arbeitskräften — und Deutschland wird ihn wiederum, und erst recht, nicht decken können. Schon deshalb nicht, weil inzwischen die schweren und zahlreichen Menschenverluste der Kriegszeit liegen. Wir werden also auch nach dem Kriege auf die Fremden angewiesen sein. Wie aber, wenn jene Auslandsstaaten, auch sie geschwächt durch die blutigen Opfer des Krieges, noch dazu infolge veränderter politischer oder wirtschaftlicher Verhältnisse keinen Überschuß an Arbeitskräften mehr abgeben können oder wollen? Dann möchte die neue Blüte unserer Volkswirtschaft im Keime ersticken unter dem Einflusse eines allgemeinen, stürmischen, rücksichtslosen Wettbewerbs um die unzulänglichen Arbeitskräfte im Lande, mit der unausbleiblichen Folge einer stärkeren Steigerung der Löhne und damit einer allgemeinen Verteuerung der Erzeugungskosten. Dann erst werden sich, nun erst wirklich fühlbar, die Folgen einer Erscheinung zeigen, die auch in Deutschland seit Jahrzehnten besteht, ohne daß freilich bisher ihre Nachteile für unsere Wirtschaft bemerkbar gewesen wären: das Sinken der Geburtenzahl. Denn die Jahrgänge, bei denen sich der Geburtenrückgang schon in stärkerem Maße zeigte, beginnen erst eben jetzt in das erwerbsfähige Alter hineinzuwachsen.

Über die Einzelheiten dieser Erscheinung brauche ich mich in dieser Zeitschrift nicht zu verbreiten. Nur des Zusammenhanges wegen sei an einige wenige Zahlen erinnert.

Im Jahre 1876 hatten wir in Deutschland auf 10 000 Einwohner 426 Geburten, 1901 noch 370, 1913 nur mehr 282. In den ersten fünfundzwanzig Jahren also ging die Zahl um 56 zurück, in den wenigen zwölf Jahren des zweiten Zeitraums um weitere 88. Auf das Jahr berechnet hatten wir also im zweiten Zeitraum im Durchschnitt einen $3^1/_2$mal so starken Rückgang. Dabei sehen wir keinerlei Anzeichen dafür, daß der scharfe Absturz von selbst zum Stehen kommen oder sich abschwächen sollte. Im Gegenteil. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Weg noch steiler nach abwärts führen wird, wenn auch ein zahlenmäßiger Nachweis hierfür zur Zeit, und für die Kriegsjahre mit ihren ganz besonderen Schwierigkeiten für die Erfassung der Volkszahlbewegung wohl überhaupt nicht geliefert werden kann.

Zur Beruhigung gegenüber der Besorgnis um diese Erscheinung des zunehmenden Geburtenrückgangs wird nicht selten, und zwar auch von tüchtigen Beurteilern der Bevölkerungsfrage, darauf hingewiesen, daß ja auch die Sterblichkeit gesunken sei und weiter sinke. Es ist gewiß erfreulich, daß wir dies feststellen können. Es ist auch sicher, daß die Sterblichkeit noch eines weitern Rückgangs fähig ist, daß insbesondere auch die Säuglingssterblichkeit noch erheblich wird gemindert werden können. Der Rückgang der Sterblichkeit hat, ganz abgesehen von seinem Werte in seelischer Hinsicht, eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung darin, daß eine vorzeitige Vernichtung wertvoller Men-

schenleben mit allen an ihre Aufzucht und Ausbildung gewendeten Mühen und Kosten, ein wertvoller Schatz von Lebens- und Berufserfahrung, von Schaffenskraft und Unternehmungslust vermieden ist. In diesem Sinne ist es sicherlich auch ein wirtschaftlicher Gewinn, wenn von 100 Lebendgeburten 80 erhalten bleiben gegenüber Verhältnissen, bei denen 120 erzeugt werden, aber 35 sterben. Aber gleichwohl bleibt auch hier die Tatsache, daß das Ergebnis dieses Gegenspiels von Geburt und Tod dort 80 lebende Menschen sind und hier 85; freilich dort teurer erzeugt und aufgezogen als hier, aber eben doch mehr an Zahl. Und die Zahl hat ihren Wert, den da, wo es auf die Zahl ankommt, sonst nichts ersetzen kann. Einer hohen Bedeutung des Rückgangs der Sterblichkeit stehen nun aber noch weitere Umstände stark entgegen. Sie ist vor allem, bloß rein zahlenmäßig genommen, bei weitem nicht imstande, den Geburtenrückgang auszugleichen. Nur mildern kann sie dessen Wirkung. Denn während 1876 (wieder auf 10 000 Einwohner) 281 Personen gestorben sind, waren es im Jahre 1913 158. Während also der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle im Jahre 1876 145 betragen hat, war der Überschuß im Jahre 1913 nur mehr 124, also immer auch noch ein Rückgang um ein Sechstel. Der Geburtenüberschuß aber muß bei weiterhin sinkender Geburtenzahl notwendig weiter fallen, da auch die größten Triumphe der Heilwissenschaft und die wertvollsten Verbesserungen und Vervollkommnungen unserer volksgesundheitlichen Zustände und Einrichtungen nicht imstande sein können, die Sterblichkeit unter ein gewisses natürliches Maß hinabzudrücken — gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen! — während sich die Geburtenzahl unbegrenzt, geradezu bis auf Null, senken kann. Sehr wesentlich aber ist noch eine weitere Betrachtung. Beim Sinken der Geburtenzahl ist jede Minderung ohne weiteres als Verlust zu buchen. Beim Sinken der Sterblichkeit aber ist keineswegs ohne weiteres und nach jeder Beziehung jeder Rückgang ein Gewinn. Volkswirtschaftlich betrachtet, und in seiner Einwirkung auf die Stärke unserer Wehrmacht, hat vielmehr das Fallen der Sterblichkeit Bedeutung nur insoweit, als sie der Jugend, den gesunden, den erwerbsfähigen, den wehrkräftigen Volksgenossen eine Verlängerung des Lebens bringt. Aber das Sinken der Sterblichkeit kennt eine solche Begrenzung nicht. Die Fortschritte der Heilkunde und die volksgesundheitlichen Verbesserungen kommen ebensosehr dem Schwachen und Kränklichen, dem Greisenhaften, Überlebten, dem geistig Minderwertigen zustatten und sind somit, wenn nicht mitunter gar ein wirtschaftlicher Nachteil, so doch sicher vielfach weder für die Wirtschaft, noch für die Wehrkraft ein Gewinn.

Das Ergebnis also bleibt, daß wir trotz alles Rückgangs der Sterblichkeit das Sinken der Geburtenzahl mit ernster Besorgnis betrachten müssen. Von ihrer nachteiligen Wirkung auf unser wirtschaftliches Leben war vorhin schon die Rede. Daß die Gefahr auf dem Gebiete unserer politischen Geltung und unserer militärischen Sicherheit nicht minder groß, ja, daß sie hier noch schlimmer ist, konnte wohl keine Zeit so eindringlich lehren, als die des großen Krieges. Zwar haben wir es mit Freude und Stolz, zu unserer wertvollen Beruhigung erleben dürfen, wie Deutschland einer starken Zahlenübermacht seiner Feinde standgehalten hat. Und wir bauen auf den endlichen Sieg trotz dieses Mißverhältnisses der Zahl. Es ist kein Zweifel, daß der Wert einer höheren Tüchtigkeit der Bedeutung der bloßen Zahl überlegen ist. Sonst müßten wir längst zerschmettert zu Boden liegen, zermalmt von der russischen Dampfwalze, auf die unsere Gegner in ihrer Anbetung der Zahl so stark glaubten vertrauen zu dürfen. Auch daß sich die französische Heeresmacht trotz des starken Zurückbleibens ihrer Volkszahl, so zäh gegen die ihr an Zahl überlegene deutsche

Macht schlägt und hält, wird als Beweis für den höheren Wert der Tüchtigkeit angeführt. Und dennoch wäre es ganz verfehlt, wäre gefährlich und frevelhaft, wollte man darum den Wert der Zahl mißachten. Denn daß beispielsweise Frankreich trotz der zahlenmäßigen Schwäche sich so gut halten konnte, ist nur ein Scheinbeleg: Frankreich steht nicht allein. Es ist verbündet mit einer Reihe mächtiger Staaten, und die Gesamtheit unserer verbündeten Gegner stellt eben uns gegenüber jenes zermalmend scheinende Zahlenübergewicht dar, gegen das wir uns halten. Was Frankreich, für sich allein genommen, an Grenze gegen uns zu decken hat, ist ein kleiner Teil seiner Gesamtgrenze. Frankreich, auf sich selbst gestellt, wäre längst besiegt und vernichtet. Aber wenn Deutschland sich gegenüber der Übermacht durch seine höhere Tüchtigkeit hat halten können, war und ist nicht unser Ringen schwer, blutig, verlustreich, langwierig in einem Maße, wie es sich wohl keiner vor dem Kriege hätte vorstellen können? Derart, daß wir mit Recht uns fragen, ob wirklich das Übergewicht der Zahl noch erheblich größer hätte sein dürfen, ohne uns zum sichern Verderben zu werden! Und an Rußlands Heeresmacht wiederum sehen wir, daß ihm, an Tüchtigkeit zweifellos dem deutschen Gegner nicht gewachsen, doch die Riesenvolkszahl ermöglicht hat, die klaffenden Lücken, die ihm mehrfache schwere Niederlagen zugefügt haben, immer wieder zu schließen.

Also Tüchtigkeit und Zahl! Nur hierin bekundet sich wirklich die Volkskraft, mögen wir nun die Verhältnisse der Friedensarbeit ins Auge fassen oder die militärische Sicherung des Vaterlandes.

Die Gefahren aber, die sich hier für die Zukunft unseres Volkes auftun, sind schwer und ernst und fordern dringend Abwehr. Wir dürfen uns durch nichts einlullen lassen, was unsere Eigenliebe schmeicheln und die Gefahren in ein milderes Licht rücken möchte. Vor allem müssen wir uns dessen bewußt sein, daß immer erst eine stattliche Reihe von Jahren später sich der Schaden fühlbar machen kann, den die gesunkene Geburtenzahl des einzelnen Jahrganges mit sich bringt. So müssen wir uns insbesondere auch darüber klar bleiben, daß die Gefahr sich in Zukunft gegenüber heute noch stark verschärfen muß. Denken wir nur an die Möglichkeit, daß in etlichen Jahrzehnten unsere Kinder und Enkel vor eine Erneuerung des blutigen Ringens mit dem Slawentum gestellt werden könnten — eine Annahme, die wahrlich nicht eben allzuweit hergeholt scheint. Und wie dann, wenn bis dahin sich das Mißverhältnis der Zahl weiter ausgewachsen haben sollte in dem Maße der Entwicklung, wie sie vor dem Kriege bestanden hat? Denn damals hatte Rußland einen jährlichen Volkszahlzuwachs von gut drei Millionen, während sich die deutsche Volkszahl nur um knappe 800 000 vermehrte. Und wir müssen leider mit Bestimmtheit damit rechnen, daß uns diese Mehrungszahl von 800 000 durchaus nicht gesichert ist, sondern daß sie wegen des Sinkens der Geburtenzahl scharf zurückgehen muß — wenn nicht alsbald und wirksam die Maßnahmen ergriffen werden, die wenigstens von nun an einem ferneren Sinken der Geburtenzahl Einhalt bieten können.

Die Antwort auf die Frage, wie wir das Übel bekämpfen können, gibt uns nun die Prüfung der andern Frage, wodurch es sich zu einer Besorgnis erregenden Höhe hat entwickeln können. Es wäre ein Wunder, wenn nicht hierüber bei der großen Verschiedenheit der Lebensauffassungen der einzelnen Beurteiler die Meinungen weit auseinander gingen. Man klagt die Überfeinerung unserer Gesittung an, eine Verflachung des inneren Menschen, eine weitgehende Neigung zu öder Genußsucht, gesunkenen Familiensinn, verlorene Religiosität, mangelndes Pflichtgefühl gegen die Gesamtheit; und die einen möchten entsagungsvoll an

der Möglichkeit einer fühlbaren und nachhaltigen Besserung verzweifeln, andere versprechen sich, zumal von den seelischen Einwirkungen der Kriegserlebnisse eine entscheidende Besserung und fordern daher religiöse und sittliche Hebung des Volkes. Die Auffassung anderer nimmt sich einzelne Mißstände greifbarerer Art zum Ziel. Sie steht auf dem Boden der äußerlichen Lebensverhältnisse und sucht zu bessern durch Maßnahmen volksgesundheitlicher und wirtschaftlicher Art. Eine Fülle von Aufgaben und Einzelzielen tut sich hier auf. Eine Reihe der Maßnahmen, die da in Frage kommen, versprechen Wirkungen nach beiden Seiten: eine Zurückdrängung der Sterblichkeit und, mehr oder weniger unmittelbar, zugleich eine Hebung der Geburtenzahl. Andere Maßnahmen suchen nur die Sterblichkeit, wieder andere nur das Maß des Geburtenrückgangs herabzudrücken. Im einzelnen fordern wir erhöhten Schutz für Mutter und Säugling, fordern bessere Arbeiterfürsorge, Untersagung oder Einschränkung unzeitiger oder verfrühter Lohnbeschäftigung von Frauen und Jugendlichen; fordern Bekämpfung der Volksseuchen, der Trunksucht, der geschlechtlichen Ausschweifungen und der Geschlechtskrankheiten; verlangen die Schaffung gesunder und billiger Wohnungen. Andere Ziele sind die Besiedlung von Ländereien, Verbesserungen des Gehalt- und Lohnwesens und des Pfändungsrechts; Steuererleichterungen und Schulhilfen für die kinderreiche Familie, und manches weitere der Art.

So zeigt sich eine Fülle der Möglichkeiten für gesetzliche und verwaltungsmäßige oder rein erzieherische Eingriffe in den sonst verhängnisvollen Verlauf der Dinge. Mögen die Meinungen über die Erfolgsaussichten noch so weit auseinandergehen und der eine die Maßnahmen für wertlos halten, von denen sich der andere alles verspricht, so sind doch alle, die sich ernstlich mit der Frage befassen, darüber einig, daß *jedes* Mittel der Abwehr uns willkommen sein muß, wenn es nur einige Aussicht bietet, und daß uns nur ein planmäßiges Zusammenwirken der mancherlei Maßnahmen zum Ziele führen kann, da auch eine ganze Reihe von Ursachen verhängnisvoll zusammenwirken, um das Übel zu seiner heutigen Höhe ansteigen zu lassen.

Tragweite und Erfolgsaussichten sind gewiß bei den einzelnen Maßnahmen sehr verschieden. Vielfach ist die Erfolgsaussicht gerade der ins Auge gefaßten volksgesundheitlichen Maßnahmen empfindlich beeinträchtigt durch die Enge der wirtschaftlichen Verhältnisse in denjenigen Volkskreisen, deren Mehrung die fraglichen Maßnahmen zugute kommen sollen. Wie schwer ist beispielsweise die Besserung des Wohnungswesens zu erreichen, wenn die Mittel zur Bestreitung des Mietpreises für eine gesunde, geräumige Wohnung fehlen. Die Enge und die gesundheitliche Ungunst der Wohnungsverhältnisse aber wiederum ist die Ursache anderer Übel: der Schwindsucht, geschlechtlicher Verirrungen und der Ansteckung; ist der Feind eines glücklichen Familienlebens, da das Unbehagen oft genug den Mann ins Wirtshaus und die Kinder auf die Gasse treibt.

In diesem Zusammenhange mit der Erfolgsaussicht gesundheitlicher Maßnahmen schon zeigt es sich, von welchem Werte eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Familienhaushalts wäre nach dem Maße der Familienlasten, deren Bestreitung dem einzelnen obliegt. Dies Ziel aber, die Familie wirtschaftlich zu stärken, gewinnt noch einmal in anderer Weise Bedeutung, indem sie *auch unmittelbar geradezu* auf eine Hebung der Volkszahl hinwirken müßte.

Die Grundlage *dieser* Auffassung ist eine Erscheinung, die uns eine jahrzehntelange und sicher noch lange nicht abgeschlossene wirtschaft-

liche und gesellschaftliche Entwicklung gebracht hat. Sehen wir zunächst ab von den Gründen, die dazu führten, so ist es eine einem jeden wohlbekannte Tatsache, daß die Familie vor Jahrzehnten — noch vor zwei Geschlechtern, ja noch im vorigen — vielfach einen reichlichen Nachwuchs herangezogen hat, während heute die kinderreichen Familien schon geradezu zur Seltenheit geworden sind. Äußerst bezeichnend ist hier das Ergebnis einer Umfrage von 1913 über die Familienverhältnisse von 499 höheren Beamten, die bei der kgl. Regierung in Düsseldorf und bei den dieser unterstellten Staats- und Gemeindebehörden beschäftigt waren. Hierüber berichtet Most in Schmollers Jahrbuch Bd. 39 Heft 1 S. 181 ff. Danach waren nicht weniger als 106 Beamte unverehelicht, von denen 2 im Alter von 20 bis 25 Jahren standen, 9 zwischen 25 und 30, 30 zwischen 30 und 40, 10 zwischen 40 und 50 und 10 zwischen 50 und 60 Jahren. Im übrigen zeigt die Zusammenstellung dieses Bild:

Unverheiratete		Von den Verheirateten hatten Kinder:											
Zahl	In Tausendsteln	keines	In Tausendsteln	1 oder 2	In Tausendsteln	3 oder 4	In Tausendsteln	5 oder 6	In Tausendsteln	7, 8 oder 9	In Tausendsteln	10 oder mehr	In Tausendsteln
106	*212*	93	*186*	155	*311*	103	*207*	35	*70*	6	*12*	1	*2*

Während von den Beamten, deren Verhältnisse hier erhoben sind, nur 7 mehr als sechs eheliche Kinder haben (oder hatten, wenn ihnen Kinder gestorben sind) und die Höchstzahl (mit 10) bei einem einzigen Beamten erreicht wird, sind unter ihren Vätern nicht weniger als 118 und unter ihren Großvätern wenigstens 82 mit mehr als sechs Kindern gewesen. Zehn und mehr Kinder hatten von den Vätern 41, von den Großvätern 25; unter den Vätern wie unter den Großvätern hat je einer mehr als 15 Kinder gehabt. — Das Ergebnis ist zwar dadurch getrübt, daß bei manchem der Beamten noch Nachwuchs erwartet werden darf. Doch trifft dies, wie Most weiter dartut, nur auf den kleinsten Teil der Gesamtzahl zu.

Die ganze mitgeteilte Erhebung ist nun freilich nicht kennzeichnend für die Verhältnisse der Gesamtbevölkerung. Wäre sie es, so stände es rettungslos schlimm um uns. Aber sie ist kennzeichnend für einen erheblichen Teil der Bevölkerung, nämlich für die Beamtenschaft. Und obschon bei dieser das Übel bereits besonders weit vorgeschritten ist, so hat es doch auch die anderen Volksteile schon in einem bedrohlich starken Maße ergriffen, und nimmt auch hier zu an Stärke wie an Umfang, in die Tiefe wie in die Breite.

Wenn wir prüfen, woran dieser Rückgang der Familienkopfzahl liegt, so werden sicher auch hierüber die Meinungen weit auseinandergehen. Sehen wir sogar ab von der Annahme von Gründen anderer Art, so ist schon die bloße Beurteilung der Frage nicht einfach und gleichmäßig, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Bewegung der Bevölkerungsfrage einwirken müssen. So scheint die Tatsache, daß bei steigendem Wohlstande gemeiniglich die Geburtenzahl sinkt, mit Entschiedenheit gegen die Auffassung zu sprechen, als ob der wirtschaftlichen Enge des Haushalts eine Schuld am Geburtenrückgang beizumessen wäre. So hat R. E. May in Schmollers Jahrbuch Bd. 40 Heft 4 S. 37 ff. darauf hingewiesen, daß trotz des Sinkens der Lebensmittelpreise auch die Geburtenzahl gesunken ist, da gleichzeitig durch Erhöhung der

Einkommen die Lebenshaltung stieg. In einem sehr einleuchtenden Gedankengange sucht er (S. 93) die Erscheinung in dieser Weise zu begründen: „Früher hatte der deutsche Arbeiter von der Hand in den Mund gelebt. Das wenige, was er bei niedrigen Löhnen ersparen konnte, ging bei der nächsten Notlage (Krankheit, Unfall, Arbeitslosigkeit) wieder drauf. Unter diesen Umständen hatte es keinen Zweck zu sparen. Da kamen in den achtziger Jahren die sozialen Versicherungen und gleichzeitig erstarkte mit dem Aufschwunge der Industrie die Gewerkschaftsbewegung. Nun wurden in Notfällen die sauer ersparten Groschen oft nicht wieder aufgezehrt; der Arbeiter entdeckte, daß er sparen könne. Um 1890 setzt das große Sparen ein, wird Volkssitte. Der Arbeiter als Kapitalist ersparte Kinder. Er hätte ja auch an der Lebenshaltung sparen können, aber mit seiner größern geistigen Regsamkeit geht nun einmal eine bessere Lebenshaltung Hand in Hand. Auch in Deutschland kommt der „kleine Mann" allgemach zum französischen Rentnerideal. Das hat mit der Alters- und Invaliditätsversicherung angefangen und endet — mit der Kinderlosigkeit. Fallen die Lebensmittelpreise, um so besser; dann kann um so mehr gespart werden. Steigen sie — um so schlimmer für die Geburtensätze. Fallen sie bei gleichzeitiger Lohnsteigerung, dann sieht der Arbeiter, was er sparen kann und fürchtet, daß mehr Mäuler ihm die Rechnung wieder verderben. Der Proletarier hat aufgehört, der Kindererzeuger, weil der Arbeiter nicht mehr sorglos in den Tag hinein lebt." Und was May an anderer Stelle (S. 56) sagt, gilt nicht nur für den Arbeiter, für den „Proletarier": „Das Geschlecht, das nach 1870 aufgewachsen ist, ist in besseren wirtschaftlichen Verhältnissen und daher mit größern Lebensansprüchen herangewachsen als das Geschlecht vor ihm. Jeder möchte, daß es seine Kinder mindestens so gut und womöglich besser haben sollten als er selbst. Bei den Gewohnheiten und Ansprüchen, mit denen das nach 1870 geborene Geschlecht aufgewachsen ist, kann es dies aber nur einer beschränkten Anzahl von Kindern gewährleisten.... Wenn er sich einschränkte und dafür mehr Kinder in die Welt setzte? Gewiß, für die deutsche Wehrmacht wäre es besser, aber von seinen Lebensansprüchen raucht der deutsche Fabrikschornstein und sein eigener Herd, und blüht die deutsche Industrie, die so unendlich viel für unsere Wehrkraft bedeutet."

Dieser Zusammenhang der Dinge scheint in der Tat unverkennbar. In dem gesellschaftlichen Aufstiege, dessen sich weiteste Volkskreise seit Jahrzehnten zu erfreuen hatten, liegt der Grund für den empfindlichen Rückgang der durchschnittlichen Kopfzahl ihrer Familien. Das ist eine Tatsache, mag man nun den Zusammenhang der Dinge sittlich werten wie immer. Nur bei dem, der heute noch Proletarier ist, bei dem ganz Besitzlosen, der heute noch von der Hand in den Mund lebt und wirklich nichts zu gewinnen und zu verlieren hat bei größerer Kinderzahl, nur bei ihm mag sich noch uneingedämmt ein natürlicher Vermehrungstrieb entfalten. So wird die Schicht, aus der die Wirkungen der gewollten Kinderbeschränkung bei den wirtschaftlich günstiger gestellten Volksschichten gemildert werden könnten, immer schmäler werden, die Geburtenzahl im ganzen also immer weiter sinken. (Schluß folgt.)

Metatropismus.

Vortrag von Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin,
in der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik zu Berlin".

Der Geschlechtstrieb des Mannes und des Weibes unterscheidet sich nicht allein voneinander durch das anziehende Sexualobjekt, sondern auch durch die Art und Weise, wie sich Mann und Weib dem begehrten Wesen gegenüber verhalten und benehmen. Wie bei der großen Mehrzahl aller Geschöpfe, besonders auch, wie bei nahezu sämtlichen Säugetieren, ist auch beim Menschen der Mann der angreifende, werbende, erobernde, im Akt selbst der oben befindliche, bewegliche und keimstreuende Teil; das Weib der umworbene, gewährende, empfangende, im Koitus der unten liegende, mehr ruhende Teil. Er sucht, folgt, erklärt sich und hält an; sie wartet und erwartet, sträubt und ziert sich, nimmt ihn an und auf oder lehnt ab. Der Mann gibt im Verkehr, die Frau aber gibt sich hin, und zwar, wenn sie liebt, voll und ganz.

Allerdings kann man sowohl beim brünstigen Tierweibchen, als beim menschlichen Weibe beobachten, daß sich ihrer eine gewisse Unruhe bemächtigt, wenn sich geraume Zeit kein Partner findet. Das Weibchen läuft dann erregt um das Männchen herum und läßt alle seine Reize spielen, um anzulocken. Ganz ähnlich verhält sich oft das Menschenweib. Daraus aber nun zu folgern, wie es Bucura[1]) tut, die Frau sei „im Annäherungstrieb und in der Werbung aktiv, der Mann passiv", er scheine nur aggressiv, weil er weniger Hemmungen habe, halte ich für ungerechtfertigt.

Die anatomische und psychologische Beschaffenheit der Geschlechter steht mit dieser Annahme im Widerspruch. Von dieser Grundlage aber, ab ovo im eigentlichsten Sinne des Wortes müssen wir ausgehen, um die Unterschiede im männlichen und weiblichen Geschlechtsverkehr richtig zu begreifen. Das urweibliche Symbol ist die abgerundete Eizelle, die sich nur passiv fortbewegen kann, während die unruhige, eigenbewegliche, gestraffte Samenzelle als männliches Symbol gelten kann. Der weibliche Körper mit seinen ausgebuchteten Formen bildet gleichsam ein Eierstocksgewölbe, die Gestalt des Mannes ist mehr ein Abbild der Samenzelle. Das Sekret, welches die Samenzellen mobilisiert, verleiht auch den übrigen Organen, vor allem den Nerven und Muskeln, mehr bewegliche Kraft, hingegen begünstigt das weibliche Innensekret, das Gynäzin im Gegensatz zum Andrin mehr die Ruhe und damit die Fettbildung. Dadurch also, infolge ihres verschiedenen Chemismus und der von diesem abhängigen Funktions- und Übungsverschiedenheit, wurde das männliche das stärkere, das weibliche das schwächere Geschlecht.

Von höchster Wichtigkeit aber ist, daß der Mann aktiv seine Keimzellen in den Schoß des Weibes hineinbefördert. Zu diesem Zweck ist er beim Verkehr incubus, das Weib succubus. Sein Leib führt beim Geschlechtsakt rhythmische, mehr oder weniger stürmische Bewegungen aus, während ihr Leib sich verhältnismäßig still verhält. Der Körper des menschlichen Weibes ist sogar bis zur ersten Begattung verschlossen, erst der Mann erschließt ihn, womit eine nicht unbeträchtliche Veränderung, ja eine Verwundung ihres Leibes verbunden ist. Der Körper des Mannes ist dagegen vor und nach dem ersten Verkehr völlig der gleiche, ebenso vor und nach der ersten Zeugung, er vermag an seinem Leibe durch nichts wahrzunehmen, ob er Vater geworden ist. Die sich hieraus ergebenden Zweifel und Skrupel sind von neueren Dichtern, wie von Ibsen in der

[1]) Dr. Constantin J. Bucura: Geschlechtsunterschiede S. 45.

„Wildente", von Strindberg im „Vater", mehrfach dramatisch bearbeitet worden. Die Frau unterliegt aber nicht nur in der Defloration, sondern auch bei den regelmäßigen Menstruationen, während der Befruchtung, Schwangerschaft und Entbindung organischen Vorgängen von tiefeinschneidender Bedeutung, für welche es beim Manne kein Analogon gibt. Dies alles rechtfertigt den Satz, daß die beiden Geschlechter wohl gleichwertig, auch gleichberechtigt, sicherlich aber nicht gleichartig sind.

Aus dem Angeführten erhellt, daß dem Manne im ganzen im Geschlechtsleben eine aktivere, dem Weibe eine passivere Rolle zukommt. Der Komparativ besagt hier weniger wie der Positiv, er will ausdrücken, daß ein gewisser Grad von Aktivität auch beim Weibe vorhanden ist, eine gewisse Passivität auch normalerweise dem Manne innewohnt. Dies wird dadurch bewirkt, daß die Frau für den Mann die objektiv-primäre Reizquelle ist, welche durch die von ihr ausstrahlenden Eigenschaften sein Sensorium lustbetont beeinflußt, so daß die affizierten Sinne sich den Reizen spontan zuwenden. In diesem anfangs meist unbewußten, nach und nach in ihr Bewußtsein dringenden und dann meist mehr oder weniger bewußten Locken der Frau liegt eine Art von Aufforderung, der ein tätiger Charakter nicht ganz abzusprechen ist. Es ist aber doch nur eine scheinbare Aktivität, denn das Wesentliche bleibt, daß, wenn Reize ein Geschlechtsempfindungszentrum von spezifischer Empfänglichkeit treffen, sich dieses Zentrum zielstrebig, automatisch nach der Reiz- und Lustquelle hinneigt. Auf dieser Zuneigung und Zuwendung liegt der Schwerpunkt, gleichviel ob es nur das nachschauende Auge, das der sympathischen Stimme lauschende Ohr ist, welches sich hinwendet, oder ob es die Hand ist, welche zärtlich die anziehenden Teile berührt oder Liebesbriefe schreibt, oder ob es die in immer stärkerer Steigerung zu immer innigerem Kontakt drängenden Körperoberflächen sind. Es kommt hier zu Stadien, in denen Aktion und Reaktion, Reiz und Lust, völlig zusammentreffen und eine aktive und passive Phase, ein subjektiver und objektiver, ein primärer und sekundärer, motorischer und sensorischer Vorgang, ein Geben und Nehmen, kaum noch zu unterscheiden sind. Denken wir beispielsweise daran, wie sich im Kusse die vom Gehirn zu den Lippen auf motorischem Geleise verlaufende Handlung mit der Empfindung verbindet, welche auf umgekehrtem sensorischen Wege vom Munde zum nervösen Zentralorgan zurückläuft.

Dieses Zuwenden kann man in Anlehnung an den Heliotropismus der Pflanzen, den Chemotropismus der Elemente als sexuellen Tropismus (oder Genotropismus) bezeichnen. Zieht man dabei die Bedeutung in Betracht, welche der innere Chemismus als Geschlechtscharakter hat, so liegt in der Zusammenstellung mit dem Chemotropismus vermutlich mehr eine Identität als eine Analogie, mehr eine Gleichsetzung als ein Vergleich. Hat doch kein geringerer wie Häckel bereits in seiner „Anthropogenie" den „erotischen Chemotropismus als Urquelle der Liebe" bezeichnet. Sicherlich ist die tropistische und höchst wahrscheinlich chemotropistische Art, wie die Samenzelle im Innern des weiblichen Organismus von der Eizelle angezogen wird, wie sie diese sucht und findet, im kleinsten eine Wiedergabe dessen, was sich im großen zwischen Mann und Weib abspielt. Wie die Samenzelle in den Leib der Eizelle, so dringt der Mann in den Körper des Weibes. Wie die Eizelle dem sich nähernden Kopf der Samenzelle den Empfängnishügel entgegenstreckt, so streckt das Weib dem Manne, der von ihr Besitz nimmt, ihren Körper entgegen.

Wir wissen, daß die Besitzergreifung des Weibes durch den Mann in alten Zeiten viel gewalttätiger vor sich ging als heutzutage. Ähnlich wie bei der Mehrzahl der Tiere wurde das Weibchen vom Manne überwältigt, brutalisiert. Die Raubehe und die Entführungssitte, von der in der Hochzeitsreise noch Reste wahrnehmbar sein sollen, legen davon Zeugnis ab. Auch als man schon zu milderen Gebräuchen übergegangen war, als man sich Weiber durch Tausch und Kauf verschaffte, kamen noch gelegentlich Rückfälle in die ursprünglichen Gepflogenheiten vor, wie der Raub der Sabinerinnen oder die Geschichte im biblischen Buche der Richter lehrt, nach der sich Leute vom Stamme Benjamin mit Gewalt Weiber aus Schilo holten. Für unsere Betrachtung fällt ins Gewicht, daß die Frau, gleichviel ob durch Raub, Tausch oder Kauf erworben, ursprünglich ein Eigentum des Mannes wurde, mit dem er nach Belieben schalten und walten konnte. Durfte er sie doch bei manchen Völkern sogar weiter verkaufen oder verpfänden. Er, der Herr, übte allein die Herrschaft aus, die Frau war ein Teil der Herrschaft. In vielen Sprachen — das französiche l'homme und englische man sind Beispiele — hatte das Wort Mann zugleich die Bedeutung von Mensch, das Weib war vielfach sogar nicht einmal weiblichen, sondern sächlichen Geschlechts. Dementsprechend verlor mit der Verehelichung das Weib fast überall ihren eigenen Namen und erhielt den des Mannes. Daß gleichzeitig aus dem Fräulein eine Frau, ebenso wie aus der Miß eine Mistreß, aus der Mademoiselle eine Madame und aus der Signorina eine Signora wurde, während die entsprechenden Bezeichnungen des Mannes durch die Hochzeit keine Änderung erfuhren, dürfte allerdings weniger mit dem wirtschaftlichen Charakter der Ehe, als mit der damit verbundenen Vorstellung der Defloration zusammenhängen, welche den Leib der Jungfrau und damit Seele und Bedeutung des Weibes nicht unwesentlich umgestalten. Was der Mann von der Frau in erster Linie verlangen zu können das Recht zu haben glaubte, selbst dann noch, als er ihrem Vater nichts mehr für sie zahlte, sondern von ihm noch etwas dazu bekam, die sogenannte Mitgift, war, daß sie ihm als ihrem Herrn eine gehorsame Dienerin sei. Noch jetzt lautet in England die Eheformel der Frau: „to love, to serve and to obey“ und Goethes Worte aus Hermann und Dorothea: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung“, Schillers: „Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden, das harte Dulden ist ihr schweres Los“, entsprechen auch gegenwärtig noch den Anschauungen und Wünschen konservativer Kreise.

Jede Abhängigkeit bewirkt, selbst wenn der Beherrscher nichts weniger als streng ist, von seiten des unterworfenen Teils einen latenten Widerstand, eine innere Auflehnung, ein Aufbäumen, das instinktiv, oft unmerklich dazu übergeht, sich in irgendeiner Weise dem Machthaber überlegen zu zeigen. Das Weib verfügt zu diesem Zweck von Natur über ausgezeichnete Mittel. Sie kann dem Mann, der nach der ihrem Leibe entströmenden Lust hungert und dürstet, die Liebe zu einer wahren Leidenschaft machen. Diese Wortbildung enthält das ganze Geheimnis der Leidlust und Leidsucht, der Passiophilie, auf die schon der persische Dichter Rumi[1]) das Wort münzte „Liebe ist ihrer Natur nach Schmerz“.

Mit dem Eroberungsdrang des Mannes und der Widerstandskraft des Weibes hängt der Kampf der Geschlechter zusammen, der auf beiden Seiten mit vielen wirksamen Waffen geführt wird. Nach Meinung der einen hat in

[1]) Zitiert nach Bloch: „Sexualleben“ S. 614.

diesem unausgesetzten Kampfe, der vermutlich schon so lange andauert, als es eine Trennung der Geschlechter gibt, das Weib, nach Ansicht anderer der Mann die Oberhand behalten. Diese Verschiedenheit der Auffassung dürfte daher rühren, daß für viele Fälle das eine gilt, für viele aber auch das andere zutrifft.

Von Wichtigkeit ist, daß die beiden Gegensätze, um die es sich hier handelt, auch außerhalb des Liebeslebens als zwei sich gegenüberstehende Grundtriebe des Menschen eine entscheidende Rolle spielen: der Trieb zu leiten und zu leiden, Beherrschungsdrang auf der einen Seite, im Extrem gesteigert bis zu despotischer Tyrannei und grausamer Willkür, Willfährigkeit auf der anderen Seite, im Extrem herabsinkend bis zur Willenlosigkeit, tiefsten Ergebenheit, Untertänigkeit und Hörigkeit. Dabei dürfte es schwerlich nur ein Zufall sein, daß der Hochmut männlich, die Demut weiblichen Geschlechts ist. Gleichviel ob im Manne oder Weibe: Herrschen und Nehmen ist das aktiv-männliche, Hingabe und Dienstbarkeit das passiv-weibliche Prinzip.

Wir wollen ununtersucht lassen, ob und inwieweit diese beiden Triebfedern, ein unbewußt, unterbewußt, ja vielleicht bewußt erotisch gefärbter Herrschafts- und Unterwürfigkeitsdrang auch für das allgemeine Leben von ausschlaggebender Bedeutung sind; auch soweit sie sich innerhalb normalsexueller Grenzen bewegen, sollen sie uns hier nicht ausführlicher beschäftigen, sondern nur zum besseren Verständnis herangezogen werden. Hier kommt für uns nur der pathologisch gerichtete und dann meist auch gesteigerte Herrsch- und Diensttrieb in Betracht. Eine Umkehrung und damit eine Abweichung vom Geschlechtstypus haben wir dann festzustellen, wenn in der Liebe des Mannes die passive Lust am Dienen und Leiden, beim Weibe die aktive Neigung zur Unterjochung und Demütigung in ausgesprochener Weise überwiegt. Bezeichneten wir das normale Verhalten der Geschlechter untereinander als sexuellen Tropismus, so können wir ein derartig abnormales Verfahren, in dem das Weib die aktive, der Mann die passive Rolle spielt, Metatropismus nennen (griechisch: μετά wie in Metamorphose im Sinne von umgekehrt).

Wir ziehen diesen Terminus den von Krafft-Ebing mit großem Erfolg in die Fachliteratur eingeführten Begriffen „Masochismus“ und „Sadismus“ vor, die sich in mancher Beziehung, wenn auch durchaus nicht völlig mit dem Begriff des Metatropismus decken. Den Masochismus erklärte Krafft-Ebing als „eine eigentümliche Perversion der Vita sexualis, welche darin besteht, daß das von derselben ergriffene Individuum in seinem geschlechtlichen Fühlen und Denken von der Vorstellung beherrscht, dem Willen einer Person des anderen Geschlechts vollkommen und unbedingt unterworfen zu sein, von dieser Person herrisch behandelt, gedemütigt und selbst mißhandelt zu werden. Diese Vorstellung wird mit Wollust betont; der davon Ergriffene schwelgt in Phantasien, in welchen er sich Situationen dieser Art ausmalt; er trachtet oft nach einer Verwirklichung derselben und wird durch diese Perversion seines Geschlechtstriebes nicht selten für die normalen Reize des anderen Geschlechts mehr oder weniger unempfänglich, zu einer normalen Vita sexualis unfähig — psychisch impotent.“ An anderer Stelle umgrenzt Krafft-Ebing den Sadismus dahin, daß er unter ihm Akte der Grausamkeit versteht, „die vom Manne am Körper des Weibes verübt werden nicht sowohl als präparatorische Akte des Koitus bei gesunkener Libido und Potenz, sondern als Selbstzweck zur Befriedigung einer perversen vita sexualis“. Im Gegensatz hierzu gehören nach diesem Autor dann zum Masochismus Fälle, in denen

„der Mann auf Grund von sexuellen Empfindungen und Drängen sich vom Weibe mißhandeln läßt und sich in der Rolle des Besiegten statt des Siegers gefällt".

Während Krafft-Ebing die Bezeichnung Sadismus dem französischen Schrifttum entlehnte, bildete er den Ausdruck Masochismus selbst. Die Namengeber beider Anomalien entstammten alten aristokratischen Familien. Während der Marquis de Sade, welcher 1740 in Paris zur Welt kam und 1814 im Irrenhause von Charenton endete, in seinem umfangreichen Lebenswerk Verbindungen aller Arten von Grausamkeit und Wollust mit ausschweifendster Phantasie schilderte, gefiel sich der österreichische Schriftsteller Leopold von Sacher Masoch (geb. 1836 in Lemberg, gest. 1895 in Lindheim bei Weinheim) darin, in seinen Romanen wieder und immer wieder Verhältnisse darzustellen, in denen eine stolze, gebieterische „Herrin" vielfach mit Pelz und Peitsche, als Herrschaftsemblemen, einen ihr sklavenhaft ergebenen, willensschlaffen, wenn auch häufig geistig bedeutenden Mann demütigte und mißhandelte.

Krafft-Ebing erkannte auch bereits, und der gründlichste Kenner dieser Triebstörung Albert Eulenburg schloß sich ihm in dieser Auffassung völlig an, daß dem masoschistischen Unterwürfigkeitsdrang des Mannes ein passiv femininer Charakter innewohnt, während die sadistische Unterjochungsneigung des Weibes eine männlich aktivistische Note besitzt. So meint Krafft-Ebing einmal, es liege nahe, den Masochismus überhaupt als eine pathologische Wucherung spezifisch weiblicher Elemente anzusehen, er sei eine krankhafte Steigerung einzelner Züge der psychisch weiblichen Geschlechtscharaktere, man habe daher seine primäre Entstehung bei diesem Geschlechte zu suchen. Er fügt hinzu, man könne als feststehend annehmen, daß sich eine Neigung zur Unterordnung unter den Mann beim Weibe bis zu einem gewissen Grade als normale Erscheinung vorfinde. Der Verfasser der Psychopathia sexualis zitiert in diesem Zusammenhange den Ausspruch der Lady Milford in Schillers „Kabale und Liebe" (2. Akt, 1. Szene): „die höchste Wonne der Gewalt ist doch nur ein elender Behelf, wenn uns die größere Wonne versagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu sein, den wir lieben". An anderer Stelle sagt Krafft-Ebing: „während der Sadismus als eine pathologische Steigerung des männlichen Geschlechtscharakters in seinem psychischen Beiwerk angesehen werden kann, stellt der Masochismus eher eine krankhafte Ausartung einer spezifisch weiblichen psychischen Eigentümlichkeit dar", und weiter (Anm. zu S. 153) „es drängt sich der Gedanke auf, daß der Masochismus, wenn auch nicht immer so derb, in der Regel ein Erbstück der Hörigkeit weiblicher Vorfahren sei. Er tritt so — heißt es dann — in eine wenn auch sehr entfernten Beziehung zur konträren Sexualempfindung, als Übergang einer eigentlich dem Weibe zukommenden Perversion auf den Mann". Einige Seiten weiter spricht sich der Verfasser sogar direkt dahin aus, daß „der Masochismus eigentlich eine Form der konträren Sexualempfindung sei, eine partielle Effeminatio, welche nur die sekundären Geschlechtscharaktere der psychischen Vita sexualis ergriffen hat; vorher hat er nochmals dargelegt, daß der Masochismus eine ins Pathologische outrierte Erscheinung weiblicher psychischer Geschlechtsmerkmale darstelle, „da ein Merkmal derselben Duldung, Unterwerfung unter den Willen und die Macht ist". Über den Sadismus als eine pathologische Steigerung männlicher Geschlechtscharaktere hat sich Krafft-Ebing ganz ähnlich ausgesprochen.

Eine wichtige Stütze seiner Annahme findet der Wiener Psychiater darin, daß „heterosexuelle Masochisten sich oft als weiblich fühlende Naturen be-

zeichnen und bei Beobachtung auch tatsächlich weibliche Züge aufweisen", ferner darin, daß „masochistische Züge so überaus häufig bei homosexuell fühlenden Männern anzutreffen sind". Das Analoge findet sich bei sadistischen Frauen; sie haben oft seelisch und körperlich viel männliche Eigenschaften, auch findet sich weibliche Homosexualität nicht selten mit Sadismus vergesellschaftet vor. Ziemlich häufig kommt auch bei Frauen eine eigene Form der Bisexualität vor, die darin ihren Ausdruck findet, daß dem einen Geschlecht, beispielsweise dem weiblichen gegenüber masochistische Regungen vorhanden sind, während dem anderen gegenüber eine sadistische Neigung vorliegt.

Daß der heterosexuelle Metatropist ganz ähnlich wie der Homosexuelle und Transvestit häufig einen recht femininen Eindruck, nicht nur psychisch, sondern auch körperlich, in Gestik und Mimik macht, kann ich auf Grund eigener umfangreicher Erfahrungen bestätigen. Namentlich wird man, wenn man ihn genauer kennen lernt, kaum je bei einem Metatropisten anderweitige weibliche Einschläge im Seelenleben vermissen. Damit wird auch der Gedankengang mancher Masochisten widerlegt, ihre Sonderart sei doch nur ein Ausfluß der männlichen Ritterlichkeit, der sich der edelgesinnte Mann dem schwächeren und schöneren Geschlecht gegenüber pflichtgemäß zu befleißigen habe. Da der Ritter, der Kavalier, gerade als eine recht männliche Erscheinung gelte — so fahren sie fort —, könne doch auch in ihrem Gebaren nichts Unmännliches liegen.

Offenbar liegt die Umschlagstelle zwischen den Gegensätzen Beherrschen und Bedienen im Begriff des Beschützens. Der Ritter beschützt das Weib; indem er es aber unter seinen Schutz nimmt, bedient er es auch und kann, wenn seine Geneigtheit dementsprechend ist, dann leicht weiter hinabgleiten bis zur völligen Hingabe an die geliebte Herrin, wie uns solches vom „Minnedienst" des Ritters Ulrich von Lichtenstein und anderer Minnesänger überliefert wird. Aber gerade dieses historische Beispiel zeigt uns wieder die enge Zusammengehörigkeit von Masochismus und Feminismus, wissen wir doch, daß Ritter Ulrich von Lichtenstein, der als „Königin Venus" durch die Lande zog, ebenso wie Ritter Otto von Buchawe und Ritter Friedrich von Auchenfurt Frauenkleider anlegte, um sich, so angetan, „züchtiglich vielen schönen Frauen zu zeigen" (vgl. Transvestiten, S. 431 u. ff.). Ulrich rühmt sich, daß, wenn er „ganz in Frauensitte ging, sein Tritt kaum händebreit war, und daß er ein dargereichtes Buch so nahm, wie Frauen tun".

Wer die Einzelfälle genau analysiert, wird alsbald die Überzeugung gewinnen, daß die zitierten Ausführungen Krafft-Ebings den Kernpunkt des ganzen Problems treffen, nämlich, daß der Masochismus des Mannes und der Sadismus des Weibes ausgesprochen metatropische Erscheinungen sind. Vom sexualpsychologischen Gesichtspunkt aus sind der Masochismus des Weibes und der Masochismus des Mannes zwei grundverschiedene Dinge und ebenso der Sadismus des Mannes und des Weibes. In dem einen Fall handelt es sich um einen Exzeß, im andern um eine Inversion, der eine Fall bedeutet nur eine Steigerung, der andere aber eine völlige Umkehrung des eigentlichen Geschlechtstypus.

Eine masochistische Frau nach Sacher-Masoch zu benennen, wie es in der Fachliteratur noch gang und gäbe ist, erscheint völlig unangebracht. Denn wer das Leben, das Wesen und die Werke dieses Schriftstellers kennt, weiß, daß sie gerade vom Gegenteil des masochistischen Weibes, nämlich von der „Herrin", der „Domina" erfüllt waren; das Wesentliche in Masochs

ist gerade der Metatropismus, die sklavenhafte Unterwürfigkeit des Mannes unter das kraftvolle Weib. Wir sehen bei dieser Feststellung ganz davon ab, ob nicht überhaupt der Gebrauch von Personennamen in der sexualwissenschaftlichen Nomenklatur besser unterbleiben sollte. Es heißt dem Andenken eines literarisch verdienstvollen Mannes, dessen Kinder noch leben, keinen Gefallen erweisen, wenn man Empfindungen und Handlungen nach ihm benennt, von denen er selbst keineswegs verraten hat, ob sie im einzelnen tatsächlich bei ihm vorhanden waren oder ob sie nur seiner Dichterphantasie entsprangen. Kann man auch nicht von jedem wissenschaftlichen Terminus beanspruchen, daß er völlig den Inhalt des Begriffes deckt, so darf man doch wohl verlangen, daß er etwas ganz Wesentliches ausdrückt. Der Ausdruck Metatropismus erfüllt diese Forderung, die Bezeichnung Masochismus nicht. Die Berufung Krafft-Ebings auf das Beispiel des Daltonismus für Farbenblindheit trifft insofern nicht zu, als es sich hier doch um ein viel umgrenzteres und sehr viel weniger heikles Krankheitsgebiet handelt. Ferner war Dalton, der als erster die Krankheit, an der er selbst litt, beschrieb, kein Belletrist, sondern ein berühmter Naturforscher. Auch wurde der persönliche Name ziemlich bald durch den sachlichen „Farbenblindheit" fast völlig verdrängt.

Das Unzureichende in den Bezeichnungen Masochismus und Sadismus ist auch von anderen Seiten bereits empfunden und betont worden. So von Schrenck-Notzing, der dafür den auch von Eulenburg übernommenen Ausdruck Algolagnie (von ἄλγος Schmerz und λαγνεία Lüsternheit) empfahl und aktive und passive Algolagnisten unterschieden wissen wollte, je nachdem solche Personen Schmerzen einem andern zufügen oder selbst von einem andern erleiden wollen. Eulenburg hat noch eine dritte, wie er bemerkt, „zahmere Abart oder Spielart", nämlich die ideelle oder illusionäre Algolagnie hinzugefügt, die darin bestehen soll, daß „die geschlechtliche Erregung und Lustbefriedigung in psychisch-onanistischer Weise lediglich aus der autosuggestiv produzierten und lebhaft apperzipierten Vorstellung verübter oder erlittener Mißhandlung geschöpft wird". Übrigens machte auch schon Thoinot (L. Thoinot: Attentats aux moeurs et perversions du sens génésique. Paris 1898) den wichtigen Unterschied zwischen „fictions idéales masochistes" und „scènes masochistes réelles", in denen „le masochiste va passer du rêve à la réalité".

Gegen die Bezeichnung Algolagnie, wie überhaupt gegen den Begriff des Masochismus als einer durch Schmerz hervorgerufenen Geschlechtserregung, läßt sich mancherlei, vor allem aber folgendes einwenden: da das, was dem Normalen Schmerz verursacht, bei dem Masochisten keine Schmerz- und Unlustempfindungen, sondern im Gegenteil Lustgefühle auslöst, so ist eben für ihn der Schmerz subjektiv und objektiv kein Schmerz. Ich habe mir oft von passiven Flagellanten sagen lassen, daß die Schläge auf das Gesäß zwar für sie erotische Irritamente seien, die sie nicht entbehren möchten, daß sie sich sogar vielfach Mühe gäben, „eine tüchtige Portion" davon zu vertragen, indem sie ihre Empfindlichkeit nach Möglichkeit abstumpften, daß aber, wenn man ihnen wirklich wehe täte, die sexuelle Anregung zurücktrete, weil dann eben das Unlustgefühl das Lustgefühl übertönte.

Mir scheint es, daß man der Lösung dieses Rätsels wesentlich näher kommt, wenn man die von den Masochisten für die Hautsinnesnerven begehrten Reize mit denen vergleicht, welche seine anderen Sinnesnerven verlangen. Da wird man dann bald gewahr, daß nicht etwa nur das Hautorgan, sondern auch die vier übrigen Sinnesorgane nach viel stärkeren und massiveren Irritamenten lechzen, als es bei Normalsexuellen die Regel ist.

(Fortsetzung folgt.)

Referate.

Psychologie und Psychoanalyse.

Koerber, **Vom Antifeminismus.** (Die neue Generation Bd. 13. S. 299. 1917.)

Antifeminismus ist ein Ausdruck im Kampf der Geschlechter. Vom Standpunkt des Antifeminismus ist das Weib nicht nur anderswertig, sondern in irgendeinem Sinne minderwertig. Eine rein wissenschaftliche Darstellung des Weibes durch den Mann gibt es nicht. Stets wird das affektive Erleben, welches der Mann vom Weibe erfährt, sein Urteil beeinflussen. Dabei sind nicht allein die Weibserlebnisse des geschlechtsreifen Mannes bestimmend für seine Einstellung zum Weibe, sondern die Ursachen reichen oft bis in die Kindheit zurück. Die persönlichen, positiven oder negativen Lusterfahrungen verführen leicht zu einer allgemeinen Beurteilung und Verurteilung des ganzen Geschlechts. Außer diesem, mehr zufälligen des Weiberlebnisses wirkt auch die in jedem Manne auf Grund der bisexuellen Anlage steckende weibliche Quote mitbestimmend an der Bewertung des Weibes durch den Mann. Die Kontraststellung zum Weibe ist oft nichts als der Versuch, mannfeindliche Elemente aus dem eigenen Ich zu eliminieren. Man muß sich diese mannigfachen Einflüsse vergegenwärtigen, wenn man den Standpunkt der Antifeministen begreifen will. Das gilt insbesondere für Strindberg. Verkehrte Erziehung und trübe Jugenderlebnisse drängten ihn in eine masochistische Triebund Gemütslage. Anstatt seine Libido auf das schlichte und tüchtige Weib zu richten, war es sein Sexualfatum, unheilbar der Blaustrumpfkokette verfallen zu sein. Str. nahm dabei das Weib viel ernster, als einen gleichwertigen Gegner. Sein Haß war im Grunde nur verkümmerte Liebe. Verf. skizziert weiter die hauptsächlichen Schriften extremer Antifeministen, so Schopenhauers „Abhandlung über die Weiber", Friedlaenders „Renaissance des Eros Uranios", von Moebius „Der physiologische Schwachsinn des Weibes" und die Abhandlungen von Weininger und Blüher. Dagegen stellt er Nietzsche nicht in diese Reihe. Jedenfalls ist Nietzsche frei von der Festnagelung des Weibes auf das Erotische, wie es so viele Antifeministen tun, denen das Weib nur als Sexualobjekt verständlich und wertvoll scheint. Verf. weist darauf hin, daß durch den Eintritt des Weibes in das Erwerbsleben und in den Konkurrenzkampf die Zahl der Antifeministen zunehmen wird, daß damit leider auch die galante Note in der Beziehung der Geschlechter zueinander verschwinden wird. Im Gegensatz zur Auffassung der Antifeministen sieht Verf. die Erlösung des Weibes nicht in seiner gesteigerten Sexualisierung, sondern durch Stärkung seines Persönlichkeitsbewußtseins. Mann und Weib — jeder in seiner Eigenart — sollen Freud und Leid gemeinsam tragen und gemeinsam arbeiten an der Fortentwicklung des Menschengeschlechtes.

Sprinz (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Teilhaber, **Vom kommenden Frauenüberschuß.** (Die neue Generation H. 11. 1917.)

Frauen, die beruflich oder gewerblich tätig sind, finden heute in großer Zahl einen persönlichen, freien Wirkungskreis, der nicht eine sexuelle Bindung voraussetzt. Dadurch ist die Frau zur freien Partnerin geworden. Sie muß nicht auf die Erlösung, auf den Mann warten. Das übt aber auf das sexuelle Problem wenig Einfluß aus. Während die heutige Gesellschaftsordnung dem Manne immerhin ein Recht auf ungezügelten Geschlechtsgenuß zugesteht, trägt dies dem Mädchen unfehlbar eine moralische Minderwertung ein. Nur in der Ehe findet das Weib die sexuelle Freiheit. Durch den Krieg ist andererseits ein gewaltiger Frauenüberschuß geschaffen. Es sind viel mehr Frauen da als Männer. Es ist also schon rein zahlenmäßig ausgeschlossen, daß ein großer Teil der Frauen einen geeigneten Ehepartner findet. Mithin wird ein erheblicher Teil der Frauen von der durch den Staat allein als sittlich anerkannten Lebensgemeinschaft ausgeschlossen.

Bei den Überlegungen, wie nach dem Kriege der Bevölkerungszuwachs am kräftigsten zu fördern wäre, ist man auch auf die Einführung der Doppelehen verfallen. Die Polygamie würde zwar einer erhöhten Zahl Frauen zum Eheleben verhelfen; aber sie widerspräche allzusehr der Gleichwertigkeit der Geschlechter und der Daseinsberechtigung des weiblichen Menschen. Das vorliegende Problem, daß Millionen von Frauen durch den Krieg um den Anschluß an einen männlichen Lebensgefährten gebracht werden, ist wichtig genug, um auch ohne Verquickung mit der Volksvermehrung betrachtet zu werden.

Keine religiöse Vorstellung, keine berufliche Tätigkeit wird einer gesunden Frau vollen Ersatz gewähren für den Verzicht auf jegliches Liebesleben. Man wird deshalb

den Mädchen bei den schlechten Heiratschancen unmöglich moralische Minderwertigkeit vorwerfen können, wenn sie sich mit einer ganz kurzen Spanne Liebesglück begnügen. Damit soll nicht der sogenannten „freien Liebe" das Wort geredet sein, aber es muß anerkannt werden, daß der freiere Geschlechtsverkehr eine sozial bedingte Lebensform ist.

Das sich außerhalb der Ehe hingebende Weib muß nicht als moralisch minderwertig bezeichnet werden dürfen. Hierhin gehört auch die Verpflichtung des Staates, das Los der unehelichen Mutter und ihres Kindes zu verbessern. Die bewußte Erziehung zur sexuellen Verantwortlichkeit muß bei beiden Geschlechtern verlangt werden. Sprinz (Berlin).

Döderlein, A., München, **Zur Bekämpfung der Fehlgeburten.** (M. m. W. Nr. 29. 1917.)

Die vom Ärztlichen Verein München eingesetzte Kommission zur Beratung von Fragen zur Erhaltung und Mehrung der Volkskraft hat 18 Leitsätze aufgestellt, die sich mit der Zahl und den Ursachen der Fehlgeburten befassen, sowie mit der Bekämpfung der Abtreibung.

Zuverlässige Statistiken über die Zahl der Fehlgeburten gibt es nicht, doch werden sie bis auf 20 Prozent der rechtzeitigen Geburten geschätzt, was für Deutschland einen Verlust bedeuten würde, der ebenso groß ist wie die im ersten Lebensjahre absterbenden Säuglinge. Die in der Münchener und Berliner Frauenklinik angestellten Berechnungen haben ergeben, daß die Zahl der Fehlgeburten in den letzten Jahrzehnten beständig gestiegen ist. Die Häufigkeit des spontanen Abortus im Verhältnis zum künstlichen läßt sich nicht ermitteln. In den großen Städten wird die Häufigkeit der künstlichen Fehlgeburten auf etwa 60—80 Proz. aller geschätzt, in Berlin sogar bis auf 89 Proz. Eine wichtige Rolle bei dem Kinderverlust vor der Geburt spielt die Syphilis. In dem geburtshilflichen Material der Münchener Frauenklinik wurde mit Hilfe der Wassermannschen Reaktion der Anteil dieses Verlustes auf 9 Proz. berechnet.

Es wird dann eine strenge Überwachung, Verfolgung und Bestrafung der Abtreibung befürwortet. Bemerkenswert für den konservativen Geist der Leitsätze ist die Forderung, daß die soziale und eugenische Indikation bei Unterbrechung der Schwangerschaft unter allen Umständen abzulehnen ist, bei gerichtlich festgestellter Notzucht soll jedoch die Abtreibung nicht strafbar sein. Ferner sollen die Ärzte sich in der Verordnung antikonzeptioneller Mittel äußerste Zurückhaltung auferlegen. (Diese letztere Forderung klingt angesichts der durch den Krieg gezeitigten Zustände ein wenig weltfremd. Nach dem Kriege werden die wenigsten noch in diesem Punkte des ärztlichen Rates bedürfen.)

M. Vaerting (Berlin).

Zeiler, A., Staatsanwalt in Zweibrücken, **Volkswachstum und Familienlasten.** (Der Frauenarzt H. 11. 1917.)

Um dem Rückgang der Geburtenzahl zu begegnen empfiehlt Verf. eine allgemeine einheitliche, die Volksgesamtheit umfassende Gewährung ausgiebiger Beihilfen an die Familien. Es werden Beihilfen für den Haushalt und daneben Kinderbeihilfen verlangt. Die sehr hohen Mittel sollen durch ein eigenes Umlegeverfahren aufgebracht werden. Was jeder als Deckungsumlage zu entrichten hat, wird gegen das verrechnet, was der einzelne, je nach seiner Familienlast an Beihilfen erhält. Nur der Unterschiedsbetrag wird von jedem eingehoben oder an ihn ausbezahlt. „Während heute ein Junggeselle genau wie die stärkste Familie, ohne jede Rücksicht auf Familienstand und Familienlast, ein Einkommen bezieht von beispielsweise

	1000	2000	4000	6000 Mk.
würden künftighin als ‚berechtigtes Einkommen' zur Verfügung haben:				
a) der Unverheiratete	904	1664	3184	4704 „
b) ein kinderloses Ehepaar	1054	1964	3784	5604 „
c) eine Familie mit fünf Kindern von 5, 7, 10, 11, 14 Jahren	1444	2359	4496	6672 Mk."

Den Plan einer Familienbeihilfeordnung hat Verf. in einer Schrift ‚Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt' (Stuttgart 1916, J. Heß, Preis 1.20 Mk.) eingehend dargelegt.

M. Vaerting (Berlin).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | Januar 1918 | 10. Heft

Über die Krankheit Nietzsches.

Von Dr. Bruno Saaler
in Charlottenburg.

Im Vorwort zur ersten Ausgabe seines Werkes über Nietzsche erwähnt Moebius [1]), daß es der Schwester und den Freunden Nietzsches wohl zum Troste gereichen werde, daß gerade durch seine Darstellung die Nahestehenden besonders peinliche Vermutung, die Krankheit sei nur die Steigerung seiner Eigentümlichkeit gewesen, beseitigt werde. Nichtsdestoweniger mußte er im Vorwort zur neuen Ausgabe die in echt Moebiusscher Art von dem Seitenhieb: „Habeant sibi!" begleitete Feststellung machen, daß die eigentlichen Nietzsche-Freunde sich in verächtliches Schweigen gehüllt hatten. Diese Tatsache dürfte aber weniger die Folge des von Moebius erbrachten Nachweises sein, daß Nietzsche an progressiver Paralyse gelitten hat, als vielmehr des zweifellos anfechtbaren Versuchs, den Beginn der Krankheit in das Jahr 1881 zu verlegen und somit einen großen Teil der im deutschen Volk mit Ehrfurcht vor dem Genius gelesenen Werke nicht nur als die Arbeit eines bereits Gehirnkranken, sondern zum Teil sogar als Ausfluß krankhafter Erscheinungen zu kennzeichnen. Im übrigen hat Moebius recht; denn wenn auch zugegeben werden muß, daß die progressive Paralyse eine exogene Krankheit im eigentlichen Sinne des Wortes nicht ist, so kann doch keineswegs behauptet werden, daß das endogene Moment, ohne das das Gift der Syphilis keine Paralyse erzeugen kann, mit der degenerativen Anlage identisch sein müßte. Solange die Ursachen, die zur Sensibilisierung der Ganglienzellen in der Hirnrinde und damit zur Entstehung der Krankheit Veranlassung geben, noch nicht völlig geklärt sind, darf niemand, der eine Syphilis überstanden hat, und wäre er noch so gesund geboren, sich sicher wähnen, von der Paralyse verschont zu bleiben. Ganz anders liegen die Dinge bei den endogenen Geisteskrankheiten, bei denen die degenerative Anlage in der Tat nicht nur die Voraussetzung für die Erkrankung bildet, sondern sogar als der spezifische Keim anzusehen ist, aus dem heraus die Psychose sich mit Notwendigkeit und gewissermaßen harmonisch entwickelt. Auch der Einwand, daß auf dem Boden der Entartung manches Kunstwerk gewachsen ist, daß ferner ein leichter degenerativer Einschlag, dem ja auch in eugenischer Beziehung keine besondere Bedeutung zuzumessen ist, gerade bei Menschen, die den Durchschnitt überragen, selten vermißt wird, kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß durch den Ausbruch einer endogenen Psychose die degenerative Anlage eben als eine erhebliche gekennzeichnet wird.

Gerade bei der Analyse der Krankheit Nietzsches ist es verlockend, Beziehungen zwischen Anlage und Psychose zu konstruieren, aus den paranoiden Zügen, die man bei der Betrachtung seiner Persönlichkeit zu erkennen glaubt, eine paranoische Erkrankung erstehen zu lassen, in der somit nichts anderes

[1]) P. J. Moebius, Nietzsche. Leipzig. Verlag von Joh. Ambros. Barth.

G.C.

als eine Steigerung seiner Eigentümlichkeit zu erblicken wäre. Diese Auffassung, die durch die Moebiussche Darstellung des Falles beseitigt war, ist jetzt wieder, wenn auch in anderem Gewande, neu erstanden. Auf dem Wege psycho-analytischer Deutung hat Stekel[1]) festgestellt, daß Nietzsche an Paranoia gelitten hat, die sich aus einer Hysteria virilis entwickelt habe, und diese Auffassung in einer Studie über Nietzsche und Wagner, die im übrigen einen interessanten, aber nicht einwandfreien Beitrag zur Psychologie des Zarathustradichters liefert, mit der ihm eigenen Beredsamkeit für manchen überzeugend vertreten. Gerade deshalb und wegen der großen Bedeutung der Frage, ob Nietzsche den Keim einer endogenen Geisteskrankheit in sich trug (als solche muß die chronische Paranoia trotz aller psychologischer Motivierungs- und Determinierungsversuche doch angesehen werden), ist es nötig, sich mit der Arbeit Stekels näher zu beschäftigen, aber auch deshalb, um den Ausführungen Stekels diejenige Beachtung zuteil werden zu lassen, die sie nach Berichtigung des Irrtümlichen verdienen.

Moebius, der die Persönlichkeit des ursprünglichen Nietzsche eingehend untersucht hat, konnte auffallenderweise hysterische Züge so gut wie gar nicht feststellen. Das Degenerative der Eigentümlichkeit Nietzsches, wie es Moebius kennzeichnet, ist nicht eigentlich hysterisch. Er gebraucht daher den Begriff Hysterie nicht ein einziges Mal, erwähnt nur, daß die Magenbeschwerden sicher nervöser Natur waren, womit er aber offenbar nicht hysterisch meinte. Wenn es zutrifft, daß sie sich an eine im Kriegsjahr 1870 überstandene Ruhr anschlossen, brauchte man sie ja auch nicht unbedingt für psychogen zu halten. Indessen gibt die in der Biographie übermittelte Tatsache, daß Nietzsche sich bei einem Transport Verwundeter, die an Ruhr und Diphtherie litten, beide Krankheiten geholt hat, doch zu gewissen Bedenken bezüglich der organischen Natur dieser Leiden und somit erst recht ihrer Folgeerscheinungen Anlaß. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß damals eine akute Magen-Darmkrankheit bestanden hat, die die Grundlage für die später auftretende Magenneurose insofern bildete, als dadurch die Möglichkeit des somatischen Entgegenkommens im Sinne Freuds geschaffen war.

Was die Sehstörungen betrifft, die neben Kopfschmerzen und Magenbeschwerden die hauptsächlichsten Krankheitserscheinungen Nietzsches waren, so betont auch bei ihnen Moebius die funktionelle Natur, abweichend von den Augenärzten, die (unter ihnen auch Graefe) eine Schädigung der Sehkraft durch übermäßige Anstrengung der kurzsichtigen Augen angenommen hatten. „Je schlechter Nietzsches Allgemeinbefinden war," stellt Moebius fest, „um so schlechter sah er." Also auch er sieht in der Störung zwar eine funktionelle, nicht aber eine eigentlich psychogene Erscheinung. Nun läßt sich aber aus Nietzsches Worten selbst recht gut zeigen, daß die Sehstörungen tatsächlich auf psychischem Wege entstanden sind. Nach der großen Enttäuschung, die Nietzsche bei den ersten Bayreuther Festspielen erfahren hat, trug er, wie er in „Ecce Homo" mit aller wünschenswerten Deutlichkeit schildert, seine „Melancholie und Deutschenverachtung wie eine Krankheit" mit sich herum. „Die Krankheit löste mich langsam heraus, sie ersparte mir jeden Bruch, jeden gewalttätigen Schritt ... sie erlaubte, sie g e b o t[2]) mir Vergessen; sie beschenkte mich mit der N ö t i g u n g[2]) zum Stilliegen, zum Müßiggang, zum Warten,

[1]) S t e k e l, Nietzsche und Wagner. Eine sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsgefühles und des Freundschaftsverrates. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft Bd. IV. H. 1—3.

[2]) Bei Nietzsche gesperrt gedruckt.

zum Geduldigsein. . . . Meine Augen allein machten ein Ende mit aller Bücherwürmerei, ich war vom Buch erlöst . . .“ Aus diesen Worten spricht deutlich der Wille zur Krankheit, die notwendig und zweckmäßig, ja das einzige Mittel zu sein schien, um den seelischen Konflikt zur Lösung zu bringen. Die Kurzsichtigkeit, die ganz zweifellos nur eine Rolle im Sinne des somatischen Entgegenkommens spielt, ist der Vorwand, hinter dem sich das „Nichtsehenwollen“ verbirgt. In dem Fragment einer Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches“ beschreibt Nietzsche seinen damaligen Zustand wie folgt: „Ich war zugleich sehr glücklich, eines Sieges stolz bewußt, den ich eben über mich davongetragen hatte — aber eines jener Siege, an denen man zugrunde zu gehen pflegt . . . unbarmherzig schritt ich über die schönen Wünschbarkeiten und Träume hinweg, wie sie bis dahin meine Jugend geliebt hatte, unbarmherzig ging ich meines Weges weiter, eines Weges der ‚Erkenntnis um jeden Preis‘, und ich tat dies mit einer Härte, mit einer Ungeduld der Neugierde und auch mit einem Übermute, daß es mir auf Jahre hinaus die Gesundheit verdarb.“ Man erkennt aus diesen Worten die Stärke der Triebkräfte, die zur Flucht in die Neurose drängten. Die „Härte“ und der „Übermut“ waren notwendig zur Bekämpfung der Weichheit, der Liebe zu Wagner und der Trauer über die Wendung der Dinge; die Verkehrung ins Gegenteil, um mit Freud zu sprechen, hat demnach nach Nietzsches eigenem Zeugnis ihm „auf Jahre hinaus die Gesundheit verdorben“. Es ist interessant zu sehen, wie einfach diese Sachlage sich dem Auge des Nervenarztes darstellt, und wie wenig sie von seiner Umgebung erkannt worden ist. Noch heute schreibt Frau Förster-Nietzsche [1]) in ihrem Buch: „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft“: „Bei alledem übermüdete er seine armen Augen und, wie ich schon anderswo erwähnt, war es geradezu ein Unglück, daß sein Leiden so falsch erkannt worden war und die schlechte Beschaffenheit des Magens als Ursache genommen wurde, während sie doch nur Folge überanstrengter Augennerven war. Hat man doch in den letzten Jahren erkannt, daß selbst die Seekrankheit von bestimmten Augennerven ausgehen soll.“ Ich weiß nicht, welche ärztliche Autorität Frau Förster-Nietzsche derart über die Ursache der Seekrankheit aufgeklärt haben mag, sicher aber ist, daß ihre Auffassung von des Bruders Krankheit ebensowenig ernst genommen werden kann, wie die von ihr verurteilte, allerdings oft recht kurpfuschermäßig anmutende Behandlung seines Magenleidens. Die psychogene Entstehung der Krankheit im Jahre 1875 kann im übrigen gerade aus der Darstellung, die Frau Förster-Nietzsche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit von den Ereignissen, die den ersten Festspielen in Bayreuth vorausgingen, gibt, recht gut ersehen werden. Nachdem Nietzsche seiner großen Freude darüber Ausdruck gegeben hatte, daß seine Ferien mit den Bayreuther Proben und Festen zusammenfallen würden, „kam schließlich alles anders“. „Mein Bruder befand sich nämlich auf einmal sehr schlecht, und da es besonders der Magen war, der revoltierte, so kam mein Bruder und auch der Arzt auf den Gedanken, daß das Essen im Gasthaus meinem Bruder sehr nachteilig sei und er einen eigenen Haushalt haben müßte, wo ganz nach den Bedürfnissen seines Magens gekocht würde. Auch verbot der Arzt, daß mein Bruder im Sommer nach Bayreuth ginge. . . .“ Vergleicht man mit dieser Schilderung die Äußerung Nietzsches, daß die Krankheit ihn langsam herausgelöst, ihm jeden Bruch, jeden gewalttätigen Schritt erspart habe, so wird man kaum daran zweifeln können

[1]) Elisabeth Förster-Nietzsche, Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft. Georg Müller. München 1915.

daß die Erkrankung im Sommer 1875 lediglich ein Mittel war, dessen sich das Unbewußte bediente, um das Fernbleiben von Bayreuth zu bemänteln. In dem Dr. Wiel hatte sich ja wohl auch der richtige Arzt gefunden, der zur glücklichen Durchführung hysterischer Konversionen ins Somatische kaum entbehrlich ist. Nietzsche ist mit dem „trefflichen, sorgfältigen Arzt, der das leicht erkennbare e i n e Übel, die Magenerweiterung, in den zwei Wochen der Kur mit schon recht glücklichem Erfolg bekämpft habe, recht zufrieden. Er ist sogar heiter und glaubt Glück zu verschenken zu haben. Hierzu bemerkt Frau Förster-Nietzsche sehr treffend: „Mein Bruder war nun ganz bereit von seinem Glücke abzugeben, unbewußt verratend, daß ihn seine Abwesenheit von Bayreuth nicht unglücklich machte, sondern fast als eine Art Flucht vor irgendeinem dort drohenden Erlebnis erscheinen ließ."

Es ist nicht meine Absicht, hier ausführlich die Krankheit Nietzsches zu erörtern; ich meine, daß aus dem Vorstehenden bereits zur Genüge ersehen werden kann, daß dem psychogenen Moment sehr viel mehr Bedeutung zukommt, als im allgemeinen angenommen wurde, und daß es ganz besonders die Abkehr von Wagner war, die die darauffolgenden Jahre zu einer schweren Leidenszeit machten. Es ist durchaus möglich, daß Nietzsche, wie Moebius annimmt, an echter Migräne gelitten hat; niemand aber wird glauben können, daß es sich bei „118 schweren Anfallstagen, die leichteren nicht gezählt", innerhalb eines Jahres nur um Migräne gehandelt haben könne. Hier wird man ohne Bedenken Stekel beistimmen, der sagt, die Kopfschmerzen seien wohl in der Hauptsache als Erschöpfungssymptom durch die andauernde Verdrängung eines Bewußtseinsinhalts ins Unbewußte zu erklären. Bis zu einem gewissen Grade kann man diese Auffassung auch aus den Worten Nietzsches gewinnen: „Solange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund; aber da kam die nervenzerrüttende Musik und die metaphysische Philosophie und die Sorge um tausend Dinge, die mich nichts angehen" (Biographie II, S. 284). Hieraus geht hervor, daß nicht geistige Arbeit ihn krank machte, sondern nur die Beschäftigung mit Dingen, die psychische Konfliktsmöglichkeiten in sich bargen.

Man wird also feststellen dürfen, daß die Krankheit Nietzsches eine funktionelle Neurose war, deren psychogene Entstehung leicht zu erkennen ist. Über die Triebkräfte aber, die zur Flucht in die Neurose drängten, kann man sich, wie ich glaube, ärztlicherseits keineswegs mit der Bestimmtheit äußern, die aus den Ausführungen Stekels spricht. Im wesentlichen handelt es sich bei ihnen ja auch nur um mehr oder minder plausible Kombinationen, wie sie schon früher von nicht ärztlicher Seite gemacht und widerlegt wurden, wenn auch ein Kern Wahrheit stets daran gewesen sein mag. Man kann sich kaum vorstellen, daß Nietzsche seine musikalische Anlage so überschätzt haben soll, daß er Wagner hätte Konkurrenz machen wollen; man darf auch selbst im Unbewußten des Zarathustradichters nicht soviel Allzumenschliches suchen, um dem Neid und der Mißgunst ausschlaggebende Bedeutung für sein Handeln beizumessen. Es ist doch immerhin etwas anderes, ob man ein hysterisches Symptom mit aus dem Unbewußten heraus wirkenden niederen Trieben in Verbindung bringt, oder ob man die Handlungen eines Menschen dadurch der Einwirkung höherer ethischer Einflüsse entkleidet und ihn zum Verräter oder zu Schlimmerem stempelt. Damit soll nicht gesagt sein, daß gekränkte Eitelkeit, verletzter Stolz, „nagender Zorn über ungenügende Anerkennung", um mit Moebius zu sprechen, nicht von erheblichem Einfluß gerade auf die Wandlung in den Beziehungen zu Wagner gewesen wäre; andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß das Freundschaftsverhältnis auf die Dauer gar nicht bestehen bleiben konnte, wenn nicht

Neue, billige Schriften

über politische und Tagesfragen

aus

A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn

(Dr. jur. Albert Ahn)

Englands Seeherrschaft im Wanken von Prof. Dr. Alfred Manes, Berlin. Preis M. 2,—

Zur Charakterisierung der Engländer von Prof. Dr. A. Schröer, Köln. Preis M. 1,40 mit Teuerungszuschlag M. 1.55

England und Wir von Dr. Georg Solmssen, Direktor des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins A.-G. in Köln und Geschäftsinhaber der Discontogesellschaft in Berlin. Preis 60 Pfg.

England und Aegypten von Dr. Maximilian von Hagen, Berlin. Preis M. 1,20, mit Teuerungszuschlag M. 1,30

Deutschland und Frankreich von Prv.-Dz. Dr. W. Platzhoff, Bonn. Preis 60 Pfg., mit Teuerungszuschlag 65 Pfg.

Charakter u. Politik des Japaners von Dr. W. Prenzel, Berlin. Preis 80 Pfg., mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Ostasienpolitik der Verein. Staaten von Amerika von Prof. Dr. Justus Hashagen, Bonn. Preis M. 1,20

G.C.

Aus dem fernen Osten. Ein Rückblick und Ausblick von einem rheinischen Großindustriellen. Preis 80 Pfg. mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Kontinentalpolitik. Ein Zukunftsbild von einem rheinischen Großindustriellen. Preis 60 Pfg. mit Teuerungszuschlag 65 Pfg.

Der Sinn deutschen Kolonialbesitzes von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Curt Wiedenfeld, Halle. Preis 80 Pfg. mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Sibirien in Kultur und Wirtschaft von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Curt Wiedenfeld, Halle. Preis 2,20 M. mit Teuerungszuschlag 2,40 M.

Deutschlands Kriegslasten u. seine wirtschaftlichen Kraftquellen von Julius Steinberg, Bankdirektor a. D., Bonn. Preis 80 Pfg.

Geld und Kredit im Kriege von Julius Steinberg, Bankdirektor a. D., Bonn. Preis 80 Pfg. mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Kriegspsychologisches von Dr. med. Magnus Hirschfeld, Berlin. Preis 80 Pfg., mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Warum hassen uns die Völker? von Dr. med. Magnus Hirschfeld, Berlin. Preis 80 Pfg., mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Der Wirtschaftskrieg von Prof. Dr. C. A. Verrijn Stuart, Groningen. Preis 80 Pfg., mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

v. Tirpitz und das deutsche Seekriegsrecht von Dr. Hans Wehberg, Düsseldorf. Preis 80 Pfg. mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Von der Neutralität Belgiens von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schulte, Bonn.
Preis geh. 2,40, mit Teuerungszuschlag 2,65
Preis geb. 3,20, mit Teuerungszuschlag 3,50

Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal von Prof. Dr. E. Küster, Bonn. Preis 60 Pfg.
mit Teuerungszuschlag 65 Pfg.

Die Mobilmachung der Seelen von Dr. Ernst Schultze, Hamburg-Großborstel. Preis M. 1.40
mit Teuerungszuschlag M. 1.55

Der Krieg. Eine Schicksalsstunde des jüdischen Volkes von Wladimir W. Kaplun-Kogan, Berlin.
Preis 80 Pfg., mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Die Juden im Zartum Polen. Ein geschichtlicher Ueberblick von Dr. Josef Meisl, Berlin. Preis 1,80 M.
mit Teuerungszuschlag 2,—M.

Der Wehrbeitrag der deutschen Frau von Prof. Dr. Grotjahn, Berlin. Preis 60 Pfg.
mit Teuerungszuschlag 65 Pfg.

Frauen und Weltpolitik von L. Niessen-Deiters, Bonn.
Preis 60 Pfg., mit Teuerungszuschlag 65 Pfg.

Kriegsbriefe einer Frau von L. Niessen-Deiters, Bonn.
Preis M. 1,—, mit Teuerungszuschlag M. 1,10

Altdeutsche Frauennamen von Dr. Karl Hessel, Coblenz.
Preis M 1,—

Die Privatbeamtenpolitik nach dem Kriege von Dr. Kurt Köhler, Hamburg. (Ein Vorschlag zur Neugruppierung der Angestelltenverbände). Preis 80 Pfg.
mit Teuerungszuschlag 90 Pfg.

Die Privatangestellten- und die Kriegsbeschädigtenfürsorge von Dr. Höfle, Berlin. Preis M. 1,20

Ueber Wahrsager, Weltverbesserer, Nerven- und Geisteskrankheiten im Kriege von Prof. Dr. A. H. Hübner, Bonn. Preis M. 1,50

Freundschaft und Sexualität, III. wieder vermehrte Auflage von Dr. med. Placzek, Berlin. Preis M. 2,–

Erziehung zu sozialer Kultur von Dr. Heinz Potthoff, Düsseldorf. Preis M. 1,80, mit Teuerungszuschlag M. 2,–

Volk oder Staat? von Dr. Heinz Potthoff, Düsseldorf. Preis M. 1.–, mit Teuerungszuschlag M. 1,10

Reformation und evangelische Union von Geh.-Rat Prof. Dr. O. Ritschl. Bonn. Preis 1,–

Luthers religiöses Vermächtnis und das deutsche Volk von Geh.-Rat Prof. Dr. Ritschl. Bonn. Preis 1,–

Die kath. Kirche und ihr Recht in den preußischen Rheinlanden von Geh. Justizrat Prof. Dr. Ulr. Stutz, Bonn. Preis M. 1.20, mit Teuerungszuschlag M. 1.30

Die Schlacht bei Leipzig von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schulte, Bonn. Preis M. 1,80 mit Teuerungszuschlag M. 2,–

Im März 1918 erscheint:

Die geistig-sittliche Bedeutung des Soldatenlebens von Priv.-Doz. Dr. Verweyen, Bonn. Preis etwa M. 1.50

aus dem jugendlich begeisterten Anhänger und Jünger der kongeniale und ebenbürtige Freund Wagners wurde. Da eine solche Änderung in den Beziehungen aber die Herrschsucht des stets sich und sein Werk in den Vordergrund stellenden Wagner gar nicht zuließ, so war die schließliche Befreiung des herangereiften Genies von dem immer mehr als Fessel empfundenen Zwange, den ihm die Jüngerschaft auferlegte, eine Notwendigkeit und die Vorbedingung für freies künstlerisches Schaffen. Zweifellos hätte es dem Genius besser angestanden, diese Loslösung von Wagner in aller Offenheit zu vollziehen, anstatt sich „durch die Krankheit herauslösen" zu lassen; darum ist es aber doch keineswegs erforderlich, in der Begründung seiner Abkehr lediglich eine Rationalisierung zu sehen. Mir erscheint es begreiflich, daß dem leidenschaftlichen aber unsteten Nietzsche Wagner schließlich eine Enttäuschung wurde; im Grunde genommen ist es ihm ja mit Schopenhauer nicht anders ergangen, und schon diese Tatsache sollte davon abhalten, aus der Betrachtung des Freundschaftsverhältnisses zwischen Wagner und Nietzsche eine „sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsverrats" zu machen. Worauf Stekel die Annahme der Homosexualität Nietzsches gründet, geht aus seinen Ausführungen übrigens nicht hervor. Sicher deutet vieles darauf hin, daß Nietzsche, um mit Fließ zu sprechen, stark weiblich war; es ist auch bekannt, daß er dem anderen Geschlecht gegenüber sich zum mindesten gleichgültig verhielt. Von hier bis zur Annahme eine Homosexualität ist indessen noch ein großer Schritt. Ebenso anfechtbar ist die Darstellung, die Stekel von Nietzsche als fanatischem Atheisten und Dionysosjünger gibt, der im Inneren fromm und in seiner Lebensführung ein Asket sei: denn die Frömmigkeit, den „mächtigen Hang zum Katholizismus" hat Stekel recht wenig glaubhaft machen können, und die Askese ist, soweit sie nicht durch äußere Umstände, nämlich Rücksicht auf seinen kranken Magen und Sparsamkeit, veranlaßt war, nur vorübergehend unter dem Einfluß Schopenhauerscher Philosophie in Erscheinung getreten.

Es ist das Schicksal Nietzsches, daß er trotz seiner Abkehr von Wagner nicht von ihm losgekommen ist. „In seinem Inneren stöhnte die Liebe zu Wagner", meint Stekel, und dürfte damit wohl recht haben. Wenn er aber annimmt, daß durch die ungeheure Leistung, die die Verdrängung abgeleugneter Empfindungen verlangte, schließlich „der elastische Faden riß, der das Bewußte, Nebenbewußte und Unbewußte verband" und so die Psychose in Erscheinung trat, so ist es wiederum nicht möglich, ihm auf diesem Wege zu folgen. Tatsächlich ist ein Zweifel daran, daß es sich um eine progressive Paralyse gehandelt hat, die um die Wende des Jahres 1888 plötzlich zum Ausbruch kam, schon deshalb kaum möglich, weil wenigstens unter Zugrundelegung der Moebiusschen Darstellung typische körperliche Lähmungserscheinungen bestanden haben. Allerdings ist die lange Dauer des Leidens auffallend. Indessen ist die Annahme Moebius', daß die ersten Anfänge auf das Jahr 1881 zurückgehen, sicherlich nicht zutreffend. Moebius stützt sich dabei in der Hauptsache auf den euphorischen Zustand, in dem der Zarathustra geboren wurde, und der sich auch in den späteren Werken geltend macht. Diese Euphorie hat aber, wie ich glaube, mit der paralytischen Euphorie nichts zu tun. Ich sehe in ihr nichts anderes als den Ausdruck der „großen Gesundheit", in der Nietzsche nach dem Bruch mit Wagner zu leben wähnte, die er „eine stärkere, gewitztere, vergenere, lustigere" nennt, „als alle Gesundheiten bisher waren". Bis dahin könnte man noch an das gesteigerte Kraftgefühl des Paralytikers denken. Wenn er aber fortfährt: „Diese Gesundheit ist nicht eine solche, die man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie

immer wieder preisgibt, preisgeben muß," so deutet das doch darauf hin, daß diese Euphorie eine gewollte, erkämpfte, nicht die endogene des Paralytikers ist. Sie entstand als Gegengewicht gegen die „Melancholie", die er nach der Enttäuschung mit Wagner zunächst mit sich herumtrug, und ist daher als Folge der Verdrängung, als Affektverkehrung zu werten. Allerdings mischt sich mit dem psychogenen Lust- und Kraftgefühl des öfteren eine endogene Euphorie, aber nicht die des Paralytikers, sondern die, die, wie wir von Fließ wissen, untrennbar mit künstlerischem Schaffen verbunden ist, aus inneren Ursachen an periodischen Tagen hervorquillt und an der Wiege des im Unterbewußten herangereiften Kunstwerks steht. Wie Moebius gar die Äußerungen Nietzsches über Inspiration, die geradezu als klassische Schilderung genialen Schaffens bezeichnet werden müssen, als Beweismittel für die beginnende Paralyse anführen kann, ist kaum verständlich. Ob ihm im übrigen der Nachweis der ersten Anzeichen der Erkrankung aus den Werken Nietzsches gelungen ist, mag dahingestellt bleiben. Soviel steht jedenfalls fest, daß die Beschreibung, die er von dem Leiden, wie es sich im Anschluß an den großen Anfall an der Jahreswende 1888/1889 entwickelte, gibt, dem ärztlichen Leser kaum einen Zweifel lassen kann, daß Nietzsche tatsächlich an progressiver Paralyse gelitten hat. Hier erscheint die dichterisch zwar recht schöne, medizinisch aber undenkbare psychologische Determinierung der Krankheitserscheinungen Stekels kaum noch diskutabel. Die Annahme einer auf psychischem Wege entstandenen Paranoia (wenn es das überhaupt gibt) verträgt sich sehr schlecht mit der Tatsache des völligen Zerfalls der Persönlichkeit, der sich bei Nietzsche auffallend schnell herausgebildet hat. Wir müßten einen dicken Strich durch alle psychiatrischen Erfahrungen, durch alle in mühseliger Laboratoriumsarbeit gewonnenen Forschungsergebnisse machen, wenn wir das Krankheitsbild der Demenz mit dem Begriff der Psychogenie in Einklang bringen wollten. Es scheint nun allerdings, als ob Stekel die Demenz überhaupt leugnet, indem er das Dahinvegetieren Nietzsches in seinen letzten Lebensjahren als etwas Gewolltes und Sinnvolles, als Regression zum Infantilen hinstellt. Es ist nun allerdings nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Phantasien des Verwirrtheitszustandes, der dem großen Anfall, der die Krankheit einleitete, folgte, sich in Bahnen, ähnlich denen, die Stekel annimmt, bewegt haben; symptomatologisch betrachtet könnte man daher die damalige Krankheitsphase als paranoisches Zustandsbild charakterisieren, das bis zu einem gewissen Grade wenigstens noch psychologisch verständlich erscheint, wie es ja bei einer noch nicht vorgeschrittenen paralytischen Erkrankung recht häufig der Fall ist. Von einem eigentlichen Wahnsystem war aber selbst zu dieser Zeit offenbar nicht die Rede, und die Äußerung, die Nietzsche bei seinem Eintritt in die Baseler Irrenanstalt am 10. Januar 1889 nach Moebius machte: „Ich will euch, ihr guten Leute, morgen das herrlichste Wetter machen," ferner die später auftretenden Vorstellungen, Herzog von Cumberland, der Kaiser oder Friedrich Wilhelm IV. zu sein [1]), deuten nicht gerade darauf hin, daß der Krankheit die Bestrebung wieder ein Kind zu werden, fromm zu sein und ein vegetatives Leben zu führen, wie Stekel es darstellt, zugrunde lag. Doch darin hat Stekel recht, daß es ein gütiger Wahnsinn war, der Nietzsche, wenn auch nicht aus der Macht von Dämonen, so doch von einem an Freuden armen, an Leiden

[1]) Zit. nach Moebius. Nietzsche war, wie er in „Ecce homo" erzählt, am Geburtstag Friedrich Wilhelm IV. geboren und hatte „wie billig die Hohenzollernnamen Friedrich Wilhelm erhalten". Sogar diese Vorstellung kann also noch psychologisch verständlich erscheinen, trägt aber nichtsdestoweniger den Stempel der schwachsinnigen Größenidee.

aber reichen Leben erlöste. Auch hierin erinnert, wie in vielem anderen, das Schicksal Nietzsches an das von Charles Baudelaire, in dem er selbst mit Recht den typischen décadent erblickte. Auch Baudelaire war begeisterter, nach Nietzsches eigenem Zeugnis der erste intelligente Anhänger Wagners; auch er war einer der „Fanatiker des Ausdrucks", zu denen Nietzsche Richard Wagner rechnete, ohne sich völlig klar darüber zu sein, wie sehr er selbst zu ihnen gehörte. Und wie Nietzsche, endete auch der Dichter der „Fleurs du mal" durch schnellen Zerfall der Persönlichkeit im Anschluß an den ersten paralytischen Anfall; der Sprache beraubt, die er einst so herrlich meisterte, gelähmt und geistig tot verbrachte er den Abend seines Lebens.

Metatropismus.

Vortrag von Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin,
in der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik zu Berlin".

(Fortsetzung.)

Das Auge liebt das kräftigere, robustere Weib, das Ohr die rauhere, gröbere „herrische" Stimme. Ebenso ist die Nase auf derbere Reize erpicht, wie in besonders krasser Weise die Harn- und Afterriecher zeigen. Ähnlich ist es mit dem Geschmacksorgan. Während dieses im normalen Sexualleben des Menschen nur eine untergeordnete Rolle spielt, gehört die Zunge bei vielen Masochisten geradezu unter die Sexualorgane, wie die große Verbreitung der linctio, insonderheit der cunnilinctio, bei metatropischen Männern beweist. Stellt man so nebeneinander, auf welche gesteigerten Eindrücke der Opticus, Acusticus, Olfactorius und Glossopharyngaeus der Metatropisten eingestellt ist, so verliert der Umstand, daß nun auch der Cutaneus als fünfter Sinnesnerv nach intensiveren Impressionen verlangt, viel an Absonderlichkeit.

Fast scheint es, als ob schwächere Nerven stärkerer Eindrücke bedürfen, um sich erotischen Lustgewinn zu verschaffen; allmählich suchen sie kräftigere Nervenreize, weil ihre Sinne sich an die weniger derben mit der Zeit gewöhnen, ähnlich wie sich das Nervensystem nach und nach in stärkere elektrische Ströme „einschleichen" kann. Mit Übersättigung oder auch nur mit Variationsbedürfnis hat jedoch ein solcher „Reizhunger" nichts zu tun; diese veraltete Auffassung hält in der Sexualpathologie objektiver Nachprüfung nicht stand. Nerven von gesunder Sinnlichkeit und Empfindlichkeit reagieren auf Normalreize, schwächere Nerven bedürfen mehr, um erotisch aktiviert zu werden, und auch dann entwickeln sie nicht die volle motorische Stärke eines kräftigen Nervenmenschen, der sich selbsttätig Lustquellen im Weibe erobert, sondern sie bringen es nur zu passiver Entgegennahme der sie berauschenden Lebensreize.

So erklärt es sich, daß die meisten Passiophilen von Hause aus Neurotiker, genauer Neurastheniker und Psychastheniker sind. Man kann diesen Satz auch umdrehen und sagen, daß die meisten Neuropathen und Psychopathen von Hause aus nicht sexuelle Vollmenschen sind, sondern in das große Gebiet intersexueller Varianten gehören, zum mindesten aber sexualpathologische Züge aufweisen.

Mit der hier vertretenen Auffassung des Masochismus steht es nicht im Widerspruch, daß nicht ganz selten masochistische und sadistische Gelüste in

einer Person vergesellschaftet vorkommen. Da sich in jedem Menschen durch die zweigeschlechtliche Zeugung männliche und weibliche Erbmasse und damit auch aktive und passive Komponenten vereinigen, ist es theoretisch sehr wohl denkbar, daß sich gelegentlich auch wohl einmal beide gesteigert als pathologischer Aktivismus und Passivismus nebeneinander finden. Die praktische Erfahrung zeigt sogar einen merkwürdigen Kontrast, nämlich den, daß ausgesprochene Sadisten im Leben oft recht weiche, zache, zarte, dagegen Masochisten ansonsten häufig recht grobe und derbe Menschen sind. Während des Krieges suchte mich einmal ein Unteroffizier auf, der hochgradig metatropisch war; er hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als „das Dienstmädchen einer recht strengen Herrin" zu sein. Dieser teilte mir mit, daß er in seiner Truppe verrufen sei, weil er die Soldaten beim Exerzieren „so fürchterlich schleife". Es täte ihm wohl, wenn er so lange „auf, nieder" kommandieren könne, bis die Leute vor Wut ganz erbost auf ihn seien, gleichzeitig hätte er mit ihnen aber tiefes Bedauern.

Oft ist es schwierig, masochistische und sadistische Regungen streng voneinander zu unterscheiden. So wissen wir, daß sowohl Sadisten als Masochisten eine große Vorliebe für grauenhafte Erlebnisse haben. Sie verschlingen nicht nur Schauergeschichten in leidenschaftlicher Spannung, sondern suchen auch Schreckensszenen beizuwohnen. In der Literatur wird durchgehends darauf hingewiesen, wie sich diese Leute zu Hinrichtungen, Stierkämpfen, Ringkämpfen und blutigen Operationen drängen, kurz, überall dort zu finden sind, wo Personen großen Gefahren ausgesetzt sind. Auch an Stätten, an denen Menschen leiden, wie bei Begräbnissen, in Gefängnissen, früher in der Umgebung des Prangers, vor allem auch bei Gerichtsverhandlungen, findet man sie. Zunächst könnte man denken, das sind doch Sadisten, die an grausamen Vorgängen und den Leiden der anderen ihre aktive Freude haben. Weit gefehlt; in Wirklichkeit überwiegt meist das Mitleid die Schadenfreude, aber das Mitleid wird nicht als Leid, sondern als Freude empfunden. Damit ist der Charakter passiver Leidlust gegeben. Zugleich ruft der Anblick des Blutes und der Gefahr die unterbewußte Gedankenassoziation hervor: Du hast hier passiv Anteil an dem Vorhandensein von körperlicher Stärke und geistiger Kraft. Diese Vorstellung allein bedeutet für passiophil veranlagte Menschen einen großen Nervenkitzel. Ich habe mehr als einen ausgesprochenen Weibling kennen gelernt, der förmlich in der Beschreibung von Grausamkeiten schwelgte. Jede Nachricht von einem Mord, vor allem aber Mitteilungen über ein Massenunglück, ein Pogrom, eine Schlacht erregten ihn erotisch. Eine Vergesellschaftung von Transvestitismus mit Masochismus scheint auch bei dem zu seiner Zeit als höchst eigenartiges Original sehr bekannten Engländer George Augustus Selwyn (1719—1792) vorgelegen zu haben. Sehr geschätzt wegen seiner großen Kenntnisse, seines feinen Humors und künstlerischen Geschmacks, der fast 40 Jahre in London tonangebend war, dabei „sanft und gutherzig wie ein Kind", verfolgte er mit schmerzlich rätselhafter Wonne alle Einzelheiten begangener Mordtaten und hatte eine wahre Leidenschaft, zumeist als Frau verkleidet, Hinrichtungen beizuwohnen. Sein Freund Horace Walpole, der bekannte Dichter, erzählt zahlreiche Anekdoten über diese seltsamen Gelüste.

In diesem Falle tritt nicht nur besonders kraß die eigenartige Verschmelzung von Masochismus und Feminismus zutage, wir sehen vielmehr auch deutlich, wie die „schmerzliche Wonne" am Schrecklichen sowohl dem Hyperaktivisten, wie dem Hyperpassivisten eigen ist, ein Umstand, der leider der Überwindung von Mord und Totschlag ebenso wie anderer gewalt-

tätiger Eingriffe nicht günstig ist. Denn wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, wie Wulffen, der weit über das Liebesleben hinaus den Schlüssel fast unserer ganzen Kulturentwicklung im Masochismus und Sadismus gefunden zu haben glaubt und diese als bewegende Kräfte fast überall vermutet, so soll doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Bedeutung des aktiven und passiven Grundtriebs sublimiert und losgelöst von der erotischen Basis eine ungemein große ist und das Verständnis für viele Vorgänge erleichtert, die zunächst anscheinend mit Sexualität nicht das geringste zu tun haben.

Es würde jedoch zu weit führen, diesen verschlungenen Pfaden nachzuspüren und nachzugehen, wir wollen vielmehr auf Grund obiger Ausführungen das konkrete Wesen des metatropischen Mannes und Weibes in seinen einzelnen teils mehr physiologischen, teils mehr pathologischen Zügen darzustellen suchen.

Der metatropische Mann.

Wir haben dreierlei zu unterscheiden: Das Objekt, dem die Sinne des Metatropisten sich unwillkürlich zuwenden, das Subjekt, das er nach seinen Empfindungen selbst darstellen möchte und drittens die Verbindung, die er zwischen sich als Subjekt und dem Weibe als Objekt herzustellen sucht.

I. Welche Eigenschaften ziehen den Metatropisten am Weibe objektiv an?

a) in körperlicher Hinsicht: In den meisten Fällen liebt der Metatropist ein starkes, stattliches Weib (Heroinentypus, Amazonentypus, Germaniafiguren); oft bevorzugt er eine massige Ausbildung aller weiblichen Geschlechtscharaktere, namentlich der Brüste und Hüften, nicht selten aber fühlt er sich auch zu sehr schlanken Frauen hingezogen, die in Gang, Stimme, Muskulatur männliche Einschläge erkennen lassen. Einen eigenartigen Reiz üben auf Metatropisten häufig fremdrassige, vornehmlich auch andersfarbige Frauen aus (Negerinnen, Chinesinnen). Gelegentlich findet man auch Vorliebe für Frauen mit körperlichen Fehlern, häßliche, lahme oder verwachsene Personen. Ich kannte einen geistig sehr hochstehenden Metatropisten, der in ähnlicher Weise wie der Philosoph Descartes schielende Frauen liebte, eine Vorliebe für bucklige Mädchen hatte, von denen er stets eine oder mehrere als Hauspersonal in seiner Umgebung hielt. Selbst sehr zierlicher Gestalt, war er zweimal verheiratet gewesen, beide Male mit Riesendamen, die doppelt so viel wogen wie er selbst. Es machte einen seltsamen Eindruck, wenn der kleine stets sehr feierlich aussehende Mann am Arme seiner wuchtigen Gattin einherschritt.

Man erkennt leicht, daß der Metatropist ungefähr von allem das Gegenteil sucht, was den Mann mit normalsexuellem Tropismus anzieht. Dieser pflegt weder für übermäßig, noch für unterdurchschnittlich entwickelte Geschlechtscharaktere zu sein.

b) Alter: Während der normale Mann Frauen bevorzugt, die jünger sind als er oder gleichalterige — in Deutschland ist im Durchschnitt die Frau 4—5 Jahre jünger als der Ehemann —, fühlt sich der Metatropist sehr oft zu Frauen hingezogen, die ihm an Jahren überlegen sind. Zwischen 20 und 30 alt schätzen sie am meisten Frauen von 35 bis 45, doch werden nicht selten auch noch ältere begehrt. Die Gerontophitie beruht bei Männern fast stets auf infantilem Metatropismus. So stellte sich mir ein Metatropist vor 25 Jahren vor, ein Ingenieur, der sich in eine 63jährige vermögenslose Witwe heftigst verliebt hatte; trotz stärkstem Widerspruch seiner Eltern ehelichte er

sie und wurde mit ihr sehr glücklich. Daß Metatropisten meist keine oder nur sehr wenig Kinder haben, hängt oft mit dem vorgeschritteneren Alter ihrer Frauen zusammen.

c) geistige Eigenschaften.

In dieser Beziehung bevorzugt der Metatropist zwei Frauentypen: Das stark intellektuelle, energische Weib, Typus Frauenrechtlerin, und das sozial, geistig und sittlich niedrig stehende Weib, vom Typus der Halbweltdame. Bei beiden liebt er ein herrisches, sicheres, ja strenges, oft sogar brutales Wesen. Die beiden Typen bilden insofern keine Gegensätze, als sich der Metatropist das eine Mal dadurch erniedrigt fühlt, daß ihm das Weib geistig überlegen ist, das andere Mal dadurch, daß er als gebildeter Mann sich soweit „wegwirft", „so tief sinkt", daß er sich von einer gesellschaftlich und moralisch unter ihm stehenden Person beherrschen läßt, sich vor ihr beugt. Infolgedessen findet man auch unter den Zuhältern viele Metatropisten. Der demütigende Reiz liegt für sie in der Entehrung, einer Prostituierten in ihrem verachteten Gewerbe Vorschub zu leisten. Die oft virile Prostituierte dagegen hat oft eine große metatropische Vorliebe für den femininen Mann.

d) Stand des Weibes: Der Metatropist hat es gern, wenn die Frau einen Beruf ausübt. Besonders beliebt sind Erzieherinnen und Lehrerinnen, die für streng gelten; hochangesehen sind Tierbändigerinnen (Dompteusen), Zirkusreiterinnen, überhaupt „schneidige Reitdamen". Eine andere Gruppe zieht akademisch gebildete Frauen vor, wie Ärztinnen oder auch Direktorinnen, Chefinnen, Frauen in männlichen Berufen. Eine besondere Rolle spielt bei vielen Metatropisten die Masseuse; schon das Wort übt auf viele, vielleicht durch die unterbewußte Klangassoziation mit Masochismus und massiv einen eigenen Reiz aus. Es kommt hinzu, daß die Massage vielfach als Deckmantel von weiblichen Personen benutzt wird, die aus der Behandlung von Masochisten ein Gewerbe machen. Keineswegs soll damit gesagt sein, daß dies für alle Masseurinnen zutrifft, unter denen es höchst ehrenwerte gibt, doch kommt es nicht selten vor, daß eine Masseurin anfangs ihren Beruf ohne irgendwelche Nebenabsichten ergreift, dann aber allmählich auf eine schiefe Ebene gleitet, indem sie nur sehr wenig von Personen aufgesucht wird, die sich gesundheitshalber massieren lassen wollen, um so mehr dagegen von Herren, die an sie das Ansinnen stellen, geschlagen, getreten oder anderweitig gezüchtigt zu werden. Andere Metatropisten, besonders solche, die gern einen Pagen, Knappen oder eine Kammerzofe vorstellen möchten, haben eine Vorliebe für Aristokratinnen oder reiche Weltdamen. Der Titel einer Prinzessin, Gräfin oder Freifrau, auch schon ein einfaches Adelsprädikat flößt ihnen ein erotisch betontes Untertänigkeitsgefühl ein, selbst wenn sie wissen, daß die Baronin bis zu ihrer Namensheirat ein schlichtes Fräulein Schmidt, die Gräfin eine „Bardame" war.

e) Kleidung des Weibes: Der Kleidungsgeschmack des Metatropisten ist ganz vom fetischistischen Symbolismus abhängig. Als den eigentlichen Fetisch des Masochisten bezeichnet Krafft-Ebing den Schuh. Ich lasse es dahingestellt, ob sämtliche Schuh- und Stiefelfetischisten, von denen es unter den Männern eine recht beträchtliche Anzahl gibt, Masochisten sind, die Mehrzahl ist es sicherlich. Sie verbinden die Vorstellung des bekleideten Fußes mit der unterbewußten Vorstellung eines strammen Auftretens des Weibes oder auch des eigenen Getretenwerdens. Unter den Utensilien gewerbsmäßiger Spezialistinnen auf diesem Gebiet fehlen selten die bis an die Waden reichenden Knöpfstiefel mit hohen Absätzen, ebenso wie die bis an den Ellbogen

gehenden Glacehandschuhe. Ein Metatropist schreibt: „Die behandschuhte Hand, trotzdem sie gleich dem Fuße kleiner und zierlicher ist, als die des Mannes, schwingt kraftvoll die Peitsche über den Sklaven, dessen höchstes Glück darin besteht, nach oder schon während der Züchtigung das Schuhwerk der Herrin zu küssen."

Ein anderes Kleidungsstück, das auf fast alle Metatropisten einen tiefen Eindruck macht, ist der Pelz. Mit ihm verbindet sich auf der einen Seite im Unterbewußtsein die Vorstellung majestätischer Vornehmheit, auf der anderen Seite der Gedanke an wilde Bestien, mit deren schönem Fell sich nun die grausame Gebieterin schmückt. Aber nicht nur die Stoffe, welche von Tieren stammen, Leder und Pelz, liebt der Metatropist, auch die rauschende Seide, der weiche Samt und kostbare Spitzen ziehen ihn an, als Symbol von Reichtum, Eleganz und Macht; ähnlich ist es mit teuerem Schmuck. Doch gibt es auch Metatropisten, die gerade einfache, einfarbige, schmucklose, enganliegende Kleider mit hohem Stehkragen lieben, weil sie in ihren Augen etwas Feierliches, Gediegenes, Strenges und Ernstes verkörpern, und selbst solche Masochisten habe ich kennen gelernt, die Frauen in liederlichen, „schlampigen", unmodernen, geschmacklosen oder schlecht sitzenden Anzügen den Vorzug geben; sie fühlen sich erst recht dadurch gedemütigt, wenn sie als gebildete Männer, vornehm gekleidet vom Scheitel bis zur Sohle, vor solchen vernachlässigten, schmutzigen „Vetteln" im Staube liegen. Viele Metatropisten haben auch eine Vorliebe für männlich gekleidete Frauen. Es gibt manche, denen die Kriegszeit trotz aller Entbehrungen und Gefahren lieb geworden ist, weil sie ihnen als Augenweide die Massenerscheinung der Frau in der Hose gebracht hat.

II. Was wünscht der metatropische Mann selbst zu sein?

Überschauen wir das große Material, welches uns in mündlichen und schriftlichen Äußerungen von Metatropisten entgegentritt, in der masochistischen und sadistischen Literatur, in dem Instrumentarium, mit dem auf diesem Gebiete ertätige Gewerblerinnen arbeiten, so sind es im wesentlichen 5 Arten der Erniedrigung, die wir unterscheiden können.

a) Erniedrigung im Stand (Servilismus): In dieser wohl umfangreichsten Metatropistengruppe liegt den Männern daran, sich als Diener, Sklaven, Pagen einer stolzen Herrin gänzlich zu unterwerfen. Ihre „Sklavenbriefe" veranschaulichen uns am besten die seltsame Psyche der „in tiefster Ergebenheit vor der gnädigsten Gebieterin untertänigst ersterbenden" Männer.

b) Erniedrigung im Alter (infantiler Metatropismus). Diese Personen möchten Schüler, Zöglinge einer strengen Gouvernante sein, wollen von einer „Mama" oder „Tante" als Knaben, als „unreife Jungen behandelt" werden.

c) Erniedrigung im Geschlecht (transvestitischer Metatropismus). Dies ist vielleicht die klassischste Gruppe der Metatropisten. Der Mann wünscht sich selbst in die Rolle des Weibes und das Weib in die Rolle des Mannes. Auf die engen Beziehungen zwischen Transvestitismus und Masochismus habe ich schon kurz hingewiesen, auch das eingehende Studium der Metatropisten zeigt, daß bei den meisten transvestitische Neigungen im stärkeren oder schwächeren Grade vorkommen, gleichwohl darf man aber nicht so weit gehen, beide Erscheinungen zu identifizieren. Wir finden Masochisten, die nicht Transvestiten sind, beispielsweise unter den Infantilen, und auch Transvestiten, besonders unter Homosexuellen, die nicht metatropisch sind. Nicht selten stößt man auf Fälle, in denen sich diese Gruppe transvestitischer Metatropisten mit

einer der vorigen vergesellschaftet. Besteht eine Verbindung mit Servilismus, wünschen diese Personen dann Sklavinnen, Dienstmädchen, Kammerzofen zu sein; liegt gleichzeitig Infantilismus vor, begehren sie statt männlicher weibliche Zöglinge oder Schulmädchen zu sein und lassen sich gern mit dementsprechenden Namen belegen.

d) Erniedrigung zum Tier (zoologischer Metatropismus). Wenn wir es nicht aus den direkten Mitteilungen der Metatropisten wüßten, würden uns die Gebrauchsgegenstände ihrer Herrinnen belehren, daß sich die erotische Selbstentäußerung dieser Menschen bis zum Hineinversetzen in die Rolle eines Tieres steigern kann. Nicht nur, daß sie Belegung mit Tiernamen, wie „du Schaf, du Hund, du Schwein, Ochse, Esel, Kamel und zahlreiche ähnliche als Gegenteil einer Beleidigung empfunden werden, in den assortierten Folterkammern gewerblicher Gebieterinnen finden wir Sattel- und Zaumzeug, das nicht für Pferde, sondern für Menschen angefertigt ist, große Maulkörbe, die Männern angelegt werden, die wie Hunde auf Vieren gehen und bellen. Daneben befinden sich Hundeleine, Hundehalsbänder, Hundepeitschen und Hundehütten. Auch große Käfige kann man sehen, in welche sich Menschen einsperren lassen, um als Symbol „menschlicher Unterwürfigkeit" Tiere nachzuahmen. Es gibt auch Fälle, in denen Männer um eine geliebte Herrin herumlaufen, indem sie wie Tauben girren oder wie Hähne krähen, ja selbst wie Hühner gackern und dabei so tun, als ob sie Eier legen wollen. In einem anderen Falle benahm sich ein vornehmer Herr ganz wie „ein verliebter Kater" nicht im übertragenen Sinn, sondern völlig das Liebesspiel dies Tieres imitierend. Es gibt ein altes metatropisches Gedicht, vermutlich 1660 von Seyffart verfaßt, das in dieser Hinsicht lehrreich ist. Darin heißt es:

„Man muß sich wünschen offt zum schwartzen Floch zu werden, zu hüpfen in das Bett, sonst oder an der Erden. Ja mancher wünschet offt: ach wäre ich die Sach, darauf das Jungfervolck sich setzet im Gemach, ach wär ich doch die Schürtz, das Hündgen und das Kätzgen usw."

e) Erniedrigung zur Sache (impersoneller Metatropismus). In dem oben angeführten Gedicht tritt uns auch an der Stelle: „ach wäre ich die Sach" neben den zoologischen (Floh, Hündchen, Kätzchen) eine letzte Form des Metatropismus entgegen, die wir ebenfalls aus unserer Kasuistik mit zahlreichen Beispielen belegen können, der Wunsch, ein toter Gegenstand zu sein, dessen sich die Herrin bedient. Da wünscht jemand ein Schemel zu sein, auf dem die „Schühchen der Gestrengen" ruhen, oder ein Teppich oder Fell, auf den sie tritt. Eine Dame, die mich wegen ihres Gatten konsultierte, berichtete, daß dieser von Anfang ihrer Ehe an sich abends zu ihren Füßen vor das Sofa ausgestreckt hingelegt hätte, und sie aufgefordert hätte, während der Mahlzeiten ihn als Fußbank zu benutzen. Die Frau war anfangs ihrem Mann zuliebe auf die ihr lächerlich erscheinende Marotte eingegangen, als sie aber die Zähigkeit erkannte, mit welcher der Mann auf dieser Szene beharrte, wurde sie stutzig, weigerte sich, bis eine Ehescheidung drohte, zu deren Verhütung sie meine Ansicht hören wollte. Andere gehen noch weiter, sie begehren gleich den Weibernarren, über die Philander von Sittewald berichtet, „das Brett auf dem geheimen Kabinett" zu sein oder gar das Nachtgeschirr der Herrin, wieder andere begnügen sich leblose Figuren darzustellen, Puppen, Hampelmänner, Marionetten, mit denen die Domina ganz nach ihrem Belieben spielen soll.

(Schluß folgt.)

Die wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft.

Von A. Zeiler,
I. Staatsanwalt in Zweibrücken.

(Fortsetzung.)

Und doch ist es, so klar dieser Sachverhalt ist, wahr, daß die wirtschaftliche Enge der Familie eine stark wirkende Ursache des Geburtenrückganges ist. Um dies zu erkennen, muß man die Sache allerdings in anderer Weise betrachten. Nehmen wir an, es gelänge einer gewissen Schicht, sich von einem Einkommen von 2000 Mk. auf ein solches von 2500 Mk. in die Höhe zu arbeiten. Dann liegt die Sache möglicherweise so, daß ganz allgemein auch die Einkommenshöhe der andern Schichten ungefähr ebensoviel, also um ein Viertel der ursprünglichen Höhe, gestiegen ist. Liegt die Sache so, dann wird damit offenbar überhaupt keine merkliche Änderung in der Lebenshaltung und der Kinderzahl eintreten können, bei keiner Schicht. Denn dann haben wir hier schlechterdings nichts als eine Erhöhung der Zahlen; die Wirtschaftslage aller aber ist gleich geblieben und es wäre eine grobe Täuschung, wollte man sagen, es wäre durch das „Steigen" des Einkommens irgendwelche Besserstellung jener Schicht begründet. Wie aber, wenn es jener einen Schicht allein gelänge, von 2000 auf 2500 Mk. im Einkommen zu steigen, so daß also ihre wirtschaftliche Stellung gegenüber den anderen Volksgenossen in Wahrheit günstig verschoben würde? Dann würde — nach den von May mit einem ansehnlichen Zahlenstoffe belegten Ausführungen — als Folge jedenfalls keine Vermehrung der Geburtenzahl, sondern eine Minderung zu erwarten sein. Also würde jedes Aufwärtsstreben der einzelnen Schichten in dem Maße, wie ihm ein Erfolg beschieden wäre, unvermeidbar zum Rückgange der Volkszahl ausschlagen? Ich glaube, daß diese Frage allerdings bejaht werden muß. Also wäre dann, da dieser Zug nach oben dem Menschen eingepflanzt ist, erfreulicherweise innewohnt als Quell jedes Fortschritts seiner Gesittung und seiner geistigen Höhe, die Folge die, daß wir dem Sinken der Geburtenzahl hilflos gegenüber ständen und an der Erfolgmöglichkeit irgendwelcher Bekämpfungsmaßnahmen zu verzweifeln hätten — solange nicht Gesittung und Lebenshaltung sänke? Nein! Dieser Schluß wäre trügerisch. Aussichtslos sind solche Maßnahmen (ich meine die wirtschaftlichen, da selbstverständlich Maßnahmen anderer Art: die auf religiösem, sittlichem, volksgesundheitlichem Gebiete, von jenem Zusammenhange mit der Wirtschaftslage der Familie nur mittelbar berührt werden) nur solange — solange aber allerdings sicher — als wir nicht Mittel und Wege fänden, die Wirtschaftslage der Familie durch kluge Eingriffe planmäßig der Verschiedenheit der Familienlage und der Familienlasten anzupassen.

Damit komme ich auf den Kernpunkt der Vorschläge, die ich in meiner bei J. Heß in Stuttgart erschienenen Schrift „Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt" (1916; 1,20 Mk.) entwickelt habe. Ich bin in dieser Schrift von der Erscheinung des Geburtenrückganges, ihren Gefahren und der dringenden Notwendigkeit ausgegangen, mit gründlichen Mitteln zum allerwenigsten einem Fortschreiten des Übels entgegenzuwirken. Als die Hauptursache des Übels nehme ich die wirtschaftliche Schwäche, Enge, Notlage der kindergesegneten (oder gleich ehrlich gesagt der kinderbelasteten) Familie und komme so zur Begründung der Notwendigkeit, hiergegen Abhilfe zu treffen und die Familie

wirtschaftlich so weit zu stützen und zu stärken, daß sie wieder in die Lage versetzt wäre, ein natürliches Wachstum zu entfalten. Also, um gleich hier scharf herauszuheben, worauf es ankommt: nicht das kann eine Vorbeugung gegen den Geburtenrückgang schaffen, daß eine Einkommensmehrung, eine Hebung des Wohlstandes für eine Schicht in ihrer Gesamtheit einträte; das ausschlaggebende vielmehr wäre allein dies, daß innerhalb dieser Schicht das Einkommen nur derjenigen erhöht würde, die Familienlasten zu tragen haben; und zwar erhöht würde nach dem Maße dieser Belastung. Im einzelnen aber ist der Gedankengang dieser:

Eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung, anscheinend wohl in besonderem Maße zusammenhängend mit dem Übergange von der Naturalwirtschaft zur reinen Geldwirtschaft, wie sie sich besonders in den Städten, namentlich auch beim Beamtentum und in der Arbeiterschaft fast schon restlos vollzogen hat, hat dazu geführt, daß die Familie immer mehr außerstande geraten ist, der Aufgabe gerecht zu werden, die bei einer größern Kinderzahl die standesmäßige Lebenshaltung und im besondern die Aufzucht des Nachwuchses an sie stellt. Meist ist schon bei einer mäßigen Zahl die Grenze erreicht, über die hinaus die Kinderzahl nicht steigen darf, ohne daß damit die Höhe der Lebenshaltung und der Aufzucht sänke unter die Stufe, die der fraglichen Einkommenschicht entspricht. Der einzelne kann ja, auch wenn er wollte, die Höhe, auf der er seine Lebenshaltung einrichten will, nur zu einem kleinen Teile selbst bestimmen. Zum mindesten ist eine solche Freiheit weitesten Volkskreisen versagt. Die Familie, die sich vor die schwierige (oder besser gesagt unlösbare) Aufgabe gestellt sieht, eine größere Kinderzahl standesmäßig aufzuziehen, ist einem langen Leben voll Sorge und Entbehrungen und Not preisgegeben. Es muß zum Vermögensrückgang kommen und das Familienleben wird zu einem stillen, oft genug kaum verhüllbaren Duldertum, namentlich der Hausfrau, die sich in täglicher Sorge um die kleinen — und ihr doch so großen Angelegenheiten des Haushalts aufreiben muß. Das gilt nicht nur für die untersten, die unteren, die mittleren Einkommenschichten, sondern reicht recht weit hinauf, so daß hier wirklich eine Allgemeinerscheinung vorliegt, da die paar wirklich hohen Einkommen gegenüber der großen Masse keine Rolle spielen. Die Lebenshaltungshöhe jeder Einkommenschicht wird sich, vielleicht in Pendelbewegungen, immer wieder ungefähr einstellen auf das Maß, das einer durchschnittlichen Familienkopfzahl entspricht. Nehmen wir — willkürlich, nur beispielshalber — an, die durchschnittliche Kinderzahl einer Schicht sei drei, so wird das Maß der Lebenshaltung einer Kopfzahl von fünf Personen entsprechen. Dann ist der kleinen Familie, der kinderlosen zumal, und gar dem Unverheirateten die Möglichkeit einer überdurchschnittlichen Lebenshaltung geboten, die stärkere aber sinkt unrettbar unter den Durchschnitt. So ergeben sich starke Gegensätze der Lebenshaltung zwischen dem Haushalte des Ehelosen, der kinderlosen oder kinderschwachen Ehe, der starken Familie; und diese Gegensätze mußten sich verschärfen in dem Maße, wie jener Übergang zu reiner Geldwirtschaft dazu führte, daß jeder Familienzuwachs sich unmittelbar in einer empfindlichen Mehrung der Barausgaben äußerte, während doch das Einkommen einer willkürlichen Vermehrbarkeit entzogen ist. Die Familie muß also mit der Kopfzahl rechnen. Sie berechnet — und beschränkt sie. Dabei bleibt es dann nicht bei dem vorhin gekennzeichneten Vergleichsmaß einer durchschnittlichen Familienkopfzahl. Denn die Neigung des Menschen geht dahin, die Lage der Begünstigteren viel mehr zu sehen als die derjenigen, die in ihrer Wirtschaft beengt sind. So lockt das Beispiel der Lebenshaltung der

Ehe- und Kinderlosen und weckt den Wunsch, so frei und sorgenlos zu leben wie diese. Die notwendige und verhängnisvolle Folge aber ist, daß es bei der Beschränkung der Kinderzahl auf ein Maß von drei (in unserm Beispiel) nicht bleibt, dem der Durchschnitt der Lebenshaltung entspräche; die Bewegung schießt über das in den Verhältnissen wirklich begründete Maß hinaus, die Beschränkung greift über auf eine Zweikinderehe als förmliche Übung und macht selbst hierbei nicht halt. Denn schon gehören solche Ehen nicht mehr zu den Seltenheiten, die sich mit nur einem Kinde begnügen wollen oder gar auf Nachwuchs verzichten. In gewissen Volksklassen und Einkommenschichten hat eine so weitgehende Kinderzahlbeschränkung schon geradezu begonnen zur Übung zu werden. Die Beschränkung im ganzen aber — wenn auch glücklicherweise noch nicht überall in einem gleichstarken Maße, hat, darf man sagen, schon fast die Gesamtheit des Volkes ergriffen, hat die weiten Kreise der Arbeiterschaft erfaßt und ist auch in die rein ländliche Bevölkerung schon bedenklich eingedrungen.

Wer diesen Zusammenhang der Dinge als richtig zugibt, der darf vor der Folgerung daraus nicht zurückschrecken: einen fühlbaren Ausgleich zu schaffen für die Verschiedenheiten der Familienlasten. Also nicht eine Einkommensmehrung für die Gesamtheit der Genossen einer Schicht, nicht eine Hebung des Wohlstandes und der Lebenshaltung der Schicht *im ganzen*. Die „Angst vor dem Kinde" muß ihre Kraft verlieren, wenn der Familienzuwachs zugleich eine — *nur eben dieser Familie zufallende* — Einkommensmehrung bringt in einem Maße, daß damit wenigstens zu einem guten Teil die aus dem Zuwachs entspringende Ausgabensteigerung ausgeglichen wird. Das ist *die* Seite der Sache, die mit der Bevölkerungsfrage im Zusammenhange steht. Daß zugleich auch eine andere Betrachtung zu derselben Forderung führt, wirkt natürlich noch stärker begründend für die Forderung des Ausgleichs. Diese andere Betrachtung führt dahin, daß es als eine Forderung innerer, wahrer, gesellschaftlicher Gerechtigkeit und Sittlichkeit gelten muß, der kinderreichen Familie einen Ersatz zu bieten für die stark erhöhten Anforderungen, die an ihren Haushalt gestellt sind. Nicht etwa, daß es sittlich wäre, die Familie für das zu bezahlen, was sie in der Nachzucht leistet! Aber es ist eine unbestreitbare *Tatsache*, daß heute die kinderbelastete Familie wirtschaftlich und damit unvermeidbar auch gesellschaftlich hinter den Genossen ihrer Einkommenschicht empfindlich zurückstehen muß, die keine oder wenige Kinder aufzuziehen haben — zurückstehen muß gerade dafür, daß sie dem Staate in einem reichlichen Nachwuchs die tüchtigen Bürger für eine künftige Wohlfahrt in wirtschaftlicher Beziehung, wie für die politische Geltung und Sicherheit heranzieht. Also statt dafür den Kopf stolzer tragen zu dürfen, muß sie sich bescheiden in die Ecke stellen, wenn der kinderlose Schichtgenosse kommt, mag auf die Lebensgenüsse verzichten, die diesem winken, mag in enger und unfreundlicher Wohnung sitzen bei schmaler Kost, und in ärmlicher Kleidung gehen, all das aber, was das Leben behaglich, anziehend schmückt, und doch nicht eben schlechthin unentbehrlich ist, entbehren. Und sie mag zu den Sorgen um das Wohlergehen und die Aufzucht und Versorgung der Kinder noch die Verbitterung darüber hinnehmen, daß „so wenig Gerechtigkeit auf Erden" bestehe.

Diese doppelte Begründung also führt uns zu der Forderung jenes Ausgleichs. So muß das Hemmnis weggeräumt oder wenigstens in seinen verderblichen Wirkungen stark abgeschwächt werden, das sich heute der Entfaltung des natürlichen Familienwachstums entgegenstellt.

Die Form nun, in der jene wirtschaftliche Stärkung geschehen muß, ist

die einer Gewährung von ausgiebigen Geldbeihilfen an die Familie. Denn auf keinem Wege sonst ist einfacher, sicherer, anpassungsfähiger jenes Ziel zu erreichen. Dieser Forderung gilt denn meine genannte Schrift. Ich habe mich darin nicht begnügt, nach dem Muster nicht weniger Arbeiten über die Bevölkerungsfrage die Forderung nur im allgemeinen aufzustellen, oder zwar bestimmte Beihilfensätze zu nennen, sie aber in Art und Höhe willkürlich und nur gefühlsmäßig zu greifen, habe vielmehr auf Grund eines der Wirklichkeit entnommenen verlässigen Zahlenstoffes eine Anzahl von Versuchsberechnungen durchgeführt, um eine sichere Unterlage für alle einschlagenden Fragen zu gewinnen. Das Ergebnis dieser Berechnung hat sich zu dem Plane einer förmlichen Beihilfenordnung verdichtet, der in all seinen Einzelheiten eingehende Begründung gefunden hat.

Das Notwendigste und Wesentlichste daraus mag hier in kurzer Zusammenfassung mitgeteilt werden.

Bei der großen Verschiedenheit der Familienlasten müssen die Beihilfen nach den verschiedenen Gesichtspunkten gegliedert sein und nebeneinander treten. So ergibt sich die Forderung mehrerer Arten, die teils fortlaufend gewährt werden müssen, teils einmalig. Die Grundlage muß eine fortlaufende Beihilfe bilden für den Haushalt an sich. Dazu treten forlaufende Erziehungsbeihilfen für jedes Kind, gestuft nach Alter und Erziehungsart. Einmalige Beihilfen fordert jedes Wochenbett, die Heeresdienstleistung des Sohnes, die Ausstattung der heiratenden Tochter. Alle Arten von Beihilfen bemessen sich nach der Einkommenshöhe der Familie. Alle sind begrenzt durch Mindest- und Höchstbeträge; nur die „Haushaltungsbeihilfe" als die grundlegende bestimmt sich bei jedem Einkommensbetrage nach diesem.

Die Haushaltungsbeihilfe ist 150 v. T. des Einkommens; die Beihilfen zur Kinderstube sind 30 bis 40 v. T. (mindestens 50 bis 100, höchstens 250 bis 500 Mk.), eine Lehrgeldbeihilfe mit 60 v. T. (mindestens 100, höchstens 300 Mk.), eine Beihilfe für die Mittelschule mit 80 bis 120 v. T. (mindestens 300 bis 500 Mk., höchstens 900 bis 1500 Mk.), entsprechend hohe Beihilfen für die Hochschule und die Heeresdienstleistung; endlich 30 v. T. (mindestens 300, höchstens 5000 Mk.) für die Töchterausstattung.

Die Höhe der Beihilfensätze ist so zu wählen, daß diese wirksam sind und doch nicht übertrieben. Der Gesamtbedarf erfordert sehr hohe Mittel. Deren Aufbringung kann sachgemäß nur durch ein eigenes Umlegungsverfahren geschehen. Der Gesamtbetrag des Aufwandes wird verhältnismäßig ausgeschlagen, d. h. nach dem Maßstabe der einzelnen Einkommen. Doch bleibt von jedem so viel unbelastet, als dem Betrage des „notdürftigen Lebensunterhalts" entspricht. Dieser Notbedarf ist örtlich sehr verschieden. Daher setze ich ihn gleich dem Zweihundertfachen des ortsüblichen Tagelohns.

So ergab meine Berechnung auf Grund des untersuchten Zahlenstoffes eine Umlagenhöhe von 24 v. H.

Zur deutlicheren Veranschaulichung ein Beispiel: Für ein Einkommen von 1000 Mk. berechnet sich an einem Orte mit einem Tagelohnsatze von 3 Mk. die Deckungsumlage auf $(1000-200\times 3)\times\frac{24}{100}=96$ Mk. Damit schwindet zunächst einmal das Einkommen auf 904 Mk. Dieser Betrag ist zugleich das „berichtigte Einkommen" des Unverheirateten. Er hat keine Familienlasten, erhält also auch keine Beihilfen. Ist der Einkommenbezieher verheiratet, so erhält er (ohne Rücksicht auf den Kinderstand) 150 v. T. seines Roheinkommens als die „Haus-

haltungsbeihilfe", d. i. hier 150 Mk. Weiterhin bezieht z. B. ein Familienvater mit Frau und fünf Kindern von 5, 7, 10, 11, 14 Jahren (von denen keins eine Mittel- oder Hochschule besucht) weitere 390 Mk. als „Kinderbeihilfen". Hieraus ergibt sich für die Einkommensbeträge

	von Mk.	1000	2000	4000	6000
Das „berichtigte Einkommen"					
a) der Unverheirateten	zu „	904	1664	3184	4704
b) des kinderlosen Ehepaares	„ „	1054	1964	3784	5604
c) jenes Familienvaters mit Frau und fünf Kindern	„ „	1444	2359	4496	6672

Hieran anschließend mag aus meinem Zahlenstoff eine Zusammenstellung mitgeteilt werden, die zeigt, welche Einwirkung im Ernste (d. h. bei der Verschiedenheit der Familienverhältnisse, wie sie das Leben zeigt) die Beihilfenordnung auf die Einkommen üben würde. Dabei habe ich Anlaß, auf einen Punkt besonders hinzuweisen. Es gäbe ein falsches Bild, etwa bei der lfd. Nr. 983 zu rügen, daß das (kinderlose) Ehepaar nur lumpige 9 Mk. mehr bekommen sollte als es heute hat, oder bei Nr. 1709 die Familie mit drei Kindern nur 165 Mk. mehr als heute, oder daß gar bei Nr. 1787 die Familie mit einem Kinde um 88 Mk. weniger haben sollte als ohne die „Beihilfen"ordnung. Nicht die Spalten 4 und 13 können verglichen werden, sondern nur die Spalten 12 und 13. Aus der Durchführung der Beihilfenordnung ergäbe sich im allgemeinen eine Senkung der Einkommenshöhe, und zu dem „berichtigten Einkommen", von dem mit der Deckungsumlage der an die Allgemeinheit geleistete Beitrag zur Aufziehung des Nachwuchses aufgebracht wäre, würde für jede einzelne Familie der ihr zukommende Beihilfenanteil treten, für jede nach dem gerechten Maße ihrer Aufwendungen auf die Aufzucht der Kinder.

Mein Plan beschränkt sich mit allem Bedacht auf die rein wirtschaftliche Seite der Frage. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß nicht vielerlei andere Maßnahmen — mit bestimmten engeren Zielen — neben die Durchführung meines Vorschlages treten könnten und müßten. Denn selbstverständlich könnte ihre Wirkung durch manche Verbesserungen auf wirtschaftlichem und gesundheitlichem Gebiete unterstützt und ergänzt werden. Aber mein Plan fordert nicht neben sich, um eine gedeihliche Wirkung ausüben zu können, solche weitere Maßnahmen, und manches von dem, was zur Beschränkung des Geburtenrückgangs vorgeschlagen ist, würde durch die Verwirklichung meiner Vorschläge überflüssig gemacht, darunter manche Maßnahme, denen so erhebliche Bedenken entgegenstehen, daß es begrüßt werden müßte, wenn eine großzügige Beihilfenordnung dazu beitragen könnte, auf eine Weiterverfolgung jener zu verzichten.

Am wenigsten Bedenken würde sich wohl erheben gegen gewisse Sondermaßnahmen wirtschaftlicher Natur. So sind zweifellos alle Bestrebungen zu begrüßen und fördernswert, die auf eine Verbesserung unserer Wohnverhältnisse abzielen, wie etwa eine Förderung des Kleinwohnungsbaus, der Gartenstadtbewegung, das Verbot zu enger Belegung der städtischen Wohnungen und anderes mehr. Auch Verbesserungen des Lohn- und Gehaltswesens, Steuererleichterungen für den kinderreichen Familienvater sind anzustreben. Auch ist die Arbeiterschutzgesetzgebung — Verbesserung der Unfallverhütung, Einschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit, Förderung der Sonntagsruhe usw. — nach wie vor weiter auszubauen. Ebenso selbstverständlich ist, daß eine große Gruppe rein volksgesundheitlicher Maßnahmen, unabhängig von der Beihilfenfrage, gefördert werden muß. So vor allem die Bekämpfung der Volksseuchen

Zusammenstellung von Beispielen aus meiner Liste von 1982 Einkommenbeziehern.

Laufende Nummer	Familienstand	Alter der unterhaltsbedürftigen Kinder (M. = Mittelschüler, H. = Hochschüler)	Roheinkommen	An Beihilfen fällt an: zur Haushaltung	an Wochengeld	zur Kinderstube	zur Mittel- oder Hochschule	als Gesamtbetrag	Roheinkommen, abzüglich des notdürftigen Lebensunterhalts	Hiernach der Betrag der Deckungsumlage	Berichtigtes Einkommen, wenn der Einkommenbezieher als unverheiratet angenommen wird (Sp. 4—11)	Berichtigtes Einkommen (Sp. 4—11+9)	Unterschied von Spalte 4 und 13: Mehrung	Minderung
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
349	verh.	2, 4	**810**	121	60	105	—	**286**	210	50	**760**	**1046**	236	—
528	verh.	2, 6, 9, 12 (M.)	**1000**	150	—	185	170	**505**	400	96	**904**	**1409**	409	—
530	led.	—	**1000**	—	—	—	—	—	400	96	**904**	**904**	—	96
543	verw.	—	**1000**	75	—	—	—	**75**	400	96	**904**	**979**	—	21
740	verh.	1, 3	**1200**	180	—	170	—	**350**	600	144	**1056**	**1406**	206	—
983	verh.	—	**1500**	225	—	—	—	**225**	900	216	**1284**	**1509**	9	—
1097	verh.	4, 5, 7, 8, 11, 12, 13, 14 (Lehrl.)	**1600**	240	—	520	*100	**860**	1000	240	**1360**	**2220**	620	—
1101	verh.	1, 10	**1600**	240	—	130	—	**370**	1000	240	**1360**	**1730**	130	—
1103	led.	—	**1600**	—	—	—	—	—	1000	240	**1360**	**1360**	—	240
1266	verh.	11, 12 (M.)	**1800**	270	—	80	160	**510**	1200	288	**1512**	**2022**	222	—
1438	verh.	7, 9, 10, 14 (M.)	**2239**	336	67	226	180	**809**	1639	393	**1846**	**2655**	416	—
1455	led.	—	**2280**	—	—	—	—	—	1680	403	**1877**	**1877**	—	403
1588	verw.	15 (M.)	**2751**	206	—	—	190	**396**	2151	516	**2235**	**2631**	—	120
1633	verh.	2, 5, 6, 10, 12, 13, 18 (gelähmt)	**3000**	450	—	741	—	**1191**	2400	576	**2424**	**3615**	615	—
1637	verh.	1	**3000**	450	—	90	—	**540**	2400	576	**2424**	**2964**	—	36
1639	led.	—	**3000**	—	—	—	—	—	2400	576	**2424**	**2424**	—	576
1709	verh.	4, 6, 8	**3530**	529	—	339	—	**868**	2930	703	**2827**	**3695**	165	—
1787	verh.	10	**4231**	635	—	148	—	**783**	3631	871	**3360**	**4143**	—	88
1808	verh.	7, 13 (M.), 15 (M.)	**4500**	675	—	144	414	**1233**	3900	936	**3564**	**4797**	297	—
1816	verh.	4	**4580**	687	137	142	--	**966**	3980	955	**3625**	**4591**	11	—
1889	verh.	9, 13 (M.), 14 (M.), 16 (M.), 17 (M.)	**6946**	1042	—	243	1389	**2674**	6346	1523	**5423**	**8097**	1151	—
1890	led.	—	**6975**	—	—	—	—	—	6375	1530	**5445**	**5445**	—	1530
1933	verh.	10 (M.), 23 (H.)	**9383**	1407	—	—	1780	**3187**	8783	2108	**7275**	**10462**	1079	—
1935	led.	—	**9509**	—	—	—	—	—	8909	2138	**7371**	**7371**	—	2138
1968	verh.	13 (M.), 14 (M.), 15 (M.)	**20120**	3018	—	—	1710	**4728**	19520	4685	**15435**	**20163**	43	—

* Lehrgeld

(Schwindsucht), die Bekämpfung der Trunksucht, der Geschlechtskrankheiten, verbesserter Schutz für Mutter und Kind, Förderung des Stillens der Säuglinge und anderes der Art. All diesen Forderungen und Bestrebungen gegenüber, mögen sie wirtschaftlicher oder gesundheitlicher Art sein, steht der Beihilfenplan unabhängig und selbständig gegenüber. Denn mögen diese durchgeführt werden oder nicht, mögen sie von Erfolg gekrönt sein oder nicht, immer bleibt die selbständige weitere Notwendigkeit, die kinderstarke Familie zu kräftigen, damit sie imstande sei, ihrer Unterhalts- und Aufzuchtsaufgabe vollkommen genügen zu können. Aber in der umgekehrten Richtung besteht in Wirklichkeit ein inniger Zusammenhang zwischen der Beihilfenforderung und jenen andern Maßnahmen: daß viele von diesen überhaupt keine segensreiche Wirkung erzielen können, wenn nicht durch eine Beihilfenordnung die wirtschaftliche Lage der kinderreichen Familie gestärkt wird. Was nützen Bestrebungen um gesunde, geräumige, mäßig belegte Wohnungen, wenn die Familie bei stärkerer Kinderzahl den Mietzins dafür nicht erschwingen kann? Und wie oft sind alle Bemühungen eitel, den Familienvater dem Teufel der Trunksucht zu entreißen, wenn ihn die Enge der häuslichen Verhältnisse, die Unbehaglichkeit in der überfüllten, dumpfen, lärmerfüllten Wohnung nach des Tages Arbeit hinaustreibt, um in der Kneipe ein Vergessen von seinen Nöten und Kümmernissen zu suchen! Und wie soll bei der Notlage der Familie der Nachwuchs vor Unterernährung bewahrt und in einer gesundheitlich gebotenen Weise bekleidet werden? Aus diesem Gesichtspunkte ist es gerade auch eine Pflicht des Arztes, einen Plan zu fördern, dessen Durchführung die Unterlage schüfe, auf der erst seine wertvollsten Bemühungen zu wirken vermöchten.

(Schluß folgt.)

Die anomale Transvestie in ihrem Erlebniswert.

Von Fritz Giese
in Mülheim a. d. Ruhr.

Bekanntlich ist Transvestie zunächst die Ausdrucksform bestimmter seelischer Disposition, vorzüglich einer ungewöhnlichen Sexualveranlagung. Die hervorragenden Forschungen Hirschfelds haben außerordentlich interessante Ergebnisse auf diesem, seinem besonderen Studiengebiet gezeitigt, und sie reichen weit über die Enge des nur medizinischen Gesichtskreises hinaus, sie sind letzten Endes psychologische Problemformen und verlieren jeglichen pathologisch gefärbten Beigeschmack. Ist in den Fällen einer wirklichen prävalierenden, konträren Sexualgefühlslage die Transvestie für den Betreffenden das Normale und ebenso dem beobachtenden Psychologen durchaus als das Gegebene verständlich, weil es naturgemäß erscheinen mag, daß der feminin empfindende Mann Vorliebe, oder gar Zwangssucht nach weiblicher Kleidung und Verkleidung, umgekehrt die physiologisch oder auch nur rein psychologisch maskulin betonte Frau Bevorzugung der männlichen Gewandung und weiter des rein männlichen Kulturzuschnitts aufweist, so liegt es beim gewöhnlichen Menschen anders; hier wird die Transvestie zur Anomalie und es drückt sich das schon juristisch in entsprechenden Verordnungen usw. aus, die bei den verschiedenen Nationen das Tragen geschlechtsfremder Kleidung verbieten oder auch erschweren sollen.

Aber zumal diese anomale Transvestie, also die des Normalen, entbehrt psychologisch nicht des Reizes und sie könnte Gegenstand einer eingehenden Untersuchung werden, weil sie kulturell einmal große Bedeutung gehabt hat, weil sie in anderem Sinne heute wieder auflebte und im ganzen wie in jedem

Falle sowohl Bildungswerte, wie psychologische Erlebnismöglichkeiten in sich birgt. Eine durchgearbeitete, empirisch begründete Kultur- und Gesellschaftspsychologie fehlt uns noch; am ehesten ließen sich zu den Primitiven Verbindungen aufzeigen, denn die Transvestie hat zunächst einmal religiöskulturellen, alsdann auch kriegerischen Charakter. Der Priester, der Medizinmann, die Kampfmasken der farbigen Völker sind von Ethnologen und durch völkerpsychologische Forschung hinlänglich bekannt geworden; hier fehlt indessen jener Bildungs- und Erlebniswert. In neueren Zeiten hat die Transvestie des Normalen andere Ursachen und auch einen anderen Sinn, aber ihr Bestehen wird im allgemeinen übersehen oder nicht genügend bewertet. Ihr eigentümlicher Keim ist zu innerst im Seelischen begründet und als solcher sehr umfassender Natur. Er offenbart sich in mannigfaltigen kulturpsychologischen Erscheinungen und ist durchaus nicht etwa Ausdruck einer außenseiterischen Individualität und demnach Gegenstand spitzfindiger Themastellung.

Die anomale Transvestie ist nämlich, kulturpsychologisch betrachtet, Gut und Erbe unserer bisher höchsten geisteswissenschaftlichen Kulturepoche, dem ausklingenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Der Klassizismus, vor allem die Romantik, gehören ihrem Umkreise an. Vielleicht kann man es sich heute nicht unbedingt mehr vorstellen, daß die Verkleidung, daß Transvestie normaler Männer und Frauen etwas durchaus Gegebenes, nicht einmal nur Mode, sondern fast Gewohnheit war. Wir wissen aus Goethes Kreis, daß man in Vermummungen reiste, wanderte oder zum gesellschaftlichen Stelldichein zusammentraf. Am evidentesten findet sich indessen der Niederschlag dafür in der zeitgenössischen Literatur, und sie beweist zugleich, daß man es nicht mit der Sonderlaune irgendwie extravaganter Naturen, einer Karoline oder Bettina, zu tun hat, sondern daß hier ganz landläufige Gepflogenheiten zum Ausdruck gelangen. Am beliebtesten ist das Auftreten der Frauen in Männerkleidern, zumal als Jagdbursche, als Ritter oder Bediente. Die Freundin Rosas im Lovell erscheint als Bursche Ferdinand, um den Titelhelden vor drohendem Räuberangriff zu warnen; das Motiv der Transvestierung ist hier keimende Liebe. Und ebenso wandelt sich bei Tieck sein Muster solipsistischer Lebensführung um in einen armen Bergbewohner Antonio, der seinen alten Vater bei sich wohnen hat, um im italienischen Stil ein einsames Bauernleben mit primitiven Bedürfnissen zu führen. Aus dem englischen Gentleman und seinem Diener Willy wird Vater und Sohn: das alles, um die leichtgläubige Rosaline in angemessenem Stil des Raffinements verführen zu können; dann, um ihr seelisch näherzutreten, um sich einzufühlen: und darin hat Tieck meisterhaft den Erlebniswert der Transvestie zum Ausdruck gebracht! Rosaline fällt, und damit tritt der Held in die Sphäre seiner Wirklichkeit zurück; bereichert indessen um die Erfahrung des Lebens mit der einfachen Volksschicht und der Weltanschauung untergeordneter Bildungskreise. Aber es wäre falsch und völlig der Zeitidee widersprechend, wenn man in Lovells Transvestie etwas allzu Berechnetes, im modernen Gefühl gar Kriminalistisches wittern wollte. Tieck fühlt durchaus zeitgenössisch. Die Transvestie ist psychologischer Apparat, ist Versuchsmethode. Sie gibt die gewollte Konzentration und die erwünschte Beobachtungseinstellung: Als kranker Fremder kehrt Lovell heim, um seine Selbstausbildung zu vollenden. Unerkannt fällt ihm Emilie zu, sie flieht mit ihm, der Kreis ist geschlossen, auch an deren Seele hat er sich genährt, die ihm bisher psychologisch noch nicht zugänglich geworden. Bei Tieck ist das feine Empfinden für den Wert spontaner Menschenbeobachtung viel ausgeprägter, als bei uns Modernen. Wie überhaupt niemals wieder in ähnlicher Weise eine wahre Individualpsychologie und zumal eine tiefere Selbstbeobachtung getrieben

wurde, als in den damaligen Zeiten, so war auch ihm und seinen Zeitgenossen die alleinige Gültigkeit des Menschen in seiner Spontaneität als psychologisches Versuchsobjekt bekannt. Im Sternbald finden sich Parallelen: Luodoviko streift als Zigeunerin herum, Mädchen- und Jünglingstracht verwischen ihre Geschlechtsbestimmung, und so finden sich unverhoffte Offenbarungen in Menge. Geläufiger ist die einfache Geschlechtsumkehr, zumal der Frauen: sie zeigt sich bereits im Sturm und Drang vorverkündet. Fiordimona reitet als Ritter verkleidet umher: das ist im Ardinghello immerhin noch eher Ausdruck der Bequemlichkeit, Mittel zur Lebensführung, als psychologisch betonter Hintergrund. Das Extrem im Godwi! Bei Brentano — und mühelos lassen sich bei Jean Paul und der gesamten Gefühlsromantik Belege ähnlicher Art finden — ist die Transvestie landläufig geworden, hier steht bereits eine überkultivierte Selbstbeobachtung in Blüte. Die gewagten Szenen im zweiten Teil spielen sich in transvestitischen Formen ab. Die Gräfin wandelt als Jäger oder sonst als Mann verkleidet einher; sie trägt bewußt und mit Vorliebe Männertracht, um ihren Emanzipationsneigungen ungestörter nachgehen zu können, den Kultus der freien Liebe restlos durchzuführen. Komplizierter wird der Zusammenhang durch den Miteintritt des Autors in die Handlung, ja Brentano treibt die Jean Paulsche Psychologie auf die Spitze, indem er, in neuem Gewande, als eigener Erbe über den persönlichen Tod des Autors artige Beobachtungen und Glossen anstellt. Der Leser wird in diesen Vermummungen gleichsam mit Ironie gefoppt. Seine Stimmung wird durch realistische Schilderung der schweren Produktionsarbeit des Autors auf dem Krankenlager, durch Dazwischentreten des Todes usw., durch Auftreten der Hinterbliebenen u. a. m., jäh unterbrochen: und im Grunde ist es doch immer wieder der gleiche Godwi oder Römer oder Maria oder Brentano, der sich selbst in neuer und neuer Transvestitation präsentiert. Aber man bemerkt unschwer: das ist dichterische Mache, wie es abstrakte Konstruktion ist, wenn der Verfasser Brentano das Autordoppelbild Maria im zweiten Teile persönlich die Örtlichkeit der Handlung seines Romans besichtigen und den Helden selbst interpretieren läßt: „dies ist der Teich, in den ich auf S. 143 im ersten Bande falle" u. a. m. Der Leser wird verspottet, wie ihn Immermann verspottet, wenn er seinen Roman angeblich falsch vom Buchbinder einbinden läßt, so daß er in der Mitte beginnt und der Anfang erst am Schluß nachfolgt. Nicht so jene schlichte Transvestie. Sie ist kein dichterisches Erzeugnis, sie ist reales Erlebnis, kulturelle Tatsache. Es wäre gänzlich falsch, in ihr etwas Besonderes, rein Romanhaftes zu erblicken. Auch nicht spezifische Männlichkeit spricht aus ihr. Dorothea Schlegel nutzt beispielsweise in ihrem Florentin das Transvestiemotiv ebenso selbstverständlich und unbefangen, wie männliche Autoren. Juliane verkleidet sich, um mit den Freunden ungestörter Ausflüge zu machen: sie kommt infolge widriger Zwischenfälle sogar in peinliche Situationen, da sie von den eigenen Untertanen nicht als Schloßfräulein und Herrin erkannt wird. Aber niemals wird daraus die natürliche Folge einer unnatürlichen Tracht gesehen; es ist Lebensgewohnheit, wie es usueller Sitte entspricht, daß Eduard bald als Spielmann oder als Jäger oder als Krämer, gleich Florentin die Welt durchstreift. Allen diesen Romantikern war aber als Urbild ein genialer Vorwurf geboten: der Meister. Auch Goethe kennt die Transvestie des Normalen. Schon Mignons Gestalt umspielt das Air des Geschlechtslosen: halb Mädchen, halb Knabe in unbestimmter Gewandung tritt sie in die Szenerie ein. Die Baronesse Therese: überall findet man jenes Jägerburschenmotiv wieder. Im Meister gewinnt man, gleich wie bei Tiecks Werken, deutlich den Eindruck einmal des bewußten Durchbildens der Transvestie, zum anderen das Fehlen einer Ungewöhnlichkeit in ihr. Was das letztere

betrifft, so muß man sich erinnern, daß die französischen Romane mit ihrem Faublasmotiv, den Liaisons dangereuses, die Verkleidung der Personen rein äußerlich bereits kannten. Dort aber war sie bloße Situationsdraperie, keinesfalls psychologische Beobachtungsbasis wie etwa bei Tieck; und zum anderen lag auch Goethen, wie seinen Zeitgenossen, die praktische Transvestie sehr nahe, teils im Theaterspielen der Zeit, teils an lebenden Beispielen. Eine Frau Gachet, eine Genlis, waren Exemplare der Transvestierung von Frauen, und auf der anderen Seite fand Dorothea Schlegel in d'Alton nicht nur den Titelhelden ihres Romans, sondern zugleich ein Musterbeispiel eines wahren Transvestiten: als Gelehrter, Reisender, Maler, Dichter, Sänger, Merkantilist ist er durch sein Leben gezogen, beruflich und gesellschaftlich frei, unabhängig und letzten Endes wohl weniger Original als Selbstbildner, wie Wilhelm Meister oder auch wie — im Speziellen — Heinrich von Ofterdingen in der Poesie und Sternbald in der Malerei, oder Lovell als gesellschaftlicher Sucher. Bei Goethe zunächst, und mit ihm bei den Nachfolgern, findet alsdann die psychologische Auswertung der Idee statt. Sie wird ihm erleichtert durch die Dilettantenbühne, das Liebhabertheater, das Gesellschaftsspiel der Zeit. Im privaten Schauspielen ist die Transvestierung das Natürliche. Sie erhebt sich indessen aus den Niederungen des Kostüms und der Schminke und wird in zwei Modifikationen angewendet: der Transvestierung des Geschlechts und der des Standes. Davon ist die zweite unbedingt die psychologisch wertvollere. Sie erstrebt im Grunde nichts weiter als Einfühlung in subjektiv fremde Menschentypen, Anpassung an andere Gesellschaftsschichten zur Beobachtung und zur Bereicherung der allgemeinen Lebensempirie. Sie wirkt in doppelter Richtung, indem sie einmal das Individuelle vertuscht, das persönlich Gewohnte ausschalten hilft und zum anderen Wege öffnet, die ohne solche Transvestie unmöglich beschreitbar werden. Man kann daher jede Transvestie, wie es eben auch in dem herangezogenen Musterfall, der romantischen Verkleidungsgewohnheit, der Fall ist, doppelt psychologisch auswerten: Anpassung und Einfühlung oder Entindividualisierung und individuelle Projizierung könnte man es nennen. „Er entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward wie ein anderer Mensch und an Gebärden wie ein Mensch erfunden" — das wäre die religiöse Formulierung der anomalen Transvestierung in ihrer Doppeltheit.

Man mag fragen, warum man sich heute mit dergleichen Erscheinungen noch beschäftigen soll? Liegt in ihnen nicht allein kulturpsychologische Tatsache und letzten Endes ein Stück bloßer Wissenswürdigkeit für Spezialinteressierte? Die Tatsachen scheinen dem zu widersprechen; wenn auch richtig ist, daß wir die gewohnheitsmäßige Transvestie nicht mehr in dem klassischen Stile kennen, so darf man andererseits nicht außer acht lassen, daß zur Zeit wesentliche Parallelerscheinungen auftauchten, die gleich jener Erlebniswert haben, mögen sie auch in weniger gefälliger Form sich zeigen.

In der Tat ist die Gegenwart von anomaler Transvestie erfüllt und es entsteht die Frage, wieweit sich diese Transvestierung der Menschen als bereicherndes Erlebnismoment bewußt und absichtlich auswerten ließe? Wie das Transvestierungsmotiv unsterblich im Karneval der katholischen und dem Maskenball der sonstigen Landesstriche blieb, so ist es doch niemals in gleicher Intensität zum Ausdruck gekommen als in der Krankenschwester- und der Soldatentransvestie. Sie beide, dem weiblichen und männlichen Geschlecht verschiedene Modifikationen darbietend, geben selbst weitesten Kreisen ein kaum wiederkehrendes Mittel, Studien anzustellen. Sie lassen jenen Entindividualisierungsgedanken und die Projizierung des Ichs in andere Individualitäten leichter wirk-

lich werden, geben reichere Versuchsmöglichkeiten und Beobachtungsfälle des spontan wirkenden Menschen, als sonst etwas. Dazu gehört freilich zunächst einmal — und diesem Zweck mag ein historischer Rückblick auf die Fragestellung am ehesten dienen — völliges Abstrahieren vom augenblicklichen Notwendigkeitscharakter der Transvestierung, die der einzelne trägt: das will sagen, ihrer obligatorischen Anwendung und ihrer Verquickung mit kriegerischen Momenten. Die Schwesterntracht oder der sogenannte feldgraue Rock, losgelöst vom eigentlichen Bestimmungszweck, gewähren ein ganz vortreffliches Einfühlungsmittel in fremde Individualitäten. (Die kenntnisreiche Auslandspionage benutzt sie daher auch mit Erfolg.) Die Uniform als solche, die Tracht, als schematisch-unpersönliche Kleidung, ermöglichen deshalb leichter das Hintenansetzen individueller Gewohnheiten und Bewußtseinsinhalte, das beobachtende Erschließen sonst unzugänglicher Gesellschaftsschichten, weil sie wie ein neutral wirkendes Kriterium sind, nivellierend und unkenntlich machend erscheinen. Am ehesten tritt dergleichen im Verhältnis zum Nichttransvestierten zutage: er ist hilfloser dem Verkleideten ausgeliefert, weil keine Anhaltspunkte zur psychologischen Fixierung des Gegenübers geboten sind. Für ihn ist der einzelne Repräsentant der Menschheit, der er selbst zugehört. So erklärt es sich, daß Krankenschwestern unglaubliche Einblicke in soziale Verhältnisse und menschliche Lebensbedingungen, daß Psychologen als Militärpersonen, und ihnen gleich Pädagogen, Juristen und ähnlich unbestimmt Transvestierte (der Geistliche, der Arzt sind bereits wieder eliminiert, soweit sie berufstätig werden) eine erstaunliche Bereicherung ihrer Kenntnisse in der Transvestierung der Uniform erzielen können. Am glücklichsten sind die Beobachter, die keinerlei äußere Abzeichen, keine Differenzierung aufweisen, die als einfacher Landsturmmann ihre Beobachtungen bei den Nichttransvestierten wie den Mittransvestierten anzustellen in der Lage waren. Der erste Schleier über das wahre Bild der beobachteten Dinge wird bildlich durch den Gefreitenknopf erkauft, und bei der weiblichen Transvestierung hat eigentlich nur die Helferin gute Beobachtungsbedingungen. Diese Art der Transvestierung des Ichs ist wiederum in zweifacher Weise ein Erlebnis: geläufiger pflegt die Erfahrung zu sein, daß eine Entfernung mit den bisherigen Lebensgewohnheiten und Milieuformen dem Hand in Hand geht, daß man mit der Individualtracht auch das Ich ablegen kann; leichter als etwa in einer rein individuellen Transvestie. Die Uniform — und das gilt für jede Uniformierung, sei es die des Beamten, Angestellten oder Fachberuflers, wie des Richters, des Schutzmanns, des Bergknappen usw. — gibt jedem einen ganz bestimmten Einstellungscharakter, gibt Normen für Auftreten, Lebensweise und sogar Weltanschauungen. Es wäre zu untersuchen, was hierbei traditionell in uns wirkt, was suggestiv von der Transvestie ausgeht, was endlich wirklich bewußter Umformung der Persönlichkeit zugehört. Gleichviel, die Uniform macht es auch dem Ungeübteren leicht, sich zu entindividualisieren und daher zum zweiten, der Beobachtung, zu schreiten. Jene historisch gegebenen Vorbilder der romantischen Zeit arbeiteten wesentlich komplizierter, stellten viel höhere Anforderungen an die eigene Zucht und die Beobachtung der Personen, deren Transvestierung angenommen wurde. Eben jene schauspielerische Note unterstützte es für die Allgemeinheit, erleichterte das Sichhineinfinden in die Verkleidung überaus. Wir haben dieses Hilfsmittel nicht mehr, dafür aber eine universalere Verkleidungsform. Neben der Entindividualisierung aber dann das viel wichtigere: Fremdbeobachtung, und das pflegt weniger geläufig zu sein, denn am Anfang aller obligatorischen Transvestie steht immer das Verwundern über sich selbst, als das elementarere! Hier könnte einer der Wege angebahnt werden und

bewußt für die Allgemeinheit nutzbar sein, der zur sogenannten gegenseitigen Verständigung der Menschen und der Ideen untereinander führt. Pädagogisch gedacht ist daher auch das die einzige erfreuliche Bereicherung der Jugend, wenn sie Jugendwehrtendenzen huldigen soll. Nur in Transvestie kann man tief beobachten, aber je populärer die Verkleidung, um so fruchtbarer das Ergebnis. Ich besinne mich mit Vergnügen eines Gesprächs mit zwei alten weimarer Beschließerinnen, die, auf Grund der Transvestierung, von dem unerschwinglich hohen Pflaumenpreis zu 11 Pf. das Pfund an, bis zu den entzückendsten weltpolitischen Auffassungen hin, mir ihr Inneres und ihre Ansicht vom Kriege ausschütteten und ihr Kolleg auf einer der geruhigen Bänke des Karlsplatzes damit schlossen, daß sie aus dem Reservefonds ihres Pensionskapitals jede 5 Pfennige wohlwollend anwiesen, „damit ich mir auch mal etwas Gutes antun könne". Derartige Spontanäußerungen der Volksseele halten immerhin einem Studiennachmittag im Goethe-Schiller-Archiv fast die Wage. Das wäre ohne Populartransvestierung niemals möglich, und ebenso sind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, alle Versuche von fachwissenschaftlicher Seite, über die Seele des Soldaten oder das sogenannte Kriegserlebnis etwas zu erfahren, aussichtslos und irreführend, wenn sie nicht die Transvestierung benutzen, wenn sie gar in Vorgesetztenform oder vom Nichttransvestierten ausgingen. Das gleiche gilt auch im Frieden für alle Kreise und jegliche Arbeit. Nur der spontan beobachtete Mensch erbringt diskussionsfähige Forschungsergebnisse: sei es in der experimentellen Pädagogik, der Gesellschafts- oder der Völkerpsychologie! Das Mittel dazu ist die Transvestierung in den allermeisten Fällen. Wohltuend tiefe psychologische Erkenntnis spricht also etwa aus Arbeiten, wie der von Bernays, deren Ergebnisse zustande kamen, indem die Forscherin — ohne Kenntnis der Personen — als einfache Fabrikarbeiterin mit anderen gemeinsam, für Beobachtungs- und Erhebungszwecke, arbeitete; indem sie aber nicht nur im Rahmen des Versuchs sich transvestierte, sondern auch außerhalb als Arbeiterin lebte, auf ihrem Logis hauste; nach Kleidung und Lebensgewohnheit von morgens bis abends total angeglichen dem Studienobjekt, eingestellt auf das Arbeitsgebiet in zweckentsprechender Weise.

So paradox zunächst eine anomale Transvestie sein mag oder auch so weither geholt die Fragestellung erscheint: in Wirklichkeit verbirgt sich dahinter eine wertvolle Möglichkeit zur Ausbildung der Individualität, des weiteren rein wissenschaftlich ein unschätzbares Hilfsmittel für Erforschung komplexerer Zusammenhänge. Keine Nation hat gegenwärtig dieses wohl so begriffen, als der Japaner. Die Ostasiaten kennen jenes romantische Wandern als Reishändler, Schuhmacher, Kuli oder Kellner zu Studienzwecken auf das Trefflichste, ohne immer unmittelbar bezahlte Agenten zu sein, ohne immer nur Staatsinteressen im Sinne zu haben, obschon es ihrer fast rein platonischen Staatsauffassung am nächsten liegt. Gedenken wir unserer großen Vorbilder, die es ebenfalls nur rein subjektivistisch kannten, und verbinden wir es mit der obligatorischen Transvestierung einer Gegenwart zu einer künftigen Aufgabe für den einzelnen, wie für die Gesamtheit, die Jugend und das Alter, so scheint ein Weg gegeben, Werte nutzbar zu machen, die mehr oder minder brach liegen.

Die Bibliographie vom 1. Sept. bis 30. Nov. 1917 fällt aus und erscheint zusammen mit der Bibliographie vom 1. Dez. bis 1. März im Märzheft.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | Februar/März 1918 | 11. u. 12. Heft

Die erotischen Quellen der Minderwertigkeitsgefühle.

Von Dr. J. Marcinowski.
Sanatorium Sielbeck a. Uklei.

Es gibt kaum einen Neurotiker, der nicht jene quälenden Zustände kennt, die wir als Minderwertigkeitsbewußtsein und Minderwertigkeitsgefühle bezeichnen. Ja, auch unter den sogenannten Gesunden sind meist nur die Starken[1]) und Selbstbewußten, also nur ganz wenige, wirklich ganz frei davon[2]).

Bekanntlich hat Adler seine Lehre vom Charakter des Nervösen auf diesen Minderwertigkeitsgefühlen aufgebaut. Er geht dabei von zwei Quellen aus, und es ist besonders lehrreich, seinen Gedankengängen zu folgen, weil sie für ihn zum Ausgangspunkt einer Trennung von den Auffassungen der Freudschen Schule wurden. Mit welchem Recht, das soll hier mit kurzen Worten untersucht werden.

Zwei Quellgebiete hat die Minderwertigkeit für Adler. Erstmals stieß er auf die unbestreitbare Tatsache, daß gewisse Organminderwertigkeiten, die das Kind in seinem persönlichen Leben zu beklagen hat, sei es, daß es sich um angeborene Schwäche und Gebrechen handelt, oder um Schwächezustände, die erst im Verlauf von Krankheiten sich einstellten, daß diese Organminderwertigkeiten in ihren Trägern das Gefühl der Unterlegenheit anderen Kindern gegenüber hervorriefen, oder doch mindestens hervorzurufen geeignet waren. Es erscheint selbstverständlich, daß jedes Lebewesen unter seinen Artgenossen eine Geltung besitzen will, ja, mehr als das: womöglich eine Bevorzugung erfahren möchte. Organminderwertigkeiten schließen es nicht nur von manchem fröhlichen Lebensgenuß aus, sondern lassen es auch gelegentlich lächerlich erscheinen; man wird verspottet und erleidet dadurch oft schwere und für das ganze Leben bestimmende seelische Verwundungen. Daß es davon Ausnahmen gibt, daß es einzelnen Kindern gelingt, aus der Not eine Tugend zu machen, aus der Schwachheit einen Gewinn zu ziehen, oder sich in mutigem Trotz, gestützt auf irgendwelche Anlagen, nun erst recht zu etwas Besonderem zu entfalten, was die vorhandenen Schwächen mehr als bloß ausgleicht, das stößt die Regel nicht um.

---

[1]) Der Starke, der dem gegenüber ein voll berechtigtes Selbstgefühl in sich trägt, gleicht darin dem harmlosen Kinde, dem wir vielleicht nicht die gleiche volle Berechtigung dazu zubilligen können. Beide, das Kind wie der Starke, sind gekennzeichnet durch das konfliktlose Ausgeglichensein ihrer seelischen Persönlichkeit, es fehlt ihnen jene Instinktzerrissenheit, die für Nietzsche der Ausdruck der „décadence" ist. Sie sind stark und selbstbewußt, weil einheitlich in ihrem Fühlen. Die Minderwertigkeitsvorstellung gebiert sich, wie wir später sehen werden, stets erst aus einem Gefühlswiderstreit in der Seele.

[2]) Abgesehen von den Fällen eines gewissen übertriebenen Selbstgefühls, das schließlich im Grunde nichts anderes bedeutet als einen Überausgleich von Minderwertigkeitsvorstellungen zur Rettung des bedrohten Selbstgefühls.

G.C.

Die erhöhte Fürsorge, die dem Kinde aus einer solchen Organminderwertigkeit von seiten geliebter Eltern und Pfleger erwächst, kann sogar ein überreichlicher Ersatz für das werden, was dem Kinde auf der anderen Seite abgeht, und so lernt es seinen Minderwert vielleicht segnen und als etwas relativ Wertvolles betrachten und — ausnützen.

Aber Adler sieht darin nicht den wesentlichen Grund für das Verhalten des Kindes, sondern für ihn ist er darin gegeben, daß das Kind vor allem herrschen wolle, indem es seine natüliche Schwäche als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke auszunutzen verstehen lernt. Und dieses, das Herrschenwollen, sei überhaupt der wesentlichste Charakterzug aller Kindlichkeit, während mir, wie ich später zeigen werde, dieses Herrschenwollen nur ein Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck dünkt. Die erstrebten Ziele werden wir, tiefer schürfend, als erotische erkennen. Schon das Kind an sich ist nach Adler — und das ist die zweite, hauptsächlichere Quelle allen Minderwertes — eine gleichsam personifizierte Organminderwertigkeit dem großen, physisch und geistig überlegenen Erwachsenen gegenüber. Der Wille des Kindes, dem Erwachsenen gleich zu sein oder, wenn möglich, ihn noch zu überragen, das ist für Adler das treibende Motiv der Charakterentwicklung, und das Bewußtsein der eigenen Kleinheit und Unzulänglichkeit dementsprechend die Quelle eines gesetzmäßig auftauchenden Minderwertigkeitsgefühles, und dieses wiederum die Quelle jener neurotischen Gier nach Macht und Geltung, die er den „männlichen Protest" nennt, den Protest gegen alle Unterlegenheit, zu der er auch schon das bloße Weiblichsein rechnet.

Wir werden gleich sehen, ob diese, außerordentlich einleuchtende Darstellung der Wirklichkeit tatsächlich entspricht, und ob sie nicht etwa bloß eine kluge Konstruktion sei. Das eine jedenfalls hat sie an sich, sie scheint nur mit solchen Vorstellungen zu arbeiten, wie sie der kindlichen Seele geläufig sind; die böse Klippe der kindlichen Erotik, an der das Wohlwollen der Allgemeinheit Freud gegenüber zerschellte, scheint dabei glücklich vermieden. Zwar ist nun alles, auch jede Schwäche und jede Stärke, auf eine sexuelle Formel gebracht, das liegt nun einmal in der Aufstellung des Satzes vom männlichen Protest so drin. Aber die Worte lassen sich außerordentlich gut rein sinnbildlich auffassen, und so bot sich hier ein Ausweg, Freudsche Psychologie, psychoanalytisches Denken und Urteilen bis zu einem gewissen Grade sehr angenehm sexualfrei zu gestalten.

Ich bin der Ansicht, daß das eine haltlose Konstruktion sei und möchte versuchen, meine Art, die Dinge zu sehen, dagegenzustellen. Da muß ich zunächst bestreiten, daß das Machtstreben des Kindes einem primären Gefühle entspringe, das solche Macht als Selbstzweck erscheinen läßt. Ich glaube vielmehr, daß Adler hier übersehen hat, daß hinter dem Machtstreben erst das eigentliche Ziel solchen Strebens zu erforschen liegt, und daß dieses Ziel ein ausgesprochen erotisches ist. Gerade das, was Adler aus der kindlichen Psyche mit seinen Darlegungen beseitigen wollte, gerade das tritt in allen Äußerungen seines sogenannten „männlichen Protestes" deutlich zutage. Gestalten der Dichtung und Sage öffnen uns einen Blick in die Tiefe da, wo Adler allzusehr an der Außenseite der Erscheinungen haften bleibt. Und selbst wo ein Lebendiger göttergleiche Weltmacht erstrebte, wie Alberich, da sollte ihm des Rheingoldes Raub schließlich doch vor allem Sinnenlust gewährleisten. Gern gäbe selbst er für volle Liebe alles Machtgold der Welt her.

Auch muß ich es bestreiten, daß das Kind von sich aus ein gesetzmäßiges natürliches Unterlegenheitsgefühl schon durch sein bloßes Kindsein habe. Ein

normales Kind ist an und für sich eine Summe von Unverschämtheit und Selbstbewußtsein. Es herrscht und weiß zu herrschen, es ist ein vollbewußter, geborener Tyrann für seine Umgebung und denkt gar nicht daran, denn es hat es gar nicht nötig, sich solche Empfindungen und Bewußtseinsinhalte erst auf dem Wege eines Protestes gegenüber einer gegenteiligen Empfindung zu verschaffen. Es hat nur das eine unverschämte Verlangen: daß ihm seine gesamte Umgebung als Lustquelle zu dienen habe.

Erst dort, wo diesem Verlangen nicht entsprochen wird, sei es, daß die Art seiner Hausgenossen dazu Anlaß gibt und sich seinem Herzen versagt, oder daß gar positive erzieherische Maßnahmen sich unangenehm fühlbar machen — erst da wird die Möglichkeit eines Protestes geboren. Das sind Verhältnisse, wie sie die sehr ernst zu nehmende Philosphie eines Wilhelm Busch in seinen launigen Versen ausdrückt, wenn er davon spricht, daß das Kind zunächst voll harmloser Glückseligkeit dahinlebe, bis eines schönen Tages:

Allein man nimmt sich nicht in acht
Und schlupp! ist man zur Welt gebracht.
Zuerst hast du es gut, mein Sohn,
Doch paß mal auf, man kommt dir schon!
Bereits dein braves Elternpaar
Erscheint dir häufig sonderbar.
Es saust der Stab, dann geht es schwapp!
Sieh da, mein Sohn, du kriegst was ab!
Und schon erscheint dir unabwendlich
Der Schmerzensruf: Das ist ja schändlich!

Hier scheint mir ein grundlegender Irrtum von seiten Adlers vorzuliegen, und in der Freude über das Anerotische seiner Darlegungen übersieht die Kritik völlig, daß er die Natur vergewaltigt hat und etwas zum Ausgangspunkt des nervösen Charakters nimmt, was gar nicht da ist und nur eine Konstruktion seines Denkens, nicht aber ein Ergebnis seiner Beobachtungen an der kindlichen Psyche ist. Überall wo es zu einem Protest kommt, wo also ein Minderwertigkeitsgefühl vorhanden ist, — denn das ist ja die Voraussetzung des Protestes — überall da muß erst eine Enttäuschung vorangegangen sein. Diese Enttäuschungen tragen aber unbedingt den Charakter einer Liebesenttäuschung an sich; man ist in seinem Vertrauen vernichtet. Wo ein Kind aber vertraut, da hat es sein Herz daran gehängt, denn sein kleines Lebensglück hängt ja tatsächlich davon ab, daß man es liebt. Nur die Liebe der Erwachsenen sichert ihm seinen kleinen Lebensinhalt, sichert ihm die Notdurft seines Lebens, und warme Zärtlichkeit wollen wir doch ruhig wohl mit zu solcher Notdurft rechnen und neben Nahrung und Pflege nicht gering achten[1]). So sehen wir denn auch, daß Kinder unter geeigneten Verhältnissen, d. h. unter Verhältnissen, in denen ihr Vertrauen keinen Schiffbruch erleidet, durchaus ohne Minderwertigkeitsgefühle aufwachsen, daß sie diese also von Natur aus durchaus nicht erwerben, d. h. durch ihr bloßes Kindsein. Es gehört erst eine Zurücksetzung dazu. Dort aber,

[1]) Wo das Kind nicht liebt, ist von Enttäuschungen nicht die Rede; zum mindesten wirken sie sich in dem Seelenleben des Kindes ganz anders aus, es kommt nicht zu jener seelischen Schädigung und auch nicht zu einer solchen Tiefe und Stärke des Affektes, wie sie zu einem nachhaltigen Protest notwendig wäre. Enttäuschungen an ungeliebten Personen schüttelt man ab; List, Gleichgültigkeit oder offener Trotz sind dann die Folgen. Aber der neurotische Charakter und der Adlersche Protest verlangen eine echte Liebesenttäuschung für ihr Zustandekommen. Man vergleiche damit nur, wie sich der Erwachsene im gleichen Falle beträgt, sich dasselbe Erlebnis in dem einen Fall tief zu Herzen nimmt, um im anderen hohnlachend darüber wegzugleiten, und man wird die Augen dann geöffnet haben für die Beobachtungen am Seelenleben der Kleinen.

wo Nervosität einsetzt und zu ungesunder Charakterbildung führt, da sehen wir auch allemal als treibenden Faktor die Instinktzerrissenheit widerstreitender Gefühle auftreten. Und die entsteht dort, wo die Enttäuschung, die das vertrauende Kind erfuhr, wie gesagt, an einer geliebten Persönlichkeit erlebt wurde, so daß diese nun zu gleicher Zeit Quelle von Lust und Quelle von Leid wurde. Da das Kind aber an seinen Lustquellen lieben und an seinen Unlustquellen hassen lernt, so liegt hier unvermeidlich die Tatsache vor, daß das Kind Liebe und Haß ein und derselben Person gegenüber empfinden muß.

Da, wo das Kind nun die Wertlosigkeit einer so gearteten Umgebung erfaßt, da vermag es sich mit heiler Haut den Verhältnissen zu entziehen, oder es läßt sich alles ihm wertlos Dünkende, was man so sagt, „den Buckel runter rutschen". Da aber, wo die Liebe nicht loslassen will, da ist die aufkeimende Nervosität, will sagen das leise herandämmernde Minderwertigkeitsgefühl, unvermeidlich. Denn ein solches Kind fängt auf einmal an nachzugrübeln, warum ihm das widerfahren konnte, und da es meist noch nicht Urteilsfähigkeit genug besitzt, um die Verhältnisse zu überschauen, und da es ihm seine Liebeseinstellung auch schwer macht, den Fehler in der geliebten Persönlichkeit seines Vaters oder seiner Mutter zu erblicken, so drängt sich ihm unweigerlich der Schluß auf: also muß es an dir liegen. Daß es nicht geliebt wird, diese Tatsache scheint dem Kinde zu beweisen, daß ihm der Liebeswert irgendwie mangle, und von nun an sucht es angstvoll (Angst tritt überall da auf, wo ein Liebesbesitz bedroht scheint) zu erforschen, wie es sein müsse, auf daß es sich die Liebe desjenigen sichere, von dem es sich im Innersten abhängig fühlt.

Hier liegt der tiefste Grund für den Unwert der meisten erzieherischen Grundsätze, die ja das Kind vor allem danach modeln wollen, was einem selbst gefällt, und was man deshalb auch als das Glück des Kindes betrachtet, so daß man darüber völlig vergißt, daß das Glück eines Menschen davon abhängig ist, daß sich sein Leben in Übereinstimmung mit der angeborenen natürlichen Eigenart des Einzelnen befinde. Wo Eigenart und Schema übereinstimmen, hat es freilich keine Not, da werden denn aber auch meist keine großen Werte gefährdet sein. Aber da, wo Charakter und Eigenart sich bilden wollen, da kann dieses angstvolle Streben, einer ganz anderen Eigenart entsprechen zu sollen, alle Werte vernichten, denn Werte in diesem Sinne können immer nur Eigenwerte und keine braven Untertanenwerte sein. Wiederum muß ich darauf hinweisen, daß Nervosität und Instinktzerrissenheit dasselbe sind und, wie alle Instinktzerrissenheit, durch solches Gebaren geschaffen wird. Der Drang, sein Leben nach eingeborener Art zu entfalten und der Trieb, der ehrfurchtsvoll geliebten Autorität zu entsprechen, sie führen zu unlöslichen Widersprüchen und zu jenen Konflikten, die wir „Nervosität" nennen, und die wir dann als sog. Neurasthenie und Überarbeitung u. dgl. zu behandeln bekommen, und die ein vergangenes Geschlecht von Medizinern mit Brom und Badekuren zu behandeln pflegte.

Man vergesse dabei bitte nicht, daß durchaus nicht immer alle Schuld an ungeeigneten erzieherischen Maßnahmn liegt: es gibt auch Fälle, namentlich hysterischer Veranlagung, bei denen das Liebesverlangen des Kindes und später auch des Erwachsenen ein so maßloses ist, daß es keinen einzigen Menschen gibt, der solchem Verlangen wirklich zu entsprechen vermöchte. Da ist die Liebesenttäuschung also ganz unbedingt unvermeidbar. Wenn man sich aber solche Charaktere näher ansieht, so wird man finden, daß es kaum einen Typus Mensch gibt, der ausschließlicher von Machtwillen und Beherrschenwollen vom

größten bis ins allerkleinste hinein erfüllt ist. Hat Adler und seine Schule es wirklich ganz übersehen können, daß hier Erotik und nichts als Erotik der treibende Faktor von Anbeginn war, hat er solche Kinder niemals in ihren frühesten Jugendstufen belauscht und gesehen, daß sie schon auf dem Arm ihrer Wärterinnen von wilder Leidenschaftlichkeit in Liebe und Eifersucht durchglüht waren und kaum einen anderen Seeleninhalt an den Tag legten als diesen? Ja, hat er nicht bemerkt, daß in gewissem Maße gerade dieser Zug auch in jedem gesunden, nicht hysterischen Kinde deutlich zutage tritt? Die Ausschließlichkeit des Besitzenwollens und Beherrschens, die wilde Eifersucht, die jedem Dritten wie ein Schoßhund in die Waden fährt, ist das keine Erotik, oder ist das etwa auch schon eine „fiktive Leitlinie", ein geschickt gewähltes Symbol, hinter dem sich ein primärer Machtwille als etwas Selbständiges versteckt, erotische Ausdrucksformen geschickt benutzend, weil dazu geeignet? Oder heißt das doch vielleicht schlecht beobachten und das Beobachtete denkend zu vergewaltigen, es zurechtzudenken, bis es zu einem bewußten oder unbewußten Gesichtspunkt besser paßt?

Und in der Tat: wo wir auch mit der Analyse von Minderwertigkeitsvorstellungen einsetzen, überall stoßen wir binnen kurzem auf die Tatsache, daß diese Zweifel an dem eignen Wert nichts anderes betrifft als den Kurswert der Persönlichkeit als Liebesobjekt. Es ist als ob das natürliche Triebleben der höheren Tierwelt insgeheim überhaupt nur diese eine Wertung kennt: die aus dem Triebleben geborenen Werte als Liebesobjekt; naturgemäß auch die als Liebessubjekt. Alle anderen Wertungsweisen sind aber erst künstlich durch die kulturelle Entwicklung der Menschheit in unser Leben hineingetragen und liegen jedenfalls dem kindlichen Leben dementsprechend fern. Man beobachte unmittelbare Äußerungen des primitiven Empfindens daraufhin. Wenn z. B. irgendwo auf einem Tingeltangel ein alter Lebemann den Rückenmärker spielt, warum erregt das solch jubelnde Heiterkeit? Nun, jedermann weiß, was diese Krankheit bedeutet, und die Komik liegt in dem Mißverhältnis zwischen Wollen und Können. Keine andere Unfähigkeit denn diese reizt aber so sehr zu Spottlust und grausamer Verächtlichkeit. Wer das Gebaren von ursprünglichen Volksstämmen beobachtet, über die noch nicht ein alles gleichmachender Pinselstrich der Moderne hinübergewischt hat, der kann das tagtäglich bestätigt finden. Fluch und Verwünschung betreffen vor allem die Geschlechtskraft, Stolz und Übermut sind in gleicher Weise auf sie gegründet, und das mit einem ausgesprochenen Recht, denn mangelnde oder unterdrückte, verdrängte Geschlechtlichkeit vernichtet allemal die Leistungsfähigkeit und die Kraft der gesamten Psyche. Wer nicht ein ganzer Mensch im vollsten Sinne des Wortes ist, der bleibt auch im Seelisch-Geistigen ein Kastrat; es sei denn, er hätte sein erotisches Triebleben in geeignete Ersatzformen überzuleiten verstanden.

Ich meine also, die ursprüngliche Wertung einer Persönlichkeit bemesse sich unwillkürlich nach erotischen Gesichtspunkten, und das Minderwertigkeitsgefühl erhält daher seine unheimliche Affektbesetzung, weil es eben — unwillkürlich und nur selten bewußt — den Kernpunkt des Lebens, den Wettbewerb im Liebeskampf der Geschlechter, bedroht fühlt. Wie ich bereits andeutete: für das ursprüngliche Empfinden haftet dem Schwächling zugleich auch etwas Verächtliches an. Deutlich tritt das an der Grausamkeit der Kinder zutage, mit der sie allem Schwächlichen begegnen, sowie auch dem verächtlichen Hohn, mit dem ein starkes, kraftvolles Weib der Werbung eines schwachen Mannes zu begegnen pflegt. Die Unterlegenheitsgefühle, die ein Kind nun irgendwie erwirbt, haben also nicht nur eine erotische Quelle — Zurücksetzung von seiten

geliebter Menschen —, sondern bedeuten auch eine erotische Bewertung, bedeuten ein Unterlegensein im Wettstreit der Geschlechtsgenossen um die Liebe des anderen Geschlechts. Daher auch die Gewalt, mit der sich sowohl die Niederlage im Seelenleben äußert, als auch die Leidenschaftlichkeit, mit der der Überausgleich in der Entwicklung irgendeiner besonderen Fähigkeit angestrebt wird. Das Geltenwollen allein genügt als Grund nicht, obwohl es natürlich Fälle genug gibt, in denen das Geltenwollen um jeden Preis sich schließlich als ein Endergebnis herausgebildet hat, das dann oft von seiner erotischen Wurzel wie losgelöst erscheinen kann. Immer wieder stößt man bei der Beobachtung des Seelenlebens auf die Tatsache, daß dort, wo so starke Affekte zutage treten, die Wurzel allemal im erotischen Triebleben zu suchen ist. Übrigens unterscheidet sich das Seelenleben des Erwachsenen von dem des Kindes in keiner Weise. Nichts kann ein Mensch schwerer ertragen als eine Niederlage auf erotischem Gebiet. Eine zurückgegangene Verlobung, eine auseinandergegangene Ehe, das sind unter Umständen lebensvernichtende Ereignisse für den, der dabei der zurückgesetzte Teil ist. Dann wachen alle die Affektstürme der Kinderzeit aufs neue auf, die primären Quellen der Minderwertigkeitsgefühle öffnen sich und werden erinnerungsgemäß zu Übertragungsquellen im Sinne Freuds, d. h. sie liefern die vernichtende Affektstärke, die sich nunmehr an das neue Erlebnis anheftet. Dort, wo aus der eignen Kinderzeit solche Übertragungsquellen nicht vorliegen, da wird auch im späteren Leben eine solche Niederlage überwunden werden können, ja, oft mit Leichtigkeit überwunden werden. Dann heißt es: was mich nicht umbringt, macht mich nur stärker. Das wäre der Sieg über das Minderwertigkeitsgefühl, das sich aus solchem Erleben bilden wollte. Das ist auch der Weg, auf dem, den Gang der Natur beobachtend, der Arzt zum Helfen und Heilen zu schreiten hat. Wohl kann eine solche Wunde durch den Balsam einer starken Liebesbewertung geheilt werden, so wie es bei Nietzsche heißt: „Von der Männerkrankheit der Selbstverachtung kannst du nur durch die Liebe eines klugen Weibes genesen." Aber das sind Schicksalsheilungen, die der Arzt in seinem Heilschatz leider nicht vorrätig halten kann, soviel er dem Kranken auch durch persönliche Achtung und Herzlichkeit aufrichtend helfen kann. Was er ihn aber lehren soll und kann, das ist eine Umwertung seiner bisherigen Wertungen: der Kranke muß den Spieß umdrehen lernen und an Stelle der Selbstverachtung, die in seinen Minderwertigkeitsempfindungen liegt, die Quelle erkennen und richtig einschätzen, d. h. ihrer übertriebenen Bewertung, eben ihrer Liebesbewertung, entkleiden lernen. Wenn ich recht beobachtet habe, so wie ich es darstellte, so ist eine Minderwertigkeit nur dort möglich, wo ich mich durch mein Geliebtwerdenwollen in eine Abhängigkeit von der geliebten Persönlichkeit, von deren Meinen, Denken und Urteilen, gebracht habe. Ich setze nicht mehr die Werte des Lebens von mir aus — die einzig gesunde und zweckmäßige Art für den, der etwas leisten will und es fröhlich leisten will — sondern ich sehe alles mit den Augen des andern und bin angstvoll bemüht, nach dessen Art zu denken und zu fühlen, denn mit dem Handeln begnügt man sich nicht. Wer's ehrlich meint, der will ja nicht nur einen Wert vortäuschen und so tun, wie es dem andern beliebt und wie man sich dessen Liebe sichert, sondern man will auch wirklich zu innerst so sein, und das geht eben sehr häufig nicht, denn das Gesetz der Entwicklung der Organismen bedingt es, daß die Kinder die Träger von etwas Neuem sind, was über das Alte hinauswachsen will und in diesem Sinne etwas dem Alten Feindliches in sich trägt, das gerade im Alter einen stärkeren Beharrungswillen an den Tag legt, wo das Junge nur an das Vorwärts denkt.

Es handelt sich also um naturgemäße Spannungen des Triebhaften beider Teile, ganz abgesehen von der gegebenen Nichtachtung des Rechtes, das mit uns geboren wird, von seiten der Alten. Das Sichabhängigmachen, um seinen Kurswert als Liebesobjekt zu erhalten oder aufzuhöhen, muß also zu inneren Spannungen, ja, Zerreißungen, zur Instinktzerrissenheit, also zur Ungesundheit, führen. Wie soll da ein Heilweg auf ein anderes Ziel hinauslaufen können, als auf das Unabhängigwerden, das Flügge- und Reifwerden auch dem geliebtesten Erwachsenen gegenüber? Allerdings auf ein Unabhängigwerden, das die übertriebene Wertschätzung dann oft in sein Gegenteil, in seine Nichtachtung verkehren wird, denn das dürfen wir nicht vergessen: die Liebesenttäuschung, die das Kind erlebte, als es seine Minderwertigkeit gebar, bedeutet häufig schwere Mißgriffe, ja oft Roheiten von seiten der Erzieher, zum mindesten einen völligen Mangel an Verständnis für die kindliche Seele. Da muß zunächst das Pendel über die gesunde Mittellage hinausschlagen, ich muß die Quelle, an der ich meinen Minderwert gewann, tief unter mich treten lernen. Die kindliche Einbildungskraft hat jene Erlebnisse vielleicht damit beantwortet, man sei nicht das rechte Kind seiner Eltern; oder man hat mit dem Gedanken gespielt, von Hause zu fliehen u. dgl. mehr. Die Heilung kann nur erfolgen, wenn man sich dann nicht mehr als ein schlechtes, undankbares Kind fühlt, das den pflichtschuldigen Dank seinen Eltern gegenüber verleugnet habe — Dank übrigens wofür? Man vergleiche Multatuli, Frauenbrevier, S. 226. Es gilt, statt dessen zu dem Gefühl zu gelangen: „Nein, in diesem Falle hat sich der oder jener, dein Vater z. B., nicht als rechter Vater betragen; er hätte nicht als verachtender Richter, sondern als helfender Freund dastehen müssen, wenn er glaubte, daß ich einen Irrweg ging.“ Der eigene Minderwert muß also umgetauscht werden in das Gefühl von dem relativen Minderwert des andern, an dem wir krank wurden. Dagegen sträubt sich unsere Seele aufs äußerste; überall, wo es sich um den Verlust infantiler Liebesquellen handelt. Wissen wir doch zur Genüge, welch unheimlichen, lebensbestimmenden Einfluß diese Bindungen zu haben pflegen. Dort, wo Kinder nicht flügge zu werden vermochten und nicht rechtzeitig zu seelischer Selbständigkeit gelangten, nicht rechtzeitig von einsichtigen Eltern zu ihr geführt und eventuell gezwungen wurden, ja gar noch mit Absicht und Weichlichkeit darin festgehalten blieben, überall da lernen wir ja die schwer zu zerbrechende Macht solcher Bindungen kennen. —

Fassen wir nun mit ein paar Worten zusammen, was ich im Fluß dieser Darlegungen habe sagen wollen. Ich habe auf Grund von Beobachtungen und lebenswarmen Erfahrungen zeigen wollen, daß Adler sich irrt, wenn er glaubt, seine Lehre von der Charakterbildung auf den Minderwertigkeitsgefühlen als auf etwas ursprünglich Gegebenem aufbauen zu dürfen, wenn er glaubt, die primären Quellen dieses Gefühls übersehen zu dürfen oder gar ihres Affektwertes zu entkleiden, indem er die Erotik zur fiktiven Leitlinie werden läßt, anstatt sie an der ihr einzig gebührenden Stelle zu belassen, wo sie sich als die treibende Kraft des Geschehens erweist. Ich habe also zeigen wollen, daß die Minderwertigkeitsgefühle allemal in einer Liebesenttäuschung und Liebeszurücksetzung, also tief im Erotischen wurzeln, und daß ihre Heilung nur auf zwei Wegen möglich ist: einmal dadurch, daß mir das Leben selbst durch seine Tatsächlichkeiten den Beweis meines Liebeswertes erbringt, oder dadurch, daß ich lerne, das Gefühl des eigenen Minderwertes gegen die Erkenntnis zu vertauschen, daß meine Enttäuschung berechtigt war, aber nicht, weil ich nichts wert war, sondern weil ich mich in meinem Geliebtwerdenwollen von einem Gegenstand abhängig gemacht hatte, der seinerseits diesen seinen Überwert nur in meiner

Einbildung besaß, darin gleichsam nur eine Wunschverkörperung von mir darstellte. —

Zum Schluß noch ein paar Beispiele, die das Gesagte beleuchten. Ich erinnere noch einmal an zerbrochene Verlöbnisse. Wie oft begegnen wir Frauen in unbefriedigter Ehe, die auf Grund einer erotischen Niederlage dem ersten besten die Hand zur Ehe gereicht hatten, bloß um dem anderen, und sich selbst natürlich auch, den Wertbeweis zu erbringen: „Ha, für dich kann ich zehn andere haben!" Hier sehen wir einmal das Heilungsbestreben ausgedrückt, den anderen, die Quelle meiner Niederlage, zu entwerten. Zweitens aber auch die unheimliche Affektstärke, mit der das Leben von uns verlangt, uns einen Wertschätzungsbeweis zu verschaffen, koste es, was es wolle; und oft kostet es, wie gesagt, das ganze Lebensglück. Als weiteres Beispiel möchte ich dann noch auf das letzte der Ibsenschen Dramen hinweisen: Wenn wir Toten erwachen. Aus Dichtermund ist uns da wiederum das Seelengemälde in klassischer Reinheit erstanden, von dem ich hier rede. Die grausige Niederlage des Weibes, das fassungslos vor der Tatsache des nicht ganz Begehrtwerdens steht, führt es auf einen irren Lebensweg, auf dem sie sich dutzendweise beweisen muß, daß sie allerhöchsten Liebeswert besäße, daß gerade sie zu entflammen vermag. Und sie zerbricht trotzdem an dem Bewußtsein, daß der Eine ihr gegenüber gelassen bleiben konnte.

Nein, es ist nichts mit dieser Lehre, die die Erotik künstlich aus der Charakterbildung, vor allem aus der Charakterbildung des sog. Nervösen, herausbalanzieren will; es geht wirklich nicht ohne Charakterbildung in der natürlichen kann, der auf Grund seiner persönlichen Charakterbildung in der natürlichen Wertung des Erotischen eine Verbildung erlitt, wie sie eben unserer ganzen Zeit eigen ist, und der dadurch den einfachen, schlichten, geraden Blick für die Tatsächlichkeiten des Geschehens verloren hat. Vergessen wir nicht: unser Urteilen und Denken wird genau so wie unser Handeln durch unser Fühlen bestimmt. Wir urteilen so, wie wir die Dinge zu sehen wünschen. Wir sind persönlich daran interessiert, wie unser Urteil ausfällt, und auch die Wertschätzung in den Augen unserer Mitmenschen ist deshalb ein sehr wesentlicher Faktor in unserer Urteilsbildung. Wir wünschen auch da so zu scheinen und so zu sein, daß wir der Liebe und der achtungsvollen Zustimmung von seiten unserer geschätzten Mitwelt sicher sind, weil wir uns davon abhängig machen, gemacht sehen durch unsere Wünsche, durch unser echt kindliches Geliebtwerdenwollen. Wie wenige gibt es, die in diesem Sinne wirklich sagen können, sie wären frei und flügge geworden! Es sind das bekanntlich durchaus nicht alle, die ihrer Fesseln spotten. Wenn wir einen Unterschied machen wollen zwischen dem reifen Erwachsenen und dem unflüggen Kinde, so liegt das Kriterium sicher in dem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein von Abhängigkeitsvorstellungen unserer Umwelt gegenüber. Reif erscheint — und das muß das Ziel ärztlicher Erziehungskunst sein — nur der Selbstbestimmbare (das ist die Voraussetzung) mit dem Willen zur Selbstverantwortlichkeit; und dem schließt sich das zweite Gegensatzpaar an: der Gesunde und der Kranke. Krank ist, in diesem Sinne von Nervosität gefaßt, der Instinktzerrissene, der sein Leben nicht auf eignem Werte aufbaut, sondern in der Abhängigkeit von der Liebesbewertung durch andere lebt, und der also dadurch zum inneren Zwiespalt mit sich selbst kommen muß. Gesund ist, wer in seinem Fühlen und Handeln in glücklicher Übereinstimmung lebt, in innerem Ausgeglichensein, so daß er nicht von widerstrebenden Empfindungen hin- und hergezerrt wird, sondern ja sagen kann zu sich

selbst und seiner Art, so daß für ihn Selbsttreue eine Selbstverständlichkeit und keinen Kampf bedeutet.

Auf solchem Boden kann es keine Minderwertigkeitsgefühle mehr geben, aber auch keine Mißachtung des anderen mehr, sondern nur ein herzliches Verstehen auch dort, wo ich sachlich etwas für falsch halten muß. Ich sage ausdrücklich: für falsch, ich sage nicht: verurteilt; denn die Bewertung „gut" und „böse", wie sie dem Kinde einst zur Quelle seiner Minderwertigkeitsvorstellungen wurde, ist dann ersetzt worden durch die Bewertung, ob etwas richtig oder falsch sei. Gesund und zweckentsprechend sind dann dasselbe geworden. Dafür deckt sich dann allerdings auch ungesund und zweckwidrig; kommt nur darauf an, was für Zwecke man da im Auge hat: das Leben, das Lebensglück, und zwar nicht das des leichthin Genießenden, sondern dessen, den es zum Leisten drängt, der aber wohl weiß, daß nur frohes Leisten Werte schaffen kann. Wer aber nicht mehr an sich glaubt oder es noch nicht wieder gelernt hat, dem bleibt der Inhalt dieser Worte wohl vorerst verschlossen.

Beiträge zu Oscar Wildes Biographie.

Von L. Hamilton
in Berlin.

Daß Oscar Wildes Werk, welches wir unter dem Namen De Profundis kennen und welchem er wohl gern den Namen Epistola in Carcere et vinculis gegeben hätte, wenn er die Veröffentlichung erlebt haben würde, ein Brief ist — und zwar an Lord Alfred Douglas —, dürfte allgemein bekannt sein, ebenso wie die Tatsache, daß es nicht vollständig im Drucke vorliegt. Daß das Bruchstück, welches wir besitzen, überhaupt der Öffentlichkeit übergeben worden ist, haben wir nach Ross, seinem literarischen Testamentsvollstrecker, Dr. Max Meyerfeld (Berlin) zu verdanken. („But for you [M.] I do not think the book would have ever been published")[1]: Das gesamte Manuskript liegt im „Britischen Museum" und wird vor der Hand nicht vollständig veröffentlicht werden, bis alle diejenigen, welche mit Namen darin erwähnt sind, nicht mehr unter den Lebenden weilen; denn die unveröffentlichten Teile sollen bis 1960 versiegelt bleiben. Robert Ross, der kunstsinnige und treue Freund Wildes, hat es dort der Sicherheit halber deponiert, und weil er es für ein merkwürdiges Dokument hielt, welches die britische Nation gern aufbewahren möchte. Das ist es auch. Es ist der Notschrei einer Seele in Verdammnis und atmet Danteschen Geist.

Ich schicke voraus, daß De Profundis von Wilde in dem Readinger Gefängnis geschrieben wurde. Es war für ihn eine Erleichterung, daß ihm Lesen und Schreiben gestattet wurde, nachdem er seine Hände beim Wergzupfen wund gerissen hatte[2], und seine Seele durch die Qual seines Aufenthaltes in den tiefsten Abgrund gestürzt war. De Profundis schrieb er des Schreibens wegen aus dem innewohnenden Schaffenstrieb heraus, dem jeder Künstler nachgehen muß, wenn er nicht seelisch zugrunde gehen will. Wir wollen es der Humanität des Gefängnisdirektors danken, daß er für Wilde diese Er-

[1]) Vide De Profundis, deutsche Ausgabe von Meyerfeld, 1911, Einleitung, S. VII.

[2]) „We tore the tarry rope to shreds
With blunt and bleeding nails" —
Ballade, Vers 37.

leichterung durchzusetzen verstand. Es dürfte nicht leicht gewesen sein und hat ihm nachträglich öffentliche Beschimpfungen eingebracht. Sagte doch Douglas im Laufe der unten erwähnten Gerichtsverhandlung: „It was a disgraceful thing for the governor of the prison to have allowed it (der Brief) to leave it; it was quite irregular and contrary to the regulations."

Nur durch einen Zufall kamen weitere Bruchstücke von De Profundis ans Licht. Und das ist folgendermaßen gekommen: Im Jahre 1912 veröffentlichte Arthur Ransome, ein recht geschickter junger englischer Literat, ein Werk über Wilde, betitelt Oscar Wilde; a Critical Study[1]). Hierin brachte er die Tatsache ans Licht, die schon Eingeweihten längst bekannt war, daß Wilde eigentlich von Lord Douglas ruiniert worden war. Nun muß es eine offene Frage bleiben, ob Wilde sich nicht sowieso ruiniert hätte in einem Lande, wo eben seine Neigungen strafbar sind und wo er sich wenig Mühe gab, sie zu verbergen, oder sich etwa genierte, mit notorischen Prostituierten zu verkehren. Sagt er doch in trauriger Selbstverhöhnung: „My place would be between Gilles de Retz and the Marquis de Sade." Er kannte schließlich die Gesetze und hielt sie nicht inne. Die Frage ist, wie gesagt, nicht mehr zu beantworten. Eins steht aber fest, er, Wilde, war selbst unerschütterlich davon überzeugt, daß ihn Douglas ruiniert hatte. Denn es geschah seinem Freunde zuliebe, daß Wilde den Marquis von Queensbury seiner Zeit wegen Beleidigung verklagte und dadurch den Anstoß zu den unglückseligen Prozessen gab. Diese Tatsache geht aber nirgendwo aus dem gedruckten Text von De Profundis hervor. Da kam Ransome und schreibt (op. cit. S. 157): „The letter, a manuscript of 80 close written pages on 20 folio sheets was not addressed to Mr. Ross, but to a man to whom Wilde felt that he owed some, at least, of the circumstances of his public disgrace. It was begun as a rebuke of this friend, whose actions, even subsequent to the trials, had been such as to cause Wilde considerable pain." Und (S. 182/83): „He had left prison with an improved physique, and now that he was able to work, there was hope that he would not risk the loss of it by leaving this life of comparative simplicity. Suddenly, however, he flung aside his plans and resolutions, desperately explaining that his folly was inevitable. The iterated entreaty of a man (Douglas) whose friendship had already cost him more than it was worth, and a newly-felt loneliness at Berneval destroyed his resolution. He became restless and went to Rouen, where it rained, and he was miserable; then back to Dieppe; a few days later, with his poem (die Ballade) still unfinished, he was in Naples sharing a momentary magnificence with his friend (Douglas) whose conduct he had condemned, whose influence he had feared."... (S. 196): „Soon after Wilde left Berneval for Naples; those who controlled the allowance that enabled him to live with his friend purposely stopped it. His friend, as soon as there was no money, left him. ‚It was', said Wilde, ‚a most bitter experience in a bitter life'!" Hierin sollte die Beleidigung liegen.

Man merkt, wie vorsichtig sich Ransome ausdrückt. Erst ein Jahr später erscheint Lord Douglas auf der Bildfläche und verklagt ihn und den Times Book Club (weil er das Buch ausgeliehen hat) auf obige Sätze hin wegen Beleidigung. Auch drohte er dem Verleger mit einer Klage, zog diese aber zurück, als dieser sich entschuldigte. Dabei hatte Ransome keinen Namen erwähnt. Allerdings mußte jeder, der sich mit Wilde beschäftigt hat, wissen, um wen es sich handelte. Nun lagen aber 1913 die Wilde-Prozesse auch bald

[1]) Verlag von Martin Secker, London.

20 Jahre zurück und das Gros des Publikums war nicht mehr mit den Einzelheiten der Prozesse vertraut. Da hätte Lord Douglas klüger getan, schlafende Hunde nicht zu wecken. Hatte er nicht selbst ein Beispiel an Wilde, der, wenn er den Marquis von Queensbury nicht verklagt hätte, wohl nicht ins Zuchthaus gekommen wäre? Man soll das Schicksal nicht heraufbeschwören. Besonders aber hätte es ein Mann wie Douglas nicht tun sollen.

Ich will nicht behaupten, daß Douglas nicht ein gewisses Talent als Schriftsteller besitzt, wenn ich mich nicht in Übereinstimmung mit Dr. Meyerfeld finde, wo er von ihm sagt, daß er ein feingebildeter Mensch und ein Dichter von außerordentlicher Begabung wäre[1]). Der Prozeß vom 18. bis 23. April 1913 — der also später liegt als Meyerfelds Übersetzung — beweist das Gegenteil. Und diesem Prozeß verdanken wir eine Reihe von neuen Einzelheiten über Wilde. Er fördert, wenn auch nur bruchstückweise, den bis dahin unveröffentlichten Text von De Profundis ans Licht, wovon ich weiter unten eine wortgetreue Übersetzung folgen lasse. Er wirft aber auch ein Licht auf Wildes Verhältnis zu Douglas. Hätte die englische Presse nicht alles unterdrückt, was öffentlichen Anstoß eventuell erregen könnte, so hätten wir weitaus mehr Material zur Wilde-Forschung in der Hand und vor allem De Profundis in extenso.

Die Beleidigung, um die es sich in dem eben erwähnten Prozeß handelt, bestand nach dem Anwalt des Klägers also darin, daß aus Ransomes Buch hervorging, daß Douglas für die öffentliche Schmach des verstorbenen Oscar Wilde verantwortlich wäre, und daß, nachdem er im Jahre 1897 das Gefängnis verlassen hatte, der Kläger mit Wilde und auf dessen Kosten in Neapel lebte, daß er nur aus pekuniären Motiven bei ihm blieb und den mittellosen Wilde verließ, als dessen Rente aufhörte. Douglas nun behauptete dagegen, Wilde bis zu seinem Tode mit unterhalten zu haben. Sicher ist, daß diejenigen, welche Wilde eine Rente ausgesetzt hatten, diese sofort zurückzogen, als er den kleinen Badeort Berneval bei Dieppe verließ, wohin er unter dem angenommenen Namen Sebastian Melmoth sofort nach seiner Befreiung gegangen war, und auf drei Monate nach Douglas' Villa in Neapel übersiedelte.

Douglas' Behauptungen waren folgende: Er könnte doch nicht von der Unterstützung eines Mannes leben, der nur eine jährliche Rente von 3000 Mk. erhielt. Im Gegenteil hätte er Wilde unterhalten; denn er hätte ihm in den Jahren von 1897 bis 1900 über 23 000 Mk. gegeben. Gab man Wilde 2000 Mk. Montag, so war es Sonnabend zu Ende. Einen Teil dieser Behauptungen belegte Douglas durch sein Bankbuch. So ist daran nicht zu rütteln. Daß er eigentlich dazu verpflichtet war, wo Wilde Tausende von Pfund[2]) mit dem jungen Mann vergeudet hatte, und daß der fatale Prozeß, welchen Wilde gegen Douglas' Vater angestrengt hatte, auf Drängen von ihm gemacht worden war, verschwieg er; ebenso, daß durch seine Tat, Wilde wieder an sich zu fesseln, dieser seiner Rente verlustig ging, denn seine Freunde hatten vorsorglich verhindern wollen, daß die beiden wieder zusammen kamen und hatten bestimmt, daß, sobald dies geschehen würde, Wilde seine Rente verlieren sollte. Dies wußte Douglas ganz genau. Ich möchte aber doch feststellen, daß es nicht wahr ist, wie allgemein angenommen und von allen Biographen wiederholt wird, daß Wilde in schlimmster Armut nach seiner Entlassung lebte und starb. Erstens erhielt Wilde 1600 Mk., welche Freunde für ihn gesammelt hatten, als

[1]) De Profundis, Einleitung, S. XXI.
[2]) Nach Wildes eigener Behauptung 100 000 Mk.!

er das Gefängnis verließ, dann erhielt er fortwährend von Freunden Geld. Er verließ das Gefängnis am 19. Mai 1897 und starb am 30. November 1900. So hat er in dieser Zeit nachweislich 40 000 Mk. erhalten. In der Tat ist es weit mehr gewesen. Wohl hatte er häufig kein Geld. Das war aber seine Schuld, weil er Geld einfach auf sträflichste Art und Weise verschwendete. Gewiß, vor seinem Sturz war er im Besitz eines Einkommens von ca. 100 000 Mk. jährlich, und es ist immer schwer, sich später einzuschränken. Aber in der Zwischenzeit war er doch zwei Jahre im Zuchthaus gewesen und hätte es dort lernen können. Eine andere falsche Behauptung, welche sowohl von André Gide wie von Sherard gemacht wird, ist, daß Wilde in einem erbärmlich armseligen Hotel starb. Als ich selbst im Herbst 1913 in Paris war, ging ich nach diesem Hotel, teilweise aus Pietät, teilweise um selbst die Behauptungen zu kontrollieren. Die Rue des Beaux Arts ist eine ruhige, anständige Straße im Quartier Latin, dicht an der Seine, mit guter Verbindung nach allen Richtungen. Das Hotel ist sauber und freundlich. Er hatte dort zwei nette, einfache, aber durchaus geschmackvolle Zimmer. Im Sterbezimmer auf dem Kamin steht z. B. eine wunderschöne Bronzeuhr. Die Zimmer blicken auf einen kleinen Garten. Es ist nicht wahr, daß das Straßengeräusch bis in die Zimmer hineindringt; denn dort in der Nähe gibt es viel zu wenig Verkehr.

Im Laufe des Prozesses verwickelte Douglas sich fortwährend in Widersprüche und wurde des öfteren in seinen Behauptungen widerlegt. Unglaublich erscheint seine Aussage, er hätte die Abschrift von De Profundis, die ihm Ross überreicht hatte, nachdem er drei Zeilen gelesen hätte, zerrissen. Der ganze Brief von 80 Seiten wurde auf dem Gericht vorgelesen, obwohl das Ganze nicht veröffentlicht wurde, und wir auf diese Weise, wie oben gesagt, nur einige Bruchstücke von dem vorher nicht Publizierten zu Gesicht bekommen haben. Die Lektüre war Douglas jedenfalls so unangenehm, daß er eine Zeitlang den Gerichtssaal verließ, bis der Richter ihn mit Strafe bedrohte.

Ganz unabhängig von dem, was aus dem unveröffentlichten Teil von De Profundis zutage gefördert wurde, muß schon aus der Verhandlung jeder objektiv denkende Mensch den Eindruck gewinnen, daß Lord Alfred Douglas Wildes böser Dämon war und zweifelsohne die unmittelbare Ursache seines Sturzes und seines Ruins wurde. Es ist zwar müssig, heute darüber zu spekulieren, ob ohne Douglas Wilde als geachteter Mann gestorben wäre. Ich halte es für möglich, daß Leute wie Ross ihn ohne eines Douglas Dazwischentreten wohl zur Vernunft gebracht hätten. Daß er aber frühzeitig wegen seines Gefängnisaufenthaltes gestorben wäre, ist eine andere Unwahrheit, mit der ich aufräumen möchte. Ihn darzustellen als das Opfer der Justiz eines philiströsen Publikums, ist nun einmal Unsinn. Er ist an syphilitischer Gehirnhautentzündung gestorben. Daß er den Keim in sich hatte, als er ins Gefängnis ging, ist anzunehmen in Anbetracht seines frühen Todes im Jahre 1900. Was aber feststeht, ist, daß, als Wilde ins Zuchthaus kam, er körperlich durch Ausschweifungen, übermäßiges Zigarettenrauchen, Alkoholgenuß und Tafelfreuden in einem recht bedenklichen Zustand war. Er war dick, aufgedunsen und weichlich geworden. Als er aus dem Gefängnis kam, war er wenigstens körperlich, dank der spartanischen, aber durchaus nicht ungesunden Kost und Lebensweise, bedeutend gesünder.

Nicht nur hatte Douglas Wildes Zeit gestohlen, ihn in Unkosten gestürzt, sondern vor allem hatte er ihm die Stimmung geraubt, welche der Dichter einmal haben muß und welcher er, wenn er sie hat, auch in der Lage sein muß nachzugehen; auch hatte er Streit zwischen ihn und seine Frau gesät, also

das Heim zerstört. Ja! Douglas überführt sich selbst in einem in der schamlosesten Art gehaltenen Brief: „I had great fun, though the strain of being a bone of contention between Oscar and Mrs. Oscar began to make itself felt!" Aber das schlimmste ist, daß Douglas Wilde, den Mann, den er ruiniert hat, dem er so viel verdankt, mit den infamsten Beschimpfungen belegt. Er nennt ihn „a devil incarnate", und sagte: „Wilde setzte sich hin und schrieb jenen dreckigen Brief (De Profundis), welcher ein Haufen Lügen ist, mit einigen Halbwahrheiten, welche ich zugeben soll, um sich selbst rein zu waschen und mir und meiner Familie zu schaden. Er schrieb es, um sich Liebkind bei den Gefängnisbeamten zu machen!" Nun kann man über Wilde denken, wie man will, aber unehrlich oder feige war er nicht. Er hätte zwischen seinem ersten und zweiten Verhör England verlassen können. Ihm wurde Gelegenheit geboten und den Behörden wäre es lieb gewesen. Aber den bloßen Gedanken wies er entrüstet von sich.

Nicht nur Wilde wird im Grabe von dem Haß des Douglas verfolgt, sondern auch Ross wurde durch ihn so weit getrieben, daß er ihn und den Schriftsteller Crosland im Jahre 1914 verklagen mußte, weil sie zusammen eine Verschwörung angestiftet hatten, ihn mittels falscher Zeugen wegen Päderastie bestrafen zu lassen. Das war, weil Ross Ransome Aufschluß über Douglas gegeben hatte. Auch aus diesem Prozeß erhalten wir manche wertvollen Beiträge zur Wilde-Biographie. In einer späteren Nummer dieser Zeitschrift werde ich die Frage weiter behandeln.

Der Douglas-Ransome-Prozeß lief so aus, daß Ransome recht bekam, denn das Urteil lautete folgendermaßen: die Worte, wegen welcher Douglas geklagt hatte, seien zwar eine Beleidigung, aber wahr. Das Urteil wurde zugunsten Ransomes und des Times Book Club ausgesprochen.

Ich lasse die unveröffentlichten Teile von De Profundis folgen:

S. M. Gefängnis, Reading.
(Ohne Datum.)

Lieber Bosie [1])

Nach langem und fruchtlosem Warten habe ich mich entschlossen, selbst an Dich zu schreiben, so sehr Deinet, wie meinetwegen, da ich nicht gern denken möchte, daß ich zwei Jahre Gefängnis durchgemacht hätte, ohne je eine einzige Zeile von Dir oder selbst irgendwelche Nachricht oder Botschaft erhalten zu haben, ausgenommen solche, die mir Schmerzen verursachte. Unsre verhängnisvolle und so beklagenswerte Freundschaft hat für mich mit Ruin und öffentlicher Infamie geendet. Und doch ist die Erinnerung an unsre alte Zuneigung lebendig in mir, und der Gedanke, daß Abscheu, Bitterkeit und Verachtung je den Platz in meinem Herzen ausfüllen sollten, welchen einst die Liebe einnahm, ist für mich unendlich traurig. Du selbst, glaube ich, wirst in Deinem Herzen spüren, daß es besser ist, mir zu schreiben, mir, der ich hier in Einsamkeit des Kerkerlebens liege, — besser, als meine Briefe ohne Einwilligung von mir zu veröffentlichen oder mir unaufgefordert Gedichte zu widmen, obgleich die Welt nichts von all den Wörtern der Trauer oder Leidenschaft, der Reue oder Gleichgültigkeit wissen wird, welche Du zu senden gedenkst als Antwort oder Appell an mich.

---

[1]) Kosename für Lord Douglas.

Ich zweifle nicht, daß es in diesem Brief, welchen ich über Dein Leben und das meine schreiben muß, über die Vergangenheit und die Zukunft, über das Süße, was zur Bitterkeit geworden und über das Bittre, welches vielleicht in Freude gewandelt werden kann, vieles geben wird, welches Deine Eitelkeit bis aufs Blut kränken wird. Und wenn es so sein sollte, so lies den Brief wieder und immer wieder, bis er Deine Eitelkeit getötet hat. Solltest Du darin etwas finden, was Dich denken läßt, Du wärest zu Unrecht angeklagt, so gedenke, daß man glücklich sein sollte, wenn es einen Fehler gibt, dessen man ungerechterweise beschuldigt werden kann. Und sollte darin ein einziger Satz sein, der Dir Tränen in die Augen treibt, so weine, wie wir im Gefängnis weinen, wo der Tag nicht weniger als die Nacht den Tränen geweiht ist. Das ist das Einzige, was Dich retten kann. Wenn Du zu Deiner Mutter gehst, klagend, wie Du es damals tatest, als Du von meiner Verachtung für Dich hörtest, die ich in meinem Brief an Bobbie[1]) aussprach, wenn Du hingehst, daß sie Dir schmeichle, daß sie Dich zurückkose in Deine Selbstzufriedenheit oder Eitelkeit, dann wirst Du völlig verloren sein. Wenn Du eine einzige falsche Entschuldigung für Dich selbst findest, so wirst Du bald Hunderte finden und gerade nur auf dem Standpunkt sein, auf dem Du früher warst. Sagst Du noch, wie Du Bobbie in Deiner Antwort sagtest, daß ich Dir unwürdige Motive zuschreibe? Ach! Du hattest keine Motive im Leben. Du hattest nur Gelüste. Ein Motiv ist ein geistiges Ziel.

Sagst Du noch, Du warst jung, als unsre Freundschaft anfing? Dein Fehler war nicht, daß Du das Leben zu wenig kanntest, sondern zu sehr. Weit hinter Dir hattest Du die Morgendämmerung der Jugend gelassen mit ihrem zarten Hauch, ihrem hellen, blauen Leuchten, ihrem Entzücken von Unschuld und Erwartung. Mit hurtigem, schnellem Schritt warst Du von der Romantik zum Realismus geeilt. Der Rinnstein und was darinnen kreucht, hatten angefangen, Dich zu fesseln. Das war die Ursache der Not, in der Du meine Hilfe suchtest und die ich Dir unklugerweise — wenn es nach weltlicher Weisheit geht — aus Mitleid und Güte gewährte. Du mußt diesen Brief ganz durchlesen, und wenn jedes Wort Dir zum Messer oder Feuer des Arztes werden sollte, welches das zarte Fleich brennt oder zum Bluten bringt. Sei dessen eingedenk, daß ein Narr in den Augen der Götter und ein Narr in den Augen der Menschen ganz ungleich aussehen. Einer, der gänzlich unbekannt ist mit der Art der Künste in ihren Offenbarungen oder mit den Launen der Gedanken in ihrem Fortschritt, mit dem Prunk des lateinischen Verses oder der reicheren Musik des volltönenden Griechisch, mit der toskanischen Bildnerei, dem elisabethanischen Lied, kann doch voll der anmutigsten Weisheit sein. Der wirkliche Narr, den die Götter verspotten oder verderben, ist derjenige, welcher sich selbst nicht kennt. Ich war solch einer zu lange. Du bist zu lange ein solcher gewesen. Sei es nicht mehr. Fürchte Dich nicht. Der Untugenden größte ist die Seichtheit. Alles, was erkannt wird, ist richtig. Erinnere Dich auch, daß das, was für Dich schmerzlich zu lesen, für mich noch schmerzlicher niederzuschreiben ist. Gegen Dich sind die ungesehenen Mächte sehr gütig gewesen. Sie haben Dir gestattet, die seltsamen und tragischen Gestalten des Lebens zu sehen, wie man Schatten im Kristall schaut. Den Medusenkopf, welcher Männer in Stein wandelt, ist Dir vergönnt gewesen in einem bloßen Spiegel zu sehen. Du selbst bist frei unter Blumen gewandelt. Mir ist die schöne Welt der Farben und Bewegung entrückt worden.

Ich will damit beginnen und sagen, daß ich selbst mich furchtbar anklage. Wie ich hier sitze, in dieser dunklen Zelle, im Sträflingskleid, ein ge-

[1]) Robert Ross.

zeichneter und ruinierter Mann, klage ich mich an. In den schreckenerfüllten und unruhigen Nächten des Jammers, in den langen, eintönigen Schmerzenstagen klage ich mich selbst an. Ich klage mich an, weil ich eine geistige Freundschaft, und zwar eine Freundschaft, deren vornehmstes Ziel nicht das Schaffen und Betrachten von schönen Dingen war, mein Leben völlig beherrschen ließ.

Von allem Anfang an war die Kluft zwischen uns zu tief. Du warst träge in der Schule, mehr als träge auf der Universität gewesen. Du erkanntest nicht, daß ein Künstler, besonders ein solcher, wie ich es bin, das heißt einer, dessen Güte der Arbeit von der Vertiefung der Persönlichkeit abhängt, der geistigen Atmosphäre, der Ruhe, des Friedens und der Einsamkeit bedarf. Du hast meine Arbeit bewundert, als sie fertig war. Du genossest den glänzenden Erfolg meiner Premieren und die glänzenden Banketts, welche ihnen folgten. Du warst stolz — und das war ganz natürlich — der intime Freund eines so berühmten Künstlers zu sein. Aber Du konntest die nötigen Bedingungen für das Schaffen künstlerischer Arbeit nicht verstehen. Ich spreche nicht in Phrasen rhetorischer Übertreibung, sondern in Worten absoluter Wahrheit, die den Tatsachen entsprechen, wenn ich Dich daran erinnere, daß während der ganzen Zeit unsres Zusammenseins ich keine einzige Zeile schrieb. Ob in Torquay, Goring, London, Florenz oder sonstwo, mein Leben — solang Du an meiner Seite warst — war gänzlich fruchtlos und unschöpferisch. Und mit nur wenig Zwischenpausen warst Du leider immer an meiner Seite.

Ich erinnere mich zum Beispiel, im September 93 — um nur ein Beispiel unter vielen auszuwählen — eine Etage genommen zu haben, nur um ungestört arbeiten zu können, weil ich meinen Kontrakt mit John Hare gebrochen hatte, dem ich ein Theaterstück zu schreiben versprochen hatte und der mich deswegen drängte. Während der ersten Woche bliebst Du fern. Wir hatten, was ganz natürlich war, Meinungsverschiedenheiten betreffs des künstlerischen Werts Deiner Übersetzung von Salome. So gabst Du Dich damit zufrieden, mir dumme Briefe darüber zu schreiben. In jener Woche schrieb ich den ersten Akt von: Ein idealer Gatte, und zwar bis in alle Einzelheiten, in derselben Form, wie es schließlich gespielt wurde; in der zweiten Woche kamst Du zurück, und meine Arbeit mußte sozusagen gänzlich aufgegeben werden. Jeden Morgen um ½12 Uhr kam ich nach St.-James'-Platz [1]), um Gelegenheit zum Denken und Schreiben zu haben, ohne die Störung, welcher ich in meinem eignen Heim nicht entgehen konnte, ruhig und friedlich, wie jenes Haus war. Aber der Versuch war eitel. Um 12 Uhr kamst Du vorgefahren und bliebst bis ½2, Zigaretten rauchend und schwatzend. Dann mußte ich Dich zum Lunch nach Café Royal oder Berkeleys Restaurant mitnehmen. Diese Mahlzeit mit ihrem Alkoholgenuß dauerte gewöhnlich bis 3. Eine Stunde lang zogst Du Dich nach Whites [2]) zurück. Zur Teestunde erschienst Du wieder und bliebst, bis es Zeit war, sich zum Diner umzuziehen. Du speistest mit mir entweder im Savoy oder in der Tite-Straße [3]). Wir trennten uns in der Regel nicht vor Mitternacht, da ein Souper bei Willis dem entzückenden Tag die Krone aufsetzen mußte. Das war mein Leben an jedem einzelnen Tage während jener drei Monate, mit Ausnahme der vier Tage, an denen Du im Ausland warst. Dann mußte ich natürlich nach Calais hinübergehen, um Dich zurückzuholen. Für einen Menschen von meiner Natur und meinem Temperament war das eine ebenso groteske, wie tragische Lage.

[1]) Dort war die Etage gelegen.
[2]) Klubhaus.
[3]) Wildes Wohnung.

Jetzt mußt Du das doch sicherlich einsehen? Du mußt jetzt einsehen, daß Deine Unfähigkeit, allein zu sein; Deine Natur, so anmaßend in ihrem fortwährenden Anspruch auf die Aufmerksamkeit und Zeit anderer; der Mangel an Fähigkeit irgendwelcher geistigen Konzentration; jener unglückliche Zufall — denn ich möchte gern denken, daß es nur das war — daß Du nicht imstande gewesen bist, den „Oxforder Ton" in geistigen Angelegenheiten zu erwerben: ich will sagen: Du warst niemals einer von denjenigen, welche graziös mit Ideen spielen können, sondern einer, der nur bei der Heftigkeit von Meinungen angelangt war —; daß alle diese Dinge, verbunden mit der Tatsache, daß Deine Gelüste und Interessen im Leben und nicht in der Kunst lagen, ebenso zerstörend für Deinen eignen kulturellen Fortschritt waren, wie für meine Arbeit als Künstler. Wenn ich meine Freundschaft mit Dir mit meiner Freundschaft mit noch jüngeren Leuten wie John Gray und Pierre Louys vergleiche, schäme ich mich. Mein wirkliches Leben, mein höheres Leben war mit ihnen und ihresgleichen. Von den furchtbaren Resultaten meiner Freundschaft mit Dir spreche ich augenblicklich nicht. Ich denke nur an ihren Wert während ihrer Dauer. Sie war für mich geistig degradierend. Du besaßest die Rudimente eines künstlerischen Temperaments als Keim in Dir. Aber ich begegnete Dir entweder zu spät oder zu früh. Ich weiß es nicht. Wenn Du nicht bei mir warst, so war alles in Ordnung. Zu der Zeit, früh im Dezember des Jahres, das ich erwähnt habe, war es mir gelungen, Deine Mutter zu überreden, daß sie Dich aus England fortschickte.

Ich fügte wieder das zerrissene und verwirrte Gewebe meiner Einbildungskraft zusammen, bekam mein Leben wieder in die eignen Hände zurück und vollendete nicht nur die übrigen 3 Akte von Der ideale Gatte, sondern erdachte mir und hatte beinahe zwei Stücke von vollständig and er Art vollendet: nämlich die Florentinische Tragödie und La Sainte Courtisane, als Du plötzlich wieder erschienst, ungerufen und unwillkommen unter Verhältnissen, welche für mein Glück verhängnisvoll waren. Ich war nicht imstande, die beiden Werke, welche ich dann unvollendet ließ, wieder aufzunehmen. Die Stimmung, welche sie schuf, konnte ich nie wieder erlangen.

Du wirst nun, da Du selbst einen Band Gedichte veröffentlicht hast, imstande sein, die Wahrheit von all dem anzuerkennen, was ich hier gesagt habe. Ob Du es kannst oder nicht, sie bleibt eine gräßliche Wahrheit im innersten Herzen unsrer Freundschaft. Während Du bei mir warst, warst Du der absolute Ruin meiner Kunst, und dafür, daß ich Dir gestattete, Dich fortwährend zwischen die Kunst und mich zu drängen, überhäufe ich mich selbst mit Schande und Tadel im vollsten Maße. Du warst nicht imstande, alles zu würdigen, Du warst nicht imstande zu wissen, Du warst nicht imstande zu verstehen.

Ich hatte kein Recht, es überhaupt von Dir zu verlangen. Deine Interessen galten nur Deinen Mahlzeiten und Launen. Deine Begierden richteten sich einfach auf Zerstreuungen, auf mehr oder weniger gewöhnliche Vergnügungen. Sie waren das, was Dein Temperament brauchte — oder für den Augenblick zu brauchen glaubte. Ich hätte Dir mein Haus und meine Etagenwohnung verbieten sollen mit Ausnahme der Gelegenheiten, wo ich Dich besonders eingeladen hatte. Ich beschuldige mich selbst grenzenlos wegen meiner Schwäche. Es war bloß Schwäche. Eine halbe Stunde mit der Kunst war immer mehr für mich, als eine Ewigkeit mit Dir.

In Wirklichkeit war zu keiner Periode meines Lebens irgend etwas für mich von der kleinsten Bedeutung, wenn ich es mit der Kunst vergleiche. Aber

Schwäche bei einem Künstler ist nicht weniger wie ein Verbrechen, wenn es eine Schwäche ist, die die Phantasie lähmt.

Ich klage mich selbst an, daß ich Dir gestattet habe, mich zum völligen und schimpflichen finanziellen Ruin zu bringen. Hin und wieder ist es eine Wonne, den Tisch mit Rosen und Wein beladen zu haben, aber Du gabst Dich nicht zufrieden bei Geschmack und Mäßigkeit. Du fordertest ohne Liebenswürdigkeit und empfingst ohne Dank.

Es war abscheulich. „Einfache Lebensweise und hohe Gedanken" waren natürlich ein Ideal, welches Du zu jener Zeit nicht hättest schätzen können. Aber ein solches Übermaß war eine Schande für uns beide. Eins der reizendsten Diners, dessen ich mich erinnere je erlebt zu haben, war eins, das Bobbie und ich zusammen einnahmen in einem kleinen Soho Café [1]), welches uns ungefähr so viele Shillings kostete, wie die Diners, die ich Dir gab, Pfunde. Aus diesem Diner mit Bobbie wuchs der erste und beste aller meiner Dialoge heraus. Idee, Titel, Behandlung, Art, alles wurde geprägt bei einer 3 f 50 c table d'hôte. Aus den wüsten Diners mit Dir bleibt mir nichts als die Erinnerung daran, daß zu viel gegessen wurde und zu viel getrunken. Und daß ich Deinen Forderungen nachgab, war schädlich für Dich, das weißt Du jetzt. Es machte Dich häufig gierig, zu Zeiten nicht wenig skrupellos; immer ungnädig.

Durch die viel zu häufigen Gelegenheiten bereitete es wenig Freude oder Stolz, Dein Gastgeber zu sein. Du vergaßest, — ich will nicht sagen die formelle Courtoisie des Dankes; denn formelle Courtoisie stellt enge Freundschaft auf eine harte Probe — aber einfach die Grazie der wohltuenden Kameradschaft, den Reiz der angenehmen Unterhaltung, und alle jene zarten Blüten reinster und tiefster Menschlichkeit, welche das Leben verschönen und eine Ergänzung zum Leben sind, wie es die Musik ist, welche alles in Harmonie erhält und die rauhen und schweigenden Stellen mit Melodie erfüllt. Und obgleich es Dir befremdlich erscheinen mag, daß jemand in der schrecklichen Lage in der ich bin, einen Unterschied machen sollte zwischen einer Schmach und einer andern, gebe ich doch offen zu, daß die Torheit, all dies Geld an Dich weggeworfen und Dir gestattet zu haben, mein Vermögen zu Deinem wie zu meinem eignen Schaden zu vergeuden, daß diese Torheit mir in meinen Augen einen Anstrich gemeiner Ruchlosigkeit in meinem Bankerott gibt, daß ich mich doppelt darob schäme [2]).

Aber am meisten schreibe ich mir selbst die Schuld zu für die ganze ethische Erniedrigung, die Du über mich brachtest, ohne daß ich mich wehrte. Die Charakterbasis ist der Wille, und mein Wille wurde vollständig dem Deinen unterworfen. Es hört sich grotesk an, so etwas zu sagen; aber es ist deshalb nicht weniger wahr. Es war der Triumph der kleineren Natur über die größere. Es war ein Fall von jener Tyrannei des Schwächeren über den Stärkeren, welche ich irgendwo in meinen Stücken als „die einzige Tyrannei, die anhält", beschreibe. Und es war unvermeidlich. In jeder Lebensbeziehung zu einem andern muß man irgendeine Art von moyen de vivre finden.

---

[1]) Fremdenviertel im westlichen London, bekannt wegen seiner billigen französischen, schweizerischen und italienischen Restaurants und Cafés.

[2]) Der Text ist hier unklar, was wohl an der stenographischen Wiedergabe liegt. Er lautet: And though it may seem strange to you that one in the terrible position in which I am situated should find a difference between one disgrace and another, still I frankly admit that the folly of throwing away all this money on you and letting you squander my fortune to your own hurt as well as to mine gives to me and in my eyes a note of common profligacy to my bankruptcy, that makes me doubly ashamed of it.

Ich hatte immer gedacht, daß, Dir in Kleinigkeiten nachzugeben nichts bedeute, daß, wenn einmal ein großer Augenblick käme, ich mich mit meiner Willenskraft in ihrer natürlichen Überlegenheit wieder behaupten könnte. So war es nicht. Im großen Augenblick ließ mich meine Willenskraft vollständig im Stiche. Im Leben gibt es wirklich keine großen oder kleinen Sachen. Alle Dinge sind von gleichem Wert und von gleicher Größe. Meine Gewohnheit — der Gleichgültigkeit zuerst entsprungen, hauptsächlich — Dir in allem nachzugeben, war unmerklich ein wirklicher Teil von mir geworden. Ohne daß ich es wußte, hatte dies mein Temperament in eine dauernde und verhängnisvolle Stimmung umgegossen. Deswegen sagt P a t e r in dem subtilen Epilog der ersten Ausgabe seiner Essays: Fehlschlag heißt Gewohnheiten bilden. (Failure is to form habits.) Als er das sagte, dachten die phantasielosen Oxforder Akademiker, der Satz wäre eine bloße willkürliche Inversion des etwas langweiligen Textes von Aristoteles' Ethik; aber es ist darin eine wunderbare und schreckliche Wahrheit verborgen. Ich hatte Dir gestattet, meine Charakterstärke zu unterminieren, und für mich wurde die Bildung einer Gewohnheit nicht nur zum Fehler, sondern sogar zum Ruin. Ethisch warst Du für mich noch zerstörender, als Du es schon künstlerisch warst.

Als einmal die Klage angestrengt war, dirigierte natürlich Dein Wille alles. Zu einer Zeit, wo ich in London hätte sein sollen, um weisen Rat einzuholen und ruhig nachzudenken über die gräßliche Falle, in der ich mich hatte fangen lassen, — die Bauernfalle, wie Dein Vater sie heute noch nennt — da bestandest Du darauf, daß ich Dich nach Monte Carlo begleitete; ausgerechnet nach Monte Carlo, dem ekelhaftesten Ort auf Gottes Erdboden, damit Du spielen konntest, den ganzen Tag lang und die Nacht, solange das Kasino offen war. Und was mich anbelangt, so wurde ich draußen allein gelassen, da Bakkarat für mich keine Reize hat. Du weigertest Dich, die Lage, in die Du und Dein Vater mich gebracht hatten, auch nur fünf Minuten lang mit mir zu besprechen.

Meine Angelegenheit war einfach, Deine Hotelrechnung und Verluste zu bezahlen. Die geringste Erwähnung der Verhandlung, die mir bevorstand, wurde als langweilig betrachtet. Eine neue Marke Sekt, welche uns anempfohlen war, interessierte Dich mehr. Nach meiner Rückkehr nach London flehten diejenigen meiner Freunde, die wirklich mein Bestes wollten, mich an, mich nach dem Auslande zurückzuziehen und nicht einen unmöglichen Prozeß zu führen. Du schobst ihnen niederträchtige Motive zu, weil sie so rieten, und mir Feigheit, weil ich ihnen Gehör schenkte. Du zwangst mich zu bleiben und mich frech zu verteidigen, wenn möglich auf der Zeugenbank durch lächerliche und dumme Lügen."

[Hier fehlen mehrere Seiten.]

„Unsere Freundschaft fängt in Wirklichkeit damit an, daß Du mich batest in einem äußerst pathetischen und scharmanten Brief, Dir in einer Lage zu helfen, welche für jeden erschreckend wäre, doppelt erschreckend für einen jungen Mann in Oxford. Ich tue es. Und dadurch schließlich, daß Du meinen Namen als Freund gegenüber Sir G e o r g e L e w i s[1]) gebrauchst, fange ich an, seine Wertschätzung und Freundschaft zu verlieren, eine Freundschaft von 15jähriger Dauer. Als ich seinen Rat, seine Hilfe, seinen Respekt verlor, wurde ich eines großen Schutzes meines Lebens beraubt. Du schicktest mir ein sehr nettes Gedicht, so wie die Studenten es schreiben, zum Begutachten. Ich antwortete mit

[1]) Berühmter Anwalt.

einem Briefe von überschwenglichster, literarischer Phantasie[1]). Er war, laß es mich frei heraussagen, die Art von Brief, welchen ich in einer glücklichen, wenn auch unvernünftigen Stunde an irgendeinen graziösen jungen Mann von Oxford oder Cambridge geschrieben hätte, wenn er mir eigene Gedichte zugeschickt hätte, von dem ich aber sicher wäre, daß er genügend gesunden Verstand oder Bildung hätte, seine phantastischen Sätze richtig zu interpretieren. Siehe die Geschichte jenes Briefes an! Er geht von Dir in die Hände eines ekelhaften Gefährten über, von ihm zu einer Erpresserbande. Kopien werden in London zu meinen Freunden herumgeschickt und zu dem Direktor eines Theaters, wo mein Stück gespielt wird. Jede Auslegung, nur nicht die rechte gibt man ihm. Die Gesellschaft wird durch lächerliche Gerüchte erregt, daß ich eine hohe Summe hätte bezahlen müssen, weil ich Dir diesen infamen Brief geschrieben hätte. Dies bildet die Basis zu Deines Vaters schlimmstem Angriff.

Ich produziere selbst den Originalbrief vor Gericht, um zu zeigen, wie er wirklich ist. Er wird von Deinem Vater als ein ekelerregender und hinterlistiger Versuch, die Unschuld zu korrumpieren, denunziert. Schließlich bildet der Brief einen Teil der Anklage wegen sträflichen Vergehens. Der Staatsanwalt nimmt sich der Sache an, der Richter faßt das Ergebnis der Beweisaufnahme mit wenig Wissen und viel Moral zusammen. Ich wandre schließlich dafür ins Zuchthaus.

Das ist das Resultat davon, daß ich Dir einen scharmanten Brief geschrieben habe.

Ich hätte den Gerichtshof triumphierend und als ein freier Mann verlassen können. Der stärkste Druck, das zu tun, wurde auf mich ausgeübt. Mir wurde ernst geraten, ich wurde gebeten, angefleht, es zu tun, und das von Leuten, deren einziges Interesse mein Wohl und das meiner Familie war. Aber ich lehnte es ab. Ich beschloß, es nicht zu tun. Ich habe meinen Entschluß nie einen einzigen Augenblick lang bereut, selbst nicht in den bittersten Zeiten meiner Einkerkerung. Solch eine Handlungsweise wäre meiner unwürdig gewesen. Sünden des Fleisches sind nichts. Sie sind Krankheiten, welche die Ärzte kurieren sollten; wenn sie überhaupt geheilt werden sollten. Sünden der Seele allein sind schmachvoll. Meine Freisprechung, durch welche Mittel sie auch geschehen wäre, wäre für mich eine lebenslängliche Tortur gewesen. Aber glaubst Du wirklich, Du warst der Liebe wert, die ich damals zeigte? Oder meinst Du, ich hätte es auch nur einen einzigen Augenblick gedacht?

Glaubst Du wirklich, daß Du zu irgendeiner Periode unsrer Freundschaft der Liebe würdig warst, welche ich Dir zeigte, oder daß ich es auch nur einen einzigen Augenblick dachte? Ich wußte, Du warst es nicht. Aber die Liebe schachert nicht auf dem Marktplatz, noch bedient sie sich der Krämerwage. Ihr Entzücken, wie das des Geistes, ist, sich lebendig zu fühlen. Das Ziel der Liebe ist zu lieben — nichts mehr und nichts weniger. Du bist mein Feind; ein Feind, wie ich nie einen gehabt habe. Ich hatte Dir mein Leben gegeben, und um die

[1]) Allerdings ist der Brief sehr ‚phantastisch' und für den objektiv denkenden Menschen etwas zweideutig. Er lautet: „My own Boy, — your sonnet is quite lovely, and it is a marvel, that those red-rose leaflips of yours should be made no less for the madness of music and song, than the madness of kissing. Your slim buil soul walks between passion and poetry. No Hyacinthus followed love so madly as you in Greek days. Why are you alone in London and when do you go to Salisbury? Do go there and cool your hands in the gray twilight of Gothic things. Come here whenever you like. This is a lovely place and only lacks you. But go to Salisbury first. Always with undying love yours Oscar." Wenn das die Art von Briefen war, welche Wilde an „irgend einen graziösen jungen Mann" zu schreiben pflegte, so kann man sagen, daß seine Schreibweise zum mindesten etwas von der gewöhnlichen abweicht.

niedrigsten und verachtenswertesten von allen Leidenschaften: den Haß, die Eitelkeit, die Gier zu stillen, warfst Du es weg. In weniger als drei Jahren hattest Du mich in jeder Beziehung vollständig ruiniert. Fällt es Dir je ein, in welch schauerlicher Lage ich in den letzten zwei Jahren gewesen wäre, während meiner entsetzlichen Strafzeit, wenn ich von Dir als Freund abhängig gewesen wäre? Hast Du jemals daran gedacht? Fühlst Du je Dankbarkeit gegen diejenigen, welche durch grenzenlose Güte, Freudigkeit und Freude am Geben meine schwere Last für mich erleichtert haben; für die, welche mein Zukunftsleben eingerichtet haben, mich wieder und immer wieder besucht haben, mir schöne und mitleidige Briefe geschrieben haben, meine Angelegenheiten für mich geordnet haben, zu mir gehalten haben, angesichts von Schmähungen, Spott, öffentlichem Hohn und selbst von Beschimpfungen?

Ich danke Gott jeden Tag, daß er mir Freunde gab, die anders sind als Du. Ich verdanke ihnen alles. Sogar die Bücher in meiner Zelle sind von Bobbie, von seinem Taschengeld bezahlt. Von derselben Quelle sollen Kleider für mich kommen, wenn ich entlassen werde. Ich schäme mich nicht, etwas zu nehmen, was aus Liebe und Anhänglichkeit gegeben wird. Ich bin stolz darauf. Aber hast Du je daran gedacht, was solche Freunde für mich bedeuteten, wie More Adey, Bobbie, Robert Sherard, Frank Harris und Arthur Clifton, indem sie mir Trost, Hilfe, Liebe, Sympathie und all das gaben?"

Es wurden weitere Bruchstücke gelesen, aber nicht veröffentlicht. Der Richter (Mr. Justice Darling) war gegen das weitere Vorlesen. Er begründete dies mit den Worten: „I looked ahead a little, and it seemed to be just the same as the rest — very dead water indeed". Hoffentlich versteht er mehr von der Juristerei als von Literatur!

Leben und Eugenik.

Von Dr. med. E. H. F. Pirkner
in New York.

Unter den zahlreichen Definitionen des Lebens, wie man ihnen immer wieder begegnet, habe ich gelegentlich von einer solchen Notiz genommen, welche es verdient, zitiert zu werden, aus dem Aufsatze „Sonne und Seele", Die Woche, Berlin, 15. Mai 1909. „Das Leben, in dessen geheimnisvolles Reich der Mensch gehört, ist in mehrfachem Sinne ein Geschenk der Sonne; es ist heute für uns nicht mehr bloß ein dumpfes Ahnen, sondern es beginnt wissenschaftliche Sicherheit zu werden. Vielleicht ist es schon in seinen allerersten Anfängen ein Erzeugnis eines selbst sonnenhaften Urzustandes unseres Planeten gewesen. Eine bedeutsame Ähnlichkeit verknüpft noch heute den Stoffwechselvorgang in einer lebendigen Zelle mit seinem ewigen Selbstzersetzen und Wiederaufbau gerade mit einer Flamme, die beständig verbrennend, beständig sich doch selbst wieder entfacht. Wie Flamme an Flamme sich anzündet, so läuft auch in der Fortpflanzung das Leben von Zelle zu Zelle." Nach diesem Schriftsteller geht das Leben ganz von der Sonne aus. „Dieses feine Weiterglimmen des Lebens von Zellenflämmchen zu Zellenflämmchen durch so viele Äonen der Urwelt bis heute wäre nicht möglich gewesen", sagt er, „ohne Sonnenwärme und Sonnenlicht. Jedes grüne Chlorophyllkörnchen mikroskopischer Pflanzenzellen ist ein Miniaturlaboratorium, in welchem die Sonne die Spaltung und Verarbeitung der

Kohlensäure betreibt und die Ernährung der Pflanze besorgt." So finden wir, daß jede Pflanze aus Millionen von Zellen aufgebaut, sozusagen eine Maschine darstellt, welche von außen in Betrieb gesetzt wird durch die Wärme der Sonne. So schon das Samenkorn, welches seine Lebenstätigkeit in der feuchten Wärme des Bodens beginnt.

Wenn man aber alle diese Tätigkeit auf mechanische und chemische Begriffe zurückgeführt hat, macht man unwillkürlich halt vor etwas, was Mechanik und Chemie nicht zu erklären vermögen — ein etwas, welches sich wohl dieser Kräfte bedient, aber nicht zu denselben gehört. Das kann vielleicht nur unsere anthropomorphe Gewohnheit, die Dinge zu betrachten, sein, aber was anderes, wenn wir es nicht wissenschaftlich nennen wollen? Und was ist überhaupt Wissenschaft, wenn nicht eine Art Anthropomorphismus, etwas willkürlich von Menschen Aufgebautes? Wissenschaft ist ja nur das System, in welchem wir unser Wissen angeordnet haben, ist ein Mittel zur gegenseitigen Verständigung, wozu es eben der Benennungen bedarf und damit müssen wir uns meistens zufrieden geben. Eine Theorie oder ein System, welches wir der wissenschaftlichen Welt nicht klar demonstrieren können, ist gewissermaßen unehrlich, weil unnatürlich, daher kaum wissenschaftlich. Sogar die Theologen und Philosophen der Vergangenheit hatten oft wenig Vertrauen in ihre Systeme. So borgten sie denn voneinander. Was der Philosoph eine Thorie nannte, gehörte von Rechts wegen dem Theologen, und was letzterer als Dogma bezeichnete, sollte in vielen Fällen dem Philosophen vorbehalten bleiben. Wie oft haben Forscher wissenschaftliche („technische") Ausdrücke erfunden für Begriffe, über die sie keine Gewißheit haben konnten. So geschieht es noch heute. Manche solche Ausdrücke verbergen nur das Unvollkommene und Wissensmögliche unserer Kenntnisse und sind eben darum künstlich.

So werden wir finden, daß wir meist in Verlegenheit geraten, wenn wir „Leben" definieren wollen, während es uns schon weniger schwer fällt, den Begriff „Eugenik" zu verstehen und zu erklären, wohl weil wir denselben als eine Neuschöpfung gerade unseren gegenwärtigen Bedürfnissen richtig angepaßt haben.

Auf die Frage: Was ist Leben? erhalten wir ebensoviele Antworten als wieviele Forscher wir befragen. Noch schwieriger wird unsere Stellung, wenn wir nach dem Ursprung alles Lebens fragen, und deshalb habe ich die Schwierigkeit vorausgenommen und des Lebens Ursprung der Sonne zugeschrieben. Die weitgehendste Antwort ist die bekannte geniale Theorie des Physikers und Astronomen Arrhenius, welcher die Ansicht vertritt, daß Lebenssporen zufällig über die Atmosphäre (den Dunstkreis) des Planeten hinausgetrieben im Raume umherwanderten, bis sie in den Gravitationsbereich eines anderen Sternes gelangt, als Sternenstaub angezogen, dort ein neues Leben begannen. Zunächst ein vegetabilisches, und so die Evolution zum Tiere und Menschen stufenweise durchmachten.

Wir begegnen der Theorie auch in dieser Form: Die Nebelströme, wie sie in verschiedenen Stadien der Weltenbildung angetroffen wurden, verdankten ihre Existenz elektrifizierten Partikeln, von der Macht strahlender Energie von älteren Sternen als kosmischer Staub abgestoßen. Unter geeigneten Bedingungen und im geeigneten Momente sich auf einem Planeten ansiedelnd, gibt dieser kosmische Staub den Keim zum ursprünglichen Leben her.

Wie wir ganz im Anfange bereits bemerkt haben, gehört aber zu allem Leben Bewegung. Daß Leben Bewegung ist, kommt in Maeterlincks

„Botanik" etwa folgendermaßen zum Ausdruck. Die Evolution des Tierlebens aus dem Pflanzenleben schildert den Trieb des Lebens, aus dem Zustande der Bewegungslosigkeit in den der Beweglichkeit zu entrinnen: Automobilität; aus der statischen „Sklaverei der Wurzel in die beglückende Freiheit der Füße". Es ist „der Trieb, dem Schicksal, welches an den Erdboden fesselt, zu entkommen, das bedrückende, düstere Gesetz zu übertreten, sich freizusetzen, die beengende Fessel zu zersprengen, Schwingen zu erfinden oder hervorzurufen, um soweit als möglich dem Zwange zu entfliehen, den Raum niederzukämpfen, in welchem das Geschick die Pflanze in Schranken hält, um einem anderen Reiche zu nahen". Und wenn wir die Geschichte der Menschheit in deren Entwicklung verfolgen, begegnen wir immer wieder dem Kampfe ums Streben von der geringeren zur größeren Beweglichkeit.

Eine erfrischende Ansicht von dem, was Leben ist, hat der moderne französische Philosoph Henri Bergson ausgearbeitet in seiner „Evolution Créative"[1]). Obgleich auf der Wissenschaft der Biologie fußend, ist das Werk mehr eine philosophische, als biologisch-technische Auffassung und spricht mehr unsere Inspiration und unsere imaginative Natur an, als unseren konstruierenden Verstand. Bergson ist geneigt, die Lebensphänomene in spiritueller Terminologie zu beleuchten. Leben ist ein schöpferischer (créative) Trieb, welcher an einem bestimmten Orte und zu einer geeigneten Zeit in der Materie erwachte und nun von einer Gestalt zur anderen und von Generation zu Generation dahinfließt, an Energie zunehmend bei seinem Fortschreiten. Es ist unaufhörliches Schaffen, die ganze organische Welt ist von unten bis oben von einer großartigen Triebkraft angefüllt. — Balfour sagt: Bergsons Evolution Créative ist nicht nur eine philosophische Abhandlung; es enthält den ganzen Reiz und alle die Kühnheit eines Kunstwerkes und als solches sträubt es sich gegen den Versuch einer zulänglichen Reproduktion. Wir werden durch Bergson befreit von der tyrannischen, rein mechanischen Auffassung eines Determinismus oder eines abgeschlossenen Universums, welches wie eine mächtige Fabrik Pflanzen und Tiere, Geister und Gemüter automatisch fertigstellt, wie es Felsen und Ackerboden, Gase und Flüssigkeiten und die anorganischen Gebilde fabriziert. Es ist die dahinfließende Metamorphose der Poesie — ein unaufhörliches Werden. Evolution ist eine Woge schaffender Energie die Materie zum Überfließen anfüllend, und auf welcher jeder sichtbare Organismus die kurze Zeitspanne hindurch, welche ihm zum Leben vergönnt ist, dahinschwimmt. Vor der Evolution des Lebens sind die Pforten der Zukunft weit offen. Es ist eine Schöpfung, welche für immer vor sich geht auf Grund einer Anfangsbewegung. Diese Bewegung macht die Einheit der organisierten Welt aus — eine prolifizierende Einheit von so unendlichem Reichtum, größer als irgendeiner, welchen unser Verstand sich hätte träumen lassen, unser Intellekt, welcher nur eines seiner Produkte ist.

Kraft ist universell, sie durchdringt die ganze Natur, eine ihrer Manifestationen nennen wir Licht, eine andere Elektrizität, wieder andere Kohäsion, chemische Affinität usw. Also warum können wir nicht eine davon Leben nennen, welche sich nur von allen gründlicher unterscheidet als sie sich voneinander unterscheiden? Es ist diese Manifestation der Natur, diese Lebenskraft, welche allen organischen und anorganischen Wesen innewohnt, alle veränderlichen Formen der Natur und der Welt bewegt, geradezu ein Postulat unseres Denkens.

[1]) Deutsche Ausgabe „Schöpferische Entwicklung". Jena 1913. Eugen Diederichs.

Deshalb hilft sich auch der Theologe in sehr einfacher Weise mit der Auffassung, wie z. B. Swedenborg in seinem berühmten Buche: „Die wahre christliche Religion" in dem Kapitel „Freie Bestimmung": „Der Mensch", heißt es dort, „ist aus endlichen Dingen geschaffen. In Wirklichkeit besteht jedes Menschen Körper nur aus solchen Substanzen, welche sich in der Erde befinden und in der Atmosphäre. Was er aus der Luft empfängt, nimmt er mit seinen Lungen auf und durch die Poren des Körpers: die gröberen Bestandteile seiner Zusammensetzung empfängt er durch Speise und Trank — Leben empfängt er von Gott. Da der Mensch endlich ist, ist er nichts als Form, welche das Unendliche beleben kann vom Leben, welches es selbst besitzt und Gott ist Leben an sich." Der menschliche Geist ist oft schon zufrieden, wenn er ein Wort gefunden hat, welches dem Gegenstande, den er zu erklären sucht, einen Halt gibt. Es ist dem Forscher ein Bedürfnis, sich Werkzeuge zu schaffen zur Konstruktion der von seiner Arbeit entstehenden Gebäude, und so hat er in der Belehrung seine Begriffswelt mit Ausdrücken beschenkt, welche, da sie der Allgemeinheit bisher Unbekanntes in Form und Gestalt bringen müssen, vielfach fremden Sprachen entlehnt sind: wie chemische Affinität, Kohäsion, Osmosis, Radioaktivität, Jehovah und viele andere.

Für den wissenschaftlichen Biologen und Arzt beginnt das Leben mit der Zelle, wenigstens das individuelle Leben. „Eine wesentliche Stütze hat die Anschauung von der zellulären Grundlage des (normalen und kranken) Lebens durch den Nachweis der Lebensfähigkeit der Zelle außerhalb des Organismus erhalten", sagt R. Rößle, „neuerdings durch die Beobachtungen über Kulturen von Gewebszellen ‚in vitro'. Die Vermehrung dieser Zellen im Brutschrank bei 37°, sowie ihre Differenzierung zu funktionierenden Elementen — (embryonale Herzmuskelfasern fangen rhythmische Kontraktion an) — beweisen besser als alles andere, daß wir es in den Zellen mit wirklichen Elementarorganismen zu tun haben." (Aschoff: Allg. path. Anatomie I.) Mit anderen Worten: Carrel in New York hat gezeigt, daß Gewebe einem Organismus entnommen, selbst nach dem Tode des Tieres nicht nur eine längere Zeit am Leben erhalten werden konnten, sondern sogar wuchsen und neue Zellen bildeten.

Loeb gelang es, einen chemischen Prozeß an Stelle der Lebensfunktion zu setzen durch seine künstliche Fertilisierung von Echinodermeneiern vermittels Zyankalium.

Durch die Entdeckung des Radiums und die Untersuchung radioaktiver Phänomene wird der Begriff der Evolution von der Biologie auf die Physik ausgedehnt und führt zu einem deutlicheren Verständnis der Entstehung und Zusammensetzung der Materie.

Was Maeterlinck poetisch schildert, wenn er das Fortschreiten zu höherer Organisation aus der Bewegungslosigkeit zur Beweglichkeit erkennt, drückt Straub physikalisch-biologisch damit aus, daß er „Leben" als labiles Gleichgewicht entgegengesetzter, gleichzeitiger, umkehrbarer und nie zu Ende laufender Reaktionen in der Zelle ansieht, deren irgendwie künstlich verursachter Übergang in die Ruhe, stabiles Gleichgewicht, als „Tod" bezeichnet wird. Die Natur hat sich in einem Organismus ausgelebt, wenn der letztere sich zur Vollkommenheit entwickelt hat, welche einen weiteren Ausdruck dann nur in Neubildung eines womöglich noch vollkommeneren Wesens finden kann. Der Mutterleib vieler Organismen stirbt mit Bildung von Tochterorganismen. Es ist somit Leben ein Streben nach Vollkommenheit, bewußt erreichte absolute Vollkommenheit, beim Menschen wenigstens, das Ende des erreichbaren Strebens, gewisser-

maßen der psychische Tod [1]), dem ein Aufhören der Lebensreaktionen allmählich nachfolgt, wenn nicht künstlich und plötzlich der Übergang ins stabile Gleichgewicht herbeigeführt wird.

Wenn wir von einem gesunden Säuglinge behaupten, „das Kind ist voller Leben", so sehen wir das unbewußte kindliche Streben nach Entwicklung, das Fortschreiten vom stabilen zum labilen Gleichgewicht. Auf der höchst erreichbaren Stufe der Entwicklung gedeiht das Leben zur Reife. Erst dort scheint das Leben des Menschen so recht zu beginnen, das wirkliche Leben im eugenischen Sinne. Dann ist es bewußtes Leben, und bewußtes Leben ist Genuß. Wir können, als Menschen, nicht erklären, nicht definieren, was Leben ist, wir müssen es fühlen. Ein gesundes junges Menschenpaar in seinen natürlichen Trieben und Umarmungen weiß am besten, was Leben ist, könnte aber auch keine Antwort geben. Leben ist ihnen in der Blüte der Gesundheit der höchste Genuß, es ist so recht das Streben nach Vollkommenheit. Das geschlechtsreife Leben findet seinen Ausdruck der Vollkommenheit in der Fortpflanzung. Wenn der Trieb zur Fortpflanzung nachläßt, beginnt das Leben zu erlöschen, während es bei niederen Organismen dabei ganz aufhört. Warum Leben überhaupt aufhören muß, ist uns, genau betrachtet, ebenso ein großes Rätsel, wie der Anfang jedes Lebens. Es ist uns zur Gewohnheit geworden, das Aufhören des Lebens als selbstverständlich zu betrachten. Wenn man jedoch darüber nachdenkt, ist keine Ursache für diese Notwendigkeit zu finden. Dem Leben wird tatsächlich durch künstliche Unterbrechung zumeist ein Ende gesetzt.

Während wir ohne weiteres die Umsetzung der Kraft in Arbeit verstehen können, so gestaltet sich das Problem viel schwieriger, wenn wir überlegen und erklären wollen, wie geistige Arbeit zustande kommt. Wir wissen zwar, daß Nahrung zur Entfaltung physischer sowohl als geistiger Energie die notwendigen Mittel liefert durch Erzeugung von Muskelkraft in dem einen, nervöser Tätigkeit im letzteren Falle, aber die Wissenschaft muß sich mit Hypothesen begnügen, wenn sie die Kraftentfaltung ins geistige Gebiet verfolgen will und mit den Zuständen unseres Bewußtseins zu verknüpfen sucht. Männer der Wissenschaft, wie Tyndall, Huxley und Spencer machten davor halt wie vor einem unergründlichen Geheimnis, während Engelmann sich damit behilft, sich die Seele als vom Körper ganz unabhängig vorzustellen, im Verhältnis des Musikers zu seinem Instrument. Da die Seele, oder vielleicht besser gesagt, das Bewußtsein untrennbar an physische Zustände gebunden ist, erscheint es mir als die vernünftigste Erklärung, sich vorzustellen, daß die physische Energie, welche wir zu einer Bewußtseinstätigkeit verwenden oder welche sich in einer Gemütsbewegung kundgibt, als eine Art Molekularbewegung in die Erscheinung tritt und etwa wie ein elektrischer Strom den Draht, so den Nerven durchläuft und die wechselnden Bewußtseinszustände hervorbringt. Das ist die mechanistische Erklärung für Geistestätigkeit. Leben, Bewußtseinstätigkeit usw. können als Bewegungsart aufgefaßt werden, welche ebenso verschieden von allen anderen Bewegungsarten ist, wie sich z. B. Wärme, Licht und Elektrizität voneinander unterscheiden.

Wir wissen, daß weder Pflanzen- noch Tierleben ohne den Sonnenstrahl zustande kommen könnte, doch wenn wir uns das Wachsen eines Baumes in chemischer und physikalischer Terminologie klargemacht haben, müssen wir uns dann nicht etwas vorstellen als im Baume vorhanden, dessen er sich be-

[1]) Man dürfte im Sinne dieser Abhandlung an die Bezeichnung „Eugenischer Tod" denken, nicht zu verwechseln mit Euthanasie. Die Eugenik als Wissenschaft ist jedoch vorläufig zu jung, um das Bedürfnis nach dieser Bezeichnung zu empfinden.

dient, um die chemischen und physikalischen Kräfte sich zunutze zu machen? Ohne die Schwingungen, welche wir als Licht kennen, würde kein Auge zustande gekommen sein, es ist das Licht, welches im Organismus einem ihm innewohnenden Bedürfnis begegnete, das man als das schaffende Prinzip ansprechen muß, welches das Auge hervorbringt. Bei Höhlenfischen trat ein solches Bedürfnis nicht auf, daher entwickeln sie keine Augen und kein Sehen.

Ferner, warum sollten die Vertebraten die Serie von Fisch, Reptil, Säugetier bis zum Menschen haben durchlaufen müssen, wenn nicht das unerklärbare Streben, welches ich als den Charakter jeden Lebens angesprochen habe, zur Bildung des Menschen triebe? Ein etwas, welches vorwärts und aufwärts treibt, von der einfachsten Form zur kompliziertesten? Warum ist unizelluläres Leben nicht immer unizellulär geblieben? Was ist also dieses aktive Prinzip, welchem von den Aborigines an dieses Streben innewohnt, welches Materie und Bewegung auf eine höhere Stufe emporhebt? Vom stabilen Equilibrium, wo es leblose Materie immer sucht, strebt die belebte Materie fortwährend dem labilen Equilibrium zu, oder zwischen beiden dahin, wobei die zahllosen Lebensformen sich bilden. Man kann sich den Vorgang nicht einfach als chemische und physikalische Kräfte vorstellen, die in der anorganischen Natur wirken, ohne eine noch andere Kraft in Rechnung zu ziehen. Die Lebenskraft ist erfinderisch, schaffend, und unterbricht fortwährend die Ruhe, welche ihr die anorganische Natur auferlegen möchte. Äußere Einflüsse können wohl einen lebenden Körper modifizieren, aber nicht ausbilden und weiterentwickeln, ohne daß noch etwas hinzutritt, welches im Körper der Entwicklung harrt, sich danach sehnt. Wenn man sich damit zufrieden geben will, daß Leben physisch-chemischen Ursprungs sei, dann ist es das auf dem Wege von Übergang und Umbildungen, welche diese Wissenschaften nicht zu erklären vermögen.

Der bekannte Forscher und Professor der Biologie an der Universität Chicago, Loeb, hat den Satz aufgestellt, daß die Erscheinung des Lebens auf unserem Planeten ein Umstand des reinen Zufalls sei. Die geeigneten Elemente kamen zu rechter Zeit im richtigen Verhältnis und unter geeigneten Bedingungen zusammen und das Resultat war Leben, ein Zufall. Er hat seine Lehre begründet und erklärt in dem Buche: „The mechanistic conception of life". Er ist ein Gegner der Annahme eines „Lebensprinzips", welches er als metaphysische Auffassung bezeichnet. Er findet mechanisch-physische Kräfte als ausreichend zur Erklärung seiner Lehre. Wir leben, essen, pflanzen uns fort, maschinenmäßig, weil wir müssen und nicht anders können. So kommt Loeb zu dem Schlusse, daß all unser inneres subjektives Leben der physisch-chemischen Analyse zugänglich ist, weil einfach tierischer Instinkt so erklärt werden kann.

Animaltropismus. Gewisse Tiere wenden sich zum Licht, andere verkriechen sich im Dunklen, weil sie nicht anders können; da es ihm im Laboratorium gelungen ist, ohne das Zutun des männlichen, geschlechtlichen Elementes Eier bestimmter Seetiere zu befruchten, nur mit Hilfe von chemischen Einflüssen, ist ihm das Problem des Beginnes des individuellen Lebens physisch-chemisch klar. Nur ist es noch nicht gelungen, durch chemiche Synthese ein Ei herzustellen.

In einem Vortrage über die Evolution und die Ziele derselben in der organischen Welt, im naturwissenschaftlichen Museum von New York, warf der Vortragende am Schlusse die Frage auf, ein wie geartetes Wesen in der phylogenetischen Serie auf den Menschen folgen würde, welches wohl das nächste Glied in der Kette sein würde? Die hypothetische Antwort war, daß es nur ein dem Vogel ähnlicher Organismus werden könnte. Nun, auch dieses Ziel hat

seitdem der Mensch selbst erreicht, wenn auch noch nicht als das Resultat einer organischen Transformation und Fortenwicklung.

Vielmehr muß der Fortschritt in der organischen Evolution sich darauf beschränken, die einzelnen Glieder der Kette im Sinne der modernen Biologie immer vollkommener auszubauen. Dieses Streben sucht der Mensch in der Gegenwart durch die Eugenik zu befriedigen.

Daß das eugenische Prinzip richtig ist, ist bereits bewiesen durch die schönen Erfolge in der Züchtung von Pflanzen und noch mehr der vervollkommneten Nutz- und Haustiere. Es ist eine logische Notwendigkeit, daß wir uns bemühen müssen, den Grundsatz auf den Menschen zu übertragen. Doch nirgends hat bisher so große Gleichgültigkeit geherrscht, wie auf dem Gebiete der Erzeugung von Kindern. Der Mensch ist das einzige animalische Wesen, welches die moralische Anordnung der fundamentalen Lebensvorgänge gestört hat und die Vereinigung der Geschlechter zum Selbstzwecke macht. Die Folge davon ist gesetzliche Tyrannei über die Frau, welche dem Manne zunächst als Lustobjekt dient, die Sklaverei der Frau seit dem geschichtlichen Anfange der Kultur mit der damit verbundenen Konkubinage und Prostitution. Dr. W. W. Chandler in Scotts „Sexual Instinct", S. 274 spricht die Meinung aus, daß über die Hälfte des Menschengeschlechts vor der Geburt zugrunde gehe und daß dreiviertel davon willkürlich zerstört werden. In Nordamerika ist bis heutigen Tages die beabsichtigte Gründung einer nationalen Gesundheitsbehörde nicht zur Tat geworden. Ein Berichterstatter, Edward Marshall, ein Mann von literarischem Rufe, schreibt am 12. Mai 1912 in „The New York Times": „Die Erhaltung des menschlichen Lebens ist zum ersten Male bei unseren Gesetzgebern zur Aussprache gelangt. Erhaltung von Wald, Wasserkraft, Tierleben und Ackerboden ist wohl in der Vergangenheit erörtert, studiert und zum Gegenstande der Gesetzgebung gemacht worden, aber jetzt kommt die Erhaltung menschlichen Lebens auf die Tagesordnung. — Verschwendung von Leben ist die größte aller unserer Verschwendungen gewesen. Beobachter sind zu dem Resultat gelangt, daß nicht weniger als 42 Proz. der jährlich verlorenen Leben durch vollständig vermeidbare Ursachen verloren worden sind. Während die Geburtsziffer heruntergeht, steigt die Sterbeziffer. Menschenleben ist der wohlfeilste Artikel in den Vereinigten Staaten gewesen, seit wir eine Nation geworden sind. So unvollkommen sind wir in unseren Methoden hinsichtlich ‚Records of Vital Statistics', daß wir nur in wenigen Städten und Staaten genaue Berichte über Todesfälle infolge Erkrankung haben. In betreff der Todesfälle durch Unfall sind die Zustände noch schlimmer. Der ganze Gegenstand der Erhaltung menschlichen Lebens ist hierzulande vernachlässigt worden. Das ‚Agricultural Department' hat weit günstigere Erfolge in der Tierpflege zu verzeichnen. Prof. Fishers Studium unserer nationalen Lebensfähigkeit, deren Verwüstung und Erhaltung steht da als eine erstaunliche Anschuldigung unserer unglaublichen Kurzsichtigkeit. Er hat in seinem meisterhaften Überblick über den ganzen Gegenstand klar nachgewiesen, daß unsere Verschwendung an Menschenleben fünfmal den Wert der Summe aller unserer übrigen Verschwendungen beträgt, rein vom ökonomischen Standpunkte betrachtet." (Wörtlich aus dem Englischen der „N. Y. Times" übersetzt.)

Ein „National health department" haben wir zwar noch nicht, aber in wenigen Jahren ist eine so starke Reaktion eingetreten, daß vielleicht in keinem anderen Kulturlande „Eugenik" so zahlreiche Vertreter gefunden hat und so praktisch sich weithin geltend macht, als gerade in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es wechseln hier immer glänzendes Licht mit intensiven Schatten.

Zum Beispiel ist der erste bedeutsame Schritt insofern von Erfolg gekrönt gewesen, als mehrere Staaten ein Gesetz versuchsweise eingeführt haben, wonach eine Eheschließung von der Beibringung eines ärztlichen Gesundheitszeugnisses abhängig gemacht wird. Es ist im allgemeinen in den meisten Staaten vorläufig noch dem Wunsche der Eheschließenden selbst und deren Eltern anheimgestellt, davon Gebrauch zu machen. Noch weiter geht schon das bereits seit mehreren Jahren im Staate Indiana durchgeführte Gesetz, alle unverbesserlichen Verbrecher und unheilbaren Geisteskranken von der Propagation auszuschließen, durch regelmäßig durchgeführte Vasektomie, die Frauen durch eine der von mir als Salpingapotrope bezeichnete ähnliche Operation. Andere Staaten sind noch dabei, mit dieser Maßregel Versuche anzustellen. Am weitesten gegangen ist man in der Stadt New York, wo vor einigen Monaten unter dem Präsidium keines geringeren als des medizinischen Nestors und Gelehrten, des Pädiaters Abraham Jacobi, in einer besonderen Versammlung ein Beschluß, zur Verhinderung der Geburt von Nachkommen unheilbarer Geisteskranker und Syphilitischer frühzeitigen Abort als berechtigt gelten zu lassen, mit eintausend ärztlichen Unterschriften bedeckt worden sei nach dem Bericht der deutschen Zeitungen. Ein übereifriger Arzt an einem Krankenhause der Metropole dehnte die ärztliche Freiheit sogar ins allgemeine aus und vertrat in demselben Monate in einem durchaus anerkannten medizinischen Journal die Ansicht, daß es dem Urteil des Arztes in allen Fällen überlassen bleiben sollte, einzuschreiten, wenn immer er es für notwendig hielt. Die medizinische Zeitschrift teilte aber die Ansicht nicht. So wären wir denn auf spartanische Gepflogenheiten zurückgekommen, nur mit dem Unterschiede modernen Raffinements. Hier ist allerdings Gefahr vorhanden, daß man darin zu weit geht und daß mancher Arzt den Kreis der Indikationen wohl willkürlich zu weit ziehen würde, zumal wenn man sich noch in die jeweilige Stimmung des Publikums versetzt. In diesem Punkte haben wohl leider die verschiedenen Nationen gegenwärtig sich gleiche Sünden vorzuwerfen.

Von vielen Seiten als sehr lobenswert werden die Bestrebungen der Erziehungsbehörden und der Leitungen der Vergnügungsanstalten anerkannt, auf weiteste Kreise belehrend zu wirken. Die verderblichen Folgen ererbter Syphilis wurden in dem als „Damaged Goods" ins Englische übertragenen berühmten Drama von Brieux wiederholt auf guten Bühnen Nordamerikas dem Publikum vorgeführt und sind in einer sehr ausführlichen Tendenzbearbeitung für kinematographische Vorführung Schulkindern zugänglich gemacht worden, welche über das ganze Land von Ort zu Ort dargeboten wird. Zahlreiche andere Theaterstücke sind in den jüngsten Jahren zur Aufführung gelangt, in welchen das Mutterschaftsproblem von allen Seiten beleuchtet wird. Noch kürzlich wurde das Stück „The Unborn" in New York dadurch besonders auffällig gemacht, daß die erste Aufführung das versammelte Publikum eine Stunde lang warten ließ, vor Beginn des ersten Aktes, angeblich auf die Genehmigung des Sittenzensors wartend. Die Pause wurde mit Ansprachen ausgefüllt.

Alles dies sind allerdings eugenische Bestrebungen im negativen Sinne. Was geschieht nun Positives? Es ist ein erfreuliches Anzeichen des Fortschrittes überall in der Welt, wie allgemein verbreitet sich die sogenannte „geschlechtliche Aufklärung" geltend macht. Wo eine gewisse Ignoranz der Eltern oder häufig vielleicht nur Mangel am nötigen Geschick und Takt, den Gegenstand den Kindern in der rechten Weise darzubieten, die nötige Belehrung vorenthielten, hat heutzutage schon sehr allgemein die Schule segensreich eingegriffen, noch mehr jedoch die sich rapide vermehrende Literatur in allen Sprachen, so daß man wohl behaupten kann, daß sich schon heute eine gesunde Intelligenz unserer

Schuljugend bemächtigt hat, wie sie uns im gleichen Lebensalter unbekannt war. Belehrung der Kinder über die geschlechtlichen Funktionen der Pflanzen, Haustiere, allgemein zoologisch und biologisch, bis einschließlich des Menschen, wird begonnen so früh als nur der kindliche Verstand sich der Begriffsfähigkeit erfreut. Es ist das eine wesentliche Errungenschaft der Eugenik. Freie öffentliche Vorträge, wenigstens in den großen Verkehrszentren aller Nationen, sind an der Tagesordnung, und der Bücher über Belehrung junger Eheleute, wenigstens in der englischen Sprache, gibt es eine Legion, die gut sind und lesenswert.

Am meisten wird über das Kind geschrieben. Wissenschaftliches und philanthropisches Interesse am Kinde scheint jedes andere menschliche Interesse gegenwärtig in den Schatten zu stellen, so daß, wie Dr. phil. Geo. E. Dawson in seinem vorzüglichen Buche[1]) es ausdrückt, es zu einer gegenwärtigen „Parental Atrophy" gekommen ist. Alle diese Bestrebungen zur Beschützung und Besserung des Kindes haben in den Vereinigten Staaten schließlich Anerkennung gefunden durch Begründung des „Federal Childrens Bureau" als ein Zweig des Ressorts von Handel und Gewerbe, so daß tatsächlich die große amerikanische Regierung in einer in der Geschichte der Menschheit ganz neuen Weise sich zum Stellvertreter der Wohlfahrt der Kinder des Volkes erklärt hat. Seine Tätigkeit umfaßt Säuglingssterblichkeit, Geburtsziffer, physische Degeneration, Waisenrat, Kindergerichte, Desertion, gefährliche Berufe, Unfall, Krankheit, Beschäftigung, Gesetzgebung für Kinder in den verschiedenen Staaten. Dr. Dawson sagt in seinem Buche, S. 40: „Das Interesse an Kindern als Gegenständen wissenschaftlicher Beobachtung und der Philanthropie muß verwandelt werden in ein Interesse, Eltern von Kindern zu werden und so an der Verantwortlichkeit und dem Ruhme Anteil zu gewinnen, die menschliche Rasse durch Elternschaft (parenthood) zu verbessern. Nur so konzentrieren weise und starke Männer und Frauen erfolgreich ihre Weisheit und Stärke in dem lebenswichtigsten Punkte menschlicher Existenz." Was ich in einer früheren Arbeit als ein „Sehnen" nach dem Kinde bezeichnet habe als Gewährleistung der Eugenik, „ein Kind, welches heiß ersehnt, Gelegenheit hat, im Sinne der Eugenik gesund aufzuwachsen, ein Beispiel des steten Fortschreitens und der Evolution, welche die menschliche Spezies dem Zustande der Vollkommenheit zuführen", drückt Dawson aus als „Desire": „Der Wunsch nach Nachkommenschaft, mehr oder weniger blind instinktiv in früheren Generationen der Menschen, muß intelligent und vernünftig gemacht werden, aber nicht weniger beharrlich in dieser mehr vorangeschrittenen Generation." Nach ihm ist der bewußte, intelligente Wunsch seitens Mann und Frau, Eltern zu werden, die erste unumgängliche Bedingung, der Kernpunkt, von welchem alle intellektuellen und moralischen Bestrebungen zur Verbesserung der Rasse ausgehen. Intelligenz und das Wissen moderner Forschung muß mit den tiefwurzelnden elementaren Trieben und Gefühlen, welche die Menschen zum Eheschluß der Geschlechter geführt und Elternschaft instinktiv begründet hatten, in Einklang gebracht werden. Daß der bewußte, intelligente Wunsch schon gelegentlich seine Früchte getragen hat, kann ja ein jeder erfahrungsreiche Arzt aus eigener Erinnerung bestätigen und ich kann mich der Berechtigung der Annahme insofern mit sicherer Überzeugung anschließen, als ich aus Beobachtung und Erfahrung weiß, daß dieses intensive Wünschen der Eltern das Geschlecht des Kindes bestimmen kann. Anhänger moderner Denkbestrebungen, ganz allgemein ausgedrückt, gehen sehr zielbewußt

[1]) The right of the child to be well born, New York and London 1912, Funk & Wagnalls Co.

und planmäßig zu Werke bei Erschaffung eines neuen Lebens, wenigstens in Kreisen, mit welchen ich in nähere Berührung gekommen bin. In kleineren Orten sind solche Bestrebungen bisher vielleicht weniger bekannt geworden. Immerhin möchte ich dies nur erwähnen, um die Berechtigung der Eugenik zu betonen, ohne daraus noch eine Lehre ableiten zu wollen. Unter den mir bekannten Eugenisten ist es auch schon als Grundsatz eingeführt, daß sexueller Kongreß nur zum Zwecke der Begattung und Erschaffung eines Menschenlebens stattfinden soll, und daß nach Erreichung der Absicht die schwangere Frau fortan zu schonen sei. Es ist bei derartigen Menschen ganz selbstverständlich, daß die Gattenwahl mit Vorbedacht auf Individuen abzielt, welche an Gesundheit, geistiger Entwicklung und allgemeiner Tüchtigkeit die höchsten Anforderungen erfüllen. Je mehr Menschen von der Richtigkeit solcher bewußten Bestrebungen überzeugt und erfüllt sind, desto schneller muß das Prinzip der Eugenik sich mühelos verbreiten. Geltung hat es ja in der Natur schon immer gehabt. Sexuelle Anziehung und Abstoßung sind ja von jeher von einer Art eugenischem Scharfblick, einem eugenischen Instinkt geleitet gewesen. Von der Zeit der Höhlenmenschen an haben Mann und Frau ihre Wahl getroffen, sich eng an die Merkmale väterlicher und mütterlicher Geschlechtstüchtigkeit haltend. Keinen zu geringen Anteil am Rasseideal schöner, edler, intuitiver, zarter Weiblichkeit bildet das mütterliche Element, die Mutterbegabung. Ausgehend von dem Vorgange instinktiver sexueller Selektion in der Richtung elterlicher Geeignetheit, sind allmählich Gewohnheiten, Gebräuche und Gesetze aufgetreten und bindend geworden für die menschliche Gesellschaft in allen Teilen, wo es Menschen gibt. Gewisse Bedingungen organischen und psychischen Lebens und eine gewisse Anpassungsfähigkeit der Gechlechter aneinander müssen erfüllt sein und sind für eine erfolgreiche Ehe unerläßlich. Moderne Wissenschaft, insbesondere die Biologie, haben die Tatsachen und Grundsätze elterlicher Geeignetheit verständlich gemacht und die Tatsache der Heredität erhärtet, wonach die Fortpflanzung aller Lebensformen bestimmten, erkennbaren Gesetzen folgt. Die Überzeugung hat unter intelligenten Männern und Frauen allgemein Platz gegriffen, daß wir es in der Hand haben, die Vorzüglichkeit der zu gebärenden Kinder in kurzer Zeit zu erhöhen, wofern wir nur die Faktoren verbessern, welche Geburt besserer Kinder verbürgen. Das alles kurz ausgedrückt ist Eugenik.

Rasseideale der Kindererzeugung sind durchaus biologisch, gerichtet auf Erhaltung der Rasse und Spezies, sowie deren fortschreitende Entwicklung zu immer besseren Typen von Männern und Frauen. Auf niederen Stufen der Kulturentwicklung, als der Mensch dem Leben noch wenig bestimmte Richtung zu geben verstand, wurden Männer und Frauen Eltern nach dem Gesetze der natürlichen Auslese. Die zum Überleben tüchtigen Individuen pflanzten sich fort (natürliche Reproduktion). Diejenigen, welche die Bedingungen dazu nicht erfüllten, wurden ausgeschaltet und hinterließen keine Nachkommenschaft zur Wiederholung ihrer Rasseuntüchtigkeit. Ganz abgesehen davon, was die schließliche Philosophie des Menschenlebens sei, wir haben genügend Beweise, daß das allgemeine Streben der menschlichen Evolution der fortwährenden Besserung des menschlichen Bestandes zuneigt. Der Trieb dazu ist eben das Geheimnis der Lebenskraft selbst. Wie Dr. Dawson das Schlußkapitel des oben zitierten Buches beginnt, überschrieben „The Creation of Life" (folgt meine Übersetzung): „Das Recht des Kindes wohlgeboren zu werden, hat seine endgültige Berechtigung in der Freude am Leben überhaupt." Wie oben erwähnt, ist gewolltes, bewußtes Leben Genuß, besonders unter Begünstigung der Eugenik.

Daß Eugenik so ganz und gar das Streben nach Vollkommenheit auch im Leben des Einzelnen bedeutet, bedarf keiner besonderen Hervorhebung und versteht sich von selbst als wünschenswert. Die Gefahr könnte wohl bestehen, wie gewisse Gegner der Eugenik erwähnen, daß ein besonders bevorzugter Mann zur Polygamie verführt werden kann, weil er mehr als einer Frau begehrenswert erscheinen muß. Ein Satz bei Dawson lautet: „Die Weiblichen einer Spezies beschränken die Wahl ihrer Gatten nach Maßgabe der Bedingungen geeignet, ihre Art am besten fortzupflanzen." Gattenbeziehungen (kurz Begattung) und elterliche Absichten sind somit in der Natur nie voneinander getrennt: natürliche Moral. Vom Standpunkte der Eugenik ist Moral alles das, welches den besten Menschenbestand sichert. „Die endgültige Probe moralischer Vollkommenheit ist der Wille, Eltern von arttüchtigen Kindern zu sein, gerade wie die endgültige Probe organischer Vollendung die Fähigkeit ist, ein solcher Elter zu werden."

Der ewige, kosmische Prozeß scheint als sein höchstes Ziel die Erschaffung des Lebens zu haben, und jedes Geschöpf aus diesem Prozeß hervorgegangen, hat Anteil an diesem Geiste, welcher alles durchdringt. Es hat auch den Willen zu leben und möchte seinerseits in noch höherem Maße Leben hervorbringen, besitzt den Trieb, in seinem eigenen Wesen vollkommener zu werden und sich selbst in der Welt zu reproduzieren. Diese Idee kehrt in allen Schriften der eugenischen Literatur wieder.

Im Rahmen einer kurzen Abhandlung, welche nur Anregung zu ernster Beschäftigung mit einem Gegenstande geben soll, welcher in der Ausrüstung eines Arztes mit großem Wirkungskreise bereits zur Notwendigkeit geworden ist, ist es zunächst nur möglich, diejenigen Punkte der Eugenik herauszugreifen, welche dem Wissen und praktischen Bedürfnisse des Arztes am nächsten liegen, ganz abgesehen davon, auf ein wie weites Gebiet der verschiedensten Wissenszweige die Eugenik in Theorie und Praxis sich erstreckt.

Für den auf ethnographischem Gebiete wenig Bewanderten sei nur angedeutet, daß die noch vielfach als „Wilde" bezeichneten exotischen Stämme unter den Menschen der Betätigung des eugenischen Prinzips sich ebensowenig entziehen können, wie intellektuell höher stehende Völker, ja, daß ihre eigentliche Lebensfreude intensiv eugenisch ist.

Aus dem wenigen vom Verfasser über Eugenik hier Geschilderten lassen sich bereits einige ganz bestimmte Lehren ziehen:

Erstens müssen die Eugeniker vorsichtig zu Werke gehen in Formulierung der Hauptsätze ihrer Wissenschaft, um ihren Gegnern keine Gelegenheit zu geben, Mißbräuche der modernen Lebensführung (im Geschlechtsverhältnis und dessen Folgen) der Eugenik zur Last zu legen.

Zweitens haben wir gesehen, daß es sich hier nicht um eine „neue Lehre" handelt, eine künstliche Hypothese, deren Vorteile eine besondere Klasse von Menschen oder etwa ein sich überhebender Stand unter den Gelehrten sich zu eigen machen möchten. Nein, es besteht ein Naturgesetz, welches meiner einleitenden Definition von „Wissenschaft" gemäß nach Ausdruck verlangt zur gegenseitigen Verständigung.

Drittens unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Tatsachen, welche sich aus einer biologischen Studie des Lebens und der Eugenik ergeben, nur dann der Menschheit in ihrem ruhelosen Streben nach unverstandener Herrlichkeit zu allgemeinem Nutzen gereichen werden, wenn sie in wissenschaftlicher Weise gründlich gekannt und möglichst vollständig bekannt werden. Es ist also Eugenik vornehmlich Gegenstand der Erziehung.

Es ist wohl selbstverständlich, daß Eingriffe in nicht gewünschte Schwangerschaft nicht etwa der Eugenik sich als Deckmantel bedienen sollen. Im Gegenteil ist es ja, indirekt, Aufgabe dieser Lehre, zu solcher Schwangerschaft womöglich gar nicht Gelegenheit zu geben. Ihr erster Grundsatz enthält ja den ausgesprochenen Wunsch nach Kindern.

Es muß der Eugenik gelingen, das unter Gebildeten gesäte und heranwachsende Verständnis für eine bewußte Erziehung zum Elternberufe allgemein zu verbreiten, um als Zweig der biologischen Wissenschaft Geltung zu behalten.

Metatropismus.

Vortrag von Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin,
in der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik zu Berlin".

(Schluß.)

III. Metatropischer Verkehr zwischen Subjekt und Objekt.

a) Anknüpfung: Der Metatropist will das Weib nicht erobern, sondern will von ihm genommen sein; er ersehnt zwar meist leidenschaftlich das Weib, sucht auch wohl ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, erwartet aber im allgemeinen, daß das Weib die aktive Rolle übernimmt und als angreifender Teil auftritt. Da er sich von vornherein zu einer energischen, unternehmenden, meist älteren Frau hingezogen fühlt und diese wiederum oft eine Vorliebe für einen mehr zurückhaltenden „schüchternen Liebhaber" hat, hat er auch nicht selten das Glück, die starke Persönlichkeit zu finden, welche in seinem weicheren Wesen ihre Ergänzung sieht; bei höheren Graden von Metatropismus, in denen der Mann nicht nur unter dem Pantoffel, sondern unter der Fuchtel des Weibes stehen will, sind die Schwierigkeiten größer, denn es scheint als ob Frauen, deren Metatropismus einen ausgesprochen sadistischen Charakter trägt, bei weitem nicht so häufig sind, wie Männer mit weitgehend masochistischen Neigungen. So erklärt es sich auch, daß in den verkappten Zeitungsanzeigen, auf welche ein aufmerksamer Sachkundiger in sehr vielen Tagesblättern stößt, die metatropischen Männer, welche „eine strenge Erzieherin, eine zielbewußte Lehrerin, strenge Masseuse" oder „eine elegante Dame energischen Charakters bewandert in der englischen Erziehungsmethode für ältere Knaben" suchen, sehr viel zahlreicher vertreten sind, als Inserate metatropischer Damen, die „einen vornehmen Kavalier zwecks Unterrichts", oder „einen gebildeten jungen Mann zur Verrichtung häuslicher Arbeiten", oder „einen Zögling von sanfter Gemütsart" zu finden wünschen oder gar annoncieren, daß sie noch einige Hunde zur Dressur übernehmen.

b) Schriftwechsel. Viele Metatropisten leben sich im Schrifttum aus. Daher auch die umfangreiche belletristische Literatur sado-masochistischen Inhalts. Der meist sehr erregbaren Phantasie vieler dieser Personen genügt es vollkommen, „Sklavenbriefe" zu schreiben und die brüsken Entgegnungen der Herrinnen zu empfangen, bei deren Lektüre sie Erektionen bekommen und schließlich masturbieren. Es gibt Gewerblerinnen, die gegen ein beigefügtes Honorar die gewünschten Briefe „Sklaven" übersenden, welche sie niemals persönlich kennen lernen. Charakteristisch ist, daß die Briefe der Sklaven gewöhnlich recht langatmig sind und überströmen von größtmöglichster Dienstfertigkeit, während die Frauen oft sehr knappe Antworten erteilen, auch

gebrauchen diese vielfach „von oben herab“ die Anrede Du, während sich die Männer in ihren Zuschriften nur des Sie bedienen.

c) Wortwechsel. Ganz ähnlich liegt es auch im mündlichen Verkehr. Der Metatropist hat den Wunsch, daß das Weib ihn duzt, in lautem strengen Tone zu ihm spricht, ihm Befehle gibt; auch gemeine und verächtliche Worte bereiten ihm ein Wohlbehagen. Er selbst spricht in leisem, oft etwas kläglichem Ton, benutzt Anreden, wie „Allergnädigste“ Göttin, Gebieterin, versichert sie seiner unbegrenzten Ergebenheit und spricht von seinen Wünschen, die darin bestehen, der Herrin zu dienen, ihr zu gehorchen und alle Strafen auf sich zu nehmen, die sie über ihn verhängt. In hohem Grade unterliegen die Metatropisten dem Wortzauber. Ausdrücke wie fesseln, durchpeitschen, du gehörst mir zu eigen, erregen ihn ungemein. Kommt es zum Akt, so fleht er die Partnerin an, ihn dabei zu beschimpfen, namentlich auch ihn mit obszönen Redensarten zu traktieren.

d) Verlangen nach strenger Erziehung. Zu den eigentlichen metatropischen Handlungen übergehend erwähnen wir zunächst das „Schulespielen“. Es besteht darin, daß ein erwachsener Mann die Sehnsucht hat, von einem Weibe, seiner Gouvernante oder Erzieherin wie ein Schulknabe, gelegentlich auch wie ein Schulmädchen behandelt zu werden. Sie muß ihm Rechenaufgaben stellen, Diktate oder Aufsätze anfertigen lassen, wobei sie wirkliche oder angebliche Fehler aufs schwerste rügt. „Wie schreibst du denn wieder“, herrscht sie ihn an und zieht ihn an den Ohren, oder sie sagt: „Dir werde ich schon die Flötentöne beibringen“; dann bekommt er Strafarbeiten, muß einen Satz zwanzigmal abschreiben und wird schließlich in die Ecke gestellt oder erhält gar eine „Backpfeife“.

Ich kannte einen 53jährigen Staatsbeamten, der mehrmals im Monat als Knabe gekleidet mit kurzen Hosen und Bluse, unter dem Arm eine Schiefertafel mit Griffel und Schwamm zu seiner „Gouvernante“ ging, wobei auf der Straße ein weiter Mantel die Sonderart seines Anzugs verhüllte. Wenn er konnte, zeigte er erst seine Hände vor, damit die Erzieherin feststellte, ob er sich auch sauber gewaschen hätte. Dann setzte er sich an ein Schülerpult und buchstabierte in der Fibel. Darauf schrieb er mit einem Griffel auf der Schiefertafel. Er nahm stets eine volle Unterrichtsstunde, für die er jedesmal 10 Mark entrichtete. Die metatropische Schulszene trägt ganz den Charakter einer sexuellen Ersatzhandlung, die fast stets volle Befriedigung bis zum Orgasmus teils mit, teils ohne manuelle Beihilfe auslöst. Ein eigentlicher Koitus in Verbindung mit dieser Szene findet nicht statt.

e) Wunsch erniedrigende Arbeiten zu verrichten. Wie der infantile Metatropist mit Vorliebe Schularbeiten macht, strebt der sich mehr als Diener fühlende die Ausführung häuslicher Arbeiten an. Er möchte die Wohnung der Herrin ausfegen, möchte Staub wischen, die Fenster putzen, die Betten machen, Kartoffel schälen, das Geschirr abwaschen und was dergl. Hausarbeiten sonst sind. Gern ist er der Dame auch beim An- und Ausziehen behilflich, vor allem auch beim Ausziehen der Stiefel. Er wichst ihr die Schuhe blank, wäscht ihr die Füße und küßt die Stelle des Bodens, auf der sie stand. Auch möchte er den Ofen heizen und Besorgungen aus dem Hause machen. Am liebsten trüge er eine Livree oder einen Pagenanzug. Ein Herr aus meiner Praxis hatte die Leidenschaft, Prostituierte zu frisieren und zwar sowohl weibliche als männliche. Seinem Stande nach Major außer Diensten hatte er es in dieser Kunst zu größter Fertigkeit gebracht. Er litt seelisch schwer unter seinem ihm unbeherrschbar scheinenden Drange, namentlich nachdem durch

verschiedene Umstände, merkwürdige Briefschaften und Besuche ein Bruder davon Kenntnis bekommen hatte, der ihn nun auf Grund dieser Frisierleidenschaft wegen Geistesstörung entmündigen lassen wollte. Im Zusammenhang mit diesem Verfahren wurde mir der seltsame Fall unterbreitet, der nach meiner Überzeugung jedoch keinesfalls ein Entmündigungsverfahren rechtfertigte.

Wieder andere Metatropisten als die bisher angeführten wünschen Arbeiten zu verrichten, welche der transvestitischen Gruppe angehören. Sie möchten am liebsten mit Häubchen und Schürze Zofendienste tun, oder sich in grober Frauentracht als Reinmachefrau betätigen. Andere wollen gern weibliche Handarbeiten anfertigen, häkeln, sticken, nähen. Einen transvestitischen Metatropisten reizte es besonders, wenn er selbst Süßigkeiten knabberte, während die Herrin neben ihm saß, Bier trank, Zigaretten rauchte.

Metatropisten, welche Tiere darstellen, wünschen von der Herrin als solche benutzt und behandelt zu werden. Beispielsweise wünschen sie als Pferde, daß die Herrin auf ihnen reitet, ihnen Sattel und Zaumzeug anlegt, die Sporen gibt, mit der Reitpeitsche knallt und Hotohüh ruft. Wie alt derartige Übungen sind, geht aus der Stelle bei Martial (XI. 104. 134) hervor, an der es heißt:

Hinter der Tür befriedigen sich selbst die phrygischen Sklaven
Wenn auf hektorischem Roß ihre Gebieterin saß.

Das Roß des Hektor bedeutete in jenen Zeiten eine Stellung, bei der das Weib als Reiter auf dem Manne saß, welcher das Reittier markierte.

f) Freiheitsberaubung. Von den Begriffen Abhängigkeit, Gehorsam, Sklaverei führt zu den Vorstellungen Gefangennahme, Gefangenschaft, Fesselung und Bindung nur ein kleiner Gedankensprung. Um die Festigkeit und Innigkeit einer Liebe auszudrücken, werden diese Worte ja schon in übertragenem Sinne vielfach angewandt; ein Verliebter befindet sich in den Banden eines Weibes, ist an sie gekettet, von ihrer Schönheit gefesselt und ganz von ihr gefangen genommen. Im metatropischen Verkehr wird alles dies zur Wirklichkeit. Da lassen sich Männer tatsächlich festbinden, in Ketten legen, anschnallen und anschließen, um geschlechtlich erregt zu werden. Dabei kommt für die Art der Freiheitsberaubung wiederum in Betracht, welcher metatropischen Gruppe jemand angehört. Der Sklave will an die Kette gelegt, der Schüler eingeschlossen werden, um nachzusitzen, der Tiernachahmer in einen Stall gesperrt oder an der Leine geführt werden, während der als Weib auftretende Metatropist Leidlust empfindet, wenn ihm ein Teil seiner Garderobe fortgenommen wird, so daß er das Haus nicht verlassen kann. Es gibt Metatropisten, die, bevor sie sich in Haft nehmen lassen, ein Schriftstück unterschreiben, in dem sie bekennen, gestohlen zu haben. Man muß diese metatropischen Gedankengänge kennen, um gewisse sonst nicht begreifliche Vorkommnisse zu verstehen, beispielsweise die Tatsache schwerer Selbstbezichtigungen und Verbrechen, die ohne jede Vorsichtsmaßregeln begangen werden.

Vor einiger Zeit hatte ich einen Angeklagten zu begutachten, der wiederholt sich selbst angezeigt hatte, er habe mit andern strafbaren Verkehr gepflogen. Als ich über ihn ein Sachverständigenurteil abgeben sollte, war er wegen Erpressung angeklagt. Er hatte Erpresserbriefe ohne jede Unterlage geschrieben, so daß er auf seine Verhaftung und Verurteilung mit Sicherheit rechnen konnte. In Aufzeichnungen, die er in der Gefängniszelle verfaßt hatte, heißt es wörtlich: „Durch das Zusammentreffen mit einem Sadisten wurde mir erst vor kurzem klar, daß ich stark masochistisch veranlagt bin. Hieraus er-

kläre ich mir auch viele Gefühle, die mir selbst sonst unbegreiflich sind. Beispielsweise sitze ich hier im Gefängnis. Aber manchmal wünsche ich, die Haft möchte noch monatelang dauern. Wenn ich abends hungrig im Bett liege, bereitet es mir Genuß, an schöne Speisen zu denken, und so quäle ich mich ununterbrochen. Ich fühle mich nur wohl, wenn ich mich nicht wohl fühle. Diese Gefühle habe ich schon, solange ich denken kann. Oft trage ich mich mit dem Wunsche, rasende Schmerzen zu erdulden oder schwer krank zu werden. Der Prozeß mit K., in dem ich zum ersten Male verurteilt wurde, löste bei mir die höchsten Reizgefühle aus. Ich freute mich darauf, auf der Anklagebank zu sitzen und wünsche noch jetzt manchmal, in einen großen Prozeß, der viel Aufsehen macht, verwickelt zu sein. Trotzdem ich wußte, daß auch gegen mich Anklage erhoben werden würde, wenn ich gegen K. Anzeige erstattete, schritt ich doch dazu. Nach der Verurteilung bereitete es mir den größten Genuß, allen Bekannten zu erzählen, daß ich im Gefängnis gesessen hatte. Jede Gefahr, in die ich mich begebe, reizt mich um so stärker, je mehr ich weiß, daß mir aus ihr Unheil erwächst. Ich bin der festen Überzeugung, daß diese meine Veranlagung die Schuld daran trägt, daß ich die Erpressungsbriefe schrieb, die mich nun auf die Anklagebank führen. So seltsam es klingt: ich freue mich auf die kommende Verhandlung. Ich kämpie gegen diese Gefühle, ohne sie jedoch bezwingen zu können. Zwölfmal verließ ich das Elternhaus. Jedesmal stand ich die furchtbarsten Seelenkämpfe auf der Flucht aus und wurde von wirklichem Heimweh geplagt; und trotzdem floh ich immer wieder."

g) Ist für den Ligationsmetatropisten, bei dem Gebundenwerden neben der psychischen Vorstellung bereits der physische Druck auf den Körper als lustbetonte Reizung des Hautsinns ein nicht gering zu veranschlagender Faktor, so gilt das in höherem Grade noch für jene Strebungen, denen wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Es ist dies das Bedürfnis des Metatropisten nach direkter manueller oder instrumenteller Bearbeitung ihrer nervi cutanei. Auch hier wird zweifellos aus der seelischen Demütigung erotischer Gewinn gezogen; hat es doch von jeher überall als größter Schimpf des Mannes gegolten, Fußtritte oder Schläge versetzt zu erhalten; daneben aber geht von der schwächeren oder stärkeren Erregung der Nervenendkörperchen der Haut eine wohltuende Empfindung aus. Einige Prädilektionsstellen sind dabei hervorzuheben, so die Gegend der Genitokruralnerven, das Gesäß, der Darm, die Analregion, deren Betastung, Druck und Zug bei vielen Menschen, wenn auch keinesfalls bei allen erogen wirkt. Noch mehr gilt dies von der Oberhaut der Schamteile. Aber auch die taktile Sinnesreizung anderer Haut- und Muskelpartien, wie Tritte und Schläge auf Rücken und Brust, Zerren an den Ohren und Haaren, Kneifen in die Arme und Wangen, Kratzen der Kopf- und Nackengegend wirken um so lustvoller, je metatropischer die Verfassung eines Menschen ist. Alle diese Eingriffe dürfen freilich einen bestimmten Stärkegrad nicht übersteigen, damit nicht der lustbetonte in einen unlustbetonten Eindruck umschlägt, den der Metatropist höchstens nur insofern liebt, als er das Brennen und Prickeln als angenehme Nachwirkung verspürt.

Als Instrumente für die Züchtigung kommen zunächst die Füße und Hände, erstere mehr mit, letztere mehr ohne Lederbedeckung in Betracht. Die Leidenschaft einiger Metatropisten für das Getretenwerden durch weibliche Schuhe ist enorm. Ein Patient veranstaltete in einem Mädchenturnverein ikarische Spiele, wobei die ahnungslosen Mädchen ihn tüchtig auf seine Schultern, Arme und den Rücken treten mußten. Er hatte bei solchen Übungen auch seine spätere

Gattin kennen gelernt. Diese aber durchschaute in der Ehe alsbald den wahren Grund seiner turnerischen Leidenschaft und verlangte eifersüchtig seinen Austritt aus dem Turnverein, was ihn nun wieder heftig deprimierte.

h) Verbreiteter aber noch wie der Drang nach Tritten ist das Verlangen nach Schlägen, die Sucht flagelliert zu werden, sei es unmittelbar von den Händen der Herrin, sei es mittels Handwerkszeugen, wobei der Sklave den Kantschuh, der Zögling Stock und Rute vorzuziehen pflegt, während der Tiernachahmer die Hunde- oder Pferdepeitsche begehrt, und der sich zum Trittbrett Erniedrigende kaum je etwas anderes fühlen will, als den Stiefel der Gebieterin. Mit diesen Geißelinstrumenten ist freilich das Inventarium einer Folterkammer für Masochisten keineswegs erschöpft. Da gibt es neben den Schlag- vor allem Stichinstrumente mannigfacher Art, Nadelkissen, auf die sich der Strafe verdienende zu setzen hat.

Auch chemische Hautreize werden gelegentlich von Metatropisten angewandt. So hatte ich einmal einen Herrn zu begutachten, dessen ganzer Körper mit Narben bedeckt war, die von Verätzungen herrührten. Daß auch thermische Hautreize, ebenso wie mechanische und chemische erotisch lustbetont wirken können, vermag ich ebenfalls durch ein Beispiel zu belegen. Es betrifft einen 30jährigen Kaufmann, dessen sexuelle Befriedigung darin bestand, daß er bei stärkster Kälte nachts halbnackt am liebsten in Mädchenkleidern herumlief.

Noch eine letzte, sehr verbreitete Art kutaner Reizung muß erwähnt werden, es ist das Gebissenwerden. Die bald mehr mit den Zähnen, bald mehr mit den Lippen und der Zunge vorgenommenen Applikationen rufen sowohl bei der aktiv ausführenden, als der passiv den Lutsch- oder Bißkuß empfangenden Person lebhafte erogene Wirkungen hervor. Diese oft mit Blutunterlaufungen verknüpften Hautinsulte bilden den Übergang zu einer weiteren großen Gruppe metatropischer Handlungen, bei denen nicht der fünfte, sondern der dritte und vierte Sinn (olfactorius und glossopharyngeus) das Übergewicht hat.

i) Pikazismus. (Sexueller Leck- und Schnüffeldrang.)

Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen den masochistischen Erregungen des Hautsinns und denen des Geschmacks- und Geruchssinns, für die Eulenburg den Ausdruck Pikazismus prägte. Während sich das Hautorgan, wie wir sahen, gänzlich passiv verhält, gehen das Geruchs- und Geschmacksorgan aktiv vor. Im Gegensatz zum Tier spielt beim Menschen das Belecken und Beschnüffeln im normalen Sexualleben nur eine untergeordnete Rolle. Welche Verachtung der Mensch gerade allem entgegenbringt, was mit dem Lecken zusammenhängt, verrät der bildliche Sprachgebrauch; der „Speichellecker" gilt als ein sehr niedrig stehender Mann, ebenso derjenige, welcher einer anderen Person den Staub von den Schuhen ableckt und das Lecken vollends, von dem in Götz von Berlichingen die Rede ist, stellt so ziemlich den Gipfel aller menschlichen Entwürdigung dar. Der Metatropist aber scheut vor keiner dieser Demütigungen zurück. Er leckt nicht nur gern den Speichel der Geliebten, sondern bittet sie, sie möge ihm in den Mund speien, damit er den Saft herunterschlucke. Ich hatte einen Fall und der ist nicht vereinzelt, in dem ein Mann sich die Speisen, die er aß, von einer Prostituierten durchkauen und einspeicheln ließ.

Als das Extremste in dieser Richtung wird gewöhnlich die Kopro- und Urolagnie angeführt. Die eigentliche Koprophagie dürfte sehr selten sein;

ich selbst habe in meiner Praxis keinen derartigen Fall kennen gelernt; der Gedanke daran, wie der an die weibliche Defäkation überhaupt spielt jedoch unter den Sinnlichkeitsvorstellungen gewisser Metatropisten keine unbeträchtliche Rolle. So suchte mich ein Mann auf, der unter dem Zwangstrieb stand, seiner Gemahlin nach Defäkationen die Analgegend zu reinigen. Er führte dies auch tatsächlich aus. Andere haben den Drang, die Entleerung selbst mit oder ohne Wissen der Defäzierenden zu beobachten.

Häufiger wie der koprolagnistische ist der urolagnistische Instinkt, der Trieb, der Miktion beizuwohnen, den warmen Urin über den eigenen Körper schütten zu lassen, Harn zu riechen und zu schmecken. Wulffen berichtet, daß in Chemnitz im Jahre 1894 ein 31jähriger Kaufmann dabei betroffen wurde, wie er in einem öffentlichen Vergnügungslokal an der Rückseite eines Damenabortes in ein Gefäß Urin auffing. Er gab an, an der unheilbaren Krankheit des Urintrinkens zu leiden; ärztliche Behandlung habe keinen Erfolg gehabt. Er wurde wegen Verübung groben Unfugs zu einer Woche Haft verurteilt, die im Gnadenwege in eine Geldstrafe umgewandelt wurde.

Im allgemeinen gehört das Belecken und Beriechen des Körpers auch beim Menschen genau so wie bei den Tieren zu den präparatorischen Erregungen, nach denen die Entspannung vielfach im Koitus selbst gesucht wird. Bei den meisten metatropischen Handlungen verhält sich dies nicht so, namentlich lösen die Hautbearbeitungen, wie die Flagellation gewöhnlich als eigentliche Surrogatakte volle Befriedigung aus. Eine Kohabitationsform gibt es jedoch, die auch ohne sonstiges Beiwerk auf metatropische Veranlagung schließen läßt. Über sie muß noch einiges gesagt werden.

k) Der Sukkubismus (Drang unten zu liegen). Wie der Metatropist sich seelisch unterordnet und von einem ihm zum mindesten sexuell überlegenen Weibe den Angriff erwartet, so möchte er sich auch im Akte selbst unterwerfen, dem Weib unterlegen sein. Ich hatte wiederholt Patienten zu sehen Gelegenheit gehabt, die völlig unfähig waren, den Coitus incumbens (von oben) zu vollziehen. Sie wußten nicht, daß dies mit ihrer metatropischen Veranlagung zusammenhing; als succubi waren sie dann vollkommen potent. Auch vom eigentlichen Geschlechtsakt abgesehen, hat der Begriff unten für den Metatropisten die höchste Bedeutung. Niemand liegt lieber zu Füßen des Weibes und kniet vor ihr mit größerer Begeisterung als der Metatropist. Wenn er mit dem Weibe Arm in Arm geht, ist er derjenige, welcher unterhakt. Wie wir sahen, erfordern ja auch die meisten metatropistischen Exzesse, wie die Ligation, das Getretenwerden, die Flagellation, die Besudelung, eine Stellung, bei der sich der weibliche über dem männlichen Körper befindet.

l) Verkappter Metatropismus. Im Gegensatz zu vielen sexuell Abnormalen ist der sexuelle Metatropist sich sehr häufig des metatropistischen Charakters seiner Empfindungen, Wünsche und Handlungen nicht bewußt. Dabei ist das Gebiet des verkappten Metatropismus — einer Leidsucht mit unbewußt sexueller Unterströmung — ungemein vielseitig und umfangreich. Ich kannte einen Metatropisten, der dem normalen Geschlechtsverkehr mit seinem Weibe oder einer ledigen Person nicht den geringsten Geschmack abgewinnen konnte; er fühlte sich ausschließlich zu verheirateten Frauen hingezogen. Nur der ehebrecherische Verkehr reizte ihn; nicht etwa geschah dies aus sadistischem Zerstörungsdrang, vielmehr entsprang die absonderliche Neigung seiner metatropischen Natur in zwiefachem Sinn. Zunächst entsprach seiner passiven bequemen Eigenart die „erfahrene" Frau, das „verdorbene" Weib, während er gegen „unschuldige" Mädchen eine geradezu antifetischistische Abneigung hegte,

vor allem aber reizte ihn die Sünde und Gefahr, die bewußte Gemeinheit, einen ihn noch dazu befreundeten Mann mit seiner Gattin zu hintergehen. Solche Fälle sexualpathologischen Ursprungs sind nicht vereinzelt. Einer, den ich kennen lernte, endete mit einem Doppelselbstmord des ehebrecherischen Paares. Häufiger wie dem Ehebruch liegt dem Triolismus ein verkappter (larvierter) Metatropismus zugrunde. Verkehrt eine Frau in Anwesenheit eines Mannes mit einem anderen Manne, so liegt darin eine Verwerfung seiner alleinigen Ansprüche, die quält und erregt. Viele Metatropisten wünschen, daß die Herrin in ihrer Anwesenheit jede Scham fallen läßt, sie wollen wie Luft behandelt sein. Die Selbstquälerei, welche der Eifersucht zugrunde liegt, ist zweifellos oft passiophilen Ursprungs. Der Satz Schleiermachers, daß die Eifersucht eine Leidenschaft ist, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft, nimmt der Metatropist so wörtlich wie möglich.

Die metatropische Frau.

Die Eigentümlichkeiten des metatropischen Weibes stehen im völligen Gegensatz zu denen des metatropischen Mannes. Wir können uns daher bei ihrer Schilderung unter Hinweis auf die eben gegebene Übersicht bedeutend kürzer fassen.

1. Zu welchen Eigenschaften fühlt sich die Metatropistin beim Manne hingezogen? In körperlicher Hinsicht liegt ihr nicht der robuste, muskulöse, sondern mehr der zarte, wenn auch ebenmäßig gebaute Mann mit weicheren Formen. Stark hervortretende sekundäre Geschlechtscharaktere mag sie nicht. Daher ist ihr der Vollbart ebenso unsympathisch, wie eine tiefe Stimme. Die meisten metatropischen Frauen bevorzugen den bartlosen Mann. Ich hatte mich privatgutachtlich über eine zu äußern, welche die Ehescheidung ins Auge faßte, als ihr Gatte, den sie bartlos geheiratet hatte, ihren Bitten zum Trotz den ansehnlichen Vollbart beibehielt, welchen er sich im Felde hatte wachsen lassen. Während Metatropistinnen gegen Gesichts- und Körperbehaarung eine Idiosynkrasie haben, ist ihnen dagegen das Kopfhaar angenehm, wenn es länger, weicher und gelockter ist, als es durchschnittlich beim Manne zu sein pflegt. Im ganzen ist es der feminine Männertyp, welcher die metatropische Frau reizt, so daß Urninge sich sehr oft der intensiven Freundschaft metatropischer Frauen erfreuen, oft genug freilich sich auch nur mit Mühe ihrer Liebe erwehren können. Was das Alter betrifft, so schätzt die Metatropistin mehr den Mann, welcher jünger ist wie sie selbst oder wenigstens von etwa gleichem Alter; Männern, die 5 Jahre mehr zählen als sie oder noch älter sind, bringt sie nur ausnahmsweise erotische Neigung entgegen, ganz anders wie die vollweibliche Frau, die gerade einen ihr an Jahren überlegenen Mann sucht.

Als guten Typus einer metatropischen Frau möchten wir George Sand nennen, die nacheinander einen jüngeren Musiker und Lyriker in ihr Herz geschlossen hatte, den gefühlstiefen polnischen Komponisten Chopin und den zarten französischen Dichter Alfred de Musset. In dieser Liebeswahl treten uns so recht die seelischen Eigenschaften entgegen, welche die Metatropistin reizen: gefällige Formen, Sanftheit des Charakters, Schmiegsamkeit im Wesen, Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit für irgend etwas, das ihm und ihr schön, gut oder wahr erscheint. Daher ist es weniger die energisch leitende, rücksichtslos vorwärtsstrebende Persönlichkeit, welche die Metatropistin begehrt, viel mehr nach ihrem Sinn ist der Künstler, der Priester, der Schauspieler, der Schriftsteller, der stille Denker, auch unter den einfacheren Ständen die-

jenigen, die keine ausgesprochenen Kraftmenschen zu sein pflegen, etwa ein Musiker, Dekorateur oder Friseur, ein Putzmacher oder Blumenhändler. Die Liebe und die geschlechtlichen Beziehungen zu Kriegsgefangenen, welche jetzt so häufig Frauen vor den Strafrichter führen, beruhen sehr häufig auch auf metatropischen Regungen im Weibe. Der seiner Bewegungsfreiheit und der Waffen beraubte Soldat zieht sie heftig an, wobei die Gefahr, in den Zeitungen „an den Pranger" gestellt zu werden, für diese Art passiophiler Frauen viel eher ein Anreizungs- als Abschreckungsmitiel ist.

In der Kleidung liebt die metatropische Frau vielfach beim Manne den femininen Einschlag, wie er sich in lebhafteren Farben und in allerlei Verzierungen kundtut, in locker gebundenen Schleifen, vielen Falten, gelegentlich auch wohl in „auf Taille gearbeiteten" eleganten Anzügen oder solchen, die übertrieben nach der neuesten Mode verfertigt sind, wie sie den von jeher für weiblich gehaltenen Stutzer, Gent oder Dandy kennzeichnen. Selbst gegen Parfüms, Puder und Schminke, die eine normalsexuelle Frau oft sehr vom Manne abstoßen, hat eine metatropische Frau gewöhnlich kaum etwas einzuwenden. Doch kommt es auch vor, daß sie das ganze Gegenteil der eben geschilderten Erscheinung beim Manne liebt, ungepflegtes Haar, schlecht sitzende Röcke, Hosen und Schuhe. Das gemeinsame in beiden Fällen besteht in der Abweichung von der beim korrekten Durchschnittsmann üblichen Tracht. Darauf kommt es ihr, wenn auch zumeist unterbewußt, an. Manche metatropische Frauen, die selbst viel Männliches an sich haben, gehen so weit, daß es ihnen wohltuend ist, wenn sich der Mann völlig in Frauenkleider hüllt. Ich habe mehr als eine Metatropistin kennen gelernt, die für Transvestiten ausgesprochene Sympathie empfanden.

2. Was wünscht nun das metatropische Weib selber zu sein? In ihrem Beruf erstrebt sie vor allen Dingen Selbständigkeit, Unabhängigkeit vom Manne. Wie der metatropische Mann die Erniedrigung, so will sie die Erhöhung über die dem Weibe von der jeweiligen Gesellschaft im allgemeinen zuerkannte Stufe; sie möchte Menschen, Werte und Meinungen beherrschen im Leben sowohl wie in der Liebe; je einflußreicher, gebieterischer ihre Stellung ist, um so befriedigter fühlt sie sich. Eine nicht geringe Anzahl metatropischer Frauen finden wir unter Erzieherinnen, auch unter Künstlerinnen und Schriftstellerinnen, ebenso unter Chefinnen und Direktorinnen, von Schulreiterinnen, Fechtlehrerinnen, Athletinnen, Kriegerinnen und Masseusen ganz zu schweigen. Ich kannte metatropische Frauen, die wilde Spekulantinnen und Spielerinnen waren und ganze Kreise zu der Leidenschaft verführten, der sie frönten. Viele der absonderlichen Berufe, die sich in der Fiktion und Phantasie der Metatropisten finden, kommen freilich in Wirklichkeit kaum jemals vor oder doch so selten, daß der Metatropist kaum Aussicht hätte, seine Wünsche zu realisieren, wenn es nicht Frauen genug gäbe, die auf Wunsch nur gern bereit sind, die Rolle einer Sklavenhalterin, Tierbändigerin oder Kommandeuse, wenigstens dem Manne gegenüber, zu spielen.

3. Verkehrsweise der metatropischen Frau: Die vom metatropischen Mann ersehnten Züchtigungen entsprechen nur äußerst selten der Eigenart metatropischer Frauen selbst; es liegt ihnen kaum je daran, Männer zu binden, an Ketten zu legen oder auch nur zu peitschen. Immerhin verrät schon die bloße Bereitschaft dazu ohne wirkliche innere Neigung einen erheblichen Grad von Virilismus. Verhältnismäßig häufig findet man dagegen weniger weit gehende Züge metatropischer Veranlagung, so ist in bezug auf die Anbahnung des Verkehrs der Metatropistin ein werbendes und eroberndes Vorgehen zweifel-

los meist lieber als ein geduldig abwartendes Verhalten. Mehr als einmal hat eine metatropische Frau ihrerseits um die Hand des Mannes angehalten und sie auch bekommen. Es widerstrebt ihr instinktiv, den Mann unterzuhaken. Im Wort- und Schriftwechsel ist die metatropische Frau „kurz angebunden", sie bittet nicht, sondern gebietet und verbietet, sie äußert nicht Wünsche, sondern gibt Befehle. Während sie laut, streng und oft barsch redet, erwartet sie vom Manne ein demütiges und wehmütiges Betragen, während sie ihn mit „Du" anredet, will sie von ihm mit „Sie" angesprochen werden. In ihren Anreden gibt sie überhaupt ihre Überhebung kund, oft artet ihre Rauheit in Roheit aus. Nennt sie ihn „dummer Junge", so ist das verhältnismäßig noch milde im Vergleich mit den Lehnwörtern aus der Zoologie und Skatologie, deren sie sich mit Vorliebe bedient.

Höchst bezeichnend ist es, daß die Metatropistin es oft verschmäht, beim Geschlechtsakt unten zu liegen. Es widerstrebt ihr, sich dem Manne zu unterwerfen und so dringt sie darauf, incumbens (oben liegend) den Verkehr auszuführen (Inkubismus). Eine Metatropistin meiner Beobachtung hatte in dieser Lage die Empfindung, das membrum virile des Mannes sei ein Teil ihres eigenen Körpers. Nur auf dem Gebiete des Pikazismus verhält sich die metatrope Frau passiv, d. h. sie läßt sich wohl gnädigst cum lingua lambere, während sie ähnliche Akte von ihr am Manne vollzogen perhorresziert. Um so aktiver ist sie aber in der Bereitung seelischer Qualen; das ist so recht die Domäne der metatropischen Frau. Daß innerhalb der Ehe die Schlüsselgewalt in ihren Händen ruht, daß sie namentlich auch das Verfügungsrecht über die Hausschlüssel besitzt, bedarf kaum der Erwähnung. Eine wahre Freude bereitet es ihr, den Mann zu martern und zu peinigen, ihn in Verlegenheit zu bringen oder in Zorn zu versetzen, wobei ihr namentlich in der Verweigerung ihres Leibes und vor allem in der Erweckung seiner Eifersucht gute Mittel zur Verfügung stehen.

Es wäre nur noch zu bemerken, daß der metatropische Teil sich nicht nur auf Personen des anderen Geschlechts, sondern nicht selten auch auf gleichgeschlechtliche Personen erstreckt. Wir können danach einen Metatropismus heterosexualis und homosexualis unterscheiden. Ferner kann die metatropische Leidsucht sich auch auf die eigene Person richten und gänzlich autistischer Natur sein. Es sei an die Selbstgeißelungen, Selbstverstümmelungen der Skopzen und den Fakirismus erinnert. Es würde aber zu weit führen, auf diese Unterarten einzugehen, so wichtig und verlockend der Gegenstand an sich ist. Nur einem Schlußgedanken sei noch Ausdruck gegeben:

Wie fast überall im Liebesleben, gehen auch auf dem Gebiet des Metatropismus die Grenzen des Physiologischen und Pathologischen unmerklich ineinander über. Sicherlich werden wir es nicht für pathologisch halten, wenn eine 50jährige Dame einen 20jährigen Jüngling heiraten möchte; weniger physiologisch erscheint es schon, wenn ein Mann von der Geliebten anstatt Gegenliebe Schläge begehrt, und noch weniger, wenn er in einen Käfig eingesperrt zu werden wünscht. Und doch handelt es sich hier um Erscheinungsformen, die in ihren letzten Wurzeln zusammenhängen und auf dem gleichen Boden erwachsen sind. Immer wieder aber erfüllt es uns mit Verwunderung, daß an einer Naturerscheinung, wie es das menschliche Geschlechtsleben ist, die Naturforschung so lange achtlos vorübergehen konnte, nicht etwa weil man von dem Gebiet mit Goethe sagen kann: „wo man es packt, da is es interessant", sondern weil es uns den Schlüssel gibt für das Verständnis so vieler Vorgänge im Sein des einzelnen und der Gesamtheit.

Die wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft.

Von A. Zeiler,
I. Staatsanwalt in Zweibrücken.

(Schluß.)

Einige andere Vorschläge gesundheilicher und rassischer Art fordern eine besondere Besprechung, und ich halte es darum für geboten, mich hier dazu zu äußern — auch auf die Gefahr hin, nicht in allem damit den Beifall der Leser dieser Zeitschrift zu finden.

Man hat gefordert, daß keine Ehe geschlossen werden dürfe, wenn nicht eine ärztliche Untersuchung die körperliche und geistige Gesundheit der Brautleute ergebe; oder wenigstens — wesentlich weniger weitgehend — daß die Ehe nicht geschlossen werden dürfe, ohne daß eine solche Untersuchung geschehen und ihr Ergebnis dem andern Verlobten mitgeteilt worden wäre, damit dieser Gelegenheit habe, danach frei seinen Entschluß zu fassen. Offenbar stehen diese beiden Vorschläge unabhängig von der Frage einer Beihilfenordnung. Dennoch möchte ich eines gewissen Zusammenhanges all dieser Fragen wegen nicht unterlassen zu sagen, daß ich die Zeit für eine Maßnahme der zweiten Art noch nicht für reif halte, daß aber eine Vorschrift nach dem durchgreifenden ersten Vorschlag unserm Empfinden doch so sehr widerstreitet, daß es bei uns kaum je dazu kommen wird; ganz abgesehen von dem erheblichen Zweifel, ob nicht eine solche Maßnahme die Zahl der außerehelichen Verhältnisse vermehren und das Zahlenverhältnis der unehelichen gegenüber den ehelichen Kindern sich unerwünscht verschieben müßte. Anders eine mit Vorschlägen solcher Art nahe verwandte andere Maßnahme: daß nämlich Eheleuten die ihnen sonst zugedachten Beihilfen nur dann gewährt werden sollten, wenn sie bei der vor der Eheschließung vorschriftsmäßig geschehenen amtsärztlichen Untersuchung gesund gefunden worden seien, und daß ihnen auch in diesem Falle eine Beihilfe nur solange zuteil werden solle, als sie gesunde Kinder zeugen würden. Es ist allerdings anzunehmen, daß viele Eltern, die wegen des ungünstigen ärztlichen Befundes nicht hätten heiraten sollen, aber doch geheiratet haben, wegen der ihnen angedrohten Versagung von Geburts- oder Kinderbeihilfen keine Kinder zeugen würden. Wenn sie es aber dennoch tun? Wenn die Natur mächtiger war als ihr Wille? Wenn Ungeschicklichkeit den Vorbeugungswillen vereitelt, oder wenn religiöse und sittliche Grundsätze eine Kinderbeschränkung verbieten oder schließlich weiter nichts als Gleichgültigkeit gegen die Folgen einen gesundheitlich unerwünschten Nachwuchs liefern? Und ferner: sollte ein Ehepaar für alle ferneren Kinder den Beihilfen verlustig gehen, wenn (vielleicht unter mehreren gesunden Kindern) einmal ein schwächliches zur Welt kommen sollte? Das würde schon an sich zu unangemessenen Ergebnissen führen, würde aber zudem gerade das Ergebnis herbeiführen, dem eine solche Maßnahme vorbeugen wollte: einen gesundheitlich unerfreulichen Nachwuchs. Denn wenn ein solches einzelnes Kind zur Welt kommt, so besteht sicher in einem Haushalte, dem auch für dieses Kind die Aufzuchtbeihilfe gewährt wird, wenigstens Möglichkeit und Aussicht, daß sich der Mangel im Laufe der Jahre bei gewissenhafter Pflichterfüllung der Eltern bessern und schließlich ganz gutmachen lasse; wird aber für ein solches Kind — und gar dann wegen der Erzeugung des einen schwächlichen Kindes auch für weitere vielleicht ge-

sunde Kinder! — die Beihilfe verweigert, so ist eine mangelhafte Ernährung und sonstige Aufzucht in den meisten solchen Ehen wahrscheinlich, schon wegen der wirtschaftlichen Enge, die gerade gegenüber einem schwächlichen Kinde verderblich wirken müßte, dann aber sicherlich auch aus seelischen Gründen, da leicht eine Verärgerung der Eltern über die als ungerecht empfundene wirtschaftliche Beeinträchtigung an dem Kinde hinausgehen würde. Freilich, wenn das schwächliche Kind den Befürwortern eines solchen Plans zur Rassenhebung noch den Gefallen täte, dem zarten Wink mit dem Zaunpfahl durch ein bescheidenes Abtreten von diesem irdischen Jammertal Folge zu leisten! Wenn es aber nicht sterben mag, sondern verkümmert und schwächlich, und somit erst recht schutzbedürftig weiter am Leben bleibt? Dann aber darf auch nicht übersehen werden, daß eine Kürzung der Beihilfen für solche Fälle unerwünschten Nachwuchses oft nicht nur dem einen Kinde, dem sie zum Unheil werden soll, fühlbar würde, sondern die Lebenshaltung der Gesamtfamilie und die Ernährung und sonstige Aufzucht auch gesunder Kinder beeinträchtigen würde, da die Eltern, alle ihre Kinder mit gleicher Liebe liebend (oder vielleicht gar, nach einer nicht seltenen Wahrnehmung, gerade das kränkliche und schwächliche vorzugsweise) den Gesamtbetrag ihres Einkommens allen zuwenden, also die Beihilfen, die den gesunden Kindern zugedacht wären, zum Teil (oder sogar vorzugsweise) für das kränkliche verwenden würden.

Verwandt mit dem Vorschlage von Beihilfen nach meinem Plane ist die Forderung, durch Geburtsprämien die Geburtenzahl zu fördern. Ein solcher Gedanke steht nach meinem Empfinden sittlich tief und muß daher abgelehnt werden. Er hat einige Ähnlichkeit mit den Stillgeldern. Schon diese sind sittlich nicht einwandfrei. Man soll nicht durch Geldbelohnungen zur Erfüllung dessen anspornen, was ohnehin durch eine hohe sittliche Pflicht geboten ist. ist. Aber immerhin, Stillgelder können angehen, so wie man bei Schaffung des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs (trotz lebhaften Widerspruchs) sich entschlossen hat, den Finder durch die Zubilligung eines Finderlohnanspruchs zur Ablieferung der Fundsache anzueifern, die doch ohnehin seine selbstverständliche Pflicht ist. Es menschelt eben noch allzusehr bei uns unvollkommenen Erdenbürgern. Aber ein Anreiz durch Geburtbelohnungen geht über das erträgliche Maß hinaus. Nach ihrer Bezeichnung würden sie für die Geburt gegeben. In Wahrheit wäre es, da die Geburt nicht willkürlich, sondern nach naturgesetzten Vorgängen von selbst geschieht, die Zeugung, auf die die Belohnung fiele (auch wo ausdrücklich die Mutter als die Empfängerin des Lohnes bestimmt wird). Aber es geht nicht an, für die Zeugung geradezu und unverhüllt die Eltern mit Geld zu bezahlen. Lassen wir also den Franzosen in ihren hochgestiegenen Volkszahlnöten das Mittel, durch Geburtlöhne der Volkszahl aufzuhelfen. Sie sind bereit, schon sehr weit hierin zu gehen. Erst jüngst wieder hat dort ein Gesetzesvorschlag für die Geburt eines Kindes eine Belohnung von 1500 bis zu 10 000 Fr. gefordert. Dazu kommt aber ein Bedenken noch viel greifbarerer Art. Die Geburt und der Aufwand hierfür ist nur der kleinste Teil dessen, was die Eltern an den Nachwuchs zu wenden haben. Die Hauptaufgabe muß im Verlaufe einer langen Reihe von Jahren geleistet werden. Welchen Sinn hat es dann, eine einmalige Belohnung zu gewähren? Und wie groß wäre die Gefahr, daß dieser Betrag von liederlichen und leichtfertigen Eltern gewissenlos oder unverständig vertan würde, oder auch nur, daß die bestgemeinte und vielleicht sorgsamste Art der Geldanlage durch die Ungunst äußerer Verhältnisse zu dem Ergebnisse führte, daß der Betrag verloren geht und dann, wenn die Ausgaben in steigendem Maße kommen, nichts mehr vor-

handen ist? Nicht zu unterschätzen ist (zumal für den Arzt) auch die Gefahr, daß gewissenlose Väter ohne jede Rücksicht auf eine Schonungsbedürftigkeit der Frau und auf eine Geringwertigkeit des bisher erzielten Nachwuchses, die so angenehm fließende Erwerbsquelle möglichst oft anzapfen würden — möchten die traurigen Würmer, wenn das Geburtsgeld verdient ist, sich schleunigst wieder verziehen! Nach meinem Urteil wäre also diese Art einer Förderung der Geburtenzahl so ziemlich das Ungeschickteste, was auf dem Gebiete möglich ist.

Die Gewährung von Beihilfen, die nach der großen Regel fortlaufend bewilligt würden, jeweils angepaßt der Einkommenslage, dem Familienstand, der Familienlast, dem wechselnden Bedürfnis jedes Jahres, müßte auch einer schablonenhaft gleichmäßigen Gewährung von Pauschbeträgen entschieden vorgezogen werden. Allerdings sind Pauschbeträge einfacher zu bestimmen und eine Ordnung, auf solche aufgebaut, wäre übersichtlicher; aber sie könnte eben darum auch den damit verfolgten Zweck nur ganz unvollkommen erreichen. Insbesondere wären wir mit einer solchen Ordnung auch keineswegs in der Lage, einen wirklich gerechten Ausgleich der Verschiedenheiten in der Familienbelastung herbeizuführen. Erreichen wir aber diesen, so haben wir die Grundlage, auf der die Familie wirtschaftlich und gesundheitlich gedeihen könnte. Auch gesundheitlich, was ganz besonders noch mal betont sei. Die grundlegende „Haushaltungsbeihilfe“ (im Zusammenhalte gar mit der für die heiratende Tochter vorgesehenen Ausstattungsbeihilfe) enthielten eine erfreuliche Förderung der Frühehe, die ebensosehr von Bedeutung wäre für die Hebung der Geburtenzahl, wie als Vorbeugung gegen unehelichen Verkehr und Geschlechtskrankheiten. Ich brauche darüber weiter kein Wort zu verlieren. Wird dann aber weiterhin eine nach Alter, Erziehungs- und Versorgungsweise jedes Kindes abgestufte Kinderbeihilfe gegeben, so kann der Nachwuchs in einer den Einkommens- und Standesverhältnissen angemessen Weise großgezogen werden. Nicht etwa würde durch die Beihilfen (durch irgendeine ihrer Arten) die wirtschaftliche und gesellschaftliche Höhe der Eltern über das ihrer Einkommenschicht entsprechende Maß gehoben. Das wäre nicht ihr Zweck und könnte nicht ihre Wirkung sein. Aber erreicht würde, daß nicht mehr wie heute die Eltern ihres Nachwuchses wegen und besonders infolge eines reichlichern Nachwuchses unter den Stand ihrer Schicht sänken. Also kein Zwang mehr, in enger Winkelwohnung zusammengepfercht zu leben und durch Teilung des ohnehin zu knappen Raumes mit Schlafgängern den Mietzins aufzubringen. Und die größere Zahl der Kinder würde nicht mehr zu wirtschaftlicher Not und damit zu körperlicher und sittlicher Verwahrlosung des Nachwuchses führen.

Freilich, eine Einschränkung wäre zu machen. Eine volle Deckung der Familienlasten wäre durch die von mir vorgeschlagenen Beihilfensätze noch lange nicht erreicht. Dazu müßten sie ganz wesentlich höher gegriffen werden; dann aber wiederum würde der aufzuwendende Gesamtbetrag noch sehr viel höher sein und die Deckungsumlage also zu einer beängstigenden, abschreckenden Höhe steigern. Doch das ist nicht einmal der Grund, der mich abgehalten hat, mir in der Höhe der Beilagen eine vorsichtige Zurückhaltung aufzuerlegen. Ich scheue vor Folgerungen nicht zurück und fürchte mich nicht vor großen Zahlen. Aber mein Gefühl sträubt sich gegen den Gedanken, in den Beihilfen einen vollen Ersatz der Familienaufwendungen zu bieten. Ich hielte es für sittlich anstößig, so weit zu gehen. Es bestände damit die Gefahr, daß die Familie untergraben würde. Die Familie ist die Grundlage des Volkswachstums. Sie muß erhalten werden. Die Familie aber kann nicht bestehen ohne ein reiches

Maß von Liebe, von Entsagungsmut und Aufopferungsfreudigkeit, und darum müssen mit allem Bedachte, wenn wir einen Teil der Familienlasten der Familie abnehmen, weil sie sie nicht mehr tragen kann, und der Gesamtheit auf ihre tragfähigeren breiteren Schultern legen, weil ein an Zahl und Güte tüchtiger Nachwuchs auch ihr zugute kommt — darum, sage ich, müssen die Beihilfen mäßig genug gehalten werden, daß es immerhin noch eines guten Stücks gegenseitiger Aufopferung der Familiengenossen und namentlich der Eltern bedarf, um im gemeinsamen Haushalt die Kinder großzuziehen. Ihren Lohn aber werden sie in der hohen Befriedigung der Pflichterfüllung gegenüber geliebten Wesen und gegenüber der Gesamtheit in reichem Maße finden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es schließlich sogar bedauerlich, daß es zu der Notwendigkeit hat kommen müssen, einen Teil der Aufzuchtkosten der Familie abzunehmen. Aber insoweit als mein Beihilfenplan sie fordert, ist die Maßnahme nicht entbehrlich, soll die Familie nicht in raschem Verlaufe der Zersetzung, einem sichern und vollständigen Schwunde ausgesetzt sein. Freilich würde eine Beschränkung in der Höhe der Beihilfensätze zur Folge haben, daß die Familie auch fernerhin sich noch eine gewisse Beschränkung in der Kinderzahl wird auferlegen müssen. Aber es kann auch wirklich nicht unser Zeil sein — wie etwa durch jene verfehlten Geburtsgelder — eine „Kaninchenzucht" zu fördern. Auf die brauchen wir nicht hinzuarbeiten, um ein weiteres Sinken der Geburtenzahl hintanzuhalten, oder gar, was freilich erwünscht wäre, eine Mehrung der Geburtenzahl gegen den heutigen Stand zu erreichen. Hier wäre vielmehr schon viel (und genügend) gewonnen, wenn durch eine gesetzliche Änderung der wirtschaftlichen Grundlagen jeder Ehe die Aufzucht auch nur eines einzigen oder gar zweier Kinder weiter, als es heute möglich ist (oder in weitesten Kreisen für möglich *gehalten wird*) erleichtert würde. Daß die einzelne Ehe die Kinderzeugung in Masse betriebe, wäre nicht einmal erwünscht; aus Gründen mancher Art. Es wären doch wohl nicht allzuviele Ehen, in denen die Eltern gesund und sonst tüchtig genug wären, eine große Zahl von Kindern zu tüchtigen Gliedern der Gesellschaft heranzuziehen. Der Massenbetrieb ist nirgends gut und kann es auch in der Kinderstube nicht sein. *Ist es wenigstens heutzutage nicht mehr*. Das mochte in der „guten alten Zeit" gehen bei einer im allgemeinen viel geruhigeren, jedenfalls einfacheren Lebensführung. Aber in die heutigen Verhältnisse paßt sie, wenigstens in der Stadt und in Gesellschaftsschichten, die sich über die untersten erheben, in der großen Regel nur schlecht mehr hinein.

Nach alledem glaube ich die Wahl der Beihilfensätze gerade in der vorgeschlagenen Höhe hinlänglich begründet zu haben. Freilich vermesse ich mich gewiß nicht der Zuversicht, daß es mir gelungen wäre, damit wirklich in allem das Richtige getroffen zu haben. Namentlich wird keine *einzelne* der verschiedenen Beihilfenarten dem Grade und der Höhe nach vor Beanstandung bewahrt bleiben. Wie sollte der einzelne, zumal auf Grund eines zwar der Wirklichkeit entnommenen, aber doch nur beschränkten Zahlenstoffes, hoffen dürfen, das richtige Maß sicher zu treffen! Aber ich glaube wenigstens annehmen zu dürfen, daß mein Versuch sich durch diesen Aufbau auf einem Wirklichkeitsstoff über die andern mehr oder weniger bloß gefühlsmäßig gemachten Vorschläge vorteilhaft erhöbe. Mag dann bei gründlicher Prüfung die Aufnahme meines Vorschlags im ganzen oder in seinen Einzelheiten, nach grundsätzlicher Berechtigung oder seiner Durchführbarkeit, durchaus geteilt sein; mag der Vorschlag neben freudigem Beifall entschiedene Ablehnung finden, sei es von der Eigensucht der „bösen Junggesellen", oder von selbstlos und rein

wissenschaftlich prüfenden Beurteilern; mag die immer zaudernde breite Schicht der Bedenkenmeier ihre Einwendungen machen, die billig sind wie Brombeeren: der Ernst der Bevölkerungsfrage und der Gefahren, die in ihr beschlossen sind, fordert eine gründliche, aber fordert auch eine schleunige Prüfung. Möchten hierfür meine Arbeit und der Zahlen- und Anschauungsstoff, den sie dem Leser bietet, eine brauchbare Grundlage bilden!

Kleine Mitteilungen.

Der Fortpflanzungstrieb der Frau.

Von Professor Dr. Heinrich Kisch in Marienbad-Wien.

Für die Erhaltung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes hat die zielstrebende Natur drei machtvoll wirkende physische Triebe und seelische Empfindungen in den Dienst der Propagation gestellt: den Geschlechtstrieb, die Liebe und das Schönheitsgefühl.

Der Geschlechtstrieb ist, wie bei allen zweigeschlechtlich differenzierten Individuen, auch beim Menschen das Streben zur fleischlichen Vereinigung von Männchen und Weibchen, und damit zum Zusammentreffen von männlicher und weiblicher Keimzelle, woraus sich die physiologischen Vorgänge der Befruchtung und Fortpflanzung ergeben. Diese Vorgänge sind das naturgewollte Endziel, auf welches jedoch keineswegs immer der Willensimpuls des Menschen gerichtet ist. Dieser strebt vielmehr durch bestimmte sinnliche Eindrücke und Vorstellungen oft nur nach geschlechtlicher Lust, und wird zu verschiedenen reflektorischen Bewegungen auf sexuellem Gebiete, Triebhandlungen gedrängt. Triebe, welche mit elementarer Gewalt auftreten, und unter der Schwelle des Bewußtseins weit über das eigene Ich hinausgreifen, und die Fortpflanzung des Einzelwesens in der Norm sichern.

Wenn auch das einzelne Individuum, der Mann, die Frau nur aus sexuellem Lusttriebe heraus sich körperlich vereinigen und in diesem Akte die Erfüllung höchster, physischer Wonne suchen, so dienen sie doc hierbei einem höheren Naturgesetze der Bejahung des eigenen Sinns nicht nur für die Gegenwart, sondern auch weiter für die Zukunft. Sie folgen, wie Schopenhauer sich ausdrückt, dem in der ganzen Gattung sich darstellenden Willen zum Leben, „der hier eine seinem Zwecke entsprechende Objektifikation seines Wesens antizipiert in dem Individuum, welches jene beiden zeugen können".

Der Geschlechtstrieb schlummert bereits in dem Kinde, erwacht mit der Reife des Jünglings wie der Jungfrau, um allmählich, lawinenartig anschwellend, zur starken Begierde zu werden, welche nahezu das ganze Leben hindurch anhält, und selbst im höheren Alter noc nicht völlig erloschen ist, zum mindesten dann noch dem Spiele der Phantasie dient.

Bei jungen, wohlerzogenen, unverdorbenen Mädchen ist die Entwicklung des Geschlechtstriebes eine andersartige als bei den jungen Männern. Bei jenen bleibt er lange undifferenziert, kommt nicht zum klaren Bewußtsein, ist nicht auf einen bestimmten Akt, nicht auf einen bestimmten Mann gerichtet, mehr eine spielerische erotische Empfindung, als ein tieferes geschlechtliches Begehren. Erst das verderbliche Beispiel von Genossinnen, schlechte Lektüre, aufreizender Umgang mit skrupellosen Männern, steigert das sanfte Schwärmen zum fordernden Triebe.

Weit rascher und drängender kommt der Geschlechtstrieb beim jungen Manne zum Ausdrucke, steigert sich mit der Größe und Fülle der Reize, welche von der Außenwelt auf die Sinnesnerven und zentralen Sinnesorgane erregend wirken, und ist nur schwer einzudämmen durch die Schranken der Erziehung und Gesittung, der Religion und Kultur. Historische Gewohnheitsrechte, die

lockeren Sitten der Gegenwart, freiere soziale Anschauungen machen es dem Manne nur allzuleicht, seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, seinen sexuellen Gelüsten frei nachzukommen, und das Herrenrecht im geschlechtlichen Ausleben in Anspruch zu nehmen.

Beim reifen Weibe besitzt im allgemeinen der Geschlechtstrieb eine weit geringere, von der Natur gesetzte Elementargewalt als beim Manne. Erst die Gemeinsamkeit mit dem Manne in der Ehe erzieht die reine Frau zum geschlechtlichen Genusse, welcher in der Norm keineswegs solche Gewalt hat, daß er die Tendenz hätte, Sitte und Zucht schrankenlos zu überschreiten. In der Macht der normal organisierten Frau liegt es, ihren Willen gegenüber den auf sie eindringenden sexuellen Reizen in eigener Wahl zur Herrschaft zu bringen.

Vorwiegend ist bei der Frau im ehelichen Leben in der Betätigung ihres Geschlechtstriebes der Mutterschaftstrieb, der Trieb zur Fortpflanzung und Jungenaufzucht, welcher durch die egoistischen Lustgefühle der Begattung nur unterstützt und gefördert, keineswegs aber von dieser fleischlichen Gier ganz überwältigt wird. Es ist Unnatur, wenn emanzipierte, überspannte Frauenrechtlerinnen ihren Geschlechtstrieb öffentlich als Brunst übertreiben, und ihren geschlechtlichen Hunger laut auf den Markt hinausschreien.

Trotz aller Umwälzungen auf sozialem Gebiete, trotz aller Umwertung von Moral und Ethik in bezug auf geschlechtliche Freiheit der Frau, bleibt doch auf die Dauer das natürliche Gesetz bestehen, daß der weibliche Geschlechtstrieb zur Mütterlichkeit führen soll, und in dieser seine höchste Befriedigung finden muß, daß die Sehnsucht nach Kindern die unbedingte Vorherrschaft über die Sinnenbrunst sichert.

Für diese naturgemäße und sittliche Führung des sexuellen Triebes zum kultivierten, mütterlichen Fortpflanzungstriebe wirkt nun die nicht vom Naturinstinkte geschaffene, sondern aus menschlicher Kultur hervorgegangene seelische Liebe, eine durch Phantasie und Poesie, Bildung und Erziehung vergeistigte Form des sinnlichen Triebes, ein von Lustbetonung beseelter Drang zu dem andersgeschlechtlichen Wesen, ein tiefes Bedürfnis, bei diesem Individuum zu verweilen, sich mit ihm intensiv zu beschäftigen, ihm von dem eigenen, empfundenen Lustgefühle mitzuteilen, und schließlich in einen Verkehr zwischen Mann und Weib einzutreten, welcher das eigene Ich im ursprünglichen Naturdrange zur Ergänzung des anderen führt, um ein Drittes zu schaffen.

Diese seelische Liebe hat ihre Wurzel im Geschlechtstriebe und gibt diesem eine Individualisierung, eine Verpersönlichung. Das Triebhafte des sexuellen Dranges wird durch diese Liebe zurückgedrängt, veredelt und auf eine einzige bestimmte Person gelenkt und in dieser verankert. „Die Verknüpfung von Sinnlichkeit und Liebe ist immer da.“ (Schiller.) Diese Liebe ist für die Frau die keusche Verschleierung ihres Fortpflanzungstriebes im Dienste der Erreichung des angestrebten Zieles der Mutterschaft nach Nietzsches Ausspruch: „Der Mann ist für das Weib nur Mittel; der Zweck ist immer das Kind.“ Im Gegensatze zum Manne, welcher auch in der „Liebe“ die geschlechtliche Vereinigung und sinnliche Lustbefriedigung als Hauptsache und Endzweck ansieht und empfindet, ist bei der liebenden Frau die Mutterschaft das ursprüngliche treibende Moment. Der Wunsch ihres Herzens ist, von dem geliebten Manne Kinder zu bekommen und diese heranzuziehen. Ihre Gegenwarts- und Zukunftsvorstellungen werden in friedlichen Bildern von dem Wirken in der Häuslichkeit, vom Schmücken des Heims, von harmonischer Tätigkeit mit dem Gatten, von Hoffnungen in bezug heranwachsender Kinder erfüllt. Die sinnliche Lustbetonung und Genußbefriedigung umwandelt sich immer vorschreitend in einen Familientrieb, welcher der Frau Gebärfreudigkeit und Mutterliebe verleiht, das Sinnliche und Sittliche der Liebe vereint; denn es ist eine unberechtigte naturwidrige Forde-

rung im Sinne Tolstojs, den Geschlechtstrieb vollständig zu unterdrücken, und ihn nur zum Zwecke der Kindererzeugung zu gestatten.

Auf Geschlechtstrieb und Liebe wirkt aber als machtvolle, die Fortpflanzung verbürgende Potenz: auf den Mann die Schönheit des Weibes, wie auf dieses wiederum die Kraft des Männlichen. Die Schönheit ist die Prärogative der Weiblichkeit und verleiht dieser in erster Linie die Überlegenheit im Liebeskampfe der Geschlechter. Für den Mann kommt als stärkstes exzitoerotisches Moment die weibliche Schönheit zur Geltung. Ist diese Schönheit des Körpers mit Anmut der Bewegungen, mit Durchgeistigung der gesellschaftlichen Umgangsformen, mit höherer Intelligenz und feinerer Körperkultur verbunden, dann ist die Gewalt über die Sinne des Mannes eine unbegrenzte, und bewahrheitet sich der Ausspruch Schopenhauers, daß die Natur das Weib mit allen Kniffen und Künsten ausgestattet, um die Fortpflanzung zu sichern. Das Lebensalter, in welchem die Schönheit des Weibes zu ihrer vollsten verführerischen Entwicklung gelangt, ist auch die Periode der größten Fruchtbarkeit im weiblichen Leben.

Sexualwissenschaftliche Kuriositäten.

Von Waldemar Zude, z. Z. im Felde.

Der Leser denkt bei dieser Überschrift wohl an die endlose Reihe wunderbarer Mißgeburten, an das Problem des Hermaphroditismus, der Homosexualität und sonstiger widernatürlicher Sexualneigungen. Doch will ich auf alle diese Wunder der Sexualwissenschaft hier nicht eingehen, da sie ja an anderen Orten bereits zur Genüge behandelt worden sind, sondern nur drei weniger bekannte wunderbare Erscheinungen, die aber auch als Raritäten gelten, besprechen, z. B. die Nachempfängnis oder Überschwängerung eines graviden Weibes, das Schreien des Kindes im Mutterleibe, und das Rätsel der Sarggeburten.

Die überaus merkwürdige Tatsache der Nachempfängnis[1]) oder Überfruchtung (d. i. die abermalige Konzeption während der Gravidität) bei weiblichen Tieren und Menschen, ist von Castell, Eisenmann, Generali, Möbus, Thielmann, Carter, Barker, Desgranges u. a. Forschern einwandrei festgestellt worden. Für Postkonzeption spricht z. B. die Erscheinung, daß Katzen, die mit verschiedenfarbigen Katern rammeln, Junge von verschiedener Farbe werfen, oder Hündinnen, die während der Brunstzeit Rüden verschiedener Rassen zulassen, werfen zuweilen Junge verschiedener Bastardform, der Rasse der Väter entsprechend. Castell berichtet auch von einer 5jährigen Zuchtstute, die innerhalb 5 Tagen von einem Hengste und einem Esel belegt wurde, ein Pferde- und ein Maultierfüllen geworfen habe. Einen ähnlichen Fall erzählt Carter: Eine 23jährige gesunde Negerin koitierte im April 1848 mit einem Weißen und am folgenden Tage mit einem Neger. 8 bis 10 Tage darauf blieb die Menstruation aus. Im Februar 1849 wurde sie von verschiedenfarbigen Zwillingen entbunden, von denen der erste so dunkelfarbig war, wie Negerkinder gewöhnlich geboren werden, während der andere mulattenfarbig war. Nun liegt aber noch eine Reihe zuverlässiger Beobachtungen vor, wonach nahezu oder ganz ausgetragene Früchte, die in einfachem Uterus nebeneinander im Mutterleibe gewesen, in weit auseinanderliegenden Zeiträumen bis zum Verlauf von einigen Monaten geboren werden können, so gebar z. B. nach den Aufzeichnungen Leriches am 30. April 1748 eine Frau in Straßburg einen ausgetragenen Knaben. Doch blieb danach der Unterleib noch ausgedehnt, und die Frau fühlte deutliche Kindesbewegungen. Eisenmann u. a. Ärzte überzeugten sich von der Gegenwart eines zweiten Kindes, dessen Geburt $4^1/_2$ Monate später, also am

[1]) Die folgende Zusammenstellung der Fälle von angeblicher Nachempfängnis ist als solche dankenswert. Die Tatsache selbst wird allerdings neuerdings bestritten. (Anm. d. Red.)

17. September 1748, erfolgte. — Am 16. Oktober 1833 wurde eine gesunde 35jährige Frau von einem reifen Mädchen leicht entbunden. Nach dem Abgange der Nachgeburt verspürte die Frau eine heftige Bewegung im Leibe, und die Hebamme überzeugte sich vom Vorhandensein eines zweiten Kindes. Da die Geburt desselben am anderen Tage aber nicht erfolgte, wurde Möbus 28 Stunden nach der Niederkunft zu Rate gezogen. Er fand die Brüste schlaff und ohne Milch, es hatte sich kein Wochenfluß eingestellt; das geborene Kind war vollkommen ausgebildet und reif, sah munter um sich, und wurde durch die Schwägerin der Mutter gesäugt. Möbus glaubte die Bewegungen des zweiten Kindes in dem ausgedehnten Unterleibe wahrzunehmen, das am 18. November, also 33 Tage nach der ersten Niederkunft, geboren wurde. Nach der Geburt dieses zweiten, gleichfalls vollkommen ausgebildeten Mädchens, verliefen Wochenfluß und Milchsekretion normal. — Bei einer 25jährigen russischen Bäuerin trat im Juli 1852 Konzeption ein, der noch dreimal die Menstruation folgte. Am 27. März 1853 gebar sie ein kleines, aber lebenskräftiges Mädchen. Nach 8 Tagen fühlte die Wöchnerin bei ihren häuslichen Beschäftigungen die Bewegungen eines zweiten Kindes in der linken Bauchseite. Am 18. Mai, also 52 Tage nach der ersten Geburt, wurde, wie Thielmann versichert, ein zweites lebendes Mädchen geboren, wonach reichliche Milchsekretion erfolgte. — Am 20. Januar 1870 kam die Frau eines Lyoner Kräuterhändlers plötzlich mit einem Siebenmonats-Mädchen nieder. Es stellten sich aber kein Wochenfluß und keine Milchsekretion ein, der Unterleib blieb groß, und Desgranges stellte nach drei Wochen Kindesbewegungen fest. Der Leib nahm noch mehr zu und am 6. Juli, also $5^1/_2$ Monate nach der ersten Entbindung, gebar sie ein zweites, vollkommen ausgetragenes, gesundes Mädchen, worauf Wochenfluß und Milchabsonderung eintraten. — Ferner sah Schmidt (1842) drei Tage nach der Geburt eines Knaben, einen 2 bis $2^1/_2$ Monate alten Embryo geboren werden, und Dupertuis eine todfaule Frucht von 2 bis 3 Monaten 21 Tage nach der Geburt eines zweiten Kindes zur Welt kommen. Da der Uterus durch den Fötus und die Eihüllen durchaus nicht in dem Grade verschlossen werden können, um die Samenfäden und das Ei von der Vereinigung zu verhindern, so hat auch nach Kußmaul und Hofmann die Möglichkeit einer Nachempfängnis viel für sich, zumal in einem Teil der angeführten Fälle die Menstruation trotz der bestehenden Gravidität sich noch einige Male einstellte (oft mag aber auch ein anormaler Verlauf einer Zwillingsschwangerschaft, oder ein in zwei Hälften geteilter Uterus mit je einem Eileiter vorliegen).

Doch nun genug von dieser absonderlichen Erscheinung der Postkonzeption! Ehe ich nun aber einige beglaubigte Beobachtungen über das Schreien des Kindes im mütterlichen Uterus anführe, will ich nur noch einiger hierher gehöriger Fabeln des Altertums gedenken, berichtet doch z. B. Livius, daß ein Kind im Mutterleibe „Jo triumphe!“ gerufen habe. Auch Rislan erzählt, daß Zoroaster ebenfalls noch vor der Geburt gelacht habe, als Prophezeiung seiner künftigen Weisheit. Daß ein noch im Mutterleibe befindliches Kind tatsächlich bereits schreien kann, davon konnten sich einst die bei einer (durch Wendung und Extraktion jedoch tödlich verlaufenen) Geburt anwesenden Ärzte Müller und Thudichum, die Hebamme, der Vater, die Mutter und die Schwägerin der Wöchnerin überzeugen, die 6 bis 8 deutliche Schreie des Kindes im Uterus vernahmen; am deutlichsten hörte es Müller mit an den Unterleib der Kreißenden gelegtem Ohre. — Von ähnlichen Beobachtungen bei einer Zangengeburt an einer 24jährigen, kräftigen und wohlgebauten Erstgebärenden, erzählt ein Arzt folgendes: „In dem Augenblicke, als ich beim Nachlassen einer Wehe die Lippen des Kindes (in der Beckenhöhle) mit dem Finger berührte, hörte ich plötzlich einen Schrei, wie von einem neugeborenen Kinde, das zu atmen beginnt; auch der Ehemann und alle Anwesenden hatten es deutlich vernommen, und drückten ihr Erstaunen darüber aus. Da das Becken gut gebildet war, die Geburtsarbeit bereits

48 Stunden dauerte, und das Gesicht schon in der Beckenhöhle stand, so riß ich die (noch unverletzte) Blase ein, aus der nur wenig Wasser ausfloß, aber in demselben Augenblicke hörte ich jenen Ton aufs neue, diesmal jedoch um vieles deutlicher, und kurz darauf zum dritten Male." — Eine gravide Frau erlitt infolge eines Falles einen beträchtlichen Wasserverlust. Man brachte die Kranke ins Bett, der Fötus bewegte sich heftig, und nach einigen Stunden ließ sich das Geschrei des Kindes unter der Bettdecke vernehmen, außer der Familie und der Hebamme konnte noch ein daselbst wohnender Arzt das Geschrei des im mütterlichen Schoße befindlichen Kindes sehr deutlich hören. Nach zwei Tagen gebar die Kranke einen kümmerlichen, etwa acht Monate alten Fötus. Unmittelbar nach seiner Geburt stieß er noch einige schwache Schreie aus, verfiel sogleich in einen scheintodähnlichen Zustand, aus dem er nur mit Mühe erweckt wurde, und starb eine halbe Stunde nach seiner Geburt (wohl erstickt durch eingedrungenes Blasenwasser in die zu früh zu atmen begonnenen Lungen).

Doch nun zur dritten Wundererscheinung, zur Sarggeburt; denn es kommt tatsächlich vor, daß die Entbindung einer graviden Frau noch nach ihrem Tode von selbst erfolgen kann, indem der Fötus durch den starken Druck innerhalb des Bauches, der sich durch Gasentwicklung in der Leiche bildet, ausgetrieben wird, und bisweilen sogar am Leben erhalten bleibt. Matthäus erzählt z. B. folgenden Fall: In Weißenburg war eine Frau am Ende ihrer Gravidität schnell gestorben. Ihre Angehörigen hatten sie bereits begraben, als sie nach einigen Stunden ein Gewimmer hörten. Als sie nun das Grab öffnen ließen, fanden sie zu den Füßen der toten Mutter ein lebendes, ganz gesundes Mädchen, das am Leben blieb. — Nach Blech fand man 1897 bei der zwecks Sektion nach 10 Tagen wieder ausgegrabenen Leiche einer in der Bartsch ertrunkenen graviden Frau, nachdem man den Sarg geöffnet und die Sterbekleider von der Leiche (deren Bauch stark aufgetrieben war) entfernt hatte, eine vollkommen ausgebildete Sarggeburt (eines 36 cm langen Siebenmonats-Kindes zwischen den Schenkeln der Mutter liegend) vor, mit vollständiger Umstülpung des glatten, blauroten Uterus und der Vagina. Nicht mehr im Zusammenhange mit dem Uterus der Leiche fand sich eine annähernd runde, schwarzbraune, etwa 1 cm dicke Plazenta von 12 cm Durchmesser.

Diese angeführten Beispiele mögen genügen, um die Diskutierbarkeit jener wahrhaft kuriosen Tatsachen der Sexualwissenschaft zu bezeugen, die fast ans Wunderbare grenzen und nahezu an okkulte Erscheinungen erinnern. Sie waren es auch, die im abergläubischen Mittelalter den Glauben an Hexen, Besessenheit und Totenerwachungen im Grabe bestärkten, und den grausigen Hexenprozessen neue Opfer zuführten. Selbst heute noch erregen solche wunderbare und seltene Ereignisse Aufsehen, wenngleich auch die medizinische Wissenschaft unserer Zeit sie auf natürliche Weise erklären kann. Noch immer umwebt sie der Zauber des Wunderbaren, sie bleiben eben — sexualwissenschaftliche Kuriositäten!

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Die Jahreshauptversammlung fand am 25. Januar 1918 statt; in derselben wurde der bisherige Vorstand (Bloch, Mg. Hirschfeld, Rohleder, Koerber, Adler, Blaschko, Stabel, Juliusburger und Isaac) wiedergewählt. In der darauffolgenden Diskussion über Hirschfelds Metatropismus sprachen die Herren I. Bloch und Koerber. Herr Iwan Bloch gibt noch einmal einen kurzen Überblick über die wesentlichen Gesichtspunkte des Hirschfeldschen Vortrages. Er vermißt eine breitere

biologisch-psychologische Grundlegung der Erforschung des Sadismus und Masochismus bzw. Metatropismus, wie sie das genauere Studium der ursprünglicheren Phänomene bei niederen und höheren Tieren an die Hand gibt. Eine solche vergleichende Darstellung der Wurzeln der Algolagnie wäre ein wichtiger Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis des Metatropismus.

Koerber: Der sado-masochistische Komplex ist sexualtheoretisch heute noch ein sehr dunkles Problem. — Die von dem Vortragenden in reicher Fülle gebrachten klinischen Beobachtungen können durch psychoanalytische Durchleuchtung vielleicht eine gewisse, wenn auch geringe Aufhellung erhalten.

Das gepaarte Auftreten des Sadismus mit Masochismus ist durch die Bisexualität des Menschen begreiflich, wobei eben der Sadismus dem Wesen nach dem Manne, der Masochismus dem Weibe zugehörig angenommen werden muß. Besonders interessant, aber auch dunkel ist der Masochismus beim Manne; sein Kriterium ist die „passive lustvolle Einstellung des gesamten Ichs"; das Lustbetontsein der Genitalien als dem Zentralsitz der Lust im normalen Falle tritt hier entschieden zurück. Das Lustempfinden ist mehr endopsychisch als psysiologisch. Zugleich ist typisch, daß hier die sexuelle Lustprämie aus einem an sich normalerweise nichtsexuellen Erleben oder Erleiden gewonnen wird. Als Schulbeispiel hierfür mag der Lustgewinn aus einer körperlichen Züchtigung gelten; ein Phänomen, das wir bei vielen Kindern erleben, und das die Prügelstrafe ja, namentlich wenn sie auf das Gesäß appliziert wird, besonders bedenklich erscheinen läßt.

Das lustgierende Bedürfnis nach einer unkörperlichen, etwa moralischen Züchtigung oder Erniedrigung irgendwelcher Art ist eine Travestierung aus dem Körperlichen ins Geistig-Seelische hinein.

Das erste Auftreten des Masochismus wird schon von Krafft-Ebing in die Kindheit, jedenfalls vor die Pubertät verlegt. Nach Freud reißen in der Pubertät die reifgewordenen Genitalien das Primat für die Lustgewinnung an sich; sie entwuchten oder entwerten die bis dahin dem Lustbezug dienenden anderen erogenen Körperzonen.

Beim Masochisten scheint eine Störung dieser Pubertätsleistung stattzufinden. Es bleibt nämlich beim männlichen Masochisten vielleicht die infantile weibliche Sexualkomponente in Permanenz und steigert sich mit Zunahme des Lustbedarfs und des Lustbetriebs bis zur Perversion.

Mit den masochistischen Akten alternieren zuweilen ausgesprochen sadistische. Diese Koexistenz beider ist lange bekannt. Nach Freud löst der Masochismus stets einen sehr frühzeitigen, kindlichen Sadismus ab. Auch entstammen starke Masochisten gewöhnlich sadistischen Familien.

Der Wiener Analytiker Federn, auf dessen ausführliche „Beiträge zur Analyse des Sadismus und Masochismus" (Internat. Zeitschrift für Psychoanalyse 2. Jahrg., Heft 1 u. 2) ich hier Bezug nehme, weist auf folgende Körpererscheinungen hin: Das Membrum virile, besonders der Kopfteil desselben, ist hier oft sexuell anästhetisch, wenig oder gar nicht reaktionsfähig auf Friktionen; dagegen ist die Erregung und jedenfalls das sexuelle Spannungsgefühl an die Perenialgegend fixiert. Diese auffallende Lokalisation am Damm kann nur homolog dem weiblichen Genitale aufgefaßt werden. — Interessant ist hier eine weitere Beziehung:

Freud hat die Klitoris den Penis des Weibes genannt. Wir wissen, daß bei den Mannweibern (Viragines) diese die einzige Reizstelle ihrer Genitalien ist; daß, wie auch bei vielen anderen Frauen (namentlich Masturbatinnen), die Reizverschiebung von hier nach der Dammgegend hin und vor allem in die Tiefe des Schoßes hinein, wie es das Normale ist, ganz unterbleibt. Die Dammbetonung des männlichen Masochisten wäre also ein deutliches weibliches Signum. Koerber.

Referate.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Hoffmann, G. v., **Rassenhygienische Eheverbote und Gesundheitszeugnisse.** Nord und Süd 1917, Jahrg. 41, S. 254—260.

Bei den rassenhygienischen Bestrebungen der Zukunft muß man weniger Gewicht auf die Quantität als vielmehr auf die Qualität der Bevölkerung legen. Die theoretischen Bedenken, die sich anfänglich gegen solche Vorschläge zur Hebung der Güte des Nach-

wuchses erhoben haben, da man sich an der Einschränkung der persönlichen Freiheit stieß, scheinen mehr und mehr zu verstummen. Verf. zeigt an dem Beispiele der Vereinigten Staaten und Schwedens, daß solche Bestrebungen bereits auf fruchtbaren Boden gefallen sind. In Schweden ist es den Vorkämpfern gelungen, im Jahre 1915 ein rassenhygienisches Ehegesetz durchzubringen: nach § 5 desselben dürfen Geisteskranke oder Geistesschwache eine Ehe überhaupt nicht eingehen; und § 6 verbietet die Eheschließung solcher Personen, die vorwiegend aus inneren Ursachen an Fallsucht leiden oder mit einer ansteckenden Geschlechtskrankheit behaftet sind. Die Einhaltung des Gesetzes erfolgt allerdings nicht durch Beibringung eines ärztlichen Attestes, sondern nur durch die Versicherung der Ehebewerber auf Ehre und Gewissen, daß die betreffende Krankheit nicht vorhanden ist. Dabei wird die wissentlich falsche Aussage mit Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Jahren von Amts wegen (nicht nur auf Antrag) bestraft. Der König kann die Eheschließung trotz Vorhandenseins der Krankheit ausnahmsweise gestatten, z. B. wenn die Ehe auf dem Sterbebette geschlossen wird oder die Ehebewerber das fortpflanzungsfähige Alter überschritten haben. In Deutschland will man etwas anders vorgehen, nämlich von der Ansicht aus, daß die Vorbedingung und auch der vorläufige Zweck die Einsicht, bzw. Aufklärung der Bevölkerung ist. Während Amerika und Schweden zuerst die Eheverbote aussprechen und die Gewähr für erfolgreiche Einhaltung derselben, die ärztliche Untersuchung, der langsam reifenden Einsicht des Volkes, also der Zukunft überlassen, geht das deutsche Bestreben dahin, zuerst die ärztliche Untersuchung vor der Eheschließung zu einer volkstümlichen Gewohnheit zu machen und dann erst zu schärferen Maßnahmen zu greifen. In diesem Sinne hat die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene sich dahin entschieden, daß zunächst keine Eheverbote ausgesprochen werden dürften, ebensowenig der Austausch von unverbindlichen Gesundheitszeugnissen gesetzlich vorgeschrieben, nur eine Empfehlung einer ärztlichen Untersuchung vor dem Eingehen der Ehe zuerst erfolgen soll. Zu diesem Zwecke wurde ein Merkblatt, dessen Wortlaut Verf. mitteilt, ausgearbeitet und im Namen der beteiligten Gesellschaft den Regierungen der Bundesstaaten mit der Bitte überreicht, daß jedem Ehebewerber bei Anmeldung des Aufgebotes ein solches vom Standesbeamten verabfolgt werde. Mit Recht betont Verf., daß der Zeitpunkt der Überreichung des Merkblattes reichlich spät gewählt ist, weil die Eheschließenden bereits alle Erwägungen und Überlegungen hinter sich haben. Ich für meine Person verspreche mir unter dieser Voraussetzung auch nicht einmal eine allgemeine Aufklärung der großen Massen davon.

Buschan-Stettin, z. Z. Hamburg.

Kriegsliteratur.

Cordes, Franziska, Berlin, **Beitrag zur Kriegsamenorrhöe.** (Der Frauenarzt. H. 9 u. 10. Jahrg. 1917.)

Seit Josef v. Jaworski zum ersten Male auf die durch den Krieg hervorgerufene amenorrhoea ex inanitione aufmerksam gemacht hat, sind den immer mehr steigenden Schwierigkeiten und Einschränkungen in der Ernährung entsprechend eine ganze Anzahl von Arbeiten über diese Frage erschienen. (Dietrich, Siegel, Graefe, Spaeth, Eckstein, Pok.) Die Arbeit von Cordes ist besonders deshalb bemerkenswert, weil sie den Ursachen, die bisher für das Zustandekommen der Amenorrhöe verantwortlich gemacht worden sind, noch eine neue hinzufügt. Jaworski nahm Unterernährung als einzige Ursache der von ihm beobachteten Sexualstörungen an. Dietrich glaubte außerdem psychische Erregungen, wie der Krieg sie zahlreich mit sich bringt, verantwortlich machen zu sollen, sowie schwere körperliche Arbeit. Siegel sieht merkwürdigerweise das ursächliche Moment nur in physischer Überlastung und psychischen Alterationen, ohne der Ernährungsveränderung irgendwelchen Einfluß beizumessen. (Dagegen spricht allein schon die Tatsache, daß das Auftreten der Kriegsamenorrhöe zeitlich zusammenfällt mit der Rationierung von Fleisch, Fett und Zucker, und, wie Cordes feststellt, die Fälle von Quartal zu Quartal im Zunehmen begriffen sind. Seelisch hat die Frau in den ersten Kriegsjahren unstreitig ebensoviel erduldet wie in der letzten Zeit und doch hat sich keine Amenorrhöe gezeigt.) Spaeth nimmt in erster Linie die an Eiweiß und Fett arme Kost als Ursache an, erst an zweiter Stelle stehen bei ihm nervöse Einflüsse. Wegen ihrer an Absurdität grenzenden Merkwürdigkeit erwähnenswert ist die Meinung Ecksteins, der glaubt, daß der illegitime Geschlechtsverkehr sowohl bei Ledigen als Verheirateten shockartig wirkt und dadurch die Menstruationsstörungen auslöst.

Cordes nun führt zwei neue Momente an, die außer der von ihr anerkannten Wirkung der Unterernährung und der psychischen Erregungen für die Kriegsamenorrhöe

verantwortlich zu machen sind. Sie beobachtete eine besonders starke Zunahme der Fälle im Winterhalbjahr, während im Sommerquartal die Zahl ihrer amenorrhöeischen Patientinnen konstant blieb. Es ist nun eine bekannte Erscheinung, daß Kälte und Nässe bei den Frauen Menstruationsstörungen hervorrufen können, daß z. B. bei Wäscherinnen aus diesem Grunde die Periode aussetzt. „Welchen Durchkältungen und Durchnässungen sind unsere Frauen, auch die, welche nicht im Erwerbsleben stehen, im verflossenen Winter ausgesetzt gewesen!"

Die zweite Ursache ist in dem den Frauen aufgezwungenen Zölibat zu suchen. Bekanntlich tritt bei Frauen, welche sich nicht sexuell betätigen, das Klimakterium durchweg früher ein. Die von Cordes beobachteten Frauen gehörten nun zum weitaus größten Teil dem geschlechtstätigen Alter an, und fast alle hatten den Mann im Felde, es lag also Zwangszölibat vor. Außerehelicher Geschlechtsverkehr kann nicht ausgeschlossen werden, doch ist er nicht als Regel anzunehmen. Für den Einfluß des Zölibats spricht auch eine Anzahl von Fällen, wo bei länger bestehender Kriegsamenorrhöe (ohne Gravidität) nach der Rückkehr des Mannes, ja nach dem ersten Geschlechtsverkehr, sich eine stärkere, länger anhaltende Blutung einstellte.

Bemerkt sei noch, daß neben der Amenorrhöe in vielen Fällen auch eine Erschlaffung der Mammae festgestellt wurde. Verfasserin sieht in der zunehmenden Kriegsamenorrhöe eine bevölkerungspolitische Gefahr wegen der eventuellen Folgen (Sterilität). Deshalb sollte der Staat dafür Sorge tragen, daß die schädigenden Momente der Nässe und Kälte, welche hauptsächlich auf die Lebensmittelpolonäsen zurückzuführen sind, endlich verschwinden.

Neben roborierender Diät, welche allerdings unter den gegenwärtigen Verhältnissen größten Schwierigkeiten begegnet, werden zur Bekämpfung der Kriegsamenorrhöe empfohlen: geeignete Nerventherapie, physikalische Behandlung in Form von Massage des Uteruskörpers und vor allem medikamentöse Therapie, bei welcher sich Eisen- und Arsenpräparate, vor allem aber Ovarialpräparate als günstig erwiesen haben.

M. Vaerting (Berlin).

Am 3. März feierte **Alfred Blaschko** seinen 60. Geburtstag. Wir bringen nicht nur dem hervorragenden Dermatologen und Sozialhygieniker, dem Vorsitzenden und Spiritus rector der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" unsere herzlichsten Glückwünsche dar, sondern wir gedenken auch dankbar des warmen Interesses, das Blaschko von Anfang an der Sexualwissenschaft entgegenbrachte und durch seinen Eintritt in den Vorstand der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft" öffentlich bezeugte. Seine hygienischen und statistischen Werke über Prostitution und Geschlechtskrankheiten werden durch die hohe, dem Verstande und dem Herzen in gleichem Maße gerecht werdende Auffassung, durch die scharfsinnige Entwirrung der gerade hier so eng verflochtenen und dadurch komplizierten individuellen und sozialen Probleme für alle Zeit vorbildlich bleiben.

Die neue reichsgesetzliche Regelung der Fragen der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten in Anknüpfung an die Beschlüsse der unter Blaschkos Leitung stehenden Sachverständigenkommission der D. G. B. G. ist zu einem wesentlichen Teil auf die hier und in seinen früheren Werken gegebenen Anregungen und Reformvorschläge zurückzuführen, die als gemäßigter Abolitionismus bezeichnet werden können. Möge dem bedeutenden Manne noch eine lange rüstige Fortarbeit auf dem ihm wie keinem anderen vertrauten Gebiete beschieden sein.

I. B.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Correns, C., Ein Fall experimenteller Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses. Berlin 1917. G. Reimer. Lex. 8°. 32 S. 1 Kurve. 2 Mk.

Frisch, K. v., Der Farbensinn und Formensinn der Bienen. Mit 5 Taf. u. 12 Textbildern. Jena 1917. G. Fischer. 8°. 188 S. 13 Mk.

Gaupp, Ernst, August Weismann. Sein Leben und sein Werk. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. VIII, 297 S. 9 Mk.

Guillebeau, Desquamation und Sekretion in der Glandula thyreoidea. Virchows Arch. 224. 1917. H. 2.

Haeckel, Ernst, Kristallseelen. Studien über das anorganische Leben. Mit 1 Taf. in Farbendr. u. zahlr. Abbild. im Text. Leipzig 1917. Kröner. Lex. 8°. VIII, 152 S. 4 Mk.

Haecker, V., Die Erblichkeit im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff. Jena 1917. G. Fischer. 8°. 32 S. 1 Mk.

Hart, C., Über die Funktion der Thymusdrüse. Jahrb. f. Kinderheilk. 86. 1917. H. 4. S. 318 ff.

Hart, C., Über die Beziehungen zwischen endokrinem System und Konstitution. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 45. S. 1077—1080.

Hüssy und **Uhlmann,** Die biologische Wirksamkeit des Serums von normalen Schwangeren und von Schwangerschaftstoxikosen. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 4.

Kahn, R. H., Über Bau und Bedeutung der dehnbaren Bauchmuskelsehnen der Frösche als Geschlechtsmerkmal. Mit 3 Textfig. u. Taf. II. Pflügers Arch. 169. 1917. S. 463—491.

Kathariner, L., Über die Ursachen des Zwittertums und künstliche Zwitterbildung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 40. S. 1300—1301.

Königstein, R., Versuche zur Vorherbestimmung des Geschlechts. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 48.

Kraus, J., und **E. Saudek,** Versuche betr. Geschlechtsvoraussage mittels der Abderhaldenschen Reaktion. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 36.

Lenz, Fritz, Der phylogenetische Haarverlust des Menschen. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 12. 1917. H. 3/4. S. 333—336.

Maurer, Friedrich, Die Beurteilung des biologischen Naturgeschehens und die Bedeutung der vergleichenden Morphologie. Jena 1917. G. Fischer. Lex. 8°. 36 S. 1 Mk. 80 Pf.

Meyer-Ruegg, Die Vorgänge in der Uterusschleimhaut während der Menstruation. M. m. W. 64. 1917. Nr. 36. S. 1162—1163.

Molisch, Hans, Pflanzenphysiologie. Leipzig 1917. B. G. Teubner. Kl. 8°. V, 102 S. m. 63 Abbild. 1 Mk. 25 Pf.

Müller-Lyer, F., Adel und Zuchtwahl. Die neue Generation 13. 1917. H. 10. S. 438—451.

Ribbert, H., Die Konstitution der Menschheit. D. m. W. 1917. Nr. 52.

Schlesinger, Eugen, Das Wachstum der Knaben und Jünglinge vom 6. bis 20. Lebensjahr. Zeitschr. f. Kinderheilk. 16. 1917. H. 3/4.

Schönberg und **Sakaguchi,** Der Einfluß der Kastration auf die Hypophysis des Rindes. Frankf. Zeitschr. f. Path. 20. 1917. H. 3.

Stargardt, K., Über familiäre Degeneration in der Makulagegend des Auges mit und ohne psychische Störungen. Arch. f. Psychiatr. 58. 1918. H. 1/3.

Triepel, H., Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte. Leipzig 1917. G. Thieme. Gr. 8°. VIII u. 224 S. mit 168 Textfig. 7 Mk. 50 Pf.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. September 1917 bis 1. März 1918 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der Adresse: Dr. Iwan Bloch, Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 9).

Uemura, Shunji, Zur normalen und pathologischen Anatomie der Glandula pinealis des Menschen und einiger Haustiere. Frankf. Zeitschr. f. Path. 20. 1917. H. 3.

Verworn, Max, Biologische Richtlinien der staatlichen Organisation. Naturwissenschaftliche Anregungen für die politische Neuorientierung Deutschlands. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. III, 30 S. 1 Mk.

Psychologie und Psychoanalyse.

Adler, Alfred, Das Problem der Homosexualität. München 1917. Reinhardt. Gr. 8°. 52 S. 1 Mk. 20 Pf.

Baldwin, Bird T., Adolescence. Psychological Bulletin 12. 1915. N. 10. S. 372—381.

Courbon, P., La convoitise incestueuse dans la doctrine de Freud et les conditions du désir sexual. L'Encéphale 9. 1914. S. 346—353.

Davidson, Erklärung eines Alptraumes. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 4. S. 207—208.

Ferenczi, S., Pollution ohne orgastischen Traum und Orgasmus im Traume ohne Pollution. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 4. S. 187—192.

Ferenczi, S., Träume der Ahnungslosen. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 4. S. 208—210.

Freud, S., Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. Imago 5. 1917. H. 1. S. 1—7.

Levy, Ludwig, Sexualsymbolik in der biblischen Paradiesgeschichte. Imago 5. 1917. H. 1. S. 16—30.

Mohr, Fritz, Aus der Praxis der Psychotherapie. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 42. S. 1116—1119.

Pfister, O., Das Kinderspiel als Frühsymptom krankhafter Entwicklung, zugleich ein Beitrag zur Wissenschaftspsychologie. Die Schulreform 1917. Nr. 10.

Reik, Theodor, Das Kainszeichen. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Bibelerklärung. Imago 5. 1917. H. 1. S. 31—42.

Reitler, Rudolf, Eine anotomisch-künstlerische Fehlleistung Leonardos da Vinci. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 4. S. 205—207.

Sachs, H., Strindberg über Eifersucht und Homosexualität. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 4. S. 210—211.

Tausk, Victor, Zur Psychologie des Deserteurs. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 4. S. 193—204.

Teller, Frieda, Musikgenuß und Phantasie. Imago 5. 1917. H. 1. S. 8—15.

Pathologie und Therapie.

Ausch, O., Akromegalie mit intensivem Diabetes und Wechsel der Haarfarbe. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 6. S. 131—133.

Bab, Hans, Über menstruelles Nasenbluten und seine organotherapeutische Behandlung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 45. S. 1455—1458; Nr. 46. S. 1491—1494.

Boenheim, F., Über die topische Bedeutung der „dissoziierten" Potenzstörungen. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 57. 1917. H. 1/2.

Bolten, G. C., Über Hypothyreoidie. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 57. 1917. H. 3.

Brand, A., Das rasche Altern der Frauen nach gewissen Schädlichkeiten. Wien 1918. M. Perles. Kl. 8°. 51. S. 1 Mk. 70 Pf.

Brunzel, H. F., Zur Kasuistik und Diagnose der Torsion des Skrotalhodens. D. Zeitschr. f. Chir. 141. 1917. H. 5/6.

Cohn, Toby, Der künstliche Abort bei Neurosen und Psychosen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 50. S. 1192—1194.

Dardel, G., Klinische Erfahrungen über Kryptorchismus. D. Zeitschr. f. Chir. 142. 1917. H. 1.

Eich, H., Atresia hymenalis. D. m. W. 44. 1918. Nr. 2. S. 44.

Eichhorst, Über epidemische Speicheldrüsen- und Nebenhodenentzündung. Zentralbl. f. innere Med. 1917. Nr. 8.

Fließ, W., Ein neuer Symptomenkomplex der Hypophysis cerebis. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 36. S. 966—970.

Gauß, C. J., Zur Kritik der Gonorrhöeheilung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 38. S. 1228—1230.

Gauß, C. J., Eine neue Behandlungsmethode der weiblichen Gonorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 43/44.

Guggisberg, H., Die Gefahren des Intrauterinpessars. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1917. Nr. 37.

Hecht, J., Schmerzlinderung bei Dysmenorrhöe. W. m. W. 1917. Nr. 31.

Hilferding, M., Zur Stastitik der Amenorrhöe. W. m. W. 1917. Nr. 27.

Hoffmann, Erich, Die Behandlung der Haut- und Geschlechtskrankheiten. Bonn 1917. Marcus & Weber. 8°. VII, 128 S. 3 Mk. 60 Pf.

Kankeleit, O., Zur Symptomatologie, pathologischen Anatomie und Pathogenese von Tumoren der Hyphophysengegend. Arch. f. Psych. 58. 1918. H. 1/3.

Kehrer, E., Über Erythrasma Vulvae. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. N. 37.

Körbel, Drei gynäkologisch interessante Fälle. W. m. W. 1917. Nr. 28.

Leo, Hans, Fortschritte der Heilkunde und Seuchenbekämpfung. Bonn 1917. Marcus & Weber. Gr. 8°. 26 S. 1 Mk. 20 Pf.

Menzi, H., Vorläufige Mitteilung über Behandlung weiblicher Gonorrhöe mit intravenösen Kollargolinjektionen. M. m. W. 65. 1918. Nr. 3. S. 71.

Meyer, E., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Psychosen (mit Einschluß der Hysterie und Neurasthenie). Med. Klin. 14. 1918. Nr. 7. S. 153—157; Nr. 8. S. 179—184.

Sachs, E., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Erkrankungen des Nervensystems (Epilepsie, Chorea, Polyneuritis). Med. Klin. 13. 1917. Nr. 42. S. 1105 bis 1109; Nr. 43. S. 1135—1139; Nr. 44. S. 1159—1162.

Sellheim, Hugo, Unterrichtsgrundsätze des Frauenklinikers. D. m. W. 44. 1918. Nr. 1. S. 18—20; Nr. 2. S. 44—46.

Siemerling, E., Psychosen und Neurosen in der Gravidität und ihre Anzeichen zur künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft. Monatsschr. f. Geburtsh. 46. 1917. H. 3.

Steiger, Beiträge zur Frage der hypophysären Fettsucht, Dystrophia adiposogenitalis. 1916. Nr. 49.

Steinach, E., und **R. Lichtenstern,** Umstimmung der Homosexualität durch Austausch der Pubertätsdrüsen. M. m. W. 65. 1918. Nr. 6. S. 145—148.

Stühmer, A., Soll man bei fraglichen Geschwüren der Geschlechtsteile eine prophylaktische antiluische Kur einleiten? D. m. W. 44. 1918. Nr. 2. S. 41—42.

Veil, Über das Verhalten der genitalen Funktionen beim Myxödem des Weibes. Arch. f. Gynäk. 107. 1917. H. 2.

Voorhoeve, N., De vrouw en het essentieel vrouwelijke bij de Röntgenbehandeling van baarm oeder fibromyomen. Nederl. Tijdschr. voor Geneesk. 59. 1915. H. 19. S. 2117—2123.

Voß, G., Über die Unterscheidung organischer und funktioneller Nervenkrankheiten. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 6. S. 131—134.

Walther, Paul, Über Einwirkung gewerblicher Gifte auf die Generations-Vorgänge. Inaug.-Diss. Erlangen, September 1917. 8°.

Wollenberg, Zur Frage der Schwangerschaftsunterbrechung bei psychischen Krankheiten. Arch. f. Gynäk. 107. 1917. H. 2.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Bauchwitz, Kurt, Hermaphroditismus und das Recht. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 392—393.

Boas, Kurt, Zur Kasuistik und Bedeutung der suggestiven Hörigkeit und deren Mißbrauch zu sexuellen Zwecken. Arch. f. Krimin. 69. 1917. H. 2. S. 138—141.

Friedrich, Julius, Die Bedeutung der Psychologie für die Bekämpfung der Verbrechen. Hannover 1915. Helwing. 8°. 152 S. 4 Mk. 50 Pf.

Heinsius, Fritz, Zur Frage des kriminellen Abortes. D. m. W. 44. 1918. Nr. 1. S. 16—18.

Hermkes, K., Aus der Begutachtung psychopathischer Persönlichkeiten. Arch f. Psych. 58. 1918. H. 1/3.

Hirsch, Max, Zur Statistik des Aborts. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 3.

Hoche, A., Das Berufsgeheimnis des ärztlichen Sachverständigen. Arch. f. Psych. 58. 1918. S. 599—615; dazu Waltz, D. Strafr.-Zeit. 5. 1918. H. 1/2. Spalte 28—30.

Hofmeier, M., Der Prozeß Henkel. M. m. W. 64. 1917. Nr. 50. S. 1615—1617.

Josef, Notzucht und Hinterlist gegen die Mutter in ihrer Einwirkung auf die Unterhaltsansprüche des unehelichen Mündels. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 9. 1917. Nr. 15/16.

Lenz, Fritz, Die Strafbarkeit der geschlechtlichen Ansteckung. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1917. H. 3/4. S. 337—342.

Mayr, Non occides. Allg. Rundschau 15. 1918. Nr. 1/2.

Mittermaier, W., Vorentwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 2/3. S. 33—52.

Puppe, Das Dienststrafverfahren gegen Professor Dr. Henkel (Jena). Med. Klin. 13. 1917. Nr. 46. S. 1207—1209.

Puppe, Über die rechtliche Stellung der Schwangerschaftsunterbrechung durch den Arzt im Hinblick auf den Prozeß Henkel. D. Juristen-Zeit. 23. 1918. Nr. 1/2.

Schweitzer, E. E., Körperverletzung oder unzüchtige Handlung. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 386—387

Winter, G., Unberechtigte Indikationen zur künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 49. S. 1283—1291.

Zumbusch, L. v., Geschlechtskrankheitenbekämpfung und Strafrecht. M. m. W. 65. 1918. Nr. 2. S. 47—49.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Fagon, Une loi nécessaire. A propos de la lutte contre les maladies vénériennes. Revue d'Hyg. 39. 1917. Nr. 9—11. S. 577—579.

Hahn, R., und **C. Manchot,** Die Organisation zur Bekämpfung dor Geschlechtskrankheiten in Hamburg. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 4. S. 85—108.

Hormelbracht, Clara, Frauenfürsorge bei der Stadtverwaltung Bielefeld. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 2/3. S. 53—62.

Pappritz, Polizeiassistentin oder städtische Fürsorge? Blätter f. soziale Arbeit 9. 1917. Nr. 11/12.

Pfaundler, M., Die Kontagiosität der kongenitalen Lues. M. m. W. 65. 1918. Nr. 6. S. 161.

Schmitt, Carl, Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Inaug.-Diss. Gießen, September 1917. 8°.

Scholtz, W., Über die Tätigkeit der Beratungsstellen für Geschlechtskranke und die Erfolge der jetzigen Syphilisbehandlung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 37. S. 1200—1202.

Tjaden, Prostitution und Bevölkerungspolitik. D. m. W. 1917. Nr. 35.

Vierte Sitzung der Sachverständigenkommission. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 5/6. S. 125—172.

Werber, Julius, Reformation oder Revolution? Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 4. S. 109—123.

Werther, Die Kontagiosität der kongenitalen Lues. M. m. W. 65. 1918. Nr. 3. S. 71—73.

Zieler, Wann dürfen „geschlechtskranke" Mannschaften beurlaubt werden? Merkblatt für Truppenärzte. M. m. W. 65. 1918. Nr. 7. S. 189.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Borgius, W., Bevölkerungsprobleme und Kinderrente. Die neue Generation 13. 1917. H. 11. S. 496—498.

Brennecke, Die Kreis-Entbindungsanstalt und ihre grundlegende Bedeutung für Mutter- und Säuglingsschutz. Ein Beitrag zur Bevölkerungspolitik. Magdeburg 1917. Selbstverlag. 8°. 91 S. mit 1 Tab. 2 Mk. 50 Pf.

Bumm, E., Geburtshilfe und Geburtenrückgang. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 46. 1917. H. 1.

Burgdörfer, F., Familienpolitik und Familienstatistik. M. m. W. 65. 1918. Nr. 2. S. 49—51.

Dietrich, E., Das österreichische Ministerium für Volksgesundheit. D. m. W. 44. 1918. Nr. 4. S. 103—104.

Du Mont, Geburtenrückgang — Geschlechtskrankheiten — empfängnisverhütende Mittel — Abtreibungen. Korr.-Bl. des allg. ärztl. Vereins von Thüringen 46. 1917. Nr. 9/10.

Federschmidt, Nürnbergs innere Bevölkerungsbewegung 1880—1913. M. m. W. 64. 1917. Nr. 38. S. 1232—1233.

Feige, Hans, Die Syphilis der dritten Generation. Inaug.-Diss. Bonn, Sept. 1917. 8°.

Fuhrmann, Bevölkerungspolitik. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 41. S. 1093—1096.

Fuhrmann, Geburtenrückgang und Geburtshilfe. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 44. S. 1178—1180.

Hälsen, G., Voraussetzungen für rassenhygienische Ehegesetze. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 384—385.

Hengge, Zum Geburtenrückgang. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 46. 1917. H. 2.

Hinselmann, Hans, Vorschlag zur Gründung eines Deutschen Zentralinstituts für Frauenheilkunde und Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 25. S. 101.

Hoffmann, G. v., Drohende Verflachung und Einseitigkeit rassenhygienischer Bestrebungen in Deutschland. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 3/4. S. 343—345.

Ibrahim, J., Über die Mütter. Akademische Antrittsrede. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. 24 S. 75 Pf.

Kötschke, H., Die Gefahren des Geburtenrückganges. Berlin 1917. Siegismund. 16°. 48 S. 20 Pf.

Kraepelin, Geschlechtliche Verirrungen und Volksvermehrung. M. m. W. 65. 1918. Nr. 5. S. 117—120.

Lenz, Fritz, Bevölkerungspolitik und „Mutterschutz". Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 3/4. S. 345—348.

Löhne, F., Deutschlands Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik vom nationalökonomischen Standpunkt. Wiesbaden 1917. Bergmann. 8°. 67 S. 2 Mk. 80 Pf.

Nürnberger, L., Die Bedeutung der Fehlgeburten in der Bevölkerungspolitik. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 34.

Opitz, E., Über die Säuglingspflege in Frauenkliniken. D. m. W. 44. 1918. Nr. 3. S. 69—71.

Renaut, F. H., La question de la dépopulation en France à l'Académie de Médecine. Revue d'Hygiéne 39. 1917. Nr. 9—11. S. 601—625.

Schauta, Der Kampf gegen den gewollten Abortus. W. m. W. 1917. Nr. 24.

v. Schjerning, Kinder- und Jugendpflege und ihre Bedeutung für die Volks- und Wehrkraft. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 4. S. 73—76.

Siemens, H. W., Biologische Terminologie und rassenhygienische Propaganda. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 3/4. S. 257—267.

Spiegel, O., Die Organisation von Mutter- und Säuglingsschutz in Kiel. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 5.

Turenne, A., Le Service d'Assistance et de Protection Maternelle à Montevideo. Annales de Gynécol. 72. 1917. S. 662—684.

Zeiler, A., Volkswachstum und Familienlasten. Der Frauenarzt 32. 1917. H. 11. S. 309—310.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Büsching, J., Naturtrieb und Sittlichkeit. 2. Aufl. Chemnitz o. J. (1917). Koezle. Kl. 8°. 39 S. 40 Pf.

Gramzow, Otto, Praktische Erziehungskunst für das neue deutsche Volk. Anleitung zur Erziehung und Selbsterziehung. Charlottenburg 1917. Brückner. Gr. 8°. VIII, 186 S. 4 Mk. 50 Pf.

Gregor, A., Ärztl. Bewertung von Verwahrlosten. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 5. S. 108—111; Nr. 6. S. 137—139.

Hamburger, Sozialpsychologische Probleme der jugendlichen Verwahrlosung. Jugendfürsorge 11. 1917. Nr. 12.

Kemsies, F., Deutsche Schulfürsorge und Schulhygiene im Osten. Leipzig 1917. L. Voss. 8°. 76 S. 1 Mk. 80 Pf.

Kirchhoff, Auguste, Erziehung zur sexuellen Verantwortlichkeit. Die neue Generation 13. 1917. H. 10. S. 419—438.

Klatt, G., Hygiene und Ethik. Leipzig 1917. Leop. Voss. Gr. 8°. 31 S. 1 Mk.

Oberdoerffer, P., Erziehung zur Tugend. Vorträge für kirchl. Vereine, insbes. für Müttervereine. Warendorf 1917. Schnell. 8°. 282 S. 3 Mk. 50 Pf.

Rosenkranz, C., Bevölkerungsfrage und Schule. Zugleich ein Beitrag zu d. Kapitel „Säuglingspflege in der Mädchenschule". Halle 1917. Schroedel. Gr. 8°. 16 S. 50 Pf.

Ruthmann, W. J., Erblichkeitslehre und Pädagogik. Ausschnitte aus der experimentellen und angewandten Erblichkeitslehre und Individualforschung. Leipzig 1917. A. Haase. 8°. 155 S. u. 21 Abbild. 4 Mk. 20 Pf.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Augstein, C., Medizin und Dichtung. Die pathologischen Erscheinungen in der Dichtkunst. Stuttgart 1917. Enke. 8°. V, 114 S. 3 Mk. 20 Pf.

Blüher, Hans, Staat und Eros. Die neue Generation 13. 1917. Nr. 9. S. 365—372.

Bolinder, G., Einiges über die Motilon-Indianer der Sierra de Perigá (Kolumbien, Südamerika). Zeitschr. f. Ethn. 49. 1917. H. 1. S. 21—51.

Buschan, G., Menschenkunde. Ausgewählte Kapitel aus der Naturgeschichte des Menschen. Mit 3 Taf. u. 8 Textabb. 58.—61. Tausend. Stuttgart o. J. (1917). Strecker & Schröder. 8°. IV, 262 S. 2 Mk. 80 Pf.

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. Eingel. u. hrsg. von W. Eggert Windegg. München 1917. Beck. 8°. XVI, 219 S. u. 2 Taf. 4 Mk. 50 Pf.

Familler, J., Das Heiligenleben in der modernen Psychopathographie. Eine psychologische Abwehrstudie. Regensburg u. Rom 1915. Fr. Pustet. 8°. 224 S. 3 Mk.

Leonhard, Rudolf, Geist und Liebe. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S 387—389.

Löhlein, M., Ursachenbegriff und kausales Denken. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 50. S. 1314—1317.

Marx, Ella, Wessen Schuld? Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 389—392.

Ratner, Zur Geschichte der künstlichen Befruchtung. Der Frauenarzt 32. 1917. H. 12. S. 341—342.

Sapper, K., Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 3/4. S. 268—320.

Schmitt, Adolf, Ehe und Treue. Die neue Generation 13. 1917. H. 10. S. 451—454.

Stöcker, Helene, Theodor Storms eheliche Liebeskunst. Die neue Generation 13. 1917. H. 11. S. 474—484.

Stratz, C. H., Die Schönheit des weiblichen Körpers. 24. Aufl. Stuttgart 1917. Enke. Lex. 8°. XVI, 488 S., 303 Abbild. u. 8 Taf. 18 Mk.

Verweyen, Johs. M., Mystik und Erotik. Die neue Generation 13. 1917. H. 11. S. 465—473.

Weindler, F., Geburts- und Wochenbettsdarstellungen auf altägyptischen Tempelreliefs. Ein Beitrag zur prähistorischen Urgeburtshilfe an der Hand von 16 Originalaufnahmen in Lichtdruck und 12 Textbildern. München 1917. O. Beck. 41 S. 7 Mk.

Weininger, Otto, Die Liebe und das Weib. Ein Versuch. Wien 1917. Verlag Neue Bahnen. 8°. 20 S. 80 Pf.

Wiese, Leop. v., „Maskí" u. andere Beiträge (Bevölkerungspolitisches; Weibliches; Über Asien u. Amerika). Berlin 1917. Kronen-Verlag. 8°. 72 S. 1 Mk.

Kriegsliteratur.

Bostroem, A., Neurologische und psychologische Fronterfahrungen eines Truppenarztes. Med. Klin 13. 1917. Nr. 50. S. 1310—1314.

Cordes, Franziska, Beitrag zur Kriegsamenorrhöe. Der Frauenarzt 1917. H. 9/10.

Czerwenka, K., Über „Kriegsamenorrhöe". Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 51/52.

Fehling, H., Kriegsschwangerschaften. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 37.

Fischer, Zur „Kriegsamenorrhöe". Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 41/42.

Fraenkel, L., Eierstockstätigkeit und Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 43/44.

Gans, Oscar, Die Ansteckungsquellen der geschlechtskranken Heeresangehörigen während des Krieges. (Mit 1 Abb.) D. m. W. 44. 1918. Nr. 1. S. 15—16.

Giesecke, A., Zur Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 35.

Grassl, Die vermutlichen Verheiratungsaussichten der deutschen Frauen nach dem Kriege. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1917. H. 3/4. S. 321—332.

Grumme, Vom Stillen in der Kriegszeit. M. m. W. 64. 1917. Nr. 38. S. 1233 bis 1234.

Hamm, A., Geburtshilflich-gynäk. Kriegsfragen. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 5.

Heil, K., Die Zunahme der Gebärenden in den höheren Altersstufen während des Krieges. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 47.

Heilbronn, Kasuistischer Beitrag zur Simulation von Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 64. 1917. Nr. 44. S. 1447.

Hinrichsen, O., Die Kriegspsychose bei den kämpfenden Völkern. Basel 1917. Finckh. 8°. 48 S. 2 Mk.

Hübner, A. H., Über Kriegs- und Unfallpsychosen. Arch. f. Psych. 58. 1918. H. 1/3.

Jaeger, Fr., Krieg und Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 35.

Kirchner, Martin, Ärztliche Kriegs- und Friedensgedanken. Reden und Abhandlungen aus dem Weltkriege. Mit 14 Abb. im Text. Jena 1918. Fischer. Lex. 8°. V, 305 S. 10 Mk.

Meyer, E., Kriegsdienstbeschädigung bei Psychosen und Neurosen. Arch. f. Psych. 58. 1918. H. 1/3.

Mörchen, Der Hysteriebegriff bei den Kriegsneurosen. Auf Grund neuerer Gefangenenbeobachtungen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 51. S. 1214—1215.

Nöll, H., Die seelische Wehrhaftmachung der deutschen Jugend im Lichte der Lehre von der Ausbreitung und Übertragung der Gefühle. Halle 1917. Gesenius. 8°. 46 S. 1 Mk.

Nyrop, Chr., Guerre et civilisation. Traduit du danois par E. Philipol. Paris et Nancy 1917. Berger-Levrault. 32°. XII, 189 S. 3 Fr.

Oppenheim, H., Stand der Lehre von den Kriegs- und Unfall-Neurosen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 49. S. 1164—1172.

Pick, Friedel, Über Sexualstörungen im Kriege. W. kl. W. 30. 1917. Nr. 45. S. 1418—1420.

Prümers, Zur Behandlung der Kriegshysteriker. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 44. S. 1166—1167.

Richter, A., Kriegsneurose und Psychogenie. W. kl. W. 1917. Nr. 52.

Rosenthal, Die gesetzliche Beschränkung der Wohlfahrtspflege im Kriege. Die neue Generation 13. 1917. Nr. 9. S. 359—365.

Schilling, Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. innere Medizin 1917. Nr. 31.

Schlesinger, Eugen, Der Einfluß der Kriegskost im dritten Kriegsjahr auf die Kinder im Schulalter und die herangewachsene Jugend. M. m. W. 64. 1917. Nr. 46. S. 1505—1507.

Schneid, M., Der Krieg und die Lehre vom Organismus. Augsburg 1917. Kranzfelder. 8°. 40 S. 1 Mk.

Singer, Kurt, Wille, Nerven und Krieg. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 4. S. 93—94.

Stelzner, H. F., Schulhygiene und Kriegskinder. Halbmonatsschr. f. soz. Hygiene u. prakt. Medizin 25. 1917. Nr. 24 u. 25.

Stöcker, Helene, Mütterlichkeit und Krieg. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 373—383.

Stratz, C. H., Volkszunahme und Wehrmacht im Deutschen Reich. Mit 7 Textbildern. Stuttgart 1917. Enke. 8°. 52 S. 2 Mk.

Strümpell, A., Die Schädigungen der Nerven und des geistigen Lebens durch den Krieg. Ein Vortrag. Leipzig 1917. F. C. W. Vogel. Gr. 8°. 30 S. 1 Mk. 50 Pf.

Theilhaber, Felix A., Vom kommenden Frauenüberschuß. Die neue Generation 13. 1917. H. 11. S. 484—495.

Vogel, Krieg, Ehe und Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 64. 1917. Nr. 40. S. 1299—1300.

Weber, Zur Behandlung der Kriegsneurosen. M. m. W. 64. 1917. Nr. 38. S. 1234—1235.

Kleinere geschäftliche Mitteilungen.

Unlängst begann der 6. Band des Riedel-Archivs sein Erscheinen. Diese Hefte, die während der Kriegszeit seltener erscheinen, bringen dem praktischen Arzte in knapper Form therapeutische Notizen und Übersichtsreferate über die von der J. D. Riedel A.-G., Berlin-Britz, hergestellten Präparate.

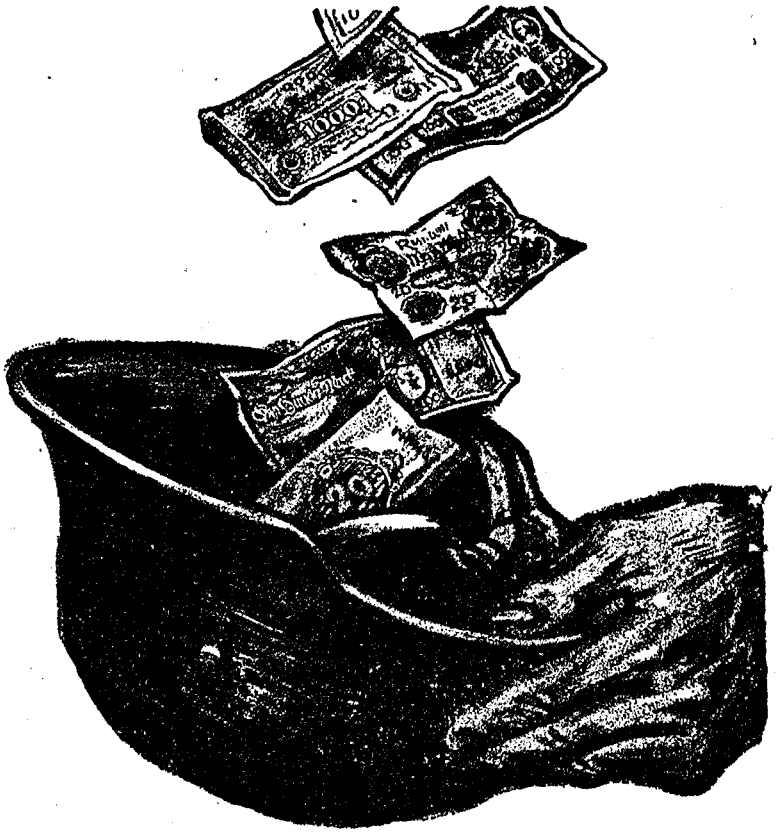
Dem Heft ist eine Kunstbeilage in guter Ausführung beigegeben, die einen Verbandplatz auf dem westlichen Kriegsschauplatz darstellt.

Namen- und Sachregister zum vierten Bande werden einem der nächsten Hefte beigelegt werden.

Aufruf!

Während im Osten die Morgenröte des Friedens heraufdämmert, wollen unsere verblendeten westlichen Gegner die Hand zum Frieden noch nicht reichen. Sie wähnen noch immer, uns mit Waffengewalt zu Boden ringen zu können. Sie werden erkennen müssen, dass das deutsche Schwert die alte Schärfe besitzt, dass unser braves Heer unwiderstehlich im Angriff, unerschütterlich in der Verteidigung, niemals geschlagen werden kann. Von neuem ruft das Vaterland und fordert die Mittel von uns, die Schlagfertigkeit des Heeres auf der bisherigen stolzen Höhe zu halten. Wenn alle helfen, Stadt und Land, reich und arm, gross und klein, dann wird auch die 8. Kriegsanleihe sich würdig den bisherigen Geldsiegen anreihen, dann wird sie wiederum werden zu einer echten rechten deutschen Volksanleihe.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Jede bisher gezeichnete Mark
Kriegsanleihe hat
mitgearbeitet an den bisherigen
großen Erfolgen unseres Heeres.

Zeichnet den Enderfolg durch die „achte"!

Namenregister.

Abderhalden, Emil, 46.
Abraham, Karl, 244—245.
Adler, Alfred, 9. 313—321.
Ancel 210. 212.
Andran 61.
Andreas-Salomé, Lou, 1—12. 49—57.
Arrhenius 333.
Aschaffenburg 84.
Aschoff 335.

Baege 43.
Bätz 234.
Baginsky 143. 178.
Balfour 334.
Baltzer, C., 42—43.
v. Bardeleben 178.
Batka, Richard, 61.
Baur 81.
Becker, W. H., 83—87.
Benthien, W., 41—42.
Bergson, H., 334.
Bernhardt 95—96.
Bielefeld 45. 73.
Blaschko, Alfred, 34. 45. 46. 68. 69. 70. 143. 360. 363.
Bleuler, E., 8. 85. 147.
Bloch, Iwan, 34. 35. 37. 39. 121—122. 139. 145. 149. 161. 166—167. 177. 178. 239. 240—243. 282. 360.
Blüher 287.
Bluhm, A., 141. 142.
Blum, Georg, 191—199.
Boresch 172.
Bouin 210. 212.
Brentano 13.
Breuer, Josef, 2.
Brieux 339.
Bucura, Constantin J., 280.
Bülow, Hans v., 25.
Burchard, E., 34.
Buschan, Georg, 98. 149. 205. 208. 244. 362.

Carlyle 202. 203.
Carpenter, E., 165. 166.
Casanova 205.
Caspari, Johann, 149.
Chaucer 89.
Christian, Max, 45. 46.
Cohn 84. 85.
Cordes, Franziska, 362—363.
Cramer 85.
Croner, Siegfried, 34. 145—147. 243.

Dalton 286.
Darwin, Charles, 77—83. 129—136. 237.
David, Eduard, 34. 179.
Dawson 342.
Doederlein, A., 288.
Douglas, Lord Alfred, 321—332.
Dreuw 96—97.
Durham 82.

Ebstein, Erich, 208.
Ehinger 177.
Ellis, Havelock, 5. 170. 202. 234.
Eulenburg, Albert, 34. 45. 100. 121—122. 151—152. 240—243.

Fehlinger, H., 29—31. 205.
Fischer, A., 138.
Fleischer, Fritz, 105.
Fließ, Wilhelm, 144—145. 182—184. 243.
Focken 94—95.
Foges 162. 204.
Forel, A., 166. 240.
Freud, Siegmund, 1—12. 37—40. 49—57. 153. 185—191. 209. 221—228. 243. 249—251. 313—321. 361.
Friedenthal 81. 234.
Friedmann 147.
Fritsch, Gustav, 29. 236.
Führer 271.
Fürbringer, P., 178.
Fürth, Henriette, 65—77.

Gaffron 34.
Galsworthy 202.
Galton, Francis, 135.
Giese, Fritz, 100—101, 307—312.
Goethe, J. W. v., 89.
Gonser 46.
Goodale 217.
Göring 31.
Gortner 82.
Gottstein, A.. 45, 46.
Grandke, H., 45, 46.
Gregorowski, 239.
Grimm 86.
Groeper, Richard, 93.
Groß, Hans, 178.
Grosz 30, 201.
Gruber 178.

Haeckel, Ernst, 129. 231. 237. 240. 281.
Heilborn 243.

Halban 162.
Hamburger 82. 83.
Hamilton, L., 321—332.
Hammer, W., 35. 36. 239.
Hansen, E. Chr., 132.
Hanslick, Eduard, 25.
Hanslik 191.
Harms 213.
Hartmann, Ed. v., 128.
Hegar, Alfred, 165. 173. 178.
Heinroth 239—240.
Heribert-Nilsson 130.
Hertwig, Oscar, 78—83. 129—136. 265—266. 268.
Hirsch, Max, 176. 177.
Hirschfeld, Magnus, 34. 35. 36. 37. 38. 87. 103—105. 144. 145—147. 154. 158. 160. 161. 162. 163. 164. 243. 280—286. 295. 300. 343—351. 360.
Hodann, Max, 77—83. 129—136. 247. 251—252.
Hoffmann 41.
Hoffmann, Géza v., 44. 45. 46. 179. 361—362.
Horney, Karén, 34. 37—40. 185—191. 221—228.
Huxley 237.

Ibsen 320.
Isaac, Hermann, 34.
Janet, Pierre, 1.
Jaspers 84.
Jastrowitz 154.
Jöhnk 96. 180.
Johannsen 79. 80. 81. 82. 131. 132. 133. 134.
Juliusburger, Otto, 34.
Jung, C. G., 7. 10. 209.
Junginger 95.

Kahn, Moritz, 94.
Keller 41. 217.
Kemnitz, M. v., 150.
Kepler 77.
Key, Ellen, 98—99.
Kimmig 177.
Kirchner, M., 143.
Kisch, E. Heinrich, 44—45. 141. 205—208. 356—358.
Knauer, F., 29.
Koerber, Heinrich, 34. 38. 40. 145. 147. 185. 243. 287.
Koerner, B., 45.
Kraepelin 84.
Krafft-Ebing, A. v., 283. 284.
Krupski 93—94. 181.
Kurella, Hans, 34.
Krieg 41.
Künstler, Fanny, 100.

Lamarck 77. 131. 237.
Landau 143.
Lauffer, Otto, 98.
Leo 37.
Lichtenstern, Robert, 93. 212. 213.
Linné 79.
Lipschütz, Alexander, 209—221.
Liszt 25.
Lode 162.
Loeb, Jacques, 268. 269. 270. 337.
Loewenfeld, L., 153. 164. 246.
Lombroso 122.

Maeterlinck, Maurice, 48. 333.
Mann, Thomas, 247—248.
Mantegazza 234.
Marcinowski, J., 243. 313—321.
Meisel-Heß, Grete, 181—182. 251—252.
Meisenheimer 213. 216.
Mendel 79.
Menzel, Hans, 31—32.
Meves 82.
Meyerfeld, Max, 321 ff.
Mezger, Edmund, 245—246.
Moebius 287. 289—295.
Moll, Albert, 170.
Mombert 13. 14.
Motloch 181.
Müller-Braunschweig 38—40.
Müller-Eberhart, W., 92—93.
Multatuli 319.

Naecke, Paul, 5.
Neißer, A., 178.
Neugebauer, Franz v., 34.
Newton, Isaac, 77.
Nietzsche, Friedrich, 22—28. 58—65. 166 287. 289—295.
Förster-Nietzsche, Elisabeth, 23. 27. 291—295.
Numa Praetorius 248.
Nußbaum, Moritz, 213.

Oppenheim, Hermann, 37.
Oswald, A., 246—247.

Pappritz, Anna, 46.
Pézard 217.
Pfeiler 180.
Pfenniger, W., 266.
Philipps, John C., 48.
Piette 231.
Pirkner, E. H. F., 47—48. 332—343.
Placzek 208.
Platon 179.
Pompejus 238.

Quetelet 79.
Quinke 266.

Ransome, Arthur, 322.
Rehbock 94.
Rhumbler 266.
Rößle 95.
Rohden, G. v., 46.
Rohleder, Hermann, 13—22. 34—36. 128. 166. 170. 360.

Rolleston, J. D., 205.
Rosenthal, M., 123—129. 165—175. 253.
Roß, Robert, 321—332.
Roux, Wilhelm, 136.
Rumi 282.

Saaler, Bruno, 101. 239. 289—295.
Sacher-Masoch, L. v., 242. 284—286.
Sade, Marquis de, 242. 284—286.
Schacht, Franz, 43—44.
Schallmayer 165. 174. 253.
Schlegtendal 45.
Schlüter 46.
Schneickert, Hans, 237—239.
Schopenhauer, A., 128. 167. 202. 318.
Schreiber, Adele, 46.
Schröder, P., 147—149.
Schultze, Ernst, 199—202.
Schwalbe 46.
Scipio, P. Ämilianus, 238.
Sellheim 179.
Semon 132. 133.
Siegel, P. W., 94, 97.
Sohnrey, H., 88.
Sommer, Robert, 97—98.
Sprague, Robert J., 47. 48.
Sprinz 96. 97. 99. 182. 287. 288.
Stabel 147.
Steinach, Eugen, 144. 153—164. 209—221. 240.
Stekel, Wilhelm, 22—28. 58—65. 226. 245. 251. 290—295.
Stickdorn 181.
Stoecker, Helene, 46.
Strasser, Vera, 87.
Straub 335.
v. Strauß und Torney 45.
Stryyer 267.
Stümcke, Heinrich, 35.
Sturm, Julius, 89.
Sußmann 243.
Swedenborg 335.
Swoboda, Hermann, 182—184.

Taine, Hippolyte, 201.
Tandler 30. 41. 210. 217.
Tarnowsky 158.
Theilhaber 287—288.
Tolstoi 358.
Tower 133.
Träger, Paul, 45.
Traube, J., 83. 265—272.
Turel 243.

Vaerting, M., 44. 98. 102. 103. 137—144. 176—179. 244. 288. 363.
Varnhagen von Ense, V. A., 149.
Vernon 271.
de Vries, 79. 80. 81.

Wagner, Richard, 22—28. 58—65.
Wagner, Cosima, 24.
Waldeyer-Hartz, Wilhelm v., 233. 240.
Warburg 268. 271.
Wegscheider, M., 93. 94. 97.
Weinberg 96.
Weininger, O., 287.
Weismann, A., 83.
Went 134.
Werthauer 147.
Wheldale 82.
Wiedersheim 234. 236.
Wiesel 268.
Wilde, Oscar, 321—332.
Wiszwianski 38.
Woltereck 133.

Zeiler, A., 273—279. 288. 301—307. 352—356.
Ziegler, Th., 169.
Ziehen 84.
Zude, Waldemar, 88—91. 228—237. 358—360.

Sachregister.

Abort und Geburtenrückgang 97; Störung der serologischen Diagnose des infektiösen, durch Abortivbehandlung 181; Bekämpfung 288.
Absenzen, Bedeutung der, bei Kindern und Jugendlichen 147—149.
Algolagnie 51—52.
Antifeminismus 287.
Aphrodisiacum, Extract. Muira-Puama als, in der Veterinärpraxis 94—95.
Artbegriff 78 ff.

Befruchtungsvorgang, Physikalisch-chemische Betrachtungen über den 265—272.
Beratungsstellen für Geschlechtskranke 65—77.
Bibliographie der Sexualwissenschaft 34. 106—120. 364—370.
Brustdrüsenentwicklung 235—237.

Casanovas Memoiren, Medizinisches Interesse von 205.
Coitus, Stellung beim 234.

Darwinismus, Zur Revision des 77—83. 129—137.
Doppelgeschlechtigkeit 54.

Ehe, wird sie einzige staatlich gebilligte Geschlechtsgemeinschaft bleiben? 95—96; Rassenhygienische Eheverbote 361—362.
Ehrenmitglieder der ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin 240.
Ejaculatio praecox 244—245.
England, Frauenfrage in 191—199; Prüderie in 199—203.
Erotik und Charakter 243.
Eugenik, Folgen des Krieges für 137—144. 176—179; und Leben 332—343.
Exceptio plurium, Fort mit der 96.

Fakirismus 351.
Familienlasten und Volkswachstum 288.
Fehlgeburten s. Abort.
Flagellation 346—347.
Fortpflanzung, Entwicklungsstufen der 29—31; Regulatoren der menschlichen 123—129. 165—176. 253; Trieb zur, bei der Frau 356—358.
Frau, Kulturtat der 100; sexuelle Untreue der 205—208; metatropische 349—351; Fortpflanzungstrieb der 356—358.
Frauenberufsfrage und Bevölkerungspolitik 102—103; Frauenfrage in England 191—199.
Frauenüberschuß 287—288.
Freundschaft, Psychogenese der 22—28. 58—65; und Sexualität 208.
Fruchtabtreibung, Einfluß des Krieges auf 137—144. 176—179.
Frühehe, ihre Voraussetzungen und Folgen 101—102.

Geburtenrückgang, Bekämpfung nach dem Kriege 13—22; Bekämpfung in Amerika 47—48; durch Geschlechtskrankheiten 70; und Abort 97; Frauenberufsfrage und Bevölkerungspolitik 102—103; in Frankreich 105—106; und Sterblichkeit 150—151; Bedeutung der wirtschaftlichen Schwäche der Familie 273—279. 301—307. 352—356; Volkswachstum und Familienlasten 288.
Geburtstag 60; von A. Blaschko 363.
Geisteskranke, Männliche und weibliche 83—87.
Geschlechtsbestimmende Ursachen bei niederen Tieren (Rüsselwürmern) 42—43.
Geschlechtskrankheiten, Bekämpfung der, in und nach dem Kriege 65—77; Gesundheitspolitik 96—97.
Gesellschaft, Ärztliche für Sexualwissenschaft in Berlin 34—40. 239—243. 360—361.
Gesundheitszeugnisse, vor der Eheschließung 45—46; rassenhygienische 361—362.

Hebammen, Verstaatlichung der 252—253.
Hodentransplantation am Menschen 93.
Hominider Genitalapparat, Phylogenetische Entwicklung des 228—237.
Homosexualität, unbewußte bei Nietzsche 26; Ursachen der 43—44; Psychoana-

lyse 52—56; Sexualchemismus bei; 161—164.

Innere Sekretion 209—221.

Kastration der Kühe 95.
Koprolagnie 347—348.
Krieg, Hebung der Geburtenziffer nach dem 13—22; Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in und nach dem Kriege 65—77; und die Geschlechter 98—99; Einfluß auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung 137—144. 176—179; und Soldatenehen 237—239.
Kriegsamenorrhöe 94. 362—363.
Kriminalpsychologische Studien aus der gerichtlichen Praxis 245—246.
Kuckuck in der Sexualsymbolik 88—91.
Kühe, Kastration der 95; sadistische Verletzung des Rektums bei einer Kuh 96.
Kuriositäten, Sexualwissenschaftliche 358—360.

Leben und Eugenik 332—343.
Ligationsmetatropisten 345—346.

Masochismus 51—52. 283—286. 361.
Menstruation bei Säugetieren 233—234.
Metatropismus 280—286. 295—300. 343—351.
Minderwertigkeitsgefühle, erotische Quellen der 313—321.
Monogamie, Bedeutung der 181—182. 251—252.
Musikalische Veranlagung des Weibes 244.

Nachempfängnis 358—359.
Narzißmus 11—12. 52.
New York, Brief aus 47—48.
Nietzsches Krankheit, Über 289—295.
Notzucht von Frauen an Männern 31—32.

Oberflächenaktive Stoffe, Bedeutung beim Befruchtungsvorgang 265—272.

Paarungsweisen und Paarungsvorbereitungen 239—240.
Päderastie s. Homosexualität.
Penislähmung beim Stier 180.
Penispapillome beim Stier 180.
Pferd, Gebärparese und Hämoglobinämie 95.
Physikalisch-chemische Betrachtungen über den Befruchtungsvorgang 265—272.
Pikazismus 347—348. 351.
Präventivverkehr, Einfluß des Krieges auf 137—144. 176—179.
Prüderie, Zur Geschichte der 149; Englische 199—203.
Psychoanalyse und Psychosexualität 1—12. 49—57; Technik der 37—40. 185—191. 221—228; der Homosexualität 52—56; Vorlesungen über 249—251; erotische Quellen der Minderwertigkeitsgefühle 313—321; des Sadomasochismus 361.
Psychologische Beiträge 100—101.
Psychosexualität 1—12. 49—57.
Pubertätsdrüsen und Sexualität 209—221.

Rassenhygiene und Fortpflanzungshygiene 44—48; Eheverbote und Gesundheitszeugnisse 361—362.
Rind, Physiologie der weiblichen Sexualorgane beim 93—94; Pathologie der weiblichen Sexualorgane beim 181.
Rüsselwürmer, Geschlechtsbestimmende Ursachen bei 42—43.

Sadismus 51—52, sadistische Verletzung des Rektums bei einer Kuh 96; Analyse 283—286. 361.
Sarggeburt 360.
Schilddrüse, die Physiologie und Pathologie 246—247.
Schwangerschaftsdiagnostik nach Abderhalden, Beitrag zur 41—42; bei Tieren 94.
Sekundäre Geschlechtsmerkmale, Selektive Bedeutung der 203—205.
Sexualchemismus und Sexualobjekt 153—165.
Sexualpädagogik, Unschuld oder Unwissenheit? 32—33.
Sexualpathologie 103—105.
Sexualsymbolik, Kuckuck in der 88—91.
Sexualwissenschaft, Ärztliche Gesellschaft für 34—40. 239—243; Bibliographie der 34. 106—120. 254—264. 364—370; Zeitschrift für 34; und Strafrechtsreform 145—147.
Siebenjahr, das 182—184.
Soldatenehen und Krieg 237—239.
Sterilität, angeborene und erworbene bei Haustieren 180.
Strafrecht, Notzucht von Frauen an Männern 31—32; Reform des, und Sexualwissenschaft 145—147.
Stuten, Ursachen des ansteckenden Verwerfens der 180.
Sukkubismus 348.

„Tod in Venedig“ 247—348.
Totenkronen, volkstümlicher Gebrauch der 98.
Transvestie, anomale und ihr Erlebniswert 307—312.
Triolismus 349.

„Turbine“ (Drama), als sexualkritisches Phänomen 92—93.

Uneheliche Kinder, Not der 149.
Unschuld oder Unwissenheit? 32—33.
Urolagnie 347—348.
Uterus, Schreien des Kindes im 359—360.

Vererbung, Problem der, bei Bakterien, Pflanzen und Tieren 41; über die Regeln der 41. 79—83. 129—136; Friedrich der Große vom Standpunkt der Vererbungslehre 97—98; Farbenvererbung bei Pferden 181.
Verwerfen, Ursachen des ansteckenden, bei Stuten 180.
Verzeichnis, Chronol., der Schriften von Albert Eulenburg 151—152.

Weib und seine Bestimmung 150; Geschlechtsleben des 208.
Widerstand (psychoanalytischer) 38—39.
Wilde, Beiträge zur Biographie von Oscar 321—332.
Wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft 273—279. 301—307. 352—256.
Wochenhilfe für Kriegerfrauen 105.
Wohlstandstheorie 35—36.

Zwillingsträchtigkeit des Rindes, Verhalten der Eihäute bei der 41.
Zwitterbildung, künstliche 144—145.

Sexuelle Jnsuffizienz

Des Mannes:
Testogan
Der Frau:
Thelygan

Specifica auf organ-chemotherapeutischer Grundlage nach Dr. Iwan-Bloch-Berlin.
In Form von Pillen, subkutanen Injektionen und Suppositorien.
Glänzende tonische und innersekretorische Wirkung.
Adipositas: { Thyreo Testogan / Thyreo Thelygan

Literatur: **Dr. Georg Henning, Berlin W 35,** Kurfürstenstrasse 146/147.

Das Weib im Leben der Völker, von A. Friedenthal.

Tonganerin

1. **Afrika,**	165 Abb.,	13 farb. Beilg.		statt 6 M.	nur 3.85 M.
2. **Amerika,**	231 „	5 „	„	„ 6.50	„ 4.35 „
3. **Asien,**	308 „	11 „	„	„ 7.—	„ 4.65 „
4. **Europa,**	296 „	14 „	„	„ 5.—	„ 3.50 „
5. **Australien u. Ozeanien,**	81 Abbild. u. 5 Taf.			„ 2.—	„
5 Probelief.	(ca. 140 Abb. u. 5 Taf.)			statt 3 M.	„ 2.— „
10 „	(ca. 280 „ u. 10 „)			„ 6 „	„ 3.80 „

Der Autor, der in fast 30jähr. persönl. Verkehr mit allen Völkern der Erde sein Wissen geschöpft hat, erzählt uns vom Weib, wie er es fand bei den verschied. Völkern; er berichtet von den Sitten u. Anschauungen der Völker über das Weib, von ihrer Liebe, Treue, Untreue usw. Die Abbild., die z. groß. Teil äußerst schwierig zu erlangen waren, stellen dar die Frauen all. Rassen und Völker in ihren Rassenschönheiten und -fehlern.

Oswald Schladitz & Co., Berlin W, Bülowstr. 54 Me.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Kurzer Leitfaden der Psychiatrie

Für Studierende und Ärzte

Von Dr. **Ph. Jolly**

Assistenten an der Psychiatrischen und Nervenklinik (Geh.-Rat Prof. Anton) in Halle a. S.

Preis brosch. M. 4.—, geb. M. 4.80

Neurologisches Centralblatt 1914, S. 472: Im Vordergrund dieses Leitfadens, der in gedrängter Fülle den gesamten Stoff der Psychiatrie darbietet, steht die Hervorhebung der praktischen, den Studierenden und Arzt leitenden Gesichtspunkte, aus welchem Grunde besonders die Diagnostik ausführlich behandelt wurde. Die einzelnen Psychosen sind in ihren spezifischen Symptomen kurz geschildert und zum Teil auch differential-diagnostisch bearbeitet . . . . .

Münchn. med. Woch. 1914, Nr. 5: Der Fachmann muß nach der Lektüre des vorliegenden, kurz, klar und übersichtlich geschriebenen, das Hauptgewicht auf die möglichst lückenlose Wiedergabe der psychiatrischen Diagnostik legenden Leitfadens anerkennen, daß es dem Verfasser gelungen ist, „eine zwischen den ausführlichen Darlegungen der großen Lehrbücher und den kurzen Angaben der Kompendien die Mitte haltende Darstellung des Stoffes unter Betonung der allgemein anerkannten Tatsachen und möglichster Vermeidung theoretischer Erörterungen zu geben, ohne dabei auf Anführung gegensätzlicher Anschauungen zu verzichten".

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Lehrbuch der forensischen Psychiatrie

Von Prof. Dr. A. H. Hübner
Oberarzt der Psychiatrischen und Nervenklinik zu Bonn

Preis brosch. M. 26.–, geb. M. 28.–

Nicht bloß die Mediziner im allgemeinen und die Psychiater insbesondere, sondern auch die Juristen – Richter sowohl wie Staatsanwälte und Rechtsanwälte –, ferner auch Verwaltungsbeamte und namentlich auch Leiter von Heilanstalten, Vorsteher von Strafanstalten, sowie überhaupt alle, die an der Erkenntnis und Feststellung von Geisteskrankheiten ein Interesse haben, werden aus dem geistvollen, ungemein inhaltsreichen Werke Belehrung und für ihre Praxis dauernden Nutzen schürfen. **Wirklicher Geheimer Kriegsrat Dr. jur. Romen.**

Die Anschaffung des Buches kann dem Gerichtsarzt ebenso wie dem Psychiater warm empfohlen werden. **Geh. Med.-Rat Prof. Puppe-Königsberg i. Pr.**

Zeitschrift für Psychiatrie: . . . Das Hübnersche Buch bringt trotz seiner Stärke nur Notwendiges und Wissenswertes und dies in klarer und verständlicher Form. Die illustrierenden Beispiele aus der Praxis sind knapp, kurz und treffend, die Gesetzesparagraphen und ihre Erläuterungen recht vollständig.

Berliner klin. Wochenschrift vom 20. IV. 1914: . . . In der Tat dürfte es kaum eine einzige Rechtsfrage an den Psychiater geben, die das Hübnersche Buch nicht beantwortet . . . Ein erschöpfendes Namen- und Sachregister schließen das Hübnersche Buch, dem Referent den wohlverdienten Erfolg herzlich wünscht. Das Buch ist ein treffliches Nachschlagebuch auch für den erfahrenen Sachverständigen, und kann zugleich für das schwierige Gebiet der forensischen Psychiatrie auf das beste vorbereiten.

Deutsche medizinische Wochenschrift 1914, Nr. 9: . . . Den vielen beamteten Ärzten, wie manchem Praktiker, der häufig mit forensisch-psychiatrischen Fragen befaßt wird, ist das Buch sicher als zur Zeit bestes Lehr- und Nachschlagewerk zu empfehlen.

Archiv für Psychiatrie: . . . Das reiche Material, welches dem Verfasser zur Verfügung gestanden hat, ist geschickt verwendet worden. Die Darstellung erfreut durch Klarheit und Prägnanz. Das Lehrbuch in seiner Vollständigkeit bildet einen guten Ratgeber für alle in das Bereich der forensischen Psychiatrie fallenden Fragen.

Ärztliche Sachverständigen-Zeitung Nr 8 vom 15. IV. 1914: . . . Im Rahmen einer Besprechung lassen sich die Einzelheiten eines so groß angelegten Buches nicht würdigen. Mögen vorstehende Angaben und Beispiele genügen, um zu zeigen, wie umfassend und doch wieder mit welcher selbständigen Vertiefung in wichtige Einzelheiten Hübner sein Werk ausgestaltet hat, dem ein bedeutender Erfolg vorausgesagt werden kann.

Diesem Heft liegt ein „Verzeichnis sexualwissenschaftlicher Neuigkeiten“ aus A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn bei.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.